



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

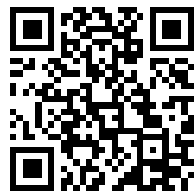
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

GoogleTM books

<https://books.google.com>







Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von
Julius Gabel
Professor an der Staatsuniversität von Illinois

Jahrgang 1912
(Vol. XII)

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois
1608 Mallers Building, 5 S. Wabash Ave.
Chicago, Illinois

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von
Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität von Illinois

Jahrgang 1912
(Vol. XII)

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois
1608 Mallery Building, 5 E. Wabash Ave.
Chicago, Illinois

**COPYRIGHT 1913
GERMAN-AMERICAN HISTORICAL SOCIETY
OF ILLINOIS**



**PRESS OF
GEORGE BANTA PUBLISHING COMPANY
MENASHA, WISCONSIN**

1893 13 1313
 Deutsch-Amer. Geschichts-Blätter
 Hist. von Ill.
 E
 184
 63
 D4
 V.12

INHALT

Vorbemerkung	
Christoph von Graffenried and the Founding of New Bern, N. C.	Vincent H. Todd 1
Briefe deutscher Auswanderer aus dem Jahre 1709, Julius Goebel	124
Die erste deutsche Einwanderung in das Mississippital. Eine kritische Würdigung	Alexander Franz 190
Der deutsch-amerikanische Journalismus und seine Verbreitung von 1800 bis zur Einwanderung der sogenannten "Dreissiger"	H. A. Rattermann 283
Der holländisch-deutsche Zweig der Familie Washington und einige Washington-Dokumente	Curt Joseph Kirch 306
Anfänge und Entwicklung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts	H. A. Rattermann 327
The Germans of Chicago and Stephan A. Douglas in 1854	F. I. Herriott 381
Christian Esselen	H. A. Rattermann 405
A Political Prophecy of the Forty-eighters in America	Julius Goebel, Jr. 462
Die Anfänge deutscher Einwanderung in Nordamerika	Otto Lohr 499
Lincoln and German Patriotism	Paul Selby 510
Quincys Gründung und das deutsche Element in der Entwicklung der Stadt	Heinrich Bornmann 536
Neu-Ostfriesland, jetzt Golden, Illinois	H. H. Emminga 545
Neuere historische Erscheinungen in der deutsch-amerikanischen Literatur	Wilhelm A. Fritsch 557
Pastorius und die Gründung von Germantown, Pa.	H. A. Rattermann 559
Art and National Culture	Julius Goebel 568
Deutschlands Franklin gegen puritanische Kopfhängerei	H. A. Rattermann 576
Biographisches	
Bernhard Ziehn	Geo. P. Upton 581
William Conrad Seipp	585
Max Eberhardt	587
Adolph Arnold	590
Leon Mandel	592
Zwölfte Jahresversammlung	594
Beamten der Gesellschaft	597
Mitglieder und Abonnenten-Liste	597

Vorbemerkung

Indem die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ hiermit zum ersten Male als Jahrbuch erscheinen, ist es vielleicht am Platze einige Worte über die vollzogene Umwandlung zu sagen.

So verdienstvoll und fördernd die Zeitschriften wie „Der Deutsche Pionier“, das „Deutsch-Amerikanische Magazin“, die „Americana-Germanica“ und ihre Fortsetzung, die „German American Annals“, sowie andere Publikationen auch gewesen sind, so hat es der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsforschung bisher doch an einem Organe gefehlt, in dem auch größere Arbeiten, Quellen und Urkunden als abgeschlossene Ganze hätten gebracht werden können. Diesem Mangel abzuhelpen und den Forschern einen Sammelplatz für ihre Arbeiten zu schaffen, hat die Veränderung in der Form der Geschichtsblätter veranlaßt.

Amerikanische Historiker haben der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsforschung häufig und vielleicht mit gewissem Rechte den Vorwurf des Dilettantismus gemacht, der, anstatt neue Erkenntnisse zu bringen, immer wieder Altbekanntes wiederhole. Wir können ihnen darauf entgegenhalten, daß sie das völkische Problem, das wichtigste der Amerikanischen Geschichtschreibung, bisher überhaupt nicht gesehen haben.

Die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ setzen es sich zur Aufgabe den Beitrag des deutschen Volksteils zur amerikanischen Geschichte und zur werdenden Kultur dieses Landes auf Grund wissenschaftlicher Forschung nach allen Seiten hin festzustellen. Und an alle Geschichtsforscher, deutsche wie amerikanische, richten wir hiermit die freundliche Einladung unser neues Jahrbuch als die Stätte zu betrachten, wo ihre Arbeiten willkommene Aufnahme finden.

CHRISTOPH VON GRAFFENRIED AND THE FOUNDING OF NEW BERN, N. C.

BY VINCENT H. TODD, PH.D.

Professor in Greenville College, Ill.

INTRODUCTION

A carefully prepared and conservative computation made within the last ten years gives the surprising result that of our white population there are at least twenty-seven per cent of German birth or extraction, while those of English origin number but thirty per cent. With such a proportion of Germans, is it not strange that almost nothing is said in our histories about this great element of our population; about the causes that induced them to leave their homes; about the circumstances of their first settlements; about their influence upon the growth of our common culture?

The reason of this lies, partly in the undeveloped provincial character of American historiography, partly in the fact that American History was first written by men from New England. They wrote of the things with which they were most familiar, their own Puritan commonwealths and the Institutions developed from them. Biased by provincial prejudices they overlooked other events of equally great importance, so that their histories read like a one-sided glorification of their ancestors. A very powerful contributory cause for this discrimination is the fact that the Germans made their settlements comparatively late, and for the most part avoided New England. By the time the first permanent settlements were made at Germantown, near Philadelphia (1683), New England had passed through some of its most epoch-making experiences. The colonies about Massachusetts Bay, Connecticut and Rhode Island had been settled and their characteristic institutions, which have come down to our own time, were becoming fixed in laws and customs of the people. American historiography as first conceived by the New England historians has since followed the same or similar lines, and until recently, when the German Americans themselves

took up the work, very little, in general, was known about the early life of this portion of our population.

It is to be hoped that this regrettable division in matters of historical truth will be done away with, and since no one nationality can rightfully claim all the honor of having made America what it is, Germans as well as Puritans and Cavaliers will come to be recognized for what they are or have done, and not be excluded from consideration for what they have not done. To illustrate: It was not a German woman's pig to which we traced the bicameral system of Government in Massachusetts; but it is to the German settlers at Schoharie that we, in a large measure, owe the fortunate outcome of the French and Indian war, for it was they who kept the Six Nations from joining the French, when such an event would have spelled disaster to the New York and New England colonies: they did not give us theocracies from which a doubtful ideal of the state eventually evolved; but they helped to give us freedom of conscience, the very corner-stone of modern politics, and it is to the German printer in New York, that we owe an untrammelled public press. Who shall say which is the worthier?

It is not sufficient then to know that in the seventeenth and eighteenth centuries a large number of Germans came to America, and made or tried to make certain settlements. We want to go farther and learn about their life and work and be able to appreciate them as we do the other pioneers. It is for this reason that a study of Baron Christoph von Graffenried's settlement may be considered worth while.

This colony in North Carolina would have consisted of only a few Swiss adventurers but for the events of the year 1709. These enlarged the scope, increased the prestige of the undertaking, gave the leadership to one of the few ever to possess a title of nobility in Locke's new American order, made this pioneer of several Swiss undertakings the nearest approach to Locke's ideal that ever existed in America, and taking it out of its isolation, made it a part of the great German migration of 1709; a consideration of which may properly precede the study of Graffenried's own adventures.

Since a man should be judged by his intentions and by the times in which he lived, as well as by the actual results of his efforts, it has seemed well to quote from or make references to the writings of contemporaries wherever possible.¹ For instance, his expectation of becoming rich from silver mines in Maryland or Virginia seems to us absurd because we know there is no silver in those parts in paying quantities; but if we find, that in his day, everyone believed that there was silver to be found there, and if we remember that the Secretary of the London Royal Society in 1669 urged Governor John Winthrop to look for mines in Connecticut and if necessary to "employ dogs of the best sent"² for this purpose, Graffenried's persistency in searching for silver takes on a different aspect.

PART I.

THE PALATINE MOVEMENT

CHAPTER I.

The generally accepted causes of the Palatine migration.

The great stream of emigrants from Germany to England and from thence to America, beginning rather feebly in the latter part of the seventeenth century, then suddenly swelling to such enormous proportions that more Germans had come to New York, Pennsylvania, and North Carolina in one year than had come to New England in the first ten years of the settlements about Massachusetts Bay, has as its fundamental cause the great intellectual movement of the Reformation, and the equally intense Counter Reformation which began in the latter part of the sixteenth century and extended far into the seventeenth century.

Since the Protestant Reformation in England had come rather later than in Germany, and had not been so radical

¹ There is some assurance that this hoped for change of attitude will come, when a historian like Channing in his History of the United States (vol. II, pages 116, 395, 404 ff.) gives a rather extended and appreciative notice of the Germans in Pennsylvania. In a foot note on page 405 he mentions the manuscripts on which this paper has been based.

² Proceedings Mass. Hist. Society, 1878, pages 229-240.

at the start, English reformers long looked upon Germany as the fatherland of the Reformation, and during the persecution which accompanied the reaction under Mary (1553-1558) those who escaped over seas found refuge in Holland, Germany and Switzerland. Under Elizabeth protestantism was again gradually restored, but there was no place for any who disagreed with the church as established by the state, and dissenters were severely punished, but still the sentiment of protest grew until after the revolution of 1642, when Cromwell, having finally become a dictator, was able to introduce a second reformation, which led to a wider separation from Rome. He hoped to secure the ground gained by a union of the protestant states against the Catholic Spanish world. He conceived England to be the champion protector of protestantism, and by such a union, he hoped to make it a world power. During the reigns of Charles II and James II there was another reaction which, however, was not so violent as that in the reign of Mary. When William of Orange became King of England, protestantism was again fully restored and there was even some relief given dissenters. It was Queen Anne, however, who took up Cromwell's work, and to the best of her ability carried out his program of national and protestant expansion. Public opinion, moreover, was, to a large degree, with her in this matter.

Interest in the German protestant situation was kept alive by pamphlets which gave information about the condition of the Reformation in Germany and particularly in the Palatinate to which they felt related because of the marriage of Elizabeth, daughter of James I of England, to the Elector Frederick, better known as the Winter King. This interest was further increased since the cause had been compelled to fight for its life in Germany as well as in England.

Not only the wars which came in Luther's time and immediately following his death were caused by the Reformation; but the Thirty Year's War and the wars in which the French King, Louis XIV, involved Europe during his long reign were also very largely incited by the same spirit of enmity that animated the earlier Counter Reformation.

In all these struggles no portion of Germany suffered so much as that part called the Lower Palatinate.¹ Lying as it does on the eastern boundary of France, it was easily accessible to the French soldiery; a fertile country, it offered excellent opportunity for maintaining an army; and being Protestant it was an especial object of resentment to the French King. Turenne in 1674 ravaged the province thoroughly, in accordance with his policy of making the enemy support his army. Then in the wars of 1688-89, while the rest of Germany which might have given aid was busy warding off the Turks, Louis XIV took the opportunity of weakening the enemy, venting his malice against the Protestants, and doing a pleasure to Madame de Maintenon by devastating the province in a way unparalleled in modern history. He purposed to make the country as nearly a desert as possible, and to do so wantonly burned cities and towns as well as isolated dwellings, cut down orchards and uprooted vines. Many of the inhabitants were butchered, others died of exposure, others fled, and the few who remained were left in a most miserable condition. The treaty of Ryswijck gave a temporary relief and many refugees returned to their homes. But in 1700 the wars of the Spanish Succession broke out, and the Palatinate was again over-run with troops. The destruction seems not to have been so severe as in the previous war, but the new Elector, now a Catholic, subjected the Protestants to a system of persecution which was very annoying and disquieting; for the persecutions which had long accompanied the Reformation throughout Europe, were still fresh in men's memories and they dreaded the worst.

By the Peace of Westphalia (1648) the Lutheran and Reformed Religions had been established in the Palatinate and the Catholic religion was allowed only on sufferance of the Elector. But now under John William (1690-1716) religious toleration was announced, and the Roman Catholic faith thereby put upon a theoretical equality with the other two. As a matter of fact, he went farther and took revenues, churches, and schools belonging to the Protestants, whether

¹ Eccl. Rec. vol. III, page 1453 ff.

or not they had been Catholic property, and turned them to Catholic uses, or else arranged for Catholic and Protestants to have joint possession of the church edifices. He refused to allow Protestant clergymen to sit in the Ecclesiastical Council; and when the people protested, he said that the "ministers were seditious rebels". Soldiers, moreover, were quartered on the peasants to harass them. The persecution, also, often took the form of bodily injury and death was frequently the result. No wonder, then, the poorer subjects became alarmed.

In Switzerland the Anabaptist having no legal status had always been exposed to the doubtful mercies of the bigoted Reformed Church.¹ The martyrdom of many of the leaders was a recent memory, and at this very time (1708-9) the prisons were full of those whose greatest crime was obedience to the scriptural injunction "swear not at all", and a disagreement with the Reformed Church as to the time in the candidate's life when baptism was to be administered.

In other provinces of Germany, as well as in the Palatinate, there was great suffering among the poorer classes because of the oppressions of the petty princes who fashioned their courts after the model of Versailles, plunged into extravagance and excess of all kinds, the burden of which fell upon the laboring classes who suffered severely from the exorbitant taxes and tolls demanded to defray these expenses.

This wide spread poverty, and the religious persecutions had for years been producing a general unrest, and those who saw no hope of better conditions at home, began to look to America as a place where they could go and be safe. A rather small colony had gone to Pennsylvania with Pastorius as early as 1683, and a few families or single persons had gone every year since.² Another small company, 50 persons in all, under the Lutheran pastor, Kocherthal, came to England in 1708 and were sent to New York.

In 1709 a further cause was given in an exceedingly hard

¹ E. Mueller, *Bernische Täufer*. Ad fin.

² Penn. Ger. Soc. vol. VII, page 265.

winter.¹ The cold was so intense that birds and animals succumbed to its severity and the loss of life among the very poor was considerable. Such an experience would doubtless make Kocherthal's description of Carolina more attractive than ever. That same spring and summer great numbers of Germans came through Holland to England and were given all possible care by public and private philanthropy. This is generally spoken of as the Palatine Migration but the name is misleading because there were many other German speaking people in the movement. The majority of these immigrants did, however, come from the Palatinate; and as the English people were interested in that province, they gave the name without distinction to all who came.

CHAPTER II.

The decisive cause of the Palatine migration.

The causes mentioned, together with the so-called German *Wanderlust* and the attraction which America had for Europeans, have been considered sufficient to explain this migration. But are they sufficient? Is there not a more important problem still unsolved? When one considers that all these contributing causes, political oppression, religious persecution, devastation of property, and poverty had existed for years in Germany and Switzerland; that the passion for travel had always been characteristic of this people; that the advantages of America had been well set forth by the preaching of William Penn and other Quakers before this colony was founded; that over ² 50 books, broadsides, and pamphlets had been circulated over Germany, all in the interest of inducing emigration to Pennsylvania, and had resulted in only one small settlement at Germantown in Pennsylvania in 1683; his conclusion must be that there must have been something more than the severe winter added to the above causes which increased the numbers of the emigrants from a small flock of 50 under Kocherthal's leadership in 1708 to a mass of over 10,000 persons without a leader in 1709. How does it

¹ Penn. Ger. Soc. vol. VII, page 283.

² Penn. Ger. Soc. vol. VII, page 175.

happen that they all expected to be taken to America, despite the fact that the Walloons who preceded them had no such hopes?

The truth is Queen Anne was attempting to continue Cromwell's plan of expansion, and in this program there was need of increasing her subjects at home and in the colonies, by inviting, and even subsidizing, people to settle in English America. At the same time also the Proprietors of the Provinces were quite as anxious as the Queen to have their territories settled; and no one was more industrious than Penn in advertising his province. Yet the matter is difficult to treat, because direct evidence is not plentiful, since no one wished to take the responsibility of tempting the subjects to leave their rightful lord. But there was one document which had great, perhaps the greatest influence in persuading people to go to America; and that was a small volume printed first in 1706, by the Reverend Mr. Kocherthal.

The Reverend Mr. Kocherthal, just mentioned, had not been to America at the time he published his book, but had been in England to make inquiries about the colonies. Having become convinced of the advantages of South Carolina, he wrote a hand book for Germans, describing the province, with directions how to go there. This book was so eagerly read that in 1709 it had reached its fourth edition. Graffenried and several of his settlers mention Kocherthal's book, and indeed this is the only book the settlers do mention; and from the nature of their allusions to it one must conclude they were strongly influenced by it. In fact, the book continued to have such an effect, even after Kocherthal had gone to New York (1708) that Anton Wilhelm Boehme,¹ pastor of the German Court Chapel of St. James, felt called upon to issue a series of tracts in book form, under the title "Das verlangte / nicht erlangte Canaan", directed specifically against Kocherthal's description of South Carolina.

An investigation, detailed mention of which will be made later, brings out the additional fact that another great cause of the emigration was the so-called Golden Book, named so

¹ Penn. Ger. Soc. vol. VIII, page 47 ff.

because the Queen's picture adorned one of the front pages, and the title page was printed in gilt letters. This was evidently a very special and expensive edition, and was probably published with the Queen's permission some time after she had ascended the throne in 1702, the evident intention being to impress German readers. From the language in the report of the investigating committee it is clear that the book was written chiefly in praise of Carolina.

Absolute proof cannot be given; but judging from the coincidence of the date at which the book appeared, Kocherthal's in 1706, the Golden Book between 1702 and 1709, from the similarity of the subject matter, both treating of Carolina in particular, and from the effect, one may conclude that Kocherthal's book and the Golden Book are identical. The following passages occur in the fourth edition undoubtedly reprinted from the first, and are among the directions to prospective colonists.

8. Nachdem aber die Fracht selbst zu bezahlen sehr theuer / und solche abzuverdienen sehr beschwerlich / als hat der Author auff alle Weise sich angelegen seyn lassen / ob dßfals andere Mittel aufzufinden seyn möchten; worauff endlich der Vorschlag geschehen / daß die Königin mit einer Supplication müßte ersucht werden / ob selbige die Schiffe zur Ueberfahrt hergeben wollte / da dann vielleicht geschehen könnte / daß man auch mit Königl. Schiffen von Holland abgeholt würde / und also auch diesen Ueberfahrts-Kosten ersparen könnte; doch müßten auff solchen Fall eine gute Anzahl Leute miteinander kommen / weilen widrigenfalls der Mühe nicht wehrt seyn würde / die Königin zu bemühen viel weniger so viel Kosten anzuwenden / als bei diesen zu den Schiffen und Convoy erfordert wird.

9. Weilen auch bey diesen Zeiten an dem Königl. Hoff so wol wegen des schwehren Kriegs / als auch wegen der immerfort währenden vielen Collecten-Gelder die Aufgaben unbeschreiblich groß / als hat man hierinnen mehrere Vorschläge gethan / wie die Sache anzugreifen / damit die Königin der anderwärtigen schwehren Unkosten ungeachtet / die Schiffe zur Ueberfahrt vergeben möchte; es seyn aber diese Vorschläge zu weitläuffig hier zu beschreiben; doch hoffet man / daß vermittelt derselben die Bemühung nicht umsonst seyn werde wiewol niemand hierinnen etwas

gewisses versprechen kan / sondern erwarten muß / was die Göttliche Schickung hierinnen verfügen werde.¹

No very definite hopes are held out in these passages, but it would not require the Queen's picture and the gilded title page to give the impression to the poor people into whose hands the book would come, that they might expect help from her, both in crossing the Channel and after their arrival in England, in going to the Colonies. The effect could be no better with a direct and unequivocal statement, and there would be no danger of serious complications with the German princes, while, likewise, such a procedure would be quite in harmony with her diplomatic methods.

The Queen's policy of relieving the distressed Protestants met with considerable approval by the English people at first, for not only could they congratulate themselves on doing a charitable act to members of their own faith, but they could enjoy the prospect of turning the recipients of their charity to the material advantage of England. Simon Beaumont (July 18, 1709) expresses this mixture of motives in a letter too long to quote in full. "But these arguments aside. Receiving and succoring these poor Palatines seems to me but the payment of a just debt for the kind entertainment that gave many of our learned divines and others who were forced to take shelter beyond seas in the time of Queen Mary's persecution, and met with a hospitable reception at Frankfort in Germany, in the Palatinate, the Netherland, Switzerland and other places and shall we now suffer any of the posterity of our quondam benefactors to perish for want of bread that providence has thrown into our arms for relief?" To the objection that England has enough poor of her own, he admits she has beggars enough and suggests that they go to work and there will be food enough for all; he then advances the generally accepted economic principle that "multiplying the number of inhabitants conduces to the strength, grandeur, and wealth of the kingdom, since its people are the Riches, Honor, and Strength of a nation and that wealth increases in an equal proportion to the additional number of

¹ Kocherthal, page 28.

the inhabitants". He also cites the fact that "the Palatines who went to Magdeburg in 1689 are worth 100,000 crowns a year to the King of Prussia". ... "That Holland by giving refuge to distressed Protestants was enabled to beat off the Spanish" and concludes that "10,000 Palatines is about 8000£ without detriment to the nation". Beaumont would have had them retained in England, then, in place of letting them go to the colonies.¹

The encouragement, however, was not limited to mere expressions of good will on the part of private and public individuals, but, as will be shown, official help, to which Queen Anne, the Duke of Sunderland, and probably the Duke of Marlborough were parties was given in secret.

A bill, to naturalize foreign Protestants which had long been discussed was now passed (March 3, 1709),² if not for the sake of the immigrants, at least very opportunely for them. The result of the encouragement given was very flattering, for within a few months between 10,000 and 15,000 Germans were in England and had to be cared for. The people and the government rose to the emergency; tents and barns were assigned to these people for shelter;³ private charity was invoked for their relief; and the Queen authorized a daily expenditure at first of 16£, but later increased the amount to 100£.⁴ Meanwhile their spiritual welfare was attended to. Ministers were appointed for that particular service,⁵ Bibles were distributed freely among them,⁶ and as soon as possible plans for settlement were made. About 3000 were settled in Ireland on what was intended to be advantageous terms, but of these 232 families returned to London.⁷ Many enlisted,⁸ and provision was made to send great numbers to America at the expense of the government.

¹ Eccl. Rec., vol. III, page 1774 ff.

² Luttrell, vol. VI, page 413.

³ Eccl. Rec., vol. III, page 1750.

⁴ Eccl. Rec., vol. III, page 1753, 1786.

⁵ Eccl. Rec., vol. III, page 1742, 1785.

⁶ Eccl. Rec., vol. III, page 1786.

⁷ Eccl. Rec., vol. III, page 1836.

⁸ Pennsylvanien im 17ten Jahrhundert, page 71.

The phenomenal success of this scheme proved to be its undoing, for so many Germans took advantage of the opportunity that London was embarrassed with the expense and labor of supporting them. Soon complaints were made, not only by the poor of England who might be expected to look askance at this expenditure on these foreigners, when it could be so well employed by the needy folks at home, but also by persons in higher stations. This opposition grew and in consequence a petition was presented to the house of Commons. This resulted in the appointment of a committee (January 15, 1710) to inquire, among other things "upon what invitation or encouragement the Palatines came over, and what moneys were expended in bringing them here and by whom".¹ A bill was also ordered prepared to repeal the act for naturalizing foreign Protestants. But the important thing to notice is that the investigation assumes that these Protestants were invited or encouraged to come by some one, for otherwise such language would hardly have been used in the bill authorizing the investigation.

April 14, 1711 the committee made its report, of which the following extracts directly concern our discussion: "And upon the examination of several of them (Palatines) what were the motives which induced them to leave their native country, it appears to the committee that there were books and papers dispersed in the Palatinate with the Queen's picture before the book (and the title pages in letters of Gold which from thence was called the Golden Book) to encourage them to come to England in order to be sent to Carolina or other of her Majesty's Plantations to be settled there. The book is chiefly a commendation of that country.

What further encouraged them to leave their native country was the ravages the French had made and the damages the hard frost had done to their vines, and accordingly, one Joshua Kocherthall, a Lutheran Minister with some other Palatines to the number of 61 persons applied to Mr. Davenant at Frankfort for passes, but he refused them passes, moneys

¹ Eccl. Rec., Vol. III, page 1724 ff.

and recommendations for fear of disgusting the Elector Palatine and desired to know her Majesty's pleasure therein, how to behave himself, in which Mr. Bayle signifies her Majesty's commands that, though the desire of the poor people to settle in the plantations is very acceptable and would be for the public good, yet she can by no means consent to Mr. Davenant giving in any public way encouragement, either by money or passes to the elector Palatine's subjects to leave their country without his consent". ... The next year an Act for naturalizing Protestants being passed a great number of Palatines and some from other parts of Germany came into Holland, and from thence into England at several times, being upon their first arrival in Holland subsisted by the charity of Rotterdam, but afterwards at the Queen's expense and transports and other ships at her Majesty's charges provided to bring them thither as also all sorts of necessaries during this voyage by Mr. Dayralle, her Majesty's Secretary at the Hague, who had received instructions from Mr. Secretary Boyle (in her Majesty's name) to that purpose, pursuant to my Lord Duke of Marlborough's desire". ...

... Palatines still continued to come till the middle of October 1709 although the orders to Mr. Dayralle to hinder their coming were often repeated; and the States General had been asked by the English to send instructions to their minister in Germany, to discourage the coming of any more of the Elector Palatine's subjects in this manner since the Elector was highly offended by their desertion. Upon this Mr. Dayralle informed Mr. Secretary Boyle that these people (20 Aug. 1709) were encouraged to emigrate by somebody in England, and that since the Prohibition a Gentleman with a servant who came over in the Packet boat had gone amongst the Palatines at the Brill and distributed money and printed Tickets to encourage them to come over, and that many of these tickets were sent to their friends in Germany to persuade them to do the like.

"Mr. Dayralle could never discover who this gentleman was though he endeavored it all he could, and the committee

could come to no certain knowledge therein, but find by two letters that Mr. Henry Torne, a Quaker at Rotterdam, who in all this matter acted under Mr. Dayrallé, forced a great many to embark for England after they had provided themselves a passage to go back to their own country, which the Palatines owned upon their arrival, was the only reason that induced them to come".¹

A report of the various attempted settlements follows, and then is given the results of an investigation into the expenses incurred. The total is 135,775£, 18s, 0½d. Of this there had been paid in two different transactions a total of 6289£, 1s, 9d. in bringing Palatines to England. The report closes with the following resolutions:

"Resolved that the House doth agree with the Committee that the petitioners have fully proved the allegations of their petition and had just reason to complain.

"Resolved that the inviting and bringing over into this kingdom the poor Palatines of all religions at the public expense was an extravagant and miserable charge to the kingdom, and a scandalous misapplication of the public money to the increase and oppression of the poor of this kingdom and of dangerous consequences to the constitution in church and state.

"Resolved that whosoever advised the bringing over of the poor Palatines into this kingdom was an enemy to the Queen and to this kingdom".

This investigation after all did not lead to any definite conclusion, the reason for which may perhaps be inferred from a few sentences taken from a pamphlet which was styled "*A Letter to a Gentleman in the Country*"² in which it is written that the committee having sate die in diem for a considerable time and searched into papers from the Commissioners of Trade, etc., among which there is said to be a letter from the E. of S. (Earl of Sunderland)³ that lets them

¹ Eccl. Rec., vol. III, page 1724 ff.

² Eccl. Rec., vol. III, page 1754.

³ E. of S. could hardly be anyone else as he is mentioned several times in connection with the Palatines. V. H. T.

into the whole mystery of the affair, they made their report to the House and their resolutions in manner and form following which was agreed to by those noble patriots". (The records omit repeating the report which had been given before). The author then quotes the resolutions which have been given in the preceding paragraphs.

The inference is, of course, that the Earl of Sunderland's letter involved persons whom it would have been impolitic to expose, and that, as a result, the committee chose to save their own reputations by launching brave sounding resolutions at no one in particular, even though they left the matter in a state of official uncertainty. And this was, perhaps, the wisest, if not the most courageous course.

The following extract from a letter which was written from London, July 13, 1708, and which appears as the third appendix to Kocherthal's 1709 edition of his *Bericht* shows that there was official help given in transporting Germans from the Continent to England. ... „Wir haben aller Orten / durch Gottes Gnade / überauß gutthätige und hülffreiche Leuthe angetroffen. Auff dem Rheinstrohm haben uns unterschiedliche Leuthe etwas an Geld und Brod / zum theil auch Fleisch / Butter / Käse / und einigemal etwas an Kleidungen berehrt / in Rotterdam schenkte uns ein Mann allein 40. Holländische Gülden / etliche andere gute Leuthe gaben uns auch unterschiedliches an Geld. Der Stadt-Rath in Rotterdam berehrte uns 25 fl. und ließ uns auf ihre Kosten / in einem der Stadt zugehörigen Schiff nach Hellevotſchluiff bringen. Im Haag haben wir von dem Engelländischen Envoy erhalten / daß uns freyer Paß biß Engelland gegeben wurde / und also seynd wir auß Hellevotſchluiff in Holland / biß nach Sarwich in Engelland / ohne einigen Sellers Kosten gebracht worden“.¹

Another statement written after the great movement had subsided shows the same thing. This is quoted from Sauer in the *Pennsylvanische Berichte* of December 1, 1754—not so long after the event that he could get accurate information. „Als im Jahre 1804 die frantzösiſche Völker ins Reich eingezogen, und die Reichs-Fürsten die Anna Königin in Engelland um

¹ Kocherthal, page 77.

Hülfe anriefen, und diese den Duc de Marlborough mit einer großen Armee englischer Völker ins Reich gesandt, durch deren Tapferkeit am 2. Juli die Franzosen bei Schellenberg geschlagen worden, hatte der Kaiser und die Reichs-Fürsten die Königin Anna fragen lassen, was sie ihr zur Dankbarkeit vor diesen großen Dienst thun können? Darauß hat die Königin Anna sagen lassen, daß sie von ihren Offizieren und Soldaten erfahren habe, daß sie so viele arme Leute im Reich angetroffen, die ihr Brodt und nöthigen unterhalt nicht haben; es sollen die Reichs-Fürsten ihren, armen Leuten erlauben, nach Amerika zu ziehen, wo Land genug ist, worauf sie sich ernähren konnten. Dieses haben sie nebst großer Ehr-Bezeugung und Dankbarkeit eingewilligt, und weil das arme Volk keine möglichkeit gesehen dahin zu kommen, so hat die Königin auf ihre eigenen Kosten viele Tausende nach Engeland bringen lassen, und die da wollten nach Amerika ziehen, die wurden Frachtfrey herübergebracht und mit Proviant, Werkzeug und Geräthschaften versehen“.¹

CHAPTER III.

Survey of the final disposal of the Palatines—The English settle great numbers of them in America under conditions which reveal such mercenary motives as to rob the act of most of its claim to charity—Contempt for the Germans shown to be characteristic both in England and America.

Whoever may have been responsible for the coming of the Palatines, there is no doubt about their welcome during the first year of the movement. Besides the public expenditure of 135,775£,² private persons contributed freely both of their time and money for the relief of these poor strangers, and in fact it became the correct thing to have one's name on a subscription list, and the camps at Blackheath and Camberwell became popular promenades for the élite of London. When the Mohawk chiefs visited London, the Palatines were shown them among other sights. Their evident wretchedness touched the hearts of these red men and afforded them an opportunity later to show what true generosity is.

¹ Der Deutsche Pionier, XIV Jahrgang, page 295.

² Eccl. Rec., vol. III, page 1732.

But this charity, excited partly by gratitude for kindnesses¹ shown the English reformers by the Germans, partly by religious sympathy² and political ties; partly by the warm feelings of an impulsive woman and in the case of some, probably by a desire³ to be on the popular side, soon began to be burdensome and annoying when the first pleasure and the novelty of it passed. The Palatines could not camp indefinitely at Camberwell and Blackheath, nor live in the barns provided for them, and various were the schemes proposed for permanently settling them. Beaumont in his letter, which has a very sensible and a kindly tone, would keep them in England and allow them to settle on land that was lacking in tenants, and thus retain them in England to the advantage of all. His plan, however, was never successfully carried out.

About 3000 were settled in one body in Ireland and these for the most part stayed; others⁴ were scattered about over England wherever any parish was willing to receive them for 5*l* per head. But after the 5*l* was received, the refugees were left to shift for themselves among a people who considered them intruders; and most of them came back to London, more wretched if anything than before. The best plan, after all, seemed to be to settle them in America.

The English colonies in America at this time occupied a narrow strip along the Atlantic coast from Massachusetts to the Spanish settlements in Florida, while the interior from the St. Lawrence river to the Gulf of Mexico was claimed, and to some extent settled by the French, who came closest to the English in New York and New England, and there offered a real menace. The French, moreover, being mostly traders, were on better terms with the Indians; they also intermarried with them and adopted many of their habits, while the English held themselves more aloof and as fast as they acquired land cleared it and so spoiled the hunting. But while the Indians beyond the Great Lakes and in the Missis-

¹ Eccl. Rec., vol. III, page 1777.

² Eccl. Rec., vol. III, page 1820.

³ Eccl. Rec., vol. III, page 1753.

⁴ Penn. Ger. Soc., vol. VII, page 314.

Mississippi valley favored the French, the Iroquois of the New York colony, an important exception in this, were friendly with the English. The French traders, however, were among the Iroquois; their allegiance could not, therefore, be counted on, and one of the most heartless proposals¹ for disposing of the Palatines was "to settle them along the Hudson river in the province of New York where they may be useful to this Kingdom, particularly in the production of naval stores and as a frontier against the French and their Indians". There can be no possible offense taken to the statement that "Her Majesty was convinced that it would be more for the advantage of Her kingdom if a method could be found to settle them here (America) in such a manner that they might get a comfortable livelihood instead of sending them to the West Indies; that it would be a great encouragement to others to follow their example that the addition to the number of her subjects would in all probability produce a proportionally increase of their trade and manufactures".² But the proposal made by the council to take these protestant refugees, who could have no choice in the matter and use them as a buffer against the savages, certainly robs the act of much of its claim to generosity.

The Reverend Mr. Kocherthal went first with a small party. He was followed in 1710 by over 3000³ under Governor Hunter.⁴ They were treated more like slaves than fellow Christians, for they were forced to sign a contract by which they were put under a sort of military discipline and set at the fruitless task of trying to make tar in commercial quantities from northern pines. Their whole time was to be devoted to this industry and they were to be fed and maintained at the Queen's expense. The well meaning but incompetent Governor Hunter had the supervision of the colony. Compelled to work under task masters, who themselves knew nothing of the business, defrauded of their provisions by the

¹ Eccl. Rec., vol. III, page 1703.

² Eccl. Rec., vol. III, page 1733.

³ Eccl. Rec., Vol. III, page 1811.

⁴ Eccl. Rec., Vol. III, page 1814.

contractors, when petition and resistance failed, like the brick makers of Egypt, some of them remembered a promised land, and in the depth of winter, (1711-12) fifty families journeyed to Schoharie and were given the land promised by the generous Mohawk chiefs years before in London. Relieved by these Indians, without whose assistance they must all have perished, the Palatines remained in spite of the threats of the Governor.¹ He "had been the easier under it, upon the consideration that by that means the body of that people is kept together within the Province; that when it shall please her Majesty to resume the design of prosecuting that work, that body at Schoharie may be employed in the vast pine woods near Albany, which they must be obliged to do having no manner of pretense to ye possession of any lands but by performing their part of the contract relating to that manufacture, and that in that situation they may serve in some measure as a frontier to or at least to an increase of the strength of Albany and Schenectady; but if the war continues or should by any misfortune break out again, it will neither be possible for them to subsist or safe for them to remain there, considering the use they have already made of arms where they were intrusted with them".² The first of the statement is clear; the last refers to the resistance they tried to offer in the tar making experiment, and overlooks their loyal services at Louisburg,³ where they served without pay and then were deprived of their arms at the end of the war. In dismissing these Palatines it may be well to add that just as soon as the governors let them alone and gave them a chance, they prospered and became in fact the best possible frontier against the Indians, for they kept the friendship of the red men. And certainly Conrad Weiser's activity among the Iroquois during the French and Indian war, by which he kept them loyal to England, did as much to protect the frontiers as though the German colony had engaged in hostilities

¹ Eccl. Rec., vol. III, page 2169. A most interesting document being the petition presented to the Crown in 1720. It reviews the conditions of the Palatines in New York from 1709 to 1720.

² Eccl. Rec., vol. III, page 1965.

³ Eccl. Rec., vol. III, page 2169.

against the Indians and suffered the usual hazards of border warfare. The following from Lawson's Journal shows that the English and Americans considered these foreigners very useful, especially in that they might bear the brunt of the savage raids in time of war.¹ Speaking of the projected Swiss colony from Bern and Mr. Mitchell who was employed to settle the colonists, he says: "This Gentleman has been employed by the Canton of Bern to find out a Tract of Land in the English America, where that Republick might settle some of their people; which Proposal, I believe, is now in a fair way towards a Conclusion between her Majesty of Great Britain and that Canton. Which must needs be of great Advantage to both; and as for ourselves, I believe, no Man that is in his Wits, and understands the Situation and Affairs of America, but will allow, nothing can be of more security and Advantage to the Crown and subjects of Great Britain, than to have our Frontiers secured by a Warlike People, and our Friends, as the Switzers are; especially when we have more Indians than we can civilize, and so many Christian Enemies lying on the back of us, that we do not know how long or short a time it may be, before they visit us".

Even as late as 1733² according to William Byrd, the Indians were a real menace in Virginia; and one of the reasons he gives for encouraging a Swiss colony to settle in his "Land of Eden" was the protection they would afford against the Indians and the French. Moreover, he preferred for his purpose the honest Swiss to the settlers who were coming in from Pennsylvania.

Whether or not such use was made of the particular colony in which we are at present interested let the following extracts show.

"The Governor acquainting the Council that Sundry Germans to the number of forty-two men, women and children who were invited hither by the Baron de Graffenried are now arrived but that the said Baron not being here to take care of this Settlement the Governor therefore proposed to set-

¹ Lawson's Journal, page 206.

² The writings of Colonel William Byrd, pages 300, 302, 390 ff.

tle them above the falls of Rappahannock River to serve as a barrier to the inhabitants of that part of the Country against the Incursions of the Indians and desiring the opinion of the Council whether in consideration of their usefulness for that purpose the Charge of building them a Fort, and clearing a road to their settlement and carrying thither two pieces of Canon and some ammunition may not properly be defrayed by the publick.

“It is the unanimous opinion of this Board that the settlement, tending so much to the Security of that part of the Frontiers, it is reasonable that the expense proposed by the Governor in making thereof should be defrayed at the public charge of the Government, and that a quantity of powder and ball be delivered for their use out of her Majesty’s magazine. And because the sd. Germans, arriving so late cannot possibly this year cultivate any ground for the (ir) Subsistence, much less be able to pay the publick levies of the Government, It is the opinion of this Board that they be put under the denomination of Rangers to exempt them from that charge, and for the better enabling the sd Germans to supply by hunting the want of other provisions. It also ordered that all other persons be restrained from hunting on unpatented Lands near the Settlement”¹

“To the L’ds Comm’rs of Trade. July 21st, 1714.

My Lords:

Since my last of the 9th of March, (whereof the enclosed is a Duplicate) I have had the hon’r to receive y’r Lo’ps of the 6th of April, with the Treatys of Peace and Commerce, which I have accordingly made public. It is with great satisfaction that I can acquaint y’r Lo’ps that this Country enjoys a perfect peace, and that even the Indians, since the last Treaty made with them, have not offered the least disturbance, notwithstanding the Tuscaros, induced thereto, (as they say) by the people of Carolina, have departed from their agreements with this Governm’t, and gon(e) to settle once more upon that Province, I continue, all resolv’d, to settle out our Tributary Indians as a guard to ye Frontiers, and

¹ Virginia Magazine, vol. XIII, page 362.

in order to supply that part, w'ch was to have been covered by the Tuscaruros, I have placed here a number of Protestant Germans, built them a fort and finished it with two pieces of Cannon and some Ammunition, which will awe the Stragling partys of Northern Indians, and be a good Barrier for all that part of the Country. These Germans were invited over, some years ago, by the Baron de Graffenried, who has her Majesty's Letter to ye Government of Virginia to furnish them with Land upon their arrival. They are generally such as have been employed in their own country as Miners, and say they are satisfied there are divers kinds of minerals in those upper parts of the Country where they are settled, and even a good appearance of Silver Oar, ...''¹

Virginia, Feb'y 7, 1715.

"To the L'ds Comm'rs of Trade and Plantation: (1716).

... 'As to the other Settlement, named Germanna, there are about forty Germans, Men, Women, and Children, who, having quitted their native Country upon the invitation of the Herr Graffenriedt, and being grievously dissapointed by his failure to perform his Engagements to them, and they arriving also here just at a time when the Tuscaruro Indians departed from the Treaty they had made with this Government to settle upon its Northern Frontiers, I did, both in Compassion to those poor Strangers and in regard to the safety of the Country, place them together upon a piece of Land, several Miles without the Inhabitants, where I built them Habitations, and subsisted them untill they were able, by their own Labour, to provide for themselves, and I presume I may, without a Crime or Misdemeanor, endeavor to put them in an honest way of paying their Just Debts ...''²

This policy, pursued so consistently in New York, Virginia, and Carolina, while doubtless a compliment to German courage and honesty, points to a contempt for them which has continued, in a more or less marked degree, down to the present time. The writer of the history of the Germans in

¹ Spotswood, vol. II, page 70.

² Spotswood, vol. II, page 196. This refers to his employment of them in building and operating his blast furnaces.

Maine found in the state archives that those documents relating to the German colony of Waldo alone were unprinted, although this colony had had a history as interesting and as tragic as Deerfield or Schenectady, and no one can imagine documents relating to these two settlements remaining long unprinted in the public archives. Happily this attitude is changing, due largely to the efforts of the German Americans themselves and new chapters are constantly being added to the story of their part in the making of our country.

PART II.

THE NEWBERN ADVENTURES.

CHAPTER I.

Graffenried's early life.

Christoph von Graffenried, the eldest of several children, was born at Bern, Switzerland, about the first of November, 1661. His father, Anton von Graffenried, was a member of the patrician family of that name, and while not rich in his younger days, he had claims on profitable political positions, but, what is more important, he possessed the ability to succeed and to keep his wealth on a solid and conservative foundation. He was frugal in his expenditures, honest in his business relations, unaffectionate in his family life. He could never understand nor sympathize with Christoph, who had an adventuresome disposition even as a child, and father and son were always more or less estranged. Moreover, Christoph's mother died when the boy was only a few years old, but her place was soon after taken by a stepmother.

At seven years of age Christoph was one of five little boys sent to a Latin teacher who insisted that the pupils speak Latin, and punished infractions of the rule with fines. Judging from the Latin in the German version of his account, the school was not a success in his case, and Anton found the fines he was called upon to pay a grievous hardship. Other offenses brought punishments so severe that the boy ran away to one of his relatives for protection, through whose intercession he was allowed to remain at home.

In 1676 Anton von Graffenried went into partnership with

the foreman and purchased a salt works at Roche. The families were so friendly at the start that the plan was made, very agreeably to the young people, that Christoph should marry the foreman's daughter. But a quarrel arising over the claims of the two fathers in the business, the relation was broken off, never to be renewed.

Not long after this, Sir William Waller, a relative of one of the 'regicides', who had come to Bern for protection, saw the boy and was so impressed by his appearance and manners, that he encouraged him to go to England to try his fortune there, and the father was so far persuaded that he was making plans to send him to England when a better way seemed to present itself. One of Anton's brothers was a chamberlain and captain in the body guard of the Elector of Saxony, and it was hoped that Christoph would be able to get a place at that court through his influence. But the captain died at just this time and the hope was shattered. Christoph then went to school in Geneva. He was still restless, however, and wanted to travel on the 20,000*fr.* which fell to him from his mother. Anton did not approve of the plan but after a violent argument gave his consent for the lad to go under the conduct of a theological student who was to supervise the expenditures as well. The two went to Heidelberg, where Christoph was soon in the politest society, thanks to his family name and his own engaging appearance. His intercourse in the Elector's social circle progressed better than his university studies; and when the story of a duel came to Bern, Anton concluded it was time for his son to change his location. In Leyden, where he next went to study, his law, history and mathematics progressed better, and he stayed two years.

Through Sir William Waller's influence Anton now allowed his son to go to England, where he was promised a position with Mr. Roux, secretary to the Duke of Carlyle on his embassy to Constantinople. Since the father expected Sir William to advance what money Christoph would need, no money accompanied the letter of introduction; and when the young Switzer landed in London, ten ducats was all he had

in his pockets. At this time he did not speak English, and it was only by chance that he found a German porter who could understand him. With such directions as this man could give him, he found Sir William Waller's house. Lady Waller met him and from her manner he could guess that nothing was to be expected from Sir William, who was at that time in the Fleet for debt.¹ Through the porter Graffenried learned that the Duke had already gone to Constantinople, and all hopes of an appointment disappeared. This same porter also introduced him to a Swiss locksmith by the name of Engel, with whom he stayed until money arrived from Bern. Thereupon he took lodging with Pastor Horneg, chaplain to the Duke of Marlborough, and not long after was introduced into the society of the Duke by a German friend, a trumpet major in the army; and from this time he moved in the society of courtiers and was even presented to King Charles II himself.

In 1682 the Duke of Albemarle, chancellor of Cambridge University, was not able to be present at the conferring of degrees and sent two of his friends, Farwel and Graffenried, to represent him. And we may judge of the favor and popularity of the latter when we learn that to his astonishment the doctorate was offered him. He refused, however, saying that he was not worthy, since he had not studied for such a degree, but that he would accept a degree of Master of Arts, according to the proverb, *In omnibus aliquid, in toto nihil*.

Meanwhile Graffenried had fallen in love with a niece of the Duke of Buckingham, a lady of good birth but poor family. Money and station were, nevertheless, necessary to succeed in the courtship of a lady of rank; and so he planned to buy a vacant commission as cornet in the British army. This would cost a thousand pounds, but would pay well when secured and would enable him to pursue his courtship with some prospect of success. A letter to Bern asking for money and for permission to take this place was answered by a summons to start for home immediately, with the pen-

¹ Luttrell, vol. I, pp. 84 and 91. This was between the 11th and 25th of May, 1681.

alty of losing his prerogatives and right to act as his grandfather's substitute in the government at Worb, in case he refused. Not even money for the whole journey was allowed him, but his way was paid stage by stage through designated persons. All this was caused by a false report spread by one of his own countrymen, to the effect that he was acting the spendthrift, and Anton learned the truth too late to repair the injury entirely. It was no use to go back to England now, and with his father's permission, Christoph stayed a year in France. His social success was as great here as it had been in England. Reports of him reached Louis XIV and Graffenried had the pleasure of meeting both the Dauphin and the great king. After this he spent some time in Lyons and finally reached home some time about 1683. Reproaches for the wasted time and money were not lacking, and Anton decided it was time for the son to marry, and settle down in an office. Christoph showed no enthusiasm for marriage and left the choice largely to his relatives, with the result that he married Regine Tscharnier in 1684. On this occasion Anton showed himself so niggardly that the groom had to lend him money with which to buy presents and hire the carriage himself.

It was hoped that the grandfather would now assist Christoph to an office, but the old gentleman died too soon and Christoph was several years obtaining even a minor appointment. At length, however, he became bailiff of Iferton in Neuchâtel in 1702. This had the reputation of being a lucrative position, but the festivities which custom compelled him to give on his induction into office, reduced the profits of the first year; and the next year during the religious troubles Iferton had to support a garrison. The bailiff had to keep open house for officers; besides other officials and friends came to pay him their respects, and these merry, but expensive occasions were a heavy drain upon his resources. For out of 200 dubloons spent, only fifty were repaid him by the state. Graffenried also had a feeling for the peasants, and did not wring as much from them as he might have done, and as was the usual practice of bailiffs. Meanwhile his

family was increasing. He made bad speculations, gave securities, and contracted debts until prospects of a catastrophe began to loom up before him when his term of office should end in 1708. The strife over Neuchâtel, the violation of the peace by the war of the Spanish succession, the troubles between the Protestant and the Catholic cantons, and the continual persecutions of the Anabaptists made his home distasteful to him, the ambitions of his youth returned with a renewed force, and now he determined to seek in America the fortune which was denied him at home.

The account of his life thus far, taken mostly from papers in the Graffenried family,¹ by one of his descendants, shows that Christoph von Graffenried was no ordinary man. He had the ability of making friends, and inspired confidence in people. He had an acute mind, and above all, possessed the love of adventure necessary to the success of such an undertaking as that on which he was embarking. The failure of his plans must be laid, not to him, but to circumstances over which he had no control, and which he could not, by any possibility, have foreseen.

CHAPTER II.

Literature which Graffenried studied before deciding to go to America—Blome—Hennepin—Kocherthal.

Graffenried, we know, had long been considering the bettering of his fortune in America. He had made extensive inquiries about mines, agriculture, and the best means of settling there, and the authors he read certainly included Blome, Hennepin, and Kocherthal. Blome gives a brief description of all the English colonies, and speaks favorably of them. Hennepin, among other things, has this to say of Carolina: "So that the Providence of the Almighty God seems to have reserv'd this country for the English, a Patent whereof was granted Fifty years ago to the Lords Proprietors of Carolina, who have made great Discoveries therein, seven hundred Miles Westerly from the Mountains, which separate between it Carolina and Virginia, and Six hundred Miles from North

¹ Neujahrsblatt, page 4 ff.

to South, from the Gulf of Mexico to the great Inland Lakes, which are situated behind the Mountains of Carolina and Virginia. Besides, they have an account of all the Coast, from the Cape of Florida to the River Panuco, the Northerly Bounds of the Spaniards on the Gulf of Mexico, together with most of the chief Harbours, Rivers, and Islands thereunto appertaining; and are about to establish a very considerable Colony on some part of the Great River, as soon as they have agreed upon the Boundaries, or Limits, with Lords Proprietors of Carolina, who claim by a Patent procur'd long after that of Carolina. But there being space enough for both, and the Proprietors generally inclin'd to an amicable conclusion, the Success of this undertaking is impatiently expected. For considering the Benignity of the Climate, the Healthfulness of the Country, the Fruitfulness of the Soil, Ingenuity and Tractableness of the Inhabitants, Variety of Productions, if prudently manag'd, it cannot, humanely speaking, fail of proving one of the most considerable Colonies on the North-Continent of America, profitable to the Publick and to the Undertakers.¹"

Other accounts of Carolina,² all favorable, but less entertainingly written, by Horne, Smith, by one T. A. (probably Thomas Ashe), and by Archdale had appeared before this: and Graffenried may have been acquainted with some or all of these. Kocherthal's *Bericht* was undoubtedly the most influential book among German speaking people, having reached the fourth edition in 1709. It contains a rather detailed description of the country, plants, animals, and products, and has little but praise for the new country. On the subject of greatest concern, the danger from the Indians, it reads as follows:³

Mit denen Indianern leben auch die Englischen allda in vollkommener Freundschaft und gutem Vernehmen in dem sie beiderseits einander gar nützlich und zuträglich seyn: und tragen die Lords / so Eigenthums Herrn dieses Landes sind / gute Sorg-

¹ New Discovery of a vast Country in America. Reprinted by Thwaites page 672.

² Carroll's Collections, vol. II.

³ Kocherthal, page 57.

falt / daß ihnen nichts unbilliges zugefügt werde. Sie haben zu solchem Ende ein sonderliches Gerichte angeordnet und bestellet / welches aus denen Bescheidensten und dem Eigen-Nutz am wenigsten ergebenden Einwohnern bestehet: worinnen denn alle die Streitigkeiten beigeleget werden sollen / so sich etwa zwischen denen Englischen und irgend einem von den Indianern zutragen möchten welches sie bloß auß einer Christlichen und vernünftig billichen Bewegung gethan / keineswegs aber darum / als ob man sich etwa einiger Gefahr von ihnen zu besorgen hätte.

Es sind nemlich die Indianer bißanhero stetig untereinander so im Kriege verwickelt gewesen . . . daß selbige diesem Volk nicht zugelassen haben, sich sonderlich zu vermehren oder zuzunehmen . . . Dieses verursacht demnach / daß die an Mannschaft so schwach / auch über diß so zerteilet bleiben / daß die Englischen von ihnen nicht die allergeringste Furcht haben / oder sich einiger Gefahr besorgen dörrfen / . . .

With all natural conditions so favorable and no harm to be feared from the natives, it is not to be wondered at that America and particularly Carolina was very attractive to Graffenried.

CHAPTER III.

*Another Colonization Project—Graffenried meets the Agent—
Franz Louis Michel—Fully persuaded to go to America—
Graffenried leaves for England and meets John Lawson.*

While Graffenried was still in Switzerland the Canton of Bern had begun to negotiate through a former citizen of Bern, Franz Louis Michel, for land in North Carolina¹ and Virginia.² They requested to be allowed to hold whatever tract they should buy independently of either the Proprietors of Carolina or the Governor of Virginia.³ Since such a request could not, of course, be granted, nothing definite was done concerning purchase. An independent colonization project was started however, the chief member of which was a man named Ritter.⁴

¹ Lawson's Journal, page 205-6 ff.

² French version.

³ French Version.

⁴ Neujahrsblatt, page 21. Bernische Täufer, page 258.

In 1708 Michel was back in Bern¹ again and from him Graffenried informed himself more fully about conditions in America, and Michel's favorable reports fully persuaded him to go to the New World. His plan had no connection as yet with the colonization schemes of the Canton of Bern or the Ritter Company, as will be shown later. All he had in mind was to go over to America, and following Michel's directions and maps, to find the deposits of silver ore, which he, together with Michel, expected to work for their own profit, using for this purpose miners from Germany, who should be engaged before he left, but who were not to emigrate until he sent for them.² Accordingly, when his term of office ended in 1708,³ Graffenried left Switzerland secretly, not even telling his friends of his plans, and went first to Holland and then to England. While in Holland, or on his way there, he engaged twelve miners to come to him when he should send for them.⁴

During his stay in England Graffenried became acquainted with Michel's friend John Lawson, who was having the account of his travels in Carolina printed. None of the descriptions with which Graffenried was acquainted, except Hennepin's, compare in interest and freshness with Lawson's Journal. He had been eight years in Carolina, and had taken a thousand mile journey from Charleston to a point near the present site of Newbern, making, however, a wide circuit in which he ascended the Santee River to its sources, and then turned northward, crossing the upper waters of the Congaree, Wateree, and Yadkin Rivers, then bearing more to the east until he reached the Moratok, now the Roanoke River, some 120 miles above its mouth.

From this point he went southward, almost to Chatoka, now Newbern. This trip gave him a good idea of the country and its inhabitants, at least Graffenried must have thought so, and furthermore, he confirmed Michel's reports about the presence of silver ore.

¹ French Version, German Version.

² French Version, German Version.

³ Neujahrsblatt, page 17.

⁴ French Version, German Version.

The passages and abstracts from Lawson's book which follow will give an idea of his style and the kind of arguments that doubtless influenced Graffenried to go to Carolina rather than to Virginia as he intended at first to do. As copies of the book are very rare and not easily accessible, and Lawson was from this time on so intimately associated with Graffenried, I have made the quotations and extracts rather full.

CHAPTER IV.

John Lawson and his Journal.

Lawson began his journey of exploration December 28, 1700. There were six Englishmen, three Indian men and an Indian woman, the wife of one of the guides, in the party. They canoed from Charleston to the Santee River, up which they rowed several days, and as occasion required enjoyed the hospitality of the French settlers along the river. The following extracts will show how he livened up his description.

"Monday. The next morning very early we ferry'd over a Creek that runs near the House; and, after an Hour's Travel in the Woods, we came to the River-side, where we stay'd for the Indian, who was our Guide, and was gone around by Water in a small Canoe, to meet us at the Place we rested at. He came after a small time and ferry'd us in that little Vessel over Santee River 4 Miles, and 84 Miles in the Woods, which the overflowing of the Freshes, which then came down, had made a perfect Sea of, there running an incredible Current in the River, which had cast our small Craft and us away, had we not had this Sewee Indian with us; who are excellent Artists in managing these small Canoes.

"Santee River, at this time, (from the usual Depth of Water) was risen perpendicular 36 Foot, always making a Breach from her Banks, about this Season of the Year. The general Opinion of the cause thereof, is suppos'd to proceed from the overflowing of fresh Water-Lakes that lie near the Head of this River, and other upon the same Continent; But my Opinion is, that these vast Inundations proceed from the

great and repeated Quantities of Snow that falls upon the Mountains, which lie at so great a Distance from the Sea, therefore they have no Help of being dissolv'd by those saline, piercing Particles, as other adjacent Parts near the Ocean receives: and therefore lies and increases to a vast Bulk, until some mild Southerly Breezes coming on a sudden, continue to unlock these frozen Bodies, congeal'd by the North-West Wind: dissipating them in Liquids: and coming down with Impetuosity, fills those Branches that feed these Rivers, and causes this strange Deluge, which oft-times lays under Water for Miles distant from the Banks: tho' the French and Indians affirmed to me they never knew such extraordinary Floods there before.

“We all by God's Blessing and the Endeavors of our Indian-Pilot, pass'd safe over the River, but was lost in the Woods which seem'd like some great Lake, except here and there a Knowl of high Land, which appear'd above water.

“We intended for Mons. Galliar's, jun; but was lost, none of us knowing the Way at that Time, altho' the Indian was born in the Country, it having receiv'd so strange a Metamorphosis. We were in several Opinions concerning the right way, the Indian and myself, suppos'd the House to bear one Way, the rest thought to the contrary; we differing, it was agreed amongst us that one half should go with the Indian to find the House and the other part to stay upon one of these dry Spots, until some of them returned to us, and inform'd us where it lay.

“Myself and two more were left behind, by Reason the Canoe would not carry us all: we had but one Gun amongst us, one Load of Ammunition, and no Provision. Had our Men in the Canoe miscarry'd, we must (in all Probability) there have perish'd.

“In about six Hour's Time, from our Mens Departure, the Indian came back to us in the Same Canoe he went in, being half drunk, which assur'd us they had found some Place of Refreshment. He took us three into the canoe, telling us all was well: Paddling our Vessel several Miles thro' the Woods, being often half full of water; but at length we got

safe to the Place we sought for, which prov'd to lie the same Way the Indian and I guess'd it did.¹"

Another Short Extract speaking of the Indians.

"Amongst Women it seems impossible to find a scold; if they are provok'd, or affronted, by their Husbands, or some other, they resent the Indignity offer'd them in silent Tears, or by refusing their Meat. Would some of our European Daughters of Thunder set these Indians for a Pattern, there might be more quiet Families found amongst them, occasion'd by that unruly Member, the Tongue.²

"A Second Settlement of this Country was made about fifty years ago, in that part we now call Albemarle County and chiefly in Chuwon Precinct, by several substantial Planters from Virginia and other Plantations; Who finding mild winters, and a fertile Soil beyond Expectation, producing that which was planted to a prodigious Increase, their Cattle, Horses, Sheep and Swine breeding very fast, and passing the Winter without any Assistance from the Planter: so that everything seem'd to come by Nature, the Husbandman living almost devoid of Care, and free from those Fatigues which are absolutely requisite in Winter-Countries, for providing Fodder and other Necessaries; these Encouragements induced them to stand their Ground altho' but a handful of People, seated at great Distances one from another, and amidst a vast number of Indians of different Nations, who were then in Carolina. Nevertheless, I say, the Fame of this new discovered Summer-Country spread through the neighboring Colonies, and in a few Years, drew a considerable number of Families thereto, who all found Land enough to settle themselves in (had there been many Thousands more) and that which was very good and commodiously seated, both for Profit and Pleasure. And indeed, most of the Plantations in Carolina naturally enjoy a noble Prospect of large and spacious Rivers, pleasant Savannas and fine Meadows with their green Liveries, interwoven with beautiful Flowers, of most glorious Colours, which the several Seasons afford; hedged in with pleasant Groves of the ever-famous Tulip-tree, the

¹ Lawson's Journal, page 4 ff.

² Lawson's Journal, page 37.

stately Laurel, and Bays, equalizing the Oak in Bigness and Growth; Myrtles, Jessamines, Woodbines, Honeysuckles, and several other fragrant Vines and Ever-Greens, whose aspiring Branches shadow and interweave themselves with the loftiest Timbers, yielding a pleasant Prospect, Shade and Smell, proper Habitations for the Sweet-singing Birds, that melodiously entertain such as travel thro' the Woods of Carolina.

“The Planters possessing all these Blessings, and the Produce of great Quantities of Wheat and Indian Corn in which this Country is very fruitful as likewise in Beef, Pork, Tallow, Hides, Deer-Skins and Furs; for these Commodities the New-England-Men and Bermudians visited Carolina in their Barks and Sloops, and carry'd out what they made, bringing them in exchange Rum, Sugar, Salt, Molasses and some wearing Apparel, tho' the last at very extravagant Prices.

“As the Land is very fruitful, so are the Planters kind and hospitable to all that come to visit them; there being very few Housekeepers, but what live very nobly, and give away more provisions to Coasters and Guests who come to see them, than they expend amongst their own Families.¹

“When we consider the Latitude and convenient Situation of Carolina, had we no farther Confirmation thereof, our Reason would inform us, that such a Place lay fairly to be a delicious Country, being placed in that Girdle of the World which affords Wine, Oil, Fruit, Grain, Silk with other rich Commodities, besides a sweet Air, moderate Climate, and fertile Soil; these are the Blessings (under Heaven's Protection) that spin out the Thread of life to its utmost Extent, and Crown our Days with the Sweets of Health and Plenty, which, when join'd with Content, renders the Possessors the happiest Race of Men upon Earth.

“The Inhabitants of Carolina, thro' the Richness of the Soil, live an easy and pleasant Life. The Land being of several sorts of Compost, some stiff, others light, some marl, others rich black Mould; here barren of Pine, but affording Pitch, tar and Masts; there vastly rich, especially on the

¹ Lawson's Journal, page 62 ff.

Freshes of the Rivers, one part bearing great Timbers, others being Savannas or natural Meads, where no trees grow for several Miles, adorn'd by Nature with a pleasant Verdure, and beautiful Flowers, frequent in no other Places, yielding abundance of Herbage for Cattle, Sheep and Horse. The Country in general affords pleasant Seats, the Land (except in some few Places) being dry and high Banks, parcell'd out into most convenient Necks, (by the Creeks) easy to be fenced in for securing their Stocks to more strict Boundaries, whereby, with a small trouble of fencing, almost every man may enjoy, to himself, an entire Plantation, or rather Park. These with the other Benefits of Plenty of Fish, Wild Fowl, Venison, and other Conveniences which the Summer-Country naturally furnishes, has induc'd a great many Families to leave the more Northerly Platations, and sit down under one of the mildest Governments in the World; in a Country that, with moderate Industry, will afford all the Necessaries of Life. We have yearly abundance of Strangers come among us, who chiefly strive to the Southerly to settle because there is a vast Tract of rich Land betwixt the Place we are seated on, and Cape-Fair, and upon that River, and more Southerly, which is inhabited by none but a few Indians, who are at this time well affected to the English, and very desirous of their coming to live among them. The more Southerly, the milder Winters, with the advantage of purchasing the Lords Land at the most easy and moderate Rate of any Lands in America, nay (allowing all advantages thereto annex'd) I may say, the Universe does not afford such another; Besides, Men have a great Advantage of choosing good and commodious Tracts of Land at the first Seating of a Country or River, where as the later Settlers are forced to purchase smaller Dividends of the old Standers, and sometimes at very considerable Rates; as now in Virginia and Maryland, where a thousand Acres of good Land cannot be bought under twenty Shillings an Acre, besides two Shillings yearly Acknowledgement for every hundred Acres; which Sum, be it more or less, will serve to put the Merchant or Planter here into a good Posture of Buildings, Slaves, and other Ne-

cessaries, where the Purchase of his Land comes to him on such easy Terms. And as our Grain and pulse thrives with us to admiration, no less do our Stocks of Cattle, Horses, Sheep, and Swine multiply.¹

“The Christian Natives of Carolina are a straight, clean-limb’d People; the Children being seldom or never troubled with Ricketts, or those other Distempers, that the Europeans are visited withal. ’Tis next to a Miracle to see one of them deformed in Body. The Vicinity of the Sun makes Impression on the Men, who labour out of doors, or use the Water. As for those Women, that do not expose themselves to the Weather, they are often very fair, and generally as well featur’d, as you shall see anywhere, and have very brisk charming Eyes, which sets them off to Advantage. They marry very young; Some at Thirteen or Fourteen; and She that stays ’till Twenty is reckoned a stale Maid; which is a very indifferent Character in that warm Country. The Women are very fruitful; most Houses being full of Little Ones. It has been observ’d that Women long marry’d, and without Children, in other Places, have remov’d to Carolina and become joyful Mothers. They have very easy Travail in their Child-bearing, in which they are so happy, as seldom to miscarry. Both Sexes are generally spare of Body, and not Cholerick, nor easily cast down at Disappointment and Losses, seldom immoderately grieving at Misfortunes, unless for the Loss of their nearest Relations and Friends, which seems to make a more than ordinary Impression upon them. Many of the Women are very handy in Canoes, and will manage them with great Dexterity and Skill, which they become accustomed to in this watery Country. They are ready to help their Husbands in any servile Work, as Planting, when the Season of the Weather requires Expedition; Pride seldom banishing good Housewifery. The Girls are not bred up to the Wheel and Sewing only; but the Dairy and Affairs of the House they are very well acquainted withal; so that you shall see them, whilst very young, manage their Business with a great deal of Conduct and Alacrity. The Children of both

¹ Lawson’s Journal, page 79 ff.

Sexes are very docile, and learn anything with a great deal of Ease and Method; and those that have the Advantages of Education, write good Hands, and prove good accountants, which is most coveted, and indeed most necessary in these Parts. The young Men are commonly of a bashful, sober Behavior; few proving Prodigals, to consume what the Industry of their Parents has left them, but commonly improve it.¹

I shall add this: That with prudent Management, I can affirm, by Experience, not by Hear-say, that any Person, with a small Beginning, may live very comfortably, and not only provide for the Necessaries of Life but likewise for those that are to succeed him.²

“Moreover it is remarkable, that no Place on the Continent of America has seated an English Colony so free from Bloodshed as Carolina; but all the others, have been more damag’d and disturb’d by the Indians than they have, which is worthy Notice, when one considers how oddly it was first planted with Inhabitants.³

“Great Plenty is generally the Ruin of Industry. Thus our Merchants are not many, nor have those few there be, apply’d themselves to the European Trade. The Planter sits contented at home, whilst his Oxen thrive and grow fat, and his Stocks daily increase; the fatted Porkets and Poultry are easily raised to his Table, and his Orchard affords him Liquor so that he eats, and drinks away the Cares of the World and desires no greater Happiness, than that which he daily enjoys. Whereas, not only the European, but also the Indian-Trade might be carried on to great profit, because we lie as fairly for the Body of Indians, as any Settlement in English-America; and for the small trade that has been carried on in the Way, the Dealers therein have thrived as fast as any Men, and the soonest raised themselves of any People I have known in Carolina.⁴

¹ Lawson’s Journal, page 84.

² Lawson’s Journal, page 86.

³ Lawson’s Journal, page 86.

⁴ Lawson’s Journal, page 86 ff.

“One great advantage of North Carolina is that we are not a Frontier, and near the Enemy; which proves very chargeable and troublesome, in time of War, to those Colonies that are so seated. Another great Advantage comes from its being near Virginia, where we come often to a good Market, at the Return of the Guinea-Ships for Negro's, and the Remnant of their Stores, which is very commodious for the Indian trade.¹

“Therefore as my Intent was, I proceed to what remains of the Present State of Carolina, having already accounted for the Animals, and Vegetables, as far as this Volume would allow of; whereby the Remainder, though not exactly known, may yet be guess'd at, if we consider what Latitude Carolina lies in, which reaches from 29 to 36 deg., 30 min. Northern Latitude, as I have before observ'd. Which Latitude is as fertile and pleasant, as any in the World, as well as for the Produce of Minerals, Fruit, Grain, and Wine, as other rich Commodities. And indeed, all the Experiments that have been made in Carolina, of the Fertility and natural Advantages of the Country, have exceeded all Expectation, as affording some Commodities, which other Places, in the same Latitude, do not. As for Minerals, as they are subterraneous Products, so, in all new Countries, they are the Species that are last discover'd; and especially in Carolina, where the Indians never look for any thing lower than the Superficies of the Earth, being a Race of Men the least addicted to delving of any People that inhabit so fine a Country as Carolina is. As good if not better Mines than those of the Spaniards in America, lie full West from us; and I am certain, we have Mountanous Land, and as great Probability of having rich Minerals in Carolina, as any of those Parts are already found to be so rich therein. But, waving this subject, till some other Opportunity, I shall now give you some Observations in general, concerning Carolina; which are, first, that it lies as convenient for trade as any of the Plantations in America.”²

¹ Lawson's Journal, page 88 ff.

² Lawson's Journal, page 163.

The Healthfulness of the Country is praised next. He says that gout is rare and consumption they are wholly strangers to.

The trade with Virginia is good, for ships visiting there provision themselves from the products of Carolina and give bills of exchange for England which are as good as Sterling money, and while Tobacco may be very cheap at times provisions are always in demand. Besides the Carolinians can get to market when the northern colonies are frozen up. The Sand banks protect the coast from enemies, yet allow trading vessels to approach.¹

“If a Man be a Botanist, here is a plentiful Field of Plants to divert him in; if he be a Gardner, and delight in that pleasant and happy Life, he will meet with a Climate and Soil, that will further and promote his Designs, in as great a Measure, as any Man can wish for; and as for the Constitution of this Government, it is so mild and easy, in respect to the Properties and Liberties of a Subject, that without rehearsing the Particulars, I say once for all, it is the mildest and best established Government in the World, and the Place where any Man may peaceably enjoy his own, without being invaded by another. Rank and Superiority ever giving place to Justice and Equity which is the Golden Rule that every Government ought to be built upon, and regulated by. Besides, it is worthy our Notice, that this Province has been settled, and continued the most free from the Insults and Barbarities of the Indians, of any Colony that was ever yet seated in America; which must be esteemed as a particular Providence of God handed down from Heaven, to these People; especially when we consider, how irregularly they settled North Carolina, and yet how undisturb’d they have remain’d, free from any Foreign Danger or Loss, even to this very Day. And what may well be looked upon for as great a Miracle, this is a Place, where no Malefactors are found, deserving Death, or even a Prison for Debtors; there being no more than two Persons, that, so far as I have been able to learn, ever suffer’d as Criminals, although it has been a Settlement

¹ Lawson’s Journal, page 164, 64. A summary.

near sixty years; One of whom was a Turk that committed Murder; the other, an old Woman, for Witchcraft. These, 'tis true, were on the Stage and acted many Years, before I knew the Place; but as for the last, I wish it had been undone to this Day; although they give a great many Arguments to justify the Deed, which I should rather they should have a hand in, than myself; feeling I could never approve of taking Life away upon such Accusations, the Justice whereof I could never yet understand.¹

"But to return to the Subject in Hand; we there make extraordinary good Bricks throughout the Settlement. All sorts of Handicrafts, as Carpenters, Joiners, Masons, Plasterers, Shooemakers, Tanners, Taylors, Weavers, and most others may, with small Beginnings, and God's Blessing, thrive very well in this Place, and provide Estates for their Children, Land being sold at a much cheaper Rate there, than in any other Place in America, and may, as I suppose, be purchased of the Lords-Proprietors here in England, or of the Governour there for the time being, by any that shall have a mind to transport themselves to that Country. The Farmers that go thither (for which sort of men it is a very thriving place) should take some particular Seeds of Grass, as Trefoil, Clover-grass all sorts, Sanfoin, and Common Grass . . . Hoes of all sorts, Axes, Saws, Wedges, Augurs, Nails Hammers, Tools for Brick and Stonework."

He compares the price of land which is 1/50 in Carolina of what it is in Virginia with a lower quit rent.

And as there is a free Exercise of all Persuasions amongst Christians, the Lords Proprietors, to encourage Ministers of the Church of England, have given free Land towards the Maintenance of a Church, and especially, for the Parish of S. Thomas in Pampticough, over against the Town, is already laid out for a Glebe of two hundred and twenty three Acres of rich well-situated Land, that a Parsonage House may be built upon.²

It is noticeable, in view of what followed, that none of the accounts referred to show any apprehension of immediate

¹ Lawson's Journal, page 166 ff.

² Lawson's Journal, page 167 ff. Partly a summary.

danger from the Indians, though Spotswood's correspondence and Byrd's writings prove that they recognized that such a menace existed, and one cannot but believe that these accounts glossed over the danger in the attempt to attract settlers.

This is sufficient to show why Graffenried decided to turn towards North Carolina when occasion afforded him the chance. As yet he had no other colonists engaged than his few miners and their families. It was not long though before he had prospect of a considerable increase in the size and dignity of his undertaking.

CHAPTER V.

Graffenried and Michel unite their mining project to the Bern-Ritter colonization company of which Michel is agent—Graffenried made Landgrave—Negotiations for land and settlers—650 Palatines secured—they start in January, 1710—Difficulties in getting the Bern convicts through Holland—Graffenried and Michel secure mining concessions—Discussion of the contract with the George Ritter Company—Assistance promised by the proprietors—Swiss colony starts in the summer of 1710.

The early part of the year 1709 found Graffenried in London, waiting to see what could be done about his intended mines. To a man of active temperament, burdened with debts, and anxious to get something started that would enable him to clear them, the delays of this year must have been most exasperating. His plans so far were only tentative and he was waiting for any better offer that might be made him by any of his friends in England.

His partner, Franz Louis Michel, as has been stated in chapter III, was meanwhile conducting the negotiations for the Ritter Company. This company was also to bring over religious convicts for the Canton of Bern; and so had a semi-official character.¹ On the 28th of April, 1709, Mr. Mitchell's Proposals in the name of some of the Swiss Cantons of Bern were read (at Craven House) and it was then agreed that 10,000 Acres of Land on or betwixt News or Cape Fear

¹ Müller, *Bernische Täufer*, page 258.

or their branches in North Carolina should be set out for the Proposers or their heirs they paying to the Lords Proprietors £10 purchase money for each thousand acres and 5 shillings yearly as a quittance for each thousand acres to the Lords Proprietors and their Heirs forever.

Agreed further that 100,000 Acres be reserved to the proposers for 12 years during which term no other person shall purchase any of the same, which said 100,000 Acres are to be set out by the Surveyor General and may be purchased by any of the Proposers at the rate above mentioned during the term of seven years but after that time is expired they are to pay according to the custome of that part of the Province.

And lastly that one of their number be made a Landgrave he paying for 5000 acres the usuall purchase money for each 1000 acres the customary quittance for every 100 acres to the Lords Proprietors for the same.¹

Meanwhile the influx of Germans into England, treated of in chapters I and II, was beginning. On the 28 of April, the day that Michel's proposals were read, Luttrell mentions that, "the elector palatine, upon many protestant families leaving his domains, and gone for England to be transported to Pennsylvania, has publish'd an order, making it death and confiscation of goods for any of his subjects to quit their native country".² Some time after this they arrived in England. From this passage, as well as from the encouragement the people themselves received, it is clear that the general notion was that these Germans were to be sent to America. But now with a greater number of people on their hands than they expected, there was difficulty in executing the plan. Schemes were proposed; some suggested *Reya de la Plata*, Jamaica, the sugar islands, the Canary Islands, New England, Pennsylvania, Virginia, the Jerseys, Maryland, and England itself.³ The Proprietors also wanted to share in any advantage that might be reaped from the foreigners; and

¹ Col. Rec., vol. I, page 707.

² Luttrell, vol. VI, page 435.

³ Eccl. Rec., vol. 3, page 1790.

on July 11 "detailed proposals were made for the encouragement of the palatine's transportation into the province of Carolina".¹ What these proposals were is given in part by Luttrell, July 16, 1709. "The Lords proprietors of Carolina have made proposals to a committee of council to take all the Palatines here from 15 years to 45 years old, and send them to their plantations; but her majestie to be at the charge of transporting them, which will be above 10*l* a head".²

While this was under consideration, the proprietors, apparently fully confident of the success of their plan, wished the persons immediately concerned to know about it, and on July 28, they "ordered, that the advertisement printed in the gazette for the palatines' transportation, be printed in High Dutch, for the use of the poor palatines and the rest of the Germans".³

Graffenried could hardly have been a member of the Swiss colonization Company at the time the proposals were made (April 28) or his name would have been given. He was then in London, and well known from his previous life in the court circles of Charles II. The Proprietors were, as ever, anxious to sell an extra 5000 acres of land; and if they could persuade any of the company to buy with such an inducement as a title thrown in, they would gladly do so. It is not strange, then, that shortly after this Graffenried did become a member of the Company, for Michel who was interested with him in the mining project, was also interested in the Bern-Ritter colonization scheme; and a community of interests in one direction would naturally bring the two men together in any other scheme where one was involved. Thus, before anything definite about the Proprietors' proposals for settling the Germans on their land had been made by the committee, Graffenried paid 50*l* for 5000 acres (August 4, 1709) and was made a Landgrave.⁴ Of the 5000 acres, 1250 had belonged to Lawson, but what arrangements Lawson had with

¹ Hist. Soc. S. Carolina, vol. I, page 179.

² Luttrell, vol. VI, page 465.

³ Hist. Soc. S. Carolina, vol. I, page 179.

⁴ Col. Rec., Vol. 1, page 717.

the Proprietors is nowhere given. But the important thing is that from this time on Graffenried, who had not been mentioned in the preceding proposals, is the most prominent member in the Company.

The committee, having considered the proposals made on July 11, were still unable to make any decision; and on the 11th of August the Proprietors gave a few more details of their plan. At that time they had decided to give the poor Palatines who should have a mind to settle in Carolina, whether man, woman, or child, 100 acres of land each, free from quit-rent for ten years, after which they were to pay one penny per acre yearly; or if they should settle in towns, they were to have lands to build upon for three lives, or 99 years, with opportunity for renewal.¹

These proposals from the Proprietors had not borne any fruit as yet, when arrangements were made between Graffenried, Michel, and the Proprietors to take the place of Michel's arrangement of April 28. On the 3 of September, 100,000 acres were granted to Graffenried and his heirs, and it was agreed to sell Michel 3500 acres.² From the contract with the Georg Ritter Company we know, however, that the 10,000 acres were for the society and Graffenried himself owned but 5000 acres in his own private right.

On the 22d of September 1709, a warrant was signed at Craven House for only 2500 acres to Michel,³ and this is the amount he is credited with in the contract. In the French version Graffenried claims to have paid for 15,000 acres on the Neuse and Trent Rivers and 2500 on the Weetock. The delays Michel's negotiations had suffered, and the statement in the contract that Ritter had advanced considerable sums,⁴ along with Graffenried's statement above, make it seem probable that Ritter advanced the money to Graffenried for all but Graffenried's own 5000 acres, and that Graffenried actually paid it over to the Duke of Beaufort at Craven House.

¹ Hist. Soc. S. Carolina, vol. 1, page 157.

² Col. Rec., vol. 1, page 718.

³ Col. Rec., vol. 1, page 718 ff.

⁴ German Version, Contract.

However this may be, he appears to have been responsible for the full 17,500 after the settlement was made.

Later in the year the propositions of the Proprietors to take charge of the Palatines found a better reception, for on the 10th of October it was allowed to Graffenried and Michel to take 600 of them, making about 92 families. Eleven days later 50 more persons were added.¹ Graffenried had the choosing of these and he picked out young, healthy, and industrious persons of various trades. The only lack, then, was a minister, and Graffenried was empowered by the Bishop of London to exercise the two important functions for a young colony, marriage and baptism.² The Queen promised 5£ 10 shillings for each emigrant to pay for their passage and gave each 20 shillings worth of clothes as a present.³

The colonists were secured against fraud by a bond for 5000£ which Graffenried was required to give to the commissioners, for the faithful performance of his obligations.⁴ But for some reason there was a long delay in sending the colony after the contract with the committee had been signed, and it was not till January, 1710, that they finally departed for America.⁵

Things were not moving any more rapidly for the Swiss portion of the settlers. The first company of these, numbering about one hundred persons, left Bern March 8, 1710.⁶ To them there were to have been added at some stage of the journey, the 56 convicts, men who had been in prison now two years because of their Anabaptist views. Passes through England had already been secured, but it was not until March 12 that the Swiss Ambassador to Holland, St. Saphorin, was instructed to get the consent and assistance of the Dutch authorities in bringing the prisoners on their way.⁷

¹ Col. Rec., vol. 1, 986.

² German Version, French Version.

³ Col. Rec., vol. 1, page 986.

⁴ German Version, Report.

⁵ French Version, German Version.

⁶ German Version, Letters.

⁷ Bernische Tæufer, page 259.

On March 18 the little band of convicts started by boat from Bern under Michel's care. The States General had not yet given their consent and showed no signs of doing so, as they had no sympathy with the Anabaptist persecutions, for in Holland people of this sect were welcomed on account of their industry and orderly lives.

Difficulties arose, however, to prevent the execution of the design. On the way down the Rhine just one half of the number became too sick to proceed further, and had to be left in the Palatinate. The most tactful diplomacy the Ambassador could use failed to effect aid from the States General, for by the laws of Holland these prisoners on reaching Dutch territory would thereby become free. And the Dutch authorities determined to see the law enforced. If these people of their free will wished to go to America, nothing would be laid in the way, but they could not be brought through Holland as prisoners. An attempt to have the English Ambassador Townshend use his influence in favor of the deportation failed also, for he asserted the Queen wished to have only voluntary colonists in her provinces.

Michel, who had this expedition in charge finally got his twenty-eight remaining prisoners as far as Nimwegen, a town a short distance across the border of Holland, and hoped to be able to send them the rest of the way to England. But the vigilance of the Dutch Anabaptists discovered the prisoners; complaint was made; and they were immediately released and allowed to go back to their friends in the Palatinate, or wherever they would, in search of their families from whom they had been so long separated.¹ From one of the letters in which the writer claims to have started from Bern March 18² it would appear that one, at least, kept on to America.

On May 18, 1710, while the Swiss were on the way, Graf-fenried and Michel signed the contract with Georg Ritter and Peter Isot, by which they became, legally, members of the Georg Ritter Company. The foundation of the enter-

¹ Bernische Täufer, page 258 ff.

² German Version, Letters.

prise was the 17,500 acres actually purchased and the twelve year's option on the 100,000 acres.¹ They also had permission to take up land above the falls of the Potomac, which would, however, be held of the Crown, subject to the Governor of Virginia. The amount actually paid for land was 175£. Besides these land grants they had mining rights in Carolina, Virginia, Maryland, and Pennsylvania.² Those in Carolina are defined as follows.

“Agreed that Baron de Graffenried and Mr. Lewis Michel shall have a lease of all royal mines and minerals in the Province of Carolina that they shall discover and work for a term of 30 years, they being at the entire charge The produce of it to be divided into eight parts whereof four eights are to be paid to the Lords Proprietors the other four eights to the said Baron de Graffenried and Mr. Lewis Michel for the term of 5 years after any such Mines shall be found and opened. But after the aforesd term of five years then the Lords to have five eights, the said Baron de Graffenried and Mr. Lewis Michel three eights the Lords being to pay the Crown the fourth part according to the Words of the Charter”.³ (Apparently this was to be the fourth part of the half which for the first five years should go to the two operators, or one eight of the whole.)

In their contract with the Georg Ritter Company, however, Michel, who had done all of the exploration and claimed to have found mines, was to have all the product for three years after the opening of the mines, except what belonged to the Proprietors. In the fourth year Ritter and Graffenried were to draw from the produce according to the amount they had subscribed, and the surplus, for the seventeen years the society was to continue, was to go to the members. And they were to pay Ritter for the capital he advanced out of the production of the first year of the mine in case it turned out well.⁴ The contract between the Company and the other

¹ German Version, Contract.

² German Version, Contract.

³ Col. Rec., Vol. I, page 723.

⁴ German Version, Contract.

provinces is not given; in fact the claims of the Crown were not settled as far as Virginia was concerned, and a year or two later the uncertainty caused Spotswood considerable anxiety.¹

The stock of the company consisted of 7200£ divided into twenty-four shares of 300£, no one person holding more than one share; but it was not all paid in, for Michel was credited with a share to pay him for his discoveries which he claimed to have made and for the 2500 acres which he turned into the society. Graffenried had a share credited to him for his 5000 acres and his labors with the Palatines; and Georg Ritter had a share for expenses already incurred, leaving only 6,300£ to be paid in. Albrecht von Graffenried had paid in his share but when the contract was signed others had not contributed their amounts; and since they had until September 1711 to do so,² it is impossible to tell how much Graffenried had on hand to support himself and his colonists. The report written months afterwards (in May, 1711) indicates a lack of 2400£ which should have been raised in some way. At that time he had spent 2228£, a part or all of which he had borrowed;³ and the 2400£ would have paid this and left a little besides.

The amount of help he might expect from the Proprietors is not definitely stated. But from the following resolution passed at Craven House September 3, 1709, at the time the 10,000 acres were bought, it would appear that there was a possibility of Graffenried's being disappointed, even if the promise had been kept, for "To the 2nd Proposal relating to the poor Palatines that shall be transported into North Carolina, It was resolv'd that their Lordships will not undertake to provide them with all provisions they shall want but they will give directions to their Receiver General to supply the Palatines with such provisions as may be spared from the necessary use of the government at the same rates he received them the sd Christopr de Graffenried and Lewis Michel paying their Lordships for the same in Sterling money

¹ Spotswood, vol. I, page 161.

² German Version, Contract.

³ German Version.



GRAFFENRIED'S MAP OF HIS COLONY

in London at the end of two years after the arrival of the Palatines in North Carolina at £50 per cent discount''.¹ In a letter by Urmstone, quoted in part, later, it is stated that Graffenried was to expect 1500£ colonial money. This statement may be somewhat exaggerated as are other statements in the letter; but taken in connection with the fact that Cary, as we shall see, promised to give him 500£ on the proprietor's account, it shows conclusively that Graffenried had reason to expect substantial assistance from them.

After a pleasant voyage Graffenried and his Switzers came in sight of land September 10th, and the 11th they came ashore.² The news which he then received of his first shiploads must have been a terrible disappointment, for despite the fact that he had had the Royal Commissioners inspect the ships to be sure that all was right and had sent the emigrants under the care of Surveyor General Lawson, Receiver General Gale, and another official going to Carolina, over half of them had died on the voyage because of the overcrowding of the ships and the salt food which did not agree with them.

CHAPTER VI.

Discussion of the transportation facilities provided for the Palatines by the commissioners—The Colonists plundered by a French privateer—Graffenried and his colony arrive September 10; they learn of the distress of the first shiploads—Graffenried and his Swiss start for North Carolina as soon as possible after landing.

It was certainly not to the credit of the commissioners that these people endured such hardships. Graffenried had them make a particular inspection before the ships started to be sure all was right, for his own experience in shipping was limited; but since the same crowding of the passengers, the same bad food, and the same appalling mortality prevailed on the ships which were carrying the Palatines to New York, the only conclusion is that the commissioners were either shamefully careless of the lives of these people, or totally un-

¹ Col. Rec., vol. I, page 718.

² German Version, Letters; French Version.

fitted by their ignorance to have charge of the transportation of so many. When the proprietors first asked to have some of the Palatines sent to their colonies at the government's expense, Luttrell¹ estimated that it would require over 10£ for each person. In the case of Graffenried's colonists this figure was cut down to 5£ 10 shillings by the commissioners. Graffenried himself, later, estimated that 100 persons could be carried on a ship of 120 tons burden from Holland to America for 700£ or 7£ per person. Boehme² in 1711 estimated the cost of transportation from England to America as 7£ for adults and half of that for children.

The committee fixed on the lowest amount possible and paid the ship captains in advance for each passenger. The following passage written at the time of the emigration to New York shows how wretched the management really was, though, of course, the ship captains must bear their share in this disgrace.

„Man hat zwar den Kapitänen, die die Ueberführung dahin übernahmen, auf den Kopf einen gewissen Betrag vergütet, aber bei der großen Menge mußten die Leute dermaßen eingepfercht werden, daß viele davon, noch ehe die englische Küste außer Sicht kam, sehr unter Gestank und Ungeziefer gelitten haben, ganz abgesehen davon, daß die zu unterst Liegenden weder frische Luft schöpfen konnten, noch das Tageslicht sahen. Namentlich sind unter diesen Umständen die Kinder zahlreich dahingestorben, vollends bei stürmischer See. Ja von mehreren Familien blieb niemand übrig, weder Kinder, noch die Eltern selbst. In Briefen von Portsmouth, wo die Einschiffung statt fand, ist im April 1710 hierher nach London mitgeteilt worden, daß auf einem einzigen der Schiffe noch vor der Abfahrt achtzig der Auswanderer gestorben sind. Hundert andere lägen noch krank darin und schienen den Gestorbenen nachfolgen zu wollen. Die Ursache der Sterblichkeit wäre teils in der engen Einpferchung, teils darin zu suchen, daß der Schiffsherr die Menschen nicht mit guter und gesunder Nahrung versorge. Aber eben der Tod der Auswanderer be-

¹ Luttrell, vol. VI, page 465.

² Pennsylvania im 17. Jahrhundert, page 67.

deute Gewinn für die Schiffsherrn, da er dann auf der Fahrt weniger Leute zu verköstigen brauche".¹

Sickness and death was not all the Palatines had to endure; for just at the mouth of the James River in full view of shore and of an English warship, they were overhauled by a French privateer and one of the ships plundered. The people on board were deprived of even their clothes, and when they came ashore several more died from eating fruit and drinking water. Those who had finally recovered and were left alive had now been in their new home in Carolina several months, when Graf-fenried and the Switzers landed on September 10.

He was doubtlessly informed immediately of the disasters which had attended his first shiploads of colonists on their voyage and after landing; and their urgent letters were not needed to make him see that his presence was required in Carolina at once. As a Landgrave and head of an important colony, he had some obligations to the Governor of Virginia, and therefore could not go immediately into Carolina, but had first to call and pay his respects to the head of the colony. As Spotswood himself was not at home, he called upon the Lieutenant Governor, and also met Edward Hyde, who had been sent by the proprietors to be governor of North Carolina; and through them he was made acquainted with the political situation in Carolina. He made his visit as short as he decently could and before long he and his people set out over land for the Chowan River, where they expected to find boats to take them to their tract on the Neuse and Trent.

Leaving them at this point for a time we must now recall some of the events of the years preceding, in order better to appreciate what Graffenried encountered on his arrival in America.

¹ Pennsylvanien im 17. Jahrhundert, page 66 ff. The author is here quoting a German writer, Hoen, but with orthographic changes and modern expressions where the original is not easily understood.

CHAPTER VII.

The earliest settlement—Early government—Development of Self-government—Imposition of Locke's Fundamentals—Confusion resulting from attempts to enforce certain provisions and navigation laws—Trouble growing out of test oaths—Cary in open opposition to Edward Hyde, the Proprietor's appointee—Graffenried met by a delegation and offered the presidency of the council—He refuses a tempting offer for the sake of his colony.

The first immigrants into the Carolinas were wealthy Virginians who were attracted by the opportunity to better their condition, and not religious refugees as has generally been supposed. They purchased land of the Indians and settled themselves about Albemarle Sound as early as 1659,¹ without asking permission of anyone. In 1662 Governor Berkeley of Virginia gave them patents and required of them the quit rents usual in Virginia, that is one farthing per acre. They did not form compact towns, but each planter had his own wharf to which trading vessels came. No very serious Indian troubles drove them to continuously concerted action; and as they had no ministers for a long time, although many of them doubtless belonged to the established church, there grew up a reckless sort of independence which was strengthened by arrival of new colonists from the attempted settlements of New Englanders at Cape Fear, which had failed, partly because the colonists had stubbornly resisted the purpose of the proprietors to appoint governors over them rather than let them elect their own.

These proprietors were eight favorites of Charles II whom he wished to reward for their assistance in helping him to his throne after the downfall of the Protectorate. They were given almost absolute power, holding all the rights which the Bishop of Durham held. Besides they had the power to create an order of nobility among the inhabitants of their domains, but the titles were not to be the same as those used

¹ Johns Hopkins Historical Studies, May-June, 1892; Ashe, vol. I, p. 59.

in English and the laws they should make were not to be opposed to those of England. The grant took in a strip from ocean to ocean between 31° and 36° north latitude, the same grant which Charles I had made to Robert Heath in 1629.

Later, in 1665, the grant made to Robert Heath was formally set aside and the proprietors were given an increase, the new grant extending from 29° to 36° 30', north latitude. They were allowed also discretionary powers with regard to freedom of conscience, and could grant religious liberty and toleration as they chose.

Another provision of the charter is so important in the later history that I shall quote verbatim so much of it as applies. "And also to ordain, make and enact, and under their seals, to publish any laws and constitutions whatsoever, either appertaining to the publick state of the said whole province or territory, or of any district or particular county, barony or colony, of or within the same, or to the private utility of particular persons, according to their best discretion, *by and with the advice, assent and approbation of the freemen of the said province or territory, or of the freemen of the county, barony or colony, for which such laws or constitution shall be made, or the greater part of them, or their delegates or deputies, whom for enacting of the said laws, when, and as often as need shall require, we will that the said Edward Earle of Clarendon, George Duke of Albemarle, William Earl of Craven, John Lord Berkeley, Anthony Lord Ashley, Sir George Cartaret, Sir John Colleton, and Sir William Berkeley, and their heirs or assigns, shall from time to time assemble in such manner and forms as to them shall seem best; etc.*"¹ A saving clause permitted laws to be passed on an emergency, which had not received the sanction of the people.

In 1664 a man named Drummond was sent out with six councilors to be governor of the province. With them was sent the Concessions, under which all this territory of Carolina was to be governed. By this document the freemen were either to meet in one body or to elect twelve represent-

¹ Carroll's Collections, vol. II, page 43 ff. The italics are mine, V. H. T.

atives to act with the six councilors. The first assembly which met not later than 1665 was composed of all the freemen, and was in this respect a democratic body. Full liberty of conscience was established with this exception that the General Assembly might appoint as many ministers as it pleased, thus giving a preference to the church of England. Officers were either to swear allegiance to or sign a declaration in a book, and no tax was to be levied without the consent of the Assembly. The Assembly might choose a president in place of an absent governor or deputy governor. Quit rents were made a half penny per acre. Until 1667 the governor, six councilors, and twelve deputies (for the meeting of all the freemen was not continued) sat in one body. In the general meeting of 1665 a petition had been sent to the proprietors that the quit rent be reduced to the rate which prevailed in Virginia of one farthing per acre payable in commodities. In 1668 this was granted in an instrument called ever since the "Great Deed", and any encroachments upon its provisions by the proprietors were bitterly resented.

After these years of self-government there came an unwelcome change, which in Carolina marks the beginning of that unrest which finally ended with the Revolution, for never after this was there any extended period of satisfaction with the government from England, whether administered by the proprietors or the royal governors. One of the proprietors, the Earl of Shaftsbury, had his friend, the philosopher John Locke, draw up a system of government for the colony; and in 1669, what was considered the most perfect system ever devised was sent out to be tried on the few scattered settlers in this vast woods. No stretch of the imagination can make this seem like emergency legislation, and there is not the slightest ground for thinking the proprietors considered it as such; the freemen never unqualifiedly sanctioned it; and therefore, by the provision of the charter above quoted, this Grand Model of government was not legally binding upon the people. The resistance, however, was not entirely consistent. For example, they objected to the requirement of an oath to support the constitution, and in this degree, they may be

said to have objected to the whole plan; but nevertheless they accepted the provision for regularly holding elections of their representatives, and for having meetings every two years whether the governor called one or not. There is no evidence that they were opposed to the theoretical founding of high sounding courts, or an actual establishing of a hereditary nobility. Their great complaint was against a raise of the quit rents from a farthing to a penny per acre, payable in silver.

Further trouble was caused by attempts to enforce the navigation laws. In 1673 Cartaret, tired of trying to enforce the enactments, resigned the governorship, and from that time till 1707 there were six open revolts leading to the deposition or suspension of governors and collectors. The people had never been trained in the obedience presupposed in the constitutions, and resisted every attempt to invade their previous liberties.

To these economic and political disturbances were added religious difficulties. The proprietors had allowed people of dissenting opinions to settle in their dominions and practice their religious worship as they wished, as long as they refrained from disturbing others. But the idea, nevertheless, had always been to establish the church of England in the colonies in Carolina. The first missionaries sent out by the society for the Propagation of the Gospel were unfortunate choices. They antagonized many of their own faith as well as the dissenters, for the very idea of having a church supported by the state was repugnant to many of them. After the visit of Edmundson and Fox in 1672 the Quakers, too, had become rather numerous; and, of course, they objected to being compelled to pay for the support of other ministers than their own, and in particular to the support of the Church of England ministers.

In 1697, by act of Parliament, oaths of office were required of the governors of colonies; and in 1701, Governor Walker had the assembly pass an act to establish parishes and churches and maintain ministers. The Quakers, Presbyterians, and some of the members of the Established Church objected very strongly to this. But the trouble calmed down

without being finally settled when the bill was vetoed by the proprietors because they considered it inadequate. In 1704 Daniel became governor, and he required the oath of allegiance to Queen Anne, in accordance with an act of Parliament, and denied the right of any to sign a declaration in a book in lieu of the oath, a privilege which had been expressly granted in the instructions of 1670.¹ The governor was technically in the right in his demand, for such oaths were required very strictly in England at this time and for years afterwards; but the laws had always been dead letters in Carolina, and might just as well have been treated as such at this time if Governor Daniel had desired to have it so. The measure seems to have been aimed at the Quakers, since this effectually excluded them from the Assembly, weakened the opposition to the strict Church party to this degree and allowed the establishing of the Church of England by law, as Lord Granville, the most influential of the proprietors, desired. This was so distasteful to the Presbyterians and other dissenters who might ordinarily be expected to favor the exclusion of the Quakers, that they united with them and secured Daniel's removal by order of the proprietors. This compliance of the proprietors shows that there was no need of applying the act of Parliament regarding oaths very rigidly in the colonies.

Thomas Cary who before this had been a merchant in South Carolina, was next appointed. He shared the general feeling against the Quakers, and not only had them excluded by this same test oath, but also imposed a fine upon those who should enter upon an office without first taking the oath. He also secured the passage of another law by which the election of any one who promoted his own candidacy was declared void. By the application of this measure he could keep out any one he chose, by merely having it shown that the person in question had in some way promoted his own interests in the election. These enactments gave him control over Presbyterians as well as Quakers, but the measures were too thorough, and Mr. John Porter was sent to England to peti-

¹ Col. Rec., vol. I, page 181.

tion the proprietors for relief; and in 1707 he returned bringing an instrument by which the laws regarding oaths were suspended and Cary removed from the government. At the time of his arrival, however, Cary was absent, and William Glover, President of the Council was acting in his place. He, therefore, did not at once enforce his new instrument, but left Glover in power, and held in abeyance the action against Cary. Yet, since Glover was still keeping the Quakers out by the test oaths, discontent grew until Cary, Porter, Pollock and Foster, heads of various factions, in 1708 unitedly issued a proclamation to the people to obey the existing government. But the coming of two Church of England missionaries, Adams and Gordon, at this time was the signal for another outbreak on the part of the different dissenting bodies, who saw in the actions of the government a menace to their religious liberty, and an attempt to saddle the established church on the colony.

Porter next broke with Glover, and Cary was elected. Since Lord Granville was now dead, there was no need for Cary to still hold high church views; and while there is no record of such an agreement, it appears that Cary promised to give up the requirement of the test oaths and other restrictions. And it was probably for this reason that he was chosen president of the council. Glover also claimed to be president since his incumbency had not been disturbed by Porter's instructions from the proprietors, while they had said specifically that Cary should be removed. Glover certainly had some right on his side as well as did Cary, for by the Constitution and by precedent the president of the council was to be governor in the absence of a governor or his deputy, approved by the proprietors. Thus we find two Governors, and the country in turmoil. The principals agreed to leave the decision to an assembly, and each issued writs for an election. Cary had the majority of votes if the Quakers were admitted. Glover, however, insisted upon the exclusion of the Quakers, but without avail, and he with Pollock and Gale, went over into Virginia, leaving Cary in charge. But still a large faction, composed of those who had been

trained in public affairs during the time that the others had been kept out by the exclusion laws, was dissatisfied, and the government was not very efficient.

In 1708 Tynte had been appointed governor of South Carolina with instructions to deputize Edward Hyde over the northern colony, and until Hyde should come Tynte left Cary in charge. Unfortunately for affairs in North Carolina Tynte died during the summer of 1710 without having signed Hyde's commission, and since under the circumstances Hyde did not care to come into the colony, he was still in Virginia when Graffenried landed with his Switzers in September, 1710, and after a short delay started for Carolina.

At Somerton a delegation of Quakers and other persons met him, and desired him by virtue of his title of Landgrave to take the presidency of the council, which in the absence of the governor, as had been noticed, carried with it the executive function. If Graffenried had been ambitious for himself he might well have been tempted by the offer. He was the friend of Hyde, whose appointment lacked only a signature to make it valid, and as such might have felt sure of the support of Hyde's adherents and many of Cary's dissenters. Moreover, since Glover's departure for Virginia, his followers were looking forward to Hyde's coming, and these men, too, would probably have supported him. His favor with the Queen and the proprietors, which must have been well known in the colony, since he had been made Landgrave and his Palatines had been provided for over a year before, might have led him to hope that a good number from the contending parties could be brought to recognize him as their executive officer, for Hyde had no patents and was in addition afraid to trust himself in the province. If Graffenried had been acquainted with the previous history of the Colony at all, he would have known that there was not much to fear from the proprietors, so long as he could keep the factions united. Their weakness in dealing with their colonies was well recognized,¹ and just as in the case of Cary, they could be expected to leave the matter in *statu quo* as

¹ Col. Rec., vol. I, page 725.

long as no complaint was made to them. That the factions were tiring of the struggle is shown by the fact that after Graffenried refused to be led astray by such brilliant prospects, they united in an address to Hyde to take the presidency until his commission should arrive. Cary himself was one of the signers,¹ persuaded, to be sure, by Graffenried.² For Graffenried, although his refusal was not acceptable to the delegation, had resolved to devote his time and energies to his settlement, and to avoid the difficulties of politics.

CHAPTER VIII.

Graffenried's precarious position—The Palatines' pitiful condition—Graffenried defrauded—No help to be obtained from the Proprietors—Makes peace with the Indians—Lawson's humane sentiments not borne out in his treatment of the Indians—Michel disturbs the proceedings—Graffenried compelled by circumstances as well as inclinations to join Hyde's faction.

Graffenried's position was now a peculiar one. On the one hand, he had, immediately on his arrival, become one of the most influential men in the province. His title of Landgrave, the fame of his undertaking, and his friendship with eminent persons in England made him very much respected and yet of the actual necessities of life he had almost nothing with which to support his dignity. When he reached the settlement he found conditions worse than he expected. Lawson had not sold all the land on the point between the Neuse and the Trent Rivers to Graffenried, and in order to further his own interests, he had settled those under his charge on his own land to gain the benefit of any clearing they might do. Thus when Graffenried came, the Palatines found their summer's work had gone for nothing. The directors had also exploited them by taking their goods in return for their services in looking after them on the way over, and what was left after this had gone to the English settlers in return for food to keep them alive. Moreover, the place where Lawson

¹ Col. Rec., vol. I, page 727.

² German Version.

had settled them was on a southern exposure where the heat was very oppressive, and as a result, sickness was added to starvation. To make matters worse, instead of finding the land free of Indians as Graffenried supposed it to be, he discovered that King Taylor with a small tribe of twenty families was still living there, and that they were none too well pleased to have their lands taken up in this way, for they had never as yet been paid for the tract. If in this situation the Germans did not supply their wants by hunting, supposing they had the strength and equipment, one cannot blame them. As for living on fish, oysters, and crabs, such a diet in the heat of summer after they had been weakened by their illness on the long voyage across the Atlantic and after landing in Virginia would be almost impossible.

But Graffenried's coming changed all this, for he brought supplies for their present needs, and began immediately to see what could be done on the account of the Lords Proprietors with the province. His treatment of the Indians on this and later occasions is more a credit to his heart than to his business sagacity perhaps, if one may judge his actions by the standard set by most of the whites who have had dealings with the Indians. The result justified him in his peculiar notions, however, when it came to be a life and death matter with him. He had previously paid for the particular piece of ground where the settlement was then being made, supposing that the original owners had been satisfied for it and had moved off leaving it perfectly free for white settlers. Likewise it was scarcely to be expected that Lawson would work a fraud on him and an injustice to the Indians after such generous expressions as the following, chosen from several such to be found in his book.

"These are them that wear the English Dress. Whether they have Cattle now or no, I am not certain; but I am of the Opinion that such Inclinations in the Savages should meet with Encouragement, and every Englishman ought to do them Justice and not defraud them of their Land, which has been allotted them formerly by the Government; for if we do not show them Examples of Justices and Virtue, we

can never bring them to believe us to be a worthier Race of Men than themselves”.

“They are really better to us than we are to them; they always give us Victuals at their Quarters, and take Care we are armed against Hunger and Thirst; we do not so by them (generally speaking) but let them walk by our Doors hungry, and do not often relieve them. We look upon them with Scorn and Disdain and think them little better than Beasts in human Shape, though if well examined, we shall find that for all our Religion and Education we possess more moral Deformities and Evils than these Savages do, or are acquainted withal”.¹

It appears, though, that an opportunity to enrich himself overcame his scruples and he did as others had done before him, disposed of land which by rights was not yet his to dispose of. When Graffenried came and found the savages still claimed the land, rightfully as he looked at it, Lawson's advice to chase them off did not appeal to him, although it would have been possible, perhaps, to do so. Rather, he paid them for the tract and established friendly relations with them. Then finding that his people and the Indians were not likely to live together harmoniously, he had a very solemn powwow with the red-men, paid them again for the land where the first settlement had been made, probably bought what other land he needed to parcel out to his settlers and made the Indians satisfied to move out of the neighborhood of his people. His influence over the Indians and their confidence in him comes out indirectly in this conference. The Indians, seventeen heads of families and their chief, took their places in a circle on the ground, dressed in their finery, the chief looking to Graffenried more like an ape than a man. Graffenried sat on a chair and also wore whatever ornaments he had that would glitter most. He could not help but be convinced that their arguments for staying were better than any he could present to induce them to leave, but yet they finally agreed to go. Michel, his business partner, was not far away during the conference, making himself drunk with

¹ Lawson's Journal, page 192 ff.

some English friends. In this condition he suddenly broke in on the assembly, snatched off the king's head dress and threw it as far as he could, then seizing the orator beat him and dragged him out of the circle. Graffenried had difficulty in restoring order and peace; finally, however, Michel was taken away and put in charge of his friends, and the negotiations went on to a happy termination for Graffenried. That night, Michel, still under the influence of liquor, broke into the Indian camp while Graffenried was asleep, and again beat and insulted the orator; and again Graffenried had to be peacemaker.¹ The fact that he succeeded at all is sufficient evidence of the regard in which he was held by the savages.

The need of separating the Indians from the settlers is illustrated by the story he tells of one of his workmen. This man, a Berner, coming home from wood chopping happened to pass by an idol representing the evil divinity. This image was painted red and black, the colors of the wood chopper's native city. He could not endure seeing these colors misused in such a manner, and destroyed the ugly representation of the Devil with his ax. On reaching home he boasted that he had split the Devil with one blow.² The Indians were horrified at such a sacrilege and peace was with difficulty restored. Nevertheless they were finally persuaded to forego hostilities when Graffenried promised to see that no further injury was done them. Partly for their sake he sent Michel on surveying expeditions, and into Pennsylvania to look for silver.³ The settlers, too, could not appreciate the Indians' point of view although they speak kindly of them in their letters, wherever they mention them at all, and, so, it was better to keep them apart.⁴

Having reached the province and provided for the immediate needs of his people, Graffenried now felt his next duty to be the securing of the continuation of supplies. As a

¹ French Version.

² French and German Versions.

³ French Version.

⁴ German Version, Letters.

Landgrave he would be compelled to take sides in the political quarrel in the colony, and the question was with whom should he cast in his fortune. He and his colony were dependent upon the favor of the Proprietors for their very existence, and he could not hope for their favor while supporting one who was defying their authority. Yet the principles for which the dissenting faction had contended in the beginning before Cary took sides with them—freedom from the domination of the Church of England—must have appealed to him, even though he and his colonists were under the spiritual protection of the Bishop of London and had become members of that church.¹ Moreover, among 650 Palatines there must have been a goodly number of Anabaptists, and some of the letters of his settlers which he copied for the German version seem to have been written by people of this sect. One of their fundamental tenets was freedom of conscience, and both in framing the contract for the society and in the agreement with the settlers, Graffenried and the Company did not depend upon the charter of Carolina nor the Fundamental Constitutions alone, but made special provision for religious liberty. The distractions produced in the province in the efforts to secure it, however, could not have impressed the colonists favorably, and as a matter of self-defence Graffenried had to espouse Hyde's cause. And yet Hyde was not technically governor, lacking Tynte's signature, and was afraid to come into the province.

The very numbers of people Graffenried brought with him was a disadvantage, because whichever side he joined, he would be sure to gain the ill-will of the opposition. But as Cary, who had been deposed once, was governing a second time with a legality which was questioned by the first people with whom Graffenried had become acquainted,² and as it was the will of the Lords Proprietors that Hyde should be governor, he did not hesitate to declare himself against Cary. And again the situation was complicated, for Cary had in his possession all the funds of the province, and it was neces-

¹ Col. Rec., vol. I, pp. 756, 734. French Version.

² Col. Rec., vol. I, page 731.

sary for Graffenried to look to him for what the Proprietors had promised on their account with the province. When the demand was made of him, he promised well, but kept evading fulfillment until Graffenried lost hope at last and sent to Virginia where he had made arrangements for flour, before leaving England. Only thus were the people enabled to proceed with the building of their town.

CHAPTER IX.

Founding of the city—Leet Court System—Articles in the Fundamentals relating to Leet Courts—Discussion of Baronies and Manors, showing irregularities in appointments—Articles in Fundamentals referring to Baronies, Manors, etc.—Ideal once given up revived in modified form for Graffenried's colony—Reasons for this—Contracts with Proprietors and Colonists—Evidences from Manuscripts of a paternal government and of popular assemblies.

The little city was placed on a point of land between the Neuse River and the Trent, and was laid out in the form of a cross, one arm extending from river to river, and the other, from the point, back indefinitely. At a reasonable distance Graffenried built a line of fortification from one river to the other and had his coast line well defended also. These fortifications were doubtless frail enough, but would have been of service in case of an Indian attack if all the people were inside and acted in concert. He planned to have a church at the four corners. Market was to be held once a week, and a fair yearly. His best contribution was his water mill for grinding grain. There was only one other mill in the whole province and it was a poor one, and the only way the people had of getting flour or meal was to beat their grain in a wooden mortar with a wooden pestle and sift it through a basket. When the little town was completed, a solemn assembly gave it the name of New Bern. It had such a favorable beginning that people in Virginia and Pennsylvania bought lots there, and Graffenried could say that his town made more progress in a year than some other towns

had made in several.¹ A plan to live at one common expense, but in separate households was formulated, but was given up as impracticable.²

The form of government at New Bern is nowhere definitely given, yet we can get some general idea of it from a few references in the writings Graffenried left. One is tempted to see in it the attempt to introduce the leet court system of the Fundamental Constitutions, though in a modified form, despite the fact that the revised Fundamentals of 1698³ had omitted the provision relating to such courts. If this is the case, we have the only such attempt so far as I am able to discover, to put the system into practice in the province. The omission of many of the articles in the revised Constitution need not imply a change of conviction on the part of the proprietors, but only a concession to the conditions in America. In Graffenried's case, also, such a system, would, perhaps, seem more practicable and thus the old idea would, naturally, be revived.

The following articles of the Fundamentals refer to this sort of serfdom, and show the ideals which the proprietors had.

"16th. In every signiory, barony, and manor, the respective Lord shall have power in his own name to hold court leet there, for trying of all causes, both civil and criminal, but where it shall concern any person being no inhabitant, vassal, or leet man, of the said signiory, barony or manor, he upon paying down of forty shillings, for the Lords Proprietors' use, shall have an appeal from the signiory, or barony court, to the county court, and from the manor court to the precinct court.

"19th. Any Lord of a manor, may alienate, sell, or dispose to any other person and his heirs forever, his manor all intirely together, with all the privileges and leet men, thereunto belonging so far forth as any colony lands; but no grant of any part thereof, either in fee or for any longer term than

¹ German Version; French Version.

² German Version, Report.

³ Ashe, page 147.

three lives, or for one and twenty years, shall be good against the next heir.

"22d. In every signiory, barony and manor, all the leet men shall be under the jurisdiction of the respective Lords of the said signiory, barony or manor, without appeal from him. Nor shall any leet man, or leet woman have liberty to go off from the land of their particular Lord and live anywhere else without license obtained from their said Lord, under hand and seal.

"23d. All the children of leet men shall be leet men, and so to all generations.

"24th. No man shall be capable of having a court leet, or leet men, but a Proprietor, Landgrave, Casique, or Lord of a manor.

"25th. Whoever shall voluntarily enter himself a leet man, in the registry of the county court, shall be a leet man.

"26th. Whoever is Lord of leet men, shall upon the marriage of a leet man, or leet woman of his, give them ten acres of land for their lives, they paying to him, therefore, not more than one eighth part of all the yearly produce and growth of the said ten acres".¹

In the application of their "unalterable Constitutions" relative to the German colony, as in other matters, the proprietors allowed themselves a considerable latitude, and so we find several variations from their ideals expressed in the articles quoted above. In the first place, the appointment of landgraves had always been irregular. According to their charter they could confer their titles "upon such of the inhabitants of the said province as they shall think do or shall merit the same",² and yet of twenty-five appointees eleven never lived in America and several of those who did live in America were appointed before they ever came to this country.³ Locke was the first to receive the title, and in his case it appears to have been merely honorary, and if the four baronies of 12000 acres each were ever assigned to him there

¹ Col. Rec., vol. I, page 187 ff.

² Col. Rec., vol. I, page 29.

³ McCrady, page 717.

is no record of it left. Nevertheless it was intended at first to have the title always associated with land and in the amounts prescribed in the articles, as an act passed by the Assembly of Albemarle and approved by the proprietors in 1669 shows. By this act it was decreed that 'noe person or persons whatsoever he be within this County under the degree of a Proprietor, Landgrave or Cassique shall have Liberty for the space of five yeares next ensueing to survey or ley out above six hundred and sixty acres of Land in one dividend that soe the County may be the speedier seated, without express leave obtained from the Lords Proprietors.

"And it is hereby further enacted that there shall not bee granted in any warrant any quantity of Land but what is allowed according to the Quality of the right and is exprest in the Proprietors Instructions, concessions or Fundamental Constitutions or forme of Government".¹

This intention of the part of the assembly was not always carried out for it was ordered by the Proprietors near the beginning of this new form of government that the Proprietors should have but three signiories, and each Landgrave and Casique but one barony.² Nevertheless, John Price,³ another of those who never lived in America, was made a Landgrave in 1687 and "four baronies of 12000 acres" were annexed to the title. In 1698 a new plan was hit upon,⁴ and instead of conferring the title and the domains which belonged to it as a mark of the high regard in which the person was held by the Proprietors, blanks were sent out for six Landgraves and eight Caciques. These were to be sold to whomsoever would buy, provided they were considered worthy by Major Robert Daniel and Landgrave Morton, who had the disposal of them. The sale was not very rapid, for only two purchased. One of these, Captain Edmund Bellinger was in England at the time of the purchase but paid in America and John Bayly took another but paid in Ireland.

¹ Col. Rec., vol. I, page 186.

² McCrady, page 141.

³ McCrady, page 719.

⁴ McCrady, page 292.

After this another change was allowed, for in 1709 Abel Ketelby, who also became a non-resident landgrave, purchased 5000 acres.¹ And after this fashion the title had lost in dignity until it was offered for sale with few takers, while the land which went with it was reduced from a vast tract to a moderate sized manor, the lords of which strips were originally intended to be of the lowest order of nobility.

Graffenried's appointment was no exception to the others in irregularities. He was a foreigner, but probably naturalized,² for he was in England when the naturalization laws were made and in his Memorial he advises it. He was required to buy and actually did buy but 5000 acres to secure the title, and the 10,000 additional which he purchased for the company and Michel's 2500 acres over which he appears to have had the disposal for the company had nothing to do with the bestowal of the highest dignity in the power of the Proprietors.

Fortunately the Carolinians seem not to have been disturbed by all these irregularities in his appointment and the dignity of a title was of advantage to him as it helped him to keep the respect of his own settlers and the other colonists.

The following articles relate to the order of nobility which was to be established.

"4th. Each signory, barony, and colony, shall consist of twelve thousand acres, the eight signories being the share of the eight proprietors, and the eight baronies of the nobility; both which shares, being each of them one fifth of the whole, are to be perpetually annexed, the one to the proprietors and the other to the hereditary nobility; leaving the colonies, being three fifths, amongst the people; so that in setting out and planting the lands, the balance of the government may be preserved.

"9th. There shall be just as many Landgraves as there are counties, and twice as many Casiques, and no more. These shall be the hereditary nobility of the Province, and by right of their dignity be members of parliament. Each Landgrave

¹ Col. Rec., vol. I, page 705.

² German Version, Memorial.

shall have four baronies, and each Casique two baronies, hereditarily and unalterably annexed to and settled upon the said dignity.

"17th. Every manor shall consist of not less than three thousand, and not above twelve thousand acres in one piece and colony; but any three thousand acres or more in one piece and the possession of one man, shall not be a manor, unless it be constituted a manor by the grant of the palatine's court.

"21st. Every Lord of a manor, within his own manor, shall have all the powers, jurisdictions and privileges which a Landgrave or Casique hath in his baronies.¹

In the provisions for a continuance of the proprietary government with its almost regal powers in the hands of a hereditary and self perpetuating body of eight persons, and a limited proportion of landgraves and casiques, with lords of manors below them, and last of all leet men—four classes likewise hereditary—the proprietors attempted to establish a feudal system more perfect in its working than any in Europe. For the systems with which they were familiar were the results of development or accident, while this was to be carefully thought out and the results calculated beforehand with almost mathematical accuracy, and applied arbitrarily to a new state which was just forming itself.

In the new nobility the amount of land belonging to a certain title had been fixed with the exception of manors, the size of which might vary from 3000 to 12000 acres. The obligations of the leet men, whether subject to lords of manors, casiques, or landgraves, were to be the same in all parts of the province. As has been shown, the theory could not be put into practice as originally intended in the case of the nobility, and it turned out to be even more impracticable to put the articles relating to leetmen into operation. There is not the slightest evidence that the offer of ten acres with its feudal acknowledgement which might amount to an eighth of the proceeds therefrom yearly, tempted anyone to put himself and his children into bondage to an overlord, when land

¹ Col. Rec., vol. I, page 187.

was in abundance near by and free from burdensome obligations. It was so manifestly impossible to carry out these promises, that in the instructions to Colonel Philip Ludwell sent out in 1691, which were in reality a reduction of the Fundamentals from 120 to 43 articles,¹ there is no mention of leetmen or leetcourts, although landgraves and casiques are mentioned as if they were still to exist as before. In place of leetcourts there were to be representatives chosen by the free-men, and the criminal courts were to be administered by the governor or by commissioners appointed by him.

But when Graffenried brought out his colony, the old idea seems to have been revived for him and his settlers, for he would hardly have made an arrangement which removed his colonists from the jurisdiction of the officers of the province without the advice of the proprietors. The conditions under which the settlement was being made would favor such a government as they had originally planned, but would not make it essential. His people were coming out together, all spoke the same language and would naturally be somewhat cut off from the rest of the inhabitants of the province because of this; but since the French colonists,² though living somewhat segregated from the rest, held their lands just as the English settlers and were subject to the same government, Graffenried's arrangement was not made necessary by the fact that his people spoke a different language from those about them. By his contract with the Swiss and Palatines they were to pay a higher quit rent than was charged elsewhere in the province, but in return for it they were to receive material help in getting settled, which would offset the disadvantage of the higher rate. The proprietors had trouble over quit rents continually. Penn in Pennsylvania complained that the people did not appreciate what he was doing for them and that his revenues were not as large as they should be, and it was perhaps in hopes that if the people could be brought into a modified feudal relation with the proprietors there would be less trouble over quit rents than if they were

¹ Col. Rec., vol. I, page 373 ff.

² McCrady, page 319 ff.

allowed to live as free as the English colonists, a condition which could be more easily maintained with a group of people speaking a different language from the main body of inhabitants.

The agreement which Graffenried and Michel entered into with the Commissioners has only an indication of some such arrangement in the words, "that some number of the said poor Palatines may be disposed of and settled in the said tract in North Carolina aforesaid, *as well for the benefit of the said Christopher de Graffenried and Lewis Michel* as for the relief and support of the poor Palatines".¹

In the abstract of the treaty² with the proprietors we find, furthermore, that Graffenried was to be the judge of all disputes arising among the Germans, but in cases where the English were involved the jurisdiction was in the hands of the courts. But all cases of capital crimes were reserved for the proprietors themselves. This is not as complete a jurisdiction as the Fundamental Constitutions had originally given to landgraves and others who should have leetmen; but it nevertheless put a very considerable authority into Graffenried's hands and where his own settlers alone were con-

¹ Col. Rec., vol. I, page 987 ff. The italics are mine. V. H. T.

² Ils m'ont vendu 15000 arpents terre choisie que j'ay fait arpenter Sur la Riviere de News et Trent et 2500 acres Sur Weetock River, à 10 livres Sterlins le 1000, ou une livre Sterl; p cent acres, et 6 Sols par 100 arpendts, cen ce fonciere, ce qui fait la Somme de 175£ Sterl; ce que j'ay d'arbord paye content. 2. Il y a eu une reserve de 100 mille acres a choisir entre ces Rivieres cy nomées et Clarendon R. pour le meme prix, et pour cela j'ay eu 7 ans de terme pour faire le premier payement et des la 7e: jusques a la 12e: le tout devoit être payé. 3e. Les differents qu'auroient mon Peuple avec les Anglois se devoient terminer devant les juges Anglois mais ce que mes Colonistes auroient de difficulté entre Eux cela se termineroit entre Eux ou par devant moy. La haute Jurisdiction au faits criminels à mort reserves aux Seigrs. Prop: 4e. Liberté de Religion, et d'avoir un ministre de notre Pays qui pourroit precher en notre langue—. 5e. Droit de ville et marche ou faire a Neuberne. 6e. francs de toute taille et impots dimes et Cences hormi les 6 Sols p 100 acres annullemet come susdit. 7e. Les Seigrs Prop: ou la Province par leurs ordres me devoient fournir pour 2 ou 3 ans de provision de vivres et betail pour moy et toute la Colonie moyenant restitution apres le terme prescrit. (French version).

cerned in any but capital crimes is just as great. That he actually exercised authority is proven by the fact that he incurred the enmity of the Palatine blacksmith by sentencing him to a day's log sawing for using foul language.

In the abstract of his treaty¹ with the Palatines he was to give each family 300 acres of land, for which they should pay a quit rent of two-pence per acre, while he took upon himself the payment of the Lords Proprietors' six pence per 100 acres. Thus, as has been said before, the colonists paid a higher rent than was customary in the other provinces and dealt with Graffenried and not with the officers who usually attended to the collection of quit rents. The Swiss who wrote the letters home, when referring to their farms, used the word *Lechen* (*Lehn*) which carries with it the idea of an estate held of another, while *Gut*, which is used but once, usually has the meaning of a freehold but not necessarily so. The frequency of the use of *Lechen* indicates that the colonists themselves recognized a sort of feudal relationship. His own language in characterizing the actions of his colonists in following Brice, when he speaks of them as *abtruennig* (disloyal), *verraettersch* (traiterous) would not have been used except in the case of subjects; and later when the distress became more pressing he exercised one of the rights expressly given in the Constitution to landgraves, casique, and lords of Manor, when he gave his people permission to leave their farms. In this case he gave them leave to go away for two years to look for work, the implication being at the end of that time they should come back. Referring again to the articles on leetmen, we find that they were not allowed to leave their land without the express permission of their lord. And lastly, his agree-

¹ J'avois aussi un Traitte particulier et bien exact avec les Palatins lequell fust projecte examine et arrete, devant et par la Commission Royale trop ample a inserrer icy, seulement en Substance ce qui suit 1e. mes Colonistes me devoient fidelite obeysance et Respect, et moy la Protection. au. 2e. Je devais fournir chaque famille de provision pour la premiere annee, d'une Vache de deux Cochons et de quelques utensils, moyenant restitution apres 3 ans. 3e. Je devois doner a chaque famille 300 arp: de Terre et ils devoient me livrer pour Cence fonciere 2 Sols par acre, en contre je devois Supporter les 6 sols p 100 acres de reconnaissance envers les Seigrs. Prop. come desia Susdit.

ment with the colonists says that they owed him fidelity, obedience and respect, and that he owed them protection—certainly a rather feudal-like expression. This is the relationship planned for at least one generation. How far the systems might have been planned to extend cannot be determined. We only know that the landgraveship was hereditary, and, that these estates may have been planned to descend likewise in the same family from father to son. From these considerations, then, it seems to me that this colony was the nearest approach to Locke's ideal ever established in this country—the only one founded on the Grand Model.

In the report to the Georg Ritter Company, also, it is expressly stated that purchasers of land shall have the right to sell their holdings; but under the proprietary government buying and selling of land did not alter the fact that each acre of ground owed its half penny quit rent to the proprietors, and it is to be supposed that if anyone should buy one of these farms owned by a Palatine, he would assume the responsibilities of rent, obedience and respect to the landgrave. In the end when the scheme failed, we find that Graffenried made over the whole tract to Colonel Pollock and the people lost their holdings; a result which could not have happened had they held of the proprietors as others did, for the system of registration of deeds was very perfect in Carolina at this time, and there could have been no mistake about ownership.

It would be too much to expect Graffenried, a member of one of the few patrician families of Bern, an ex-bailiff of an important city, coming to America as the head of the colonizing project, to show an entirely democratic spirit or to be very favorable to such democracy as he saw in those around him. The disorders attendant upon Cary's and Glover's rivalry, and Cary's refusal to submit to Governor Hyde, were menacing the very existence of the colony, and one might expect a stronger expression of what must have been his sentiments, when, in speaking of the help asked for from Spotswood, he says, "Seeing that these Virginians were not disposed to help us, perhaps themselves having a little of that free and democratic spirit".¹ All the assistance from the pro-

¹ French Version.

prietors and from the company in Bern on which the continuance of the colony depended, were to come through him, and it is natural that we should find evidences of a paternal government in the little colony at New Bern. Nevertheless, patrician though he was, Graffenried had the welfare of the colony at heart. The letters from the settlers express satisfaction with his administration and he seems to have regarded the title as of value only as it made the Carolinians respect him, and so benefited his colony and company.¹

It is unfortunate that the colony was broken up so early in its history, before the system of government had time to become something more than a mere paper scheme of the proprietors, and before it had time to develop, as it most certainly would have done, into something suited to the needs of the people. It has been seen that the modified system of leetmen actually put into operation was much more workable than the scheme as laid out in the Unalterable Constitutions. When we remember that besides the Palatines who were seeking liberty as well as freedom of conscience, there were some Swiss country people who had belonged to the religious brotherhood where they had a voice in matters that concerned the community, that in Switzerland in general there had always been a tradition of liberty, that in Bern, from whence most of them had come, popular assemblies had been held as late as 1653, and that shortly after this, assemblies were to be tried again, showing that the sentiment was still strong among the common people,² it is not surprising to see indications of such an assembly in New Bern, when the town was to be named.³

¹ German Version.

² Cambridge History, vol. VI, page 623 ff. 1713.

³ The sentence, French Version, in which this occasion is mentioned reads as follows:

Il s'agissoit de doner un nom a la Ville ce que nous fumes en grande Solennité, et nous joignimes au nom de Neuws celui de Berne, ainsi la Ville fust baptisée Neuberne.

Compare with the above the following passages:

... et je fis meme une espee d'alliance avec ce Roitelet nommé Taylor et Son Monde, cela ce fist Solennellmt.

... Ils commencerent de gouter mes raisons et on tient pour cela une assemblée Solenelle.

On later occasions his people showed a spirit which, while distressing to Graffenried and perhaps of actual harm to themselves, proves very conclusively that where they considered it necessary they showed their independence by leaving Graffenried without permission, and seeking with Brice the protection the Baron appeared unable to afford. Whatever may have been planned, it is reasonably sure that a feudal government would not have endured long with these liberty loving Germans and Swiss. As it is, there appears to have been a paternal government with indications of concerted and independent action of the people.

CHAPTER X.

Hyde comes to North Carolina in January, 1711—Graffenried made a Colonel—Hopes to receive assistance from the Province—Cary preparing for open rebellion—Condition of the town—Graffenried sends a report to Bern—Appearance of prosperity deceptive—Letter by Urmstone shows the condition to be as Graffenried describes—Cary's attack and retreat—Peace of short duration—The Governor of Virginia sends help—Effect of the war on the German Colony—An exploring trip—Lawson and Graffenried captured by the Indians.

Taking up the story again from where it was left in Part II, chapter VIII: Hyde entered upon his duties some time in December,¹ 1710, and shortly after sent Graffenried a Colonel's commission along with a summons to attend the assembly. Graffenried could ill afford the time from his own affairs, but hoped the opportunity had now come to obtain the needed assistance for his people. The Governor's will in the matter was good, but the treasury was empty, for Cary still held the funds of the province, and was, moreover, making prepara-

Die Indianer nun betreffend, so sind sie nicht zu befürchten, so man einen Bund mit Ihnen macht, welches schon Sollenisch.

This use of some form of the word meaning solemn in the last three cases, evidently referring to an assembly for free discussion, argues that it is used in the first case with the same connotation especially since he does not use the word otherwise in the manuscripts.

¹ Col. Rec., Vol. I, page 750.

tion for active resistance. Graffenried now had to take one side or the other, for the situation was growing more tense, and the question of colonial support for the Palatines had to be brought to an issue and decided as soon as possible. His only hope was in Hyde, for Cary's promises had proven unreliable; and he threw himself into Hyde's cause with all his might, although he and his people would have preferred to stay out of the trouble. In the report¹ to the Georg Ritter Company he says that he and his people took Hyde's part, but in the accounts he says that they remained neutral, because they were intimidated by Cary. Most likely Hyde had their sympathy and half hearted support, but they took no active part in the "war!" Some time during the spring the Hyde and Graffenried forces took Cary into custody, but he made his escape.

Meanwhile the colony was prospering, the settlers were contented and there were excellent prospects, for people as far away as Pennsylvania had taken lots.² Graffenried had expended 2228*£* in provisions of one sort or another, though not in the amount specified in the contract with the commissioners, regarding cattle for the Palatines. However, the settlers were apparently satisfied and there was still time to supply them completely. There were two boats³ belonging to the colony which he and Michel had bought to save transportation charges. Their town had one of the few schoolmasters in the province, for Graffenried had provided for this need before leaving London, and the trades were also well represented. Graffenried took charge of the ordinary religious services, which consisted in reading of prayers in the houses of his colonists, using the Episcopal forms, and very rarely a sermon was preached to them by the Church of England missionary. During the lull in the troubles, while Cary was preparing for his next attempt on the government, Graffenried used the occasion of one of his settler's going home to write to his Company a circumstantial account

¹ German Version, Report.

² German Version, Report.

³ French Version.

of the situation, and several of his settlers, likewise wrote to their friends or relatives, and from these letters one can gather that the future was full of hope, and they had no doubt of Graffenried's ability to continue to supply them what was needed, or even to take charge of more who might wish to come.

But in spite of the appearance of prosperity, ruin was imminent, though of all the New Bern colony Graffenried alone gives evidence of seeing it. Persons on the outside soon began to notice that something was wrong, for his difficulties were known to Missionary Urmstone who mentions them in his letter to the Secretary of the Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts. This letter, though evidently intended to discredit the Quaker Proprietor, Danson, and exaggerated, at any rate, as to the number of Palatines who had come to the colony, must have had some foundation in fact. The letter was written July 17, 1711, and the following postscript was added, one item of which has been alluded to before on page 49.

"P. S. As for the Rebels, I am not much concerned, but 'tis grievous to here the complaints of the poor men & families, who have been so long in arms that they have lost their crops & will want bread, the ravage & plunder of the enemies have committed has ruined others.—another instance of the Quakers Knavery I cannot omit which concerns you to Knowe as having been commissioner for the Palatines. Baron Graffenried with his people must have starved, if not supplied by others here, He had an order from the proprietors, i. e. Danson for the rest never concern themselves to receive £1500 here for which he was to pay 1000 sterling. a great cheat, for £1000 sterling is worth £3000 here in our pay. Danson in his Letter to his friends here bragged they should get an Estate by these Foreigners. Cary the late usurper of this government, & now head of the Rebels was to pay it out of the proprietors dues which he had received he was arrested & made his escape what reason then have they to protect him to prevent others from supplying the Baron in his great distress. Roach & the Quakers reported that the Baron had no

credit in England, nor had he any money anywhere. through ill usage in their way hither & since their arrival of 900 palatines there are but 300 now alive, & those ready to starve. through the instigation of the English, who live near them the neighboring Indians are very troublesome to them in the beginning of this present Rebellion the Baron with the Swiss & palatines would have joined the Governor but were threatened with fire & sword. the Engl^d & Indians designed to destroy them & all they had such encouragement do the proprietors give people to come into their colony. I have written a very tart letter to Sir John Colleton a proprietor concerning all matters whether pleased or displeased, it matters not the proprietors promised me all friendship & favor. but as yet never showed me any & I believe never will".¹

With Cary and a considerable faction in active opposition to the government, something had to be done immediately in self defense, and a council was held at Colonel Pollock's. This was Cary's chance, if ever he had one, to succeed, and on June 30,² while the Governor, Graffenried, and Colonel Pollock were in session, consulting how to meet the emergency, the rebels, as they are always called, came up in their brigantine and fired a shot which damaged the roof. The Colonel returned an answer and followed it with another. The ship then withdrew having suffered an injury to one of her masts and the enemy sent out a landing party, thinking there were but few defenders. But when they saw the yellow livery of Graffenried's servant they thought the whole Palatine colony present under arms and this so alarmed them that they immediately steered back for the ship. The Colonel seized the strategic moment and launched a boat in pursuit. The attacking party boarded their vessel again and tried to escape. But unable to outdistance their pursuers the crew were seized with a panic, ran ashore, and took to the woods. This victory gave Hyde the advantage, for with the brigantine in his power, the Governor was able to make terms; offering a free pardon to all except the ringleaders. Graf-

¹ Col. Rec., vol. I, page 774.

² Col. Rec., vol. I, page 802.

fenried used this opportunity to have the council recognize Hyde—over a year after his appointment and about seven months after his arrival in the colony.

The peace was of short duration, however. Cary fortified himself on an island; and efforts to dislodge him proving unsuccessful in what may be called the second battle of the war, Graffenried was sent to Virginia for help. After a long and tedious journey, he arrived at Williamsburg and presented his petition. There was still the difficulty that Hyde lacked the signature of the Governor of South Carolina and Spotswood, therefore, scarcely dared send troops.¹ But finally in his position as Admiral of the Virginia coasts he sent a vessel with marines. He had hoped to send a fleet which was then in Virginia waters on their way home, but the Commander refused to go. The Governor also assembled militia troops on the frontier to be ready if anything serious should happen. On the 28 of July, 1711, he writes that the rebels were so alarmed that they fled at the arrival of the marines and so a third battle never took place.² Cary was caught and taken to England for trial, but the matter was dropped and nothing was ever done with him.

This short and bloodless war marks the beginning of the end for Graffenried's colony. Up until April and May of the year 1711 as the letters and the report show the colony prospered, and the people had enough to live on after the coming of Graffenried with the ship load of Swiss in September 1710. Immediately after the dispersal of the rebels an assembly was held, and Hyde was received as governor. Graffenried was present and hoped to receive help, but failed again. A proposition to borrow from the province on two or three year's time was also refused, for the whole northern province of Carolina was suffering from the confusion, and crops were bad because of neglect. When, finally, Graffenried was permitted to return from the assembly, having accomplished nothing for their relief, he found his people without food, many of them sick, and several of them dead, because of their neg-

¹ Col. Rec., vol. I, page 779 ff.

² Col. Rec., vol. I, page 783.

lect of his very sensible order to boil all their drinking water. The disease which took so many of them away at this time, from Graffenried's description, seems to have been typhoid fever, and the injunction to use plenty of boiled water was the best remedy that could have been prescribed for them.

In some way or other Graffenried and his colony managed to get along till about the first of September. At that time, since the weather seemed suitable, and the Indians well disposed, he had no great fear of making a fifteen days' exploring expedition up the river with Surveyor Lawson. The plan was to see how far the river was navigable, and to find out if a better road to Virginia might not be made on the higher ground and thus save the dangerous voyages by way of the Albermarle Sound which was very treacherous on account of the numerous shoals and shifting sand bars. They went in a canoe with two negro servants and two friendly Indians, one of whom rode Graffenried's horse along the bank. On the second day from home the Indian who was riding the horse was halted by one of King Hancock's men, and the whole party taken before that chief. Only a few days before this Graffenried had been very hospitably used, when he had lost his way in the woods, for they kept him over night and even took some cider from a sick woman in order to give to him, and the next day guided him home. He in turn had payed their generosity with presents, not forgetting a little brandy for the invalid, and consequently he hardly expected this treatment. But since he had last seen them, the Indians had begun to plan a revenge for some of their wrongs. Graffenried gives Cary credit for having before this slandered him to them, by making them believe that he, Graffenried, intended to rob them of their lands. Other Carolinians had robbed them in trade and disturbed them in their hunting, and the exploring party, which, at least looked suspicious to them, had the misfortune to come just as the Indians were assembling for the attack.

CHAPTER XI.

Documents to prove that the Indians had cause for resentment at their treatment by the English.

In view of the idea people generally have of the Indians as descending without provocation upon helpless frontier settlements and satisfying an inhuman thirst for blood on innocent victims, it has seemed well to quote a few extracts from Lawson's Journal, Spotwood's letters, the memoirs of Sir William Byrd, and the Colonial Records, to show that the Indians in Carolina had, at least, reason to be alarmed at the encroachments on their territories, and dissatisfied with their treatment by their English neighbors.

"The next day, early, came two Tuskeruru Indians to the other side of the River, but could not get over. They talked much to us, but we understood them not. In the Afternoon, Will (the Indian Guide) came with the Mare and had some Discourse with them; they told him the English, to whom he was going, were very wicked People; and, That they threatened the Indians for hunting near their Plantations".¹

"Thus you have an account of the Latitude, Soil, and Advantages of Cape Fear, or Clarendon-River, which was settled in the year 1661, or thereabouts; and had it not been for the irregular Practices of some of that Colony against the Indians, by sending away some of their Children, (as I have been told) under Pretence of instructing 'em in Learning and the Principles of the Christian Religion;² which so disgusted the Indians that tho' they had then no Guns, yet they never gave over, till they rid themselves of the English by their Bows and Arrows; with which they did not only take off themselves, but also their Stocks of Cattle. And this was so much the more ruinous to them, in that they could have no Assistance from South Carolina which was not then planted; and the other Plantations were but in their Infancy. Were it not for such ill Practices, I say, it might, in all Probability have been, at this day, the best Settlement in their Lordships great Province of Carolina".³

¹ Lawson's Journal, page 58.

² He means selling them into slavery.

³ Lawson's Journal, page 73.

The next is an extract of a letter from Governor Spotswood to the Lords Commissioners for Trade and Plantations, April 5th, 1717.

“The Inhabitants of our frontiers are composed generally of such as have been transported hither as Servants, and being out of their time, and settle themselves where Land is to be taken up and that will produce the necessarys of Life with little Labor. It is pretty well known what Morals such people bring with them hither, which are not like to be much mended by their Scituation, remote from all places of worship; they are so little concern'd about Religion, that the Children of many of the Inhabitants of those frontier Settlements are 20, and some 30 years of age before they are baptized, and some not at all.

“Those who are nearest Neighbors to the Indians, by whose principles and practices they are not like to be much improved, but this is not all, for these people, knowing the Indians to be lovers of strong liquors, make no scruple of first making them drunk and then cheating them of their skins, and even of beating them in the bargain; on the other hand, the Indians, being unacquainted with the methods of obtaining reparation by Law, frequently revenge themselves by the murder of the persons who thus treated them, or, (according to their notions of Satisfaction) of the next Englishmen they could most easily cutt off. And it is a very generall observation, both here and the neighboring Provinces, that no murders or hostility have ever been committed by the Indians unless where the English have given the first provocation”¹

Colonel Byrd has this to say with reference to the troubles under consideration: “There are generally some Carolina Traders that constantly live among the Catawbias and Pretend to Exercise a dictatorial Authority among them. These petty Rulers don't only teach the honestest Savages all sorts of Debauchery, but are unfair in their dealings, and use them with all kinds of Oppression. Nor has their Behavior been at all better to the rest of the Indian Nations, among whom they reside, by abusing their Women and Evil-Entreating their

¹ Spotswood, vol. II, page 227.

Men; and, by the way, this was the true Reason of the fatal war which the Nations roundabout made upon Carolina in the year 1713.¹

“Then it was that the Neighboring Indians grown weary of the Tyranny and Injustice with which they had been abused for many Years, resolved to endure their bondage no longer, but enter’d into General Confederacy against their Oppressors of Carolina.

“The Indians open’d the War by knocking most of those little Tyrants on the Head that dwelt amongst them under pretence of regulating their Commerce, and from thence Carry’d their Resentment so far as to endanger both North and South Carolina”.²

An actual instance of oppression had occurred a few years before. In 1707 the Maharine Indians had been assigned lands for their use by the government of Virginia; and since they were living in peace with the English in both Virginia and Carolina, no complaint of depredations were ever made against them. Their lands, however, were the subject of dispute between the two provinces, and as the line had not been run yet the quarrel could not be settled. Thomas Pollock wanted these lands for his own use and attempted to drive the Indians off with armed force. He captured 36 of them, kept them for two days in a fort, without water, in the meantime he broke down their cabins and threatened to destroy their corn crop if they did not move off the reservation. As the Indians could have had no very clear notion of the dispute between Carolina and Virginia, and had been promised the peaceful possession of their land by the Virginia government, this encroachment by Pollock must have shaken their faith in the honesty of the white men. Even if the lands lay in territory south of 36° 30' (a matter which was not settled till years after)³ it was unjust and impolitic to make them suffer for the mistake of the Virginia government. The Virginians natur-

¹ The time of their final defeat. Their massacres were made in the fall of 1711 and the summer of 1712.

² Byrd, page 239.

³ Byrd, page 3. The line was run in 1728.

ally expected the Indians to call on other Indians to help them retaliate. In 1710 complaints were sent by the assembly of North Carolina to Virginia that these Maherines were committing depredations.¹ Spotswood did nothing about it and expressed no sympathy because he says the whites had been the aggressors.²

CHAPTER XII.

Graffenried a prisoner—Lawson killed—Graffenried kept a prisoner—The Indians plan to massacre English and Germans—Discussion of the cause of the massacre—The blame laid on the late rebels—Documents proving that others besides Graffenried believed them guilty—Graffenried's truce—Attack by the English and Palatines—Graffenried agrees to a ransom and is allowed to go home—Spotswood approves of the truce—English and Palatines disapprove and plot against his life.

Had Graffenried been alone it would have been better for him on this exploring expedition, for the Indians knew he had never done them any harm, but they disliked Lawson because of his having cheated them.³ At first the Indians were disposed to let both of them go when they found who they were. But at a second examination, Lawson could not refrain from quarreling with one of his captors, and this destroyed all possibility of a release. The Indians in anger prepared to execute both men. Bound hand and foot, the victims sat on the ground and watched the preparations, not the least frightful of which was the great heap of burning wood. Graffenried, however, managed to speak to one of the Indians who

¹ Col. Rec., vol. I, page 754.

² Col. Rec., vol. I, page 667 ff.

³ Byrd, page 228.

"It was on that Provocation they resented their wrongs a little too severely upon Mr. Lawson, who under Colour of being Surveyor gen'l had encroached too much upon their territories at which they were so much enraged that they waylaid him and cut his throat from ear to ear, but at the same time released the Baron de Graffenried, whom they had seized for Company, because it appeared plainly he had done them no wrong."



GRAFFENHILD, LAWSON AND NEGRO SERVANT EXPECTING EXECUTION
Drawing by Graffenhild

understood a little English, explained his innocence and also threatened them with the Queen's displeasure and the vengeance she would take if they harmed him, but his arguments did not seem to have much effect at first; so in expectation of immediate torture and death he fortified himself and his negro slave with prayer and exhortation and found peace of mind in these exercises. About three or four o'clock in the morning he was unbound and led away, as he supposed, to his death, but the Indian signified to him that his life was to be spared and only Lawson would have to die, and so it proved. Just what the manner of his death was Graffenried never learned, for the Indians steadfastly refused to divulge it; but he had heard them threaten to cut Lawson's throat with a razor.¹ Yet while Graffenried's life was spared, they did not let him go immediately, but kept him a prisoner for six weeks.

¹Col. Rec., vol. I, page 836.

From a letter of Christopher Gale, November 3, 1711.

"But the fate of Mr. Lawson (if our Indian information be true) was much more tragical, for we are informed that they stuck him full of fine small splinters of torch wood like hog's bristles and so set them gradually afire."

The following from Lawson's Journal (197) in this connection has a grewsome interest:

"Their cruelty to their Prisoners of War is what they are seemingly guilty of an error in, (I mean as to a natural Failing) because they strive to invent the most Inhumane Butcheries for them that the Devils themselves could invent, or hammer out of Hell; they esteeming Death no Punishment, but rather an Advantage to him, that is exported out of this into another world. Therefore they inflict on them Torments in which they prolonged Life in that miserable state as long as they can, and never miss skulping of them, as they call it which is, to cut off the Skin from the Temples, and taking the whole Head of Hair along with it, as it were a Night-cap. Sometimes they take the Top of the Skull along with it; all which they preserve; and carefully keep by them, for a Trophy of their Conquest over their Enemies. Others keep their Enemies Teeth, which are taken in War, whilst others split the Pitch pine into Splinters and stick them into the Prisoner's Body yet alive. Thus they light them, which burn like so many Torches; and in this Manner they make him dance around a great Fire, every one buffeting and deriding him till he expires, when every one strives to get a Bone or some Relick of this unfortunate Captive."

During this time the indirect consequences of the civil difficulties were felt by the Colony. The violence of the feeling in the later Cary disturbances make it manifestly impossible for the partisans of either side to be fair to the others, and unfortunately, since the record of the quarrel was written by strong partisans of Hyde, statements must be accepted with caution. Graffenried¹ occasionally, and Spotswood² repeatedly, state that Cary and the other opponents of Hyde tried to bring down the Indians to aid them in their resistance. Such a crime is hard to believe, and Weeks³ does not credit these statements, because the district of Bath, which was friendly to Cary, suffered as severely as New Bern, which favored Hyde. Nevertheless, the Indians somehow had gotten the notion that Hyde was their enemy, and it does not seem unlikely that Cary and others might have gone among them to enlist help. For on July 28, 1711 Governor Spotswood writes:

"There are several affidavits sent me to prove that one Porter who is one of Cary's pretended Council was with the Tuscaruro Indians promising great Rewards to incite them to cut off all the Inhabitants of that part of Carolina that adhered to Mr. Hyde. The Indians own that the proposal was accepted by their young men, but that their old men (who bare great Sway in all their Councils) being by their own nature Suspicious of some trick or else directed by a Superior providence, refused to be concerned in that barbarous design".⁴ Such positive statements and the fact that Graffenried's death was determined when they supposed him to be Governor Hyde, and let him go when they found who he really was, help to confirm the report.⁵ Moreover, the crime, though great, of using the savages as allies was duplicated by the English Government as late as during the Revolution and the War of 1812, so that the mere repulsiveness of the thought does not disprove the fact.

¹ German Version.

² Col. Rec., vol. I, page 776. Spotswood, vol. I. pp. 84, 94, 108.

³ Johns Hopkins Studies, vol. X, page 300 ff.

⁴ Col. Rec., vol. I, page 796; see also page 802 for statement by Hyde.

⁵ German Version.

Although at the time of the Cary troubles, the Indians did not make any moves against the white settlers, such invitations, if one may trust reports like the above, certainly showed them the colony's weakness. And it is but natural that they determined to profit by it. Notwithstanding their personal friendship for Graffenried, they were still savages and acted the part by massacring all the whites in the Bath County they could reach, whether Swiss, Palatines or English.

Spotswood thus describes one of these massacres: "On the 22nd of the last month some towns of the Tuscaruro Indians and other Nations bordering on Carolina, made an incursion upon the head of the Neuse and Pamlico Rivers, in that province, without any previous declaration of War or show of discontent, and having divided themselves into partys at Sun rise (which was the Signal for their bloody design) began a barbarous Massacre, on the Inhabitants of the Frontier plantations, killing without distinction of age or Sex, 60 English and upwards of that number of Swiss and palatines, besides a great many left dangerously wounded. The Baron de Graffenried, Chief of the Swiss and Palatines' Settlement there, is also fallen into their hands and carryed away Prisoner. Since which they have continued their Ravages in burning those plantations and others deserted by the Inhabitants for fear of the like Crueltys. The Governor, Mr. Hyde, has raised what men he can to oppose the further Invasion of the heathen and protect the rest of the Country, but that Spirit of disobedience to which they have long been accustomed, still prevails so much that he can hardly persuade them to unite for their common Safety. I will not affirm that the invitation given those Savages some time ago by Collo. Cary and his party to cutt off their fellow Subjects has been the only occasion of this Tragedy, tho' that heavy charge is proved by divers Testimony and firmly believed in Carolina. Yet it appears very reasonable to believe that they have been greatly encouraged in this attempt by the unnatural Divisions and Animosities among the Inhabitants, and I very much fear their mutinous and Cowardly behavior in some late

Skirmishes will Embolden the Indians to continue their Insolences".¹

The plan of this massacre was perfected while Graffenried was still a prisoner among the Indians. He knew of their design and was in anxiety for his people, of course, but although the redmen promised that they would spare such of the Palatines as were in the city, he was not much comforted, for he had no way of warning his people to retire from their farms to the village. In a few days the warriors with the prisoners and the booty returned. Among these prisoners was a Palatine boy, and from him he learned that many of the Palatines as well as English had been slaughtered.

Graffenried now saw no hopes of getting back home except by making a treaty of neutrality between himself and the Indians. By this he was to give a ransom for his own life and help neither the English nor the Indians during the war, and in return all his colonists' houses marked with a big N were to be safe from harm.

Another important clause provided that the Indians should be allowed to buy goods at reasonable rates. The colonists had not gone into the Indian trade as yet, but by the report, memorial and letters ² we learn they were intending to do so, and in April had sent in orders for goods, knives, brass rings, and pipes, but had not yet had time to get them back, when Urmstone writes July 17 that the Indians, incited by jealous traders, had been annoying the colony.³ One cannot suppose the Germans, knowing that the Indians were unfriendly, would go among them later if their goods should have come. Graffenried himself seems to have felt that all was not well when Lawson persuaded him to go up the river to explore; and so the clause can scarcely be directed against him or his colony, but rather shows that there was dissatisfaction with the professional traders and their extortions, against which the Indians intended to secure themselves beforehand by a

¹ Spottswood, vol. I, page 116.

² German Version.

³ Col. Rec., vol. I, page 774.

treaty, in case they and the Germans should have dealings together.

After Graffenried had been some time among them, Spotswood wrote a letter ordering the Indians to release their prisoner, with no better result than to anger them the more. Spotswood had gone to a village called Notaway, and Graffenried meanwhile was taken to a village called Tasqui which lay in the direction of Notaway; but he was disappointed in his hopes of meeting the Governor, and soon after was taken to Catechna for security, because the Indians were afraid of losing the ransom. While he was here, the English and Palatines made an attack which angered the Indians very much in view of Graffenried's treaty, though, of course, his people knew nothing of such an agreement as yet. The attack, furthermore, hampered Graffenried's negotiations for liberty, and it was with difficulty that he made the Indians believe that his people had not been among the assailants. This attack also alarmed the Indians to such an extent that they moved their wives, children and old men to their fortified stronghold near Catechna, and the Carolinians, unable to capture the position, were forced to retreat with some loss in killed and captured. When they were gone the Indians returned to Catechna and Graffenried was set at liberty under promise of sending back the ransom. After two days' hard traveling and sleeping at night on the ground and in constant danger of wild beasts and hostile Indians, he reached home about October 30.

Graffenried expected as far as possible to keep the truce he had made, and greatly angered ¹ some of the English and

¹ Spotswood, vol. I, page 142. (Extract of a letter)

February 8, 1711.

"The Baron de Graffenried being obliged, while he was a prisoner among the Indians, to conclude a Neutrality for himself and his Palatines lives as yet undisturbed by the Heathen, *but is sufficiently persecuted by the people of Carolina for not breaking with the Indians, tho' they will afford him neither provisions of War of Victuals nor Assistance from them.* He has always declared his readiness to enter into a war as soon as he should be assisted to prosecute it, but it would be madness in him to expose his handful of people to the fury of the Indians, without some better assurance of help than the present confusions in that

Palatines when he refused to allow them to kill the Indian who came for the ransom. But he also delayed giving the ransom in hopes of inducing the Indians to free the other prisoners whom they still held. He also gave much valuable information concerning the situation to the English. It was on this account, he says, that a man Brice, who had estranged many of his people including a Palatine blacksmith, prepared 20 or 23 articles against him, tried to arrest him, and threatened to have him hung.

CHAPTER XIII.

Discovery of the plot—Measures taken for the defence of the town—Graffenried begins to make plans to go to Virginia—A letter of Spotswood showing the condition of the colonists—Brice's thoughtless attack precipitates war—Graffenried's part in the war—Barnwell's breach of faith—Indians prepare for a new massacre—Graffenried's condition—Visit to Governor Hyde—Loss of a boat load of provisions—Graffenried goes to Virginia to plan for a new settlement.

Brice and his friends had plotted well, but their cause was destined to ruin by a trivial incident. While the plot was being made, a little Palatine boy was in the room, unno-

province given him reasons to hope for, and the Indians would soon Either Entirely destroy that settlement or starve them out of the place by killing their stocks and hindering them from planting corn. In the meantime the people of Carolina receive very great advantage by this Neutrality, for by that means the Baron has an opportunity of discovering and communicating to them all the designs of the Indians, tho' he runs the Risque of paying dear for it if they ever come to know it. This makes him so apprehensive of his danger from them, and so diffident of help or even justice from the Government under which he is, that he has made some efforts to remove with the Palatines to this Colony upon some of her Majesty's Lands; and since such a number of people as he may bring with him, with what he proposes to invite over from Switzerland and Germany, will be of great advantage to this Country and prove a strong Barrier against the incursions of the Indians if they were properly disposed above our inhabitants. I pray your Lord 'ps' directions what encouragement ought to be given to their design, . . . (*Italics are mine.* V. H. T.)

ticed by the conspirators. He knew something was wrong and told his mother. She, being friendly to the Baron, got word to him; and when Brice and his friend came to get him they found themselves in a trap. But because of lack of direct evidence against them, Graffenried had to let them go. At a meeting of the assembly Graffenried justified himself in an impassioned speech, answering the series of complaints which had been made against him, but could get no satisfactory decision. The truce with the Indians was acceptable to no one, because the people, Germans and English, were angered against the Indians and anxious for a revenge. It appears that Graffenried would have had the truce include the whole province, but no one would hear of such a proposition in their eagerness for retaliation. The situation among the colonists, too, was far from favorable, for after the first massacre Brice had drawn off with him a large number of the Palatines; and this not only left the outlying homes of the disaffected ones unprotected, but also materially reduced the defending force of the town. With the situation as it was on his return, Graffenried was too prudent to trust to the truce, and immediately began to fortify his town and to collect supplies and munitions of war.

In the meantime although no large marauding parties took the warpath, many smaller bands of Indians harassed the outlying districts, and kept the colonists in suspense for fear of an extensive and concerted attack. Just at this unfortunate moment the new disturbing element again asserted itself. Brice and his followers began a campaign, with most of the able bodied men in the Palatine settlement in their following. The exact time of this unofficial expedition is uncertain, but it was probably just before the general attack in January. Their most atrocious act of violence was the roasting alive of an innocent Indian chief, which, while not particularly barbaric beside the Indian massacres of the autumn before, was sufficient to arouse the savage wrath. Moreover, the campaign had other and more far reaching effects. The Indians, not only attacked and destroyed more outlying homes, but chiefly they lost confidence in Graffenried, who previously

had been the one man who could act as a mediator between them and the whites.

But Graffenried was in sore straits in other ways. Added to the danger of sure attack and possible siege was the danger of starvation, for the stores were running short. One alternative was thought of only to be abandoned—it was to send away all the families whose men had followed Brice; but they begged so hard to be allowed to remain, promising valiant aid in case of need, that Graffenried was touched and acquiesced. But courage nor the promise of courage availed to create foodstuffs, and starvation became imminent. Possibilities of making a new settlement in Virginia were discussed, but all such plans were for the time being abandoned for they still hoped to save the settlement at Newbern. With insufficient food supplies and ammunition for an extended campaign, without forts or stockades of sufficient strength to resist attack, the province awaited war with a cunning, cruel, and savage people. It was an awful time. The situation is nowhere better described than in the following extract of a letter written by Spotswood on December 28, 1711. "The shortness of their crops, occasioned by their Civil Dissensions last Summer and an unusual Drowth that succeeded, together with the Ravages made by the Indians among their Corn and Stocks, gives a dreadful prospect of a Famine, Insomuch that the Baron de Graffenried writes he shall be constrained to abandon the Swiss and Palatines' Settlement, without speedy Succours, the people being already in such despair that they have burnt their own houses rather than be obliged to stay in a place exposed to so many hardships".¹

The Indians, on the other hand, were well equipped, and in addition, capable of mustering large numbers almost at their very doors. And here was Brice with a small force of English and Palatines declaring war before any preparation could be made, and thereby destroying the only thing, slight as it was, which stood between the province and the Indians—Graffenried's truce. With the truce broken thus, Graffenried realized that the only safety lay in prosecuting the war as

¹ Spotswood, vol. I, page 132.

vigorously as possible; and when 50 white men and 800 tributary Indians under Colonel Barnwell came from South Carolina, he sent 50 Palatines under Michel to assist in the attack of the Indian fort. These hostilities took place in January 1712.¹ In the first battle the Indians had the advantage, and then Graffenried suggested that two small cannons belonging to the province be used. These he had slung on poles and transported to the place of battle. Two shots from them were sufficient to frighten the Indians into submission, and a truce was arranged, leading to a release of the captives which the Indians still held. Thus ended the first hostilities.

The end of the Indians troubles, however, brought the Germans little relief, and at this time Graffenried exercised one of the rights of a lord over his leetmen, in permitting such of his settlers as wished to work for the English planters, to leave their own colony for two years, during which time they should be free from their quit rents.²

Concerning Graffenried's part in this "war" there seems to be some difference of opinion, for Spotswood's letter previously quoted contradicts Graffenried's statement. But this is probably due to the fact that the former's letter was written before he received information concerning the battle in which the Indians were defeated through the use of the cannons which Graffenried had sent to be of assistance to the attacking party. But he was acquainted with the Baron's attitude towards the Indians and knew about his treaty with them. He knew, probably, of the unpopularity of Graffenried's truce and from such indications concluded that he was not taking part in the efforts to subdue the savages.

But the close of hostilities did not bring security. The Indians were far from subdued, even after this battle, for a piece of barbarous injustice practiced on them by Barnwell enraged them more than ever. His men were not paid the salary due them and to reimburse themselves they treacherously took a great many of the Core Indians prisoners to sell

¹ Col. Rec., vol. I, page 839.

² French Version.

as slaves, and people with reason began to fear another outbreak.

Renewal of the war was not, however, the greatest danger to the New Bern settlers, for not long after the treaty of peace was made, Graffenried's provisions, except one measure of wheat, were consumed, and the ammunition, too, was low, for it had now been twenty-two weeks since his return from captivity, and during this time he had been compelled to support his little garrison with what he had been able to store up during the summer preceding. Graffenried decided to appeal once again to the Province, hoping in such straits to obtain aid. To this end he undertook what proved to be a perilous journey, but only to be disappointed. For the Governor could do but little for him; he did, however, supply him with a boatload of provisions, which never reached his poor settlers, for at the mouth of the Neuse River the crew carelessly let fire get among some tobacco leaves and it spread to a cask of gunpowder. The men escaped, but the boat was lost; and with it went the last hope of relief for New Bern.

During this time Graffenried was detained at Hyde's for six weeks by governmental affairs. The principal business was how to meet and ward off the threatened attacks of the Indians. Graffenried advised that the exportation of provisions be forbidden, and that new help be secured from Virginia and South Carolina. Governor Spotswood in a letter of July 26, writes as follows: "I thereupon made extraordinary efforts to assist them with 200 white men and Indians as your Lordship will observe in the Journal of the Council the 24th, of April last and accordingly directed the Rendezvouze of those forces on the 10th of May".¹ This in answer to the petition of the assembly would fix the date of the Parliament some time before April 24, probably in March. The session lasted six weeks, before the end of which Graffenried learned of the ill fate of his boat, and his next efforts were to secure other provisions, which he sent in a larger boat, in order that as many of his settlers as wished to, might come to him in Virginia or Maryland where he now intended to resettle. It appears

¹ Col. Rec., vol. I, page 862.

that he went directly from Governor Hyde's to the Governor of Virginia after transacting the official business, and petitioned for the help above mentioned, and then explored along the Potomac for a suitable location, and also attempted to find the silver mines which he had heard so much about. The results of this trip, however, could not have been encouraging if we are to judge from contemporary comment. In a letter of Governor Spotswood written May 8, 1712, occurs this passage: "According to what I had the hon'r to write to Your Lord'ps in my last, the Baron de Graffenried is come hither with a design to settle himself and sev'll Swiss familys in the forks of Potomack but when he expected to have held his Land there of her Majesty, he now finds Claims made to it both by the Proprietors of Maryland and the Northern Neck"¹ (i. e. Culpeper) . . . As a result he had to chose a place more on the frontier than he had hoped, and again as though fated, the Palatines were to become a forepost against the Indians.

CHAPTER XIV.

The new location—Prospecting for silver—Governor Spotswood's letter describing the same event—Graffenried returns to Carolina—Governor Hyde's death—Graffenried disappointed in Michel; makes one last effort—Graffenried in Virginia—Moore defeats the Indians March 20, 1713.

The places chosen for the new start were just below the falls of the Potomac about where Washington now stands and at an island which he calls Canavest, further up the river. Graffenried went as far as the Shenandoah River, which he writes Senantona, but seems to have preferred the location nearer the English settlements, which he describes as a most charming location at the head of navigation for large vessels. The Governor gave him the necessary patents, and several gentlemen from Pennsylvania came to confer with him about mines. The soil and situation pleased him, but the best search he could give showed no signs of silver (and never has since, though a tradition to the effect that silver exists somewhere in the mountains thereabouts causes a few people to search

¹ Spotswood, vol. I, page 152.

for it even to this day). The men from Pennsylvania returned to their homes very badly satisfied, while he himself was convinced that Michel's story was a fabrication. As for Michel, he failed to appear, although Graffenried waited and did not return to the Governor until long after his partner was due. From him he learned that the Captain whom he had sent to convoy the brigantine had waited six days, and then nothing appearing, the mate had gone out in the yawl and found the boat stuck fast, and the people gone. The Governor was naturally very much disgusted with such treatment, and at first was inclined to blame Graffenried as well as Michel since the latter was supposed to act under orders. Learning, however, that Michel had been duping them both, his resentment toward Graffenried changed to pity for the chief sufferer.

A letter written by Spotswood July 26, 1712 reports Graffenried's trip up the Potomac as follows, and is self-explanatory of the Governor's attitude. "At present I cannot think of anything of greater concernment to this Country, as well as the particular Service of her Majesty, than what I hinted to Your Lord'sps in my letter of the 15th of May, for encouraging the discovery of silver mines. I have, since the return of the Baron de Graffenried from Potomack, discoursed him concerning the probability of Mines in these parts, he says, tho' he has no doubts of finding such from the accounts he received from one Mr. Mitchell, a Swiss Gentleman who went on the like discovery some years ago, Yet he finds himself much discouraged from prosecuting his first intentions, not only because of the uncertainty of the property of the soil, whether belonging to the Queen or the proprietors, but because the share which the Crown may claim in those Mines is also uncertain, and that after all his trouble in the discovery he may chance to have his labour for his pains. Whereas he would gladly employ his utmost diligence in making such discoveries if it were once declared what share her Majesty would expect out of the produce of the Mines, or if her Majesty would be pleased to take the Mines into her hands, promising him the superintending of the works with a hand-

some Sallary, he says it is a matter not new to him, there having been Mines of the like nature found on his father's lands in Switzerland, which were at first wrought for the benefit of the State, but turning to small account were afterward Yielded to the proprietors of the soil upon paying a share out of the produce thereof; that he has some relatives now concerned therein, and by their interest can procure skilful workmen out of Germany for carrying on the works. I shall submit to your Lor'ps better judgment, which of the alternatives proposed by the Baron will be best for her Majesty's service, and shall hope for a speedy signification of her Majesty's pleasure thereon, for promoting a design which I can but believe will turn out to the advantage of her Majesty and the improvement of this Colony. The Baron has not been so far up the Potomac as to discover the head Springs of that River nor to make a true draught of their Course, so that I can't now send Your Lor'ps the Mapps I promised in my last, nor forme a Judgment of the pretentions of the sev'll proprietors''¹

Whatever lingering hopes, as indicated by this letter, Graffenried may have had in his ability to find and develop deposits of silver ore and to found a new colony in Virginia or Maryland were dissipated by the failure of the Palatines and Swiss to come to him in Virginia. Seeing there was no hope of making a new start in a more favorable location, Graffenried went back to North Carolina and stayed some time with Governor Hyde. While there they all fell sick and on September 9 the Governor died. Graffenried stayed on two weeks longer and then returned to New Bern. Again the governorship was offered him, but he had to refuse on account of his precarious financial condition. The man sent to fix the brigantine found it too much damaged to repair,² and Graffenried was allowed nothing for either of his two boats although he considered them destroyed in the service of the province. Attempts to get satisfaction from Michel brought nothing better than proposals to settle in Mexico or along the

¹ Spotwood, vol. I, page 168.

² Col. Rec., vol. I, page 867.

Mississippi River, and Graffenried was persuaded that his only hope would be to take his two slaves and settle at Canavest and gradually draw a few people about him. This would be difficult because his creditors, including Pollock, were suspicious. In fact when his two slaves, who liked him for a master, tried to cross the river to him, they were caught and held for their master's debts. In this condition, heavily in debt, almost penniless, his pet schemes demolished, his partner faithless, he retired to Virginia September 20, 1712,¹ where he stayed until spring among his friends, trying all the time to get help. His friends, however, could only advise him to go back to England or Bern, as it would not be safe for him to try to stay in Virginia, nor to go among the Indians for the traders would be sure to find him out and tell his creditors. This truly disheartening situation was cheered a little perhaps by the news that on March 20, 1713,² Colonel Moore administered a crushing defeat to the Tuscorora Indians with the very troops Graffenried had helped to secure.

CHAPTER XV.

The journey home—Graffenried meets his miners in London—Arranges for their passage to America—His own affairs do not keep him long in England—Discussion of the language of his manuscripts—Efforts to relieve his colony—Life as a Swiss official—Death.

Having exhausted all his resources in America, Graffenried had only two alternatives—to let the law take its course, or else to try to get assistance from abroad. He chose the latter, and on Easter day 1713 Graffenried started for New York, traveling on horse-back. After a short stay there, he left for England, landing at Bristol after a six weeks' voyage. In London he met Mr. Eden whom the proprietors were sending out to take Hyde's place. He also met Albrecht with twelve miners and their families, 40 persons altogether. These were the men whom he and Michel had originally engaged to come to America when sent for. They had, however, become tired of

¹ Col. Rec., vol. II, page 144.

² Col. Rec., vol. II, page 27.

waiting and now were preparing to come anyway. When Graffenried found them they were in hard straits, and looked to him for the assistance he had contracted with them to furnish, entirely overlooking the fact that he had told them to stay in Germany until they should be summoned. His only suggestion, so far, of removal to America had been that in case the miners so desired, the master and one or two men might come to America to inspect the ground; but this was, clearly, no invitation or order to begin the trip. The situation was further complicated by Graffenried's financial embarrassment, for his own resources were slender, as we have seen, and he had still to live during the time that his business kept him in London, and, moreover, he had to retain enough to pay his passage home. He did not desert his miners, however, but going from one acquaintance to another, he got work for a part of them on a dike which was being repaired, and secured other employment to support them through the winter. Meantime he wrote to Virginia and arranged with Governor Spotswood for their reception there. Furthermore, he persuaded them to put their money into a common fund, and persuaded two merchants to forward their passage money, and about New Year's day they started and landed in Virginia April 28, 1714, where they were first settled as rangers and later put to work in working Spotwood's iron mines.¹

Meanwhile Graffenried had not delayed long in England, but had traveled incognito to his home. A lack of passports was a serious hindrance to him, but finally on St. Martin's day, 1713, he reached Bern. The three accounts vary. Professor Goebel's two versions very distinctly make his return home St. Martins day, 1714, while the one printed in the Colonial Records of North Carolina makes it a year earlier, 1713. This, however, is but one of several items which indicate that at the time Graffenried wrote his accounts the story was becoming a little confused in some of its details,—a not uncommon occurrence with anyone who tries to tell of events in his life a few years after they took place. His language in speaking of his stay in London is entirely misleading, as is

¹ Part I, chapter III.

shown by a quotation from Professor Goebel's French version, which probably was written last; "A Londres je fis Séjour de quelques Semaines (months in the Colonial Records and the German version) esperant de pouvoir presenter ma Supplication a la Reine Anna par le Duc de Beaufort, mon Patron, qui estoit le premier Lord Prop; de Caroline et Palatin de la Province, mais peu de tems avant qu'il voulust presenter ma supplication il est mort Subitement encore un coup de mon infortune bientost apres la Reine mourust elle meme, il ne faloit que cela pour m'oster tout esperance d'aucun retour. La dessus il y eust tant d'alterations a la Cour d'Angleterre que ie ne pouvois esperer aucune faveur de longtems en cette nouvelle Cour, quand meme on pouvoit conjecturer qu'avec le tems ce nouveau Roy come Allemande de Nation seroit enclin pour ma Colonie allemande". This certainly reads as though Graffenried were in London at the time of the death of these two personages and the accession of George I. So long a stay after his recent disasters in America leaving him almost penniless seems improbable, at least. Other sources, then, will have to be called upon to settle the matter. In the Neujahrsblatt there is a passage taken from Anton von Graffenried's Diary which says, "Den 2. Dezember 1713 ist der alt Landvogt von Ifferten aus America durch Engelland und Frankreich wieder allhier angelangt und hat mich erst den 10. Dezember salutirt". In addition to this evidence we know that Pollock received a letter from him written from Bern on April 30, 1714.¹ These two evidences taken with his own statements in the three versions prove that he made only a comparatively short stay in England, for he left Virginia at Easter time, or April 16, 1713, and went to New York, where he stayed for about two weeks. His voyage across the Atlantic occupied six weeks, and we are told that he rested awhile at Bristol before proceeding on horseback to London. He accounts, thus, with fair accuracy for eight weeks, but this allows no time for his sojourns in New York and Bristol nor for his journeys from Virginia to New York and from Bristol to London. But even eight weeks

¹ Col. Rec., vol. II, page 166.

would place his arrival in the middle of June. His actual time of arrival, however, was much later than this, owing to the stops and other delays, and can be roughly estimated by the remark when he met the newly appointed Governor Eden, that had he (Graffenried) come a month earlier, the position had fallen to him. Now since Eden was not appointed until August 13, 1713, Graffenried must have come later, perhaps about a month, somewhere near September 13.¹

His journey to Bern was also rather long, for he was beaten about by storms for three weeks in his passage across the channel; and then there was the remainder of the way to be covered by coach. Despite some further delays for passports and in finding his people when he reached Switzerland, he, nevertheless, finally reached his family St. Martin's day, November 11, 1713. This would leave him only a small part of August, if any, all of September and perhaps a part of October in England.

The most puzzling thing, however, is that anyone reading any of the three versions would suppose that Graffenried had been present at the time of the deaths of the Duke of Beaufort and of Queen Anne, and the Accession of George I, and had stayed after that until he was sure nothing would be done for his colony. But since Beaufort² died July 25, 1714; and Queen Anne³ August 1, 1714, and he had reached Bern in November of the year before, this is impossible, unless he made a second voyage to England, which is nowhere mentioned directly, and alluded to, if at all, in such vague terms that no one would suspect it on reading the accounts.

But his efforts for his colony did not stop even after he reached home. Yet the final chapter is brief. Too poor to sue his company for their breach of contract, he next tried to have a commission appointed to investigate and hear his proposition, but this was refused. His efforts to interest others failed, and at last, to his own regret, he had to abandon his colony.

¹ Col. Rec., vol. II, page 58.

² McCrady, page 526.

³ McCrady, page 527.

The story of the rest of his life is soon told. He was dependent upon his father for a support which was not cheerfully granted. And the following letter gives as much light on the father's character as on Christoph's.

"Ayez, Monsieur, la bonte de mettre en oublis le passé, et m'estant corrigé de depuis, ayez meilleure opinion de moy pour le present et advenir; Pourtant quoyque je vous aye chagriné par mon évacion et mes debts, cependant j'ay deservi mon Balliage avec honneur au contentment du Souverain et des Ressortissants, et n'ay rien comis d'atroce qui vous aye fait deshonneur, ny ay-je jamais, que je sache, manqué envers Vous de Respect ny de Soumission, pardonnez moy dont le passé et ne retouchez pas toujours cette corde fâcheuse, mais ayez moy, Monsieur et tres honorable Pere, en recommandation puisque je feray tous mes efforts pour vous contenter et vous montrer que ie suis avec toutte l'obeissance Respect et Soumission *L'Enfant perdu retrouvé*, et amandéz, regardez moy donc aussi en *Pere benin* et faitte moy sentir plus outre les effects de Votre Bienveillance".¹

In 1731 after the death of a brother, the Oberherr von Worb, Anton secured and sold to Christoph the management of the estate which went with the office, reserving for himself the revenues of the office. The management of the estate was not very lucrative, but the father thought he had made a rather generous expiation for his previous treatment. Next, when Anton became mayor of Murton he wanted a representative in Iverton; and although Christoph did not relish the place, still to please his wife he ran for it and was elected. In 1730 at Anton's death the estate of Worb came to Christoph without encumbrance, and he held it till 1740 when he retired in favor of his sons. Three years later he died and was buried in the choir of the Church at Worb, ending a life the last years of which while uneventful were not unpleasant.

¹ Neujahrsblatt, page 39.

CHAPTER XVI.

*Proof that Graffenried never came back to America to live—
Debt to Pollock unpaid—Last notices of the German settlers and end of the New Bern adventures.*

It is improbable that Graffenried ever returned to America, although it has been asserted that he did. It appears that the Graffenried who lived in this country after 1714, was a son of, but *not* the Baron Christopher von Graffenried who founded the settlement at New Bern. According to the *Neujahrsblatt*, Christopher's eldest son came at the time of the settlement and stayed here after his father's departure, settling finally in Williamsburg, New York, where he married. The Virginia Magazine quotes the following from the files of the Virginia Gazette for February 18-25, 1736: "This is to give notice to all Gentlemen and Ladies that Mrs. Barbara de Graffenried intends to have a Ball on Tuesday the 26th of next April and an assembly on the 27th in Williamsburg: For which tickets will be delivered out at her Home". A footnote then states that "This was the wife of Christopher, Baron von Graffenried of Berne, Switzerland who brought over a colony of Swiss and Palatines to North Carolina in 1709". In the article to which the note is added in explanation, she is called "la Baronne de Graffenriedt". The statement of her being the wife of Christopher von Graffenried is made, but no proof is given, and other evidence would indicate that the Virginia Magazine is here in error.

Colonel William Byrd, also, in his memoirs mentions meeting a certain Madame de Graffenried not far from Williamsburg.¹ This lady could hardly be any other than the one named in the Virginia Magazine who lived at Williamsburg. According to the *Neujahrsblatt* Christopher's wife was named Regine Tscharner, while in the Virginia Magazine her given name is Barbara. The writer in the *Neujahrsblatt* is evidently mistaken about the son settling in Williamsburg, New York, but he would have no difficulty learning the name of Graffenried's wife if other means were lacking when he copied the inscription on the Graffenried memorial in the church at Worb.

¹ Byrd, page 326.

The most plausible explanation then is this, that the writer in the *Virginia Magazine* supposed because this lady was called la Baronne she must be the wife of Christoph von Graffenried, overlooking the fact that the title was hereditary and would belong to the eldest son and his wife even during the father's life time. The writer in the *Neujahrsblatt* with the means at his disposal could hardly have gotten the name of Christoph's wife wrong, but a confusion may have arisen between the two Williamsburgs and he wrote New York when he should have written Virginia. If all these suppositions are correct, Madame de Graffenried, the lady Colonel Byrd speaks of, and the wife of the son who stayed in America are all the same person; and this evidence, which so far as I can learn, is the only evidence, that the Baron ever returned to his country, is destroyed. Christoph's own statement that for 20 years no complaint has been made of his administration completes the proof if more is needed, for his official duties began in 1722 and lasted till 1742, and the notices of Madame de Graffenried's ball were printed in 1736.

One more disputed point concerning Graffenried needs to be settled. Careful searching of the Colonial Records down to Graffenried's death in 1743 make no mention of Pollock's having received more than the assignment of the Palatines' land, for the money due him on the loans. As he had lent much more than the 17500 acres were worth, he had reason to feel misused and defrauded, although Graffenried was acting in good faith, and fully expected assistance from the Proprietors and the Company. And when these sources failed him, he had nothing to pay with. Pollock also seems to have lost confidence in his honesty because of his failure to deliver letters to the Lords Proprietors as he was returning to England.¹ But the attitude is unjust for Graffenried complains

¹ Col. Rec., vol. II, page 145.

Oct. 20th, 1714.

"My first letter to you dated Sept. 20th, 1712 (a copy whereof is enclosed) I delivered myself to Baron Graffenried, who was then (going) to Virginia; and he told me that the Gouvernor of Virginia took care—his letters to London with his own packets, and that there was no—that they would come safe to your Lordships hands.—second letters, dated

that a box full of papers and curios was lost on the way to Europe, and these letters most likely were in it.¹ In a letter of February 10, 1715, Pollock asks him to pay 700£ at London and keep this title to the land he had taken up.² Graffenried's petition long before had been in the Duke of Beaufort's hands, waiting for a chance to be presented. Graffenried also had done all that could be done to extricate himself from his entanglements. As we have seen, however, the Duke died before the petition could be presented and only

April 2d 1713 immediately after the taking the great Indian Fort I sent into Virginia an I know they came to Baron Graffenried who was then in Virginia I would have sent (your Lordship) copies of all, but the state of affairs being much altered, and they being long, thought it not worth while to trouble your (Lordship) with them. What reason Baron Graffenried had to conceal (or) keep up my letters, I know not. I took him for a man of honour and integrity, but have found the contrary to my great loss."

¹ French Version.

² Col. Rec., vol. II, page 166.

North Carolina Febr'y 10th 1715

Hond Sir

Yours from Berne dated April 30th 1714 came to hand and (am glad to) understood you got safe to your own country, and I should (be) well satisfied, (if for your advantage and to pay it? your creditors) (you) could procure a new surety. But I could never have expected Baron Graffenried whom I always took to be a man of honour and honesty would have proposed to me to give away the matter of 900 pounds sterling money of England for nothing. You know how readily and fully (I served) you; you cannot but remember your reiterated promises that I should be fully and honestly satisfied. And now to propose to put me off with (nothing) is what I never expected of you. Your debt to me was 612 pounds, besides some other small debts I (paid) by your desire, after making up accounts: your debt to Cap ... and his brother was fifty six pounds which makes 668 pounds, the bills being pro(tested) the change and reexchange at 15 per cent is 91 pounds 4 sh(illings) makes with the charge in England for the protest near 770 pounds. To (which) will be two if not three years interest due before I can have it of you ... at London, which with the other small debts I have paid here for (you) and trouble of taking care of what insignificant matters you (left) here, having been forced to pay Mr. Graves for the surveying your land, and the heavy charge of a Land tax, will make your debt near 1000 pounds sterling money of England. of all which have received (but) 312 pounds in our public bills for your sloops et eact., which are of no use, seeing

a little while after, the Queen also; so that he received no help from England and it is probable that Pollock was never paid the money due him, for on March 29, 1743 some Palatines led by Jacob Sheets settled by Baron de Graffenried at Neuse showing their agreement with the said Baron and praying to have Title made out to them "in order that warrants might issue to them respectively for laying out their lands to each man his several proportion or otherwise to be secure in their possession.

"Then Cullen Pollock's Council produced a Patent to the said Pollock's father, Thomas Pollock Esq., deceased, for a large tract of land at Neuse which was read and it appearing to the Council that the said Patent take in the Palatine Lands", the suit was dismissed.¹

That the Palatines in the meantime had not been entirely without resources will appear from the Proclamation of the Council, Nov. 6, 1714, where "upon petition of the poor Palatines showing that they were disappointed of the lands stock and other necessary which was to be provided for them and are reduced to great want and poverty by the late war and

I can purchase nothing for them, but lie dead on my hand. And as for your goods, if you left any of any value, your friend Mr. Mitchell, the Mayor, and others of your people had conveyed an ... I having got nothing, save a little iron and some rusty nails for ... and other small things of little value.

You know that you purchased only 15000 acres of land of the Lords Proprietors, which is but 150 pounds sterling money, whereof at Mill Creek? there is only 8500 acres surveyed; the other 5000 acres not being yet taken up, which I intend to take up at White Oak River, as you designed. As for your two or three other small tracts, you not having paid the purchase to the Lords Proprietors, they were by law made here, with all other lands in Bath County that had not paid the purchase, lost: so I was obliged to purchase them of the Receiver General. And all the land, and what else is come to me of yours, is not really of the value of 200 pounds. And if you will pay me at London, so that I may be sure to have the money seven hundred pounds sterling money within this twelve month, you shall have what land you purchased of the Lords Proprietors, you shall have the public bills I had on your account, and what other small matter of goods I had of yours or the value as they are appraised.

¹ Col. Rec., vol. IV, page 632.

prays that they may have Liberty to take up four hundred Acres of land for each family at the rate of ten Pounds a thousand acres and that they may have two years day of payment for the same".¹ Apparently nothing was done at the time; for in 1747 another petition was made by the Palatines, this time, to the Right Honorable the Lords of the Committee of Council for Plantation Affairs.² Redress was slow but at length on March 16, 1748 His Majesty gave orders to Governor Johnston to give the settlers an equivalent of the Lands of which they had been dispossessed, free of quit rent for ten years. After that they were to pay the usual rents," *and as the settlement of the said Palatines will be a great addition to the strength of our said Province, and be a considerable advantage and Security to the Inhabitants whereof*³ we do hereby direct and require you to recommend to the Assembly of our said Province to make speedy provision in such manner as they shall think proper for defraying the Charge of surveying the Land so as to be granted to the said Petitioners, and of issuing the Grants for the same and all other Charges attending such Survey and Grants".⁴ Two years later they were settled in what are now Craven, Jones, Onslow, and Duplin counties.⁵

This ends the story of the German settlement at New Bern as a distinctly German colony. The town had a prosperous growth and kept its original name, but as a financial venture it was a complete failure, due not to the incompetence of the leader, but to the force of circumstances and the niggardliness of those whose duty it was to contribute to his support.

¹ Col. Rec., vol. II, page 147.

² Col. Rec., vol. IV, page 954 which gives the text of the petition also; see also pp. 868, 873 ff.

³ The italics are mine, V. H. T.

⁴ Col. Rec., vol. IV, pages 958, 967.

⁵ Ashe, page 273.

PART III.

CHAPTER I.

The discovery of new material relating to New Bern—Comparison of manuscripts—New material in a French version—Negotiations of Bern for land—Considered going to Maryland—Graffenried's titles—Contract with the Proprietors—Voyage across the Atlantic—Illness of the colonists—Treaty with the Indians—Troubles with Michel—Description of the city of Newbern—Purchase of boats—Exploration for silver along the Potomac in detail—Indications of a treaty with Penn—Details of voyage to Europe—Details of his care for the miners—Additional efforts to secure help—A key to a French map of the Potomac.

When Graffenried returned from America disappointed in all his plans, he found plenty of people who blamed him for the misfortune "as though he had acted rashly and imprudently". It was to vindicate himself that he wrote of his adventures in America, and in order to allow himself to be more widely understood in Switzerland, he wrote in both French and German. For some reason he appears to have left two French versions, unless indeed, one is a copy of the other, which from comparison seems hardly probable. The French version in the library at Iverton, Switzerland, has been copied and translated for the *Colonial Records of North Carolina* where it may be found in Volume I, page 905. When Professor Goebel was writing his book on the Germans in America, (*Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nord Amerika*) he found that there were other versions, and at considerable trouble and expense he had accurate copies of these made for his own use, in hopes that if they were published, they might throw some light on this early pioneer. The three manuscripts as nearly as can be judged by the translation in the *Colonial Records* which is a literal translation into poor English, are in many places word for word translations, or copies, of each other. The importance, then, of Professor Goebel's copies is that while they contain everything that the other version has, they also have much which is entirely lacking in the *North Carolina Records*.

It may be worth while to indicate in a very general way the most important differences between Professor Goebel's manuscripts and the others, especially where the former contains things not found in the latter, although most of the items have been referred to already in Part II.

The most natural comparison to make is between the two French versions, as they are most alike, being each divided into twelve *contretemps* which may be translated misfortunes. Where they treat of the same thing, they use the same language, except that Professor Goebel's copy often has things interspersed, which the other does not have, and occasionally the marginal notes are not placed in the same position. This last, however, is a minor difference and does not affect the sense of the text. Then, again, whole paragraphs are placed in different relative positions as regards the rest of the account. For instance, the chapter on Indian customs which comes at the end of the account in the *Colonial Records*, is placed in the body of the text in connection with the account of Graffenried's capture in Professor Goebel's French text. The omissions from, or additions to the original text must have been made by Graffenried himself or else by some one very familiar with the text; for he mentions several more attempts made to relieve his colony in Professor Goebel's French copy, which do not appear in other accounts, and adds in marginal notes two items which do not occur in the others, namely that Cary was banished to a distant island and there died, and that Michel died among the Indians. If these events were recorded after the accounts had been written, they would naturally be placed in the finished version. Now since Professor Goebel's French version has them, and since it seems to be more logically arranged as regards the time sequence of events, I am inclined to believe that it is the last copy Graffenried made. Moreover, he wrote in the beginning to justify himself in the eyes of his immediate friends, and this may account for the use of German, for the hasty and careless language and arrangement, and for the failure to adhere to the plan of writing it in "misfortunes". As to the exact date of Professor Goebel's version, we can safely say it was 1716; for al-

though there is no date given in the text, a marginal note makes such an inference exact.

However, the order in which the versions were written is of minor importance compared to the contents, since they must have appeared within a very few years of each other. The following paragraphs are intended to give what seems the most important contributions which Professor Goebel's manuscript makes to what is already accessible in the *Colonial Records of North Carolina*. Taking the French version first: this says that Bern negotiated through Standian, the Envoy Extraordinary, for a place to found a colony which would be absolutely independent of any authority except the British sovereign, but was unsuccessful, because the Queen did not wish to work to the detriment of the colonial and proprietary governments. He received permission to take up land above the falls of the Potomac, but was persuaded that conditions were more favorable in North Carolina where land was cheaper, and where, under the proprietors, he would have more jurisdiction and various additional privileges. When he went to Virginia, he found that Culpepper had gotten ahead of him on a part of the land, and this would have compelled him to settle in Maryland farther from white settlers than he had hoped.

As a reward for their zeal in bringing him to the throne, Charles II gave to several gentlemen a large tract in North America with power to create hereditary titles of nobility. According to the French version, Graffenried was made Landgrave of Carolina, Baron de Bernberg, and Chevalier du Cordon Bleu, and in addition was given a medal. The regalia of his orders he wore whenever he went to the assembly, and he found it increased people's deference for him.

The amount of land he took up and the charges per acre have been given already.¹ Two other very important clauses of this agreement with the proprietors were the ones providing for religious liberty and for the furnishing of provisions and stock by the proprietors, the debts so contracted by the colony to be paid in three years. Then he says: "Je passe icy

¹ See Page 47.

sous Silence un Traitté fait avec William Penn Propriétaire de Pennsilvanie pour des Terres et des mines". This is only one of several passages which show that such an agreement existed. Then follows a description of the town.

A description of New Castle, and the voyage across the Atlantic occupies several pages and has this of interest to us, that in connection with it he states that a box of curiosities, papers, and clothes which he had given to a ship's captain, was lost on the return voyage. This may explain Governor Pollock's grievance that the letters sent by Graffenried were not delivered.¹ The voyage over was without unpleasant accidents and has little worthy of mention here, although it makes interesting reading.

When Graffenried returned from Governor Hyde's in the summer of 1711, he found many of his people ill. This gives him opportunity to tell about the diseases the people were exposed to and the remedies to employ in such cases. In all this his good sense and care for his colonists is shown most clearly. He mentions, also, the insect and reptile pests they have to guard against, and then he discusses the building of the town.

He paid for the land twice, first to Lawson, and then to the Indians, and made an alliance with the Chief Taylor. Then to avoid trouble he bought the land over again, so that the Indians would be satisfied to move farther away. Taylor, along with seventeen heads of families, came in full attire at the appointed time, looking, as Graffenried thought, more like monkeys than men. He, not to be outdone, put on his most gaudy array; and the assembly sat down together on the ground. Graffenried first made his proposition; and they stated their objections, in which he says they had the better of the argument; but finally they agreed to sell what he wanted. The price was 500 bullets, 6 pounds of powder, 1000 large bullets, 500 small shot. Then after they had had a drink of rum, they made the treaty. While intoxicated, Mr. M. (evidently Mr. Michel) almost spoiled the negotiations by snatching off Taylor's head dress and beating the

¹ See page 104, note 1.

orator after he had dragged him from the circle. The Indians did not think that this treatment before the alliance augured well for peace afterwards, and were with difficulty persuaded to make a treaty. That night Michel again insulted the orator, and again Graffenried had to act as mediator. This same man caused so much annoyance that Graffenried had to invent ways of keeping him at a distance, one time provisioning him to survey along the Weetock River, and again sending him to Philadelphia to see about the silver mines, regarding which they had an express agreement with William Penn and the head miner, Justus Albrecht. The Indians naturally supposed that he sent him away for their sake, and it helped him afterwards while he was in captivity. He also called upon the Indians at Core town and promised to be a good neighbor to them. Then he took the surveyor and the clerk, and together they made the plan of the town. "As the people in America do not like to live crowded", he gave each house three acres and the streets were arranged like a cross. His artisans, who could do better in the city, had freedom from taxation for ten years, while the rest were free for three years. Then he enumerates the trades represented; among which ought to be particularly noticed the school master. Graffenried was empowered by the bishop of London to read sermons, marry and baptize. An indication is also given of a popular assembly when the town was named.

Prosperity seemed so certain that people outside even from as far away as Pennsylvania, took lots. The only thing lacking was ready money. All accounts agree that this was a serious difficulty. The province could not pay him and nothing had been received from Europe; but he trusted that if he could only get a message to the Georg Ritter Company by some person, they would help him out. One of the settlers was just going and was willing to take the message. This man, Bötschi¹ by name, as the German version shows, abused the confidence placed in him by contracting debts in Graffenried's name in Philadelphia and Amsterdam. Nevertheless, he delivered his message faithfully. But the disasters of

¹ German Version, Report.

the following autumn, when the Indians captured Graffenried and Lawson, discouraged the Company in Bern and the Proprietors, so that, even if they had intended to assist him, which is more than doubtful, they now refused to risk their money. However, while he still believed that help would be sent him, he had bought two boats for use in trading and on one trip took a cargo of wheat to the Bermudas to exchange for salt. But the wheat was damaged in a storm and the profits consequently were lessened.

A considerable space in the book is then filled with his account of the trip to Canavest, the chief part of which, however, is a detailed description of the Indians shooting the rapids in canoes.

As an additional reason why he believed in Michel's stories of the silver mine, Graffenried states that M. M. had asked the Queen for patents, and together they had made a treaty with the miners in Europe, and Mr. Penn had made a treaty with them and had made M. M. director of minerals in Pennsylvania.¹

In showing the impossibility of Michel's last scheme of settling in Mexico or along the Mississippi, he goes further than the political reasons why Bern could not maintain a colony in territory disputed by England, France, and Spain, and states that at such a distance among hostile Indians a colony would not be able to exist at all.

The return to Europe is enlivened with a description of the wonders by the way, such as the meeting with an iceberg and a storm which almost foundered their ship, owing to the negligence of the captain. He tells in addition of how he found work on a dike for his miners who were in London when he arrived.

When he returned to Bern, he found himself financially unable to sue his company for breach of contract. When he presented his contract to the legislature and desired a commission to hear his complaint and his proposals, the request was not granted. He then made attempts to interest his relatives, a neighboring republic, some people in Germany, but

¹ The Colonial Records mention such a treaty once.

he was nowhere successful. He also tried to get Stanion, Envoy Extraordinary to the Corps Helvétique, to present a petition to King George I; but Stanion was made ambassador to Vienna about that time, and had to leave the affair unfinished. Another petition received for answer, that the wars were not ended and nothing could be done.

Along with the account but not an integral part of it, is a document which appears to be a key to the map of the Potomac River. It has a number of interesting comments on the country about the present site of Washington which consisted of a few plantations and had as yet no name.

These, then, are some of the things which Professor Goebel's French copy adds to what has been translated for the *Colonial Records of North Carolina*.

CHAPTER II.

Important additions to the German version are a report to the Ritter Company, the contract with the Ritter Company, a Memorial or account of life in the colony, letters from the colonists—Contents of the report—Reliability of the report and letters—The contract with Georg Ritter Company—The Memorial—Criticism of Graffenried mortgaging the settlers' lands.

In the German account there is little that the Colonial Records do not have though it is a satisfaction to read the man's exact language. Connected with it, however, are several documents of very great importance. The first of these is the report Graffenried sent to the company in Bern. Then follow in order the contract with the Georg Ritter Company, a *Memorial* or account, apparently written at the time of the report, describing the conditions in America, and a number of letters written by Swiss settlers to their friends and relatives in the home land.

This report, and these letters do more to clear Graffenried's character than anything else which has come down to us from him or others. Taking up the report first; it was written May 6, 1711, just a short time after Cary had seized his brigantine, but before he had made the attack on the

governor. At this time the prospects of making the colony succeed were bright, if only help could be secured; and as soon as Cary could be reduced to obedience he might hope for help from the province. The town had been nicely laid out by this time, the people supplied as well as possible with stock, and Graffenried was beginning to think about making exploring expeditions to find gold and silver. As yet his money affairs had not reached a serious condition; he had laid out 2228£ worth of supplies of cattle and grain, and had purchased two boats. The supplies had come for the most part from one man, Thomas Pollock. He with the rest was now becoming suspicious, and refused to sell more. The letters from the settlers express no dissatisfaction, but nevertheless it existed, for the contract with the commissioners relating to supplies for the people had not been fully kept, and there was talk of making a complaint to them. As Graffenried had given a bond for 5000£, such a complaint might cause him great inconvenience and loss. He and Michel had agreed to supply each family with two cows, two calves, five sows with their young, two ewes and two lambs, with a male of each kind, within two months of their arrival.¹ Repayment was to be made by the colonists after seven years, at which time the same number of animals would be returned with one half the stock on hand. The first comers had been in America over a year, and the confusion in the province and the distance from other colonists had made it impossible to deliver more than ten cows, 30 swine, four horses, and eight sheep. The financial difficulties were not yet at a crisis, however, and the timely arrival of money from Switzerland would have allayed all fears and have enabled the work of colonization to go on unhindered. What he wrote then, while he was in the midst of his work, knowing the bearer of the letter, Mr. Bötschi, would be present to confirm or deny the statements contained in it, make it more than likely that the information given is reliable. The accounts written several years after some of the events occurred, at a time when he was smarting under the criticisms of his acquaintances, when

¹ Col. Rec., vol. I, page 988.

his plans and hopes had all been shattered and when the occurrences had become somewhat confused in his memory, are, of course, more open to question as to their accuracy. The criticism he makes of his colonists,¹ in which he accuses them of all kinds of wickedness and makes almost no exception, was certainly inspired more by the disappointment he had suffered than the actual character of the settlers, who, to judge from their letters, were pious and intended well. Moreover, at the time the report was written he seems to have been perfectly satisfied with them.

The contract between Graffenried and Michel on the one hand, and other members on the other, by which they became associates in the Georg Ritter Company shows that, as far as Graffenried and Michel were concerned, the mines were what they and Ritter were basing their hopes for returns upon, and that the 17,500 acres were merely a foundation to the greater enterprise of mining.

The "*Memorial*" which follows was written while Graffenried was still in an optimistic mood, and appears to have been taken, in part, from some English author. He says it was translated from the English. This is not entirely exact, for a portion of it which deals with the purchase of a ship to be used to transport colonists from Holland to America, certainly was not translated from anything. A description of the care of swine and the manner of calling them to the house at feeding time occurs in Kocherthal in almost the same words. In general, though, the *Memorial* is filled up with the results of his own observations, arranged under heads, as the writers of such accounts were fond of doing, and some of the details were perhaps taken from similar books in English.

The letters which close the accounts prove conclusively that as late as April and May there was no serious discontent among the colonists with the treatment they had received. Not a word is said about the scarcity of cattle, and Graffenried is always mentioned with respect. A hopeful tone pervades all of the letters. The complaint which occurs oftenest is over the lack of German women folks, for all who

¹ All three accounts.

wished home comfort, washing, and mending, could not find wives. They wished their beer also, and one of the men whose wife understood brewing, was planning to supply the deficiency by ordering the necessary utensils from home. The lack, too, of a regular minister was severely felt, and caused some anxiety lest the religious fervor should die out for want of pastoral ministrations in addition to the Sunday reading of prayers. But nowhere is there any reflection on Graffenried's character or conduct.

The most severe criticism has been made on him for mortgaging the settler's land to Pollock, and then when the colony was broken up, leaving them in their distress and going to Europe. Any one reading these contemporary documents with the other accounts will certainly be compelled to take a more charitable view. He will see that what Graffenried did was not only done in good faith, but was really a good business move under the circumstances, and that the fault lay with the Company in Bern.

Referring back to PART II, Chapter V, it will be seen that the Georg Ritter Company proposed to buy 10000 acres of land before the Palatines had come to England, while they had in prospect only their own 156 voluntary emigrants and exiles. Then Graffenried and Michel added their small number to that on the condition that these miners with their families, numbering about 40 persons, should come later if they were sent for. After Graffenried became connected with the company, while the Proprietors were making propositions to the committee, but before anything had been done to give them any reason for believing that these Germans would be sent to their colony, the Company actually purchased 10000 acres. Graffenried contributed 5000 which belonged to him personally and Michel added 2500 acres making 17500 acres to which the Company had claims before they were sure of more than 156 persons. A month and more after these negotiations were completed the committee acted favorably on the Proprietors' proposition to this extent, that 650 persons were at length allowed to them. These last came at no expense to the Georg Ritter Company, and yet the Company was to

get the benefit of their quit-rents and the increased value of land in the colony which would result from the larger number of settlers.

When sickness and death reduced the 650 to about 300, there were still more than enough left to take the place of the 56 prisoners whom they were unable to bring, and the nine Swiss who died on the journey and after landing in Virginia.¹ Even the massacre of September, 1711, in which 70 or 80 fell, left more than the Company had originally planned to send and had actually purchased land for; and besides there were still about 40 persons, the miners, anxious to come over. Having had all the summer of 1709 with its delays and uncertainties, in which to think over their plans, and plenty of opportunity to change their minds, their action after the colony was settled is most contemptible. They never sent Graffenried anything more than advice to go ahead on credit. The loss of part of the Palatines was no excuse, for as we have seen, they had not reasonably counted on them in the first place, and whatever number of them should succeed in settling was so much gain. Having made the start, then, they should have supported their enterprise until they had better evidence than their own fears that nothing would come of it. Even after the massacre, it is reasonably certain that with the money due him, Graffenried could have held his colony together, and either rebuilt at New Bern, or have gone to Virginia and engaged in agriculture and mining there. Silver, to be sure, would never have made them rich, but iron was there in abundance, and Spotswood only a short time after, as has been shown (PART I, Chapter III) engaged Graffenried's miners in a profitable enterprise, the beginning of the iron blast furnace industry in America. The profits of this might just as well have gone, in part at least, to the George Ritter Company, and the investment would have paid them.² As it was, since Graffenried had no idea they were actually abandoning him, to tide his people over the critical periods of the first year and keep the colony intact for the Company, he had

¹ German Version, Letters.

² Byrd, page 333 ff. A progress to the Mines in the Year 1732.

mortgaged the land beyond all hope of redeeming it by its own efforts, and he did this before he became sure that the Company had deserted him. In criticizing this action one must remember that the people did not own their lands outright as other settlers. They were *tenants* of the Company which was supposed to support them. Graffenried, therefore, did not sign away land belonging to other people; besides by the strict system of recording real estate transactions in use in Carolina this would have been impossible. Rather, he signed away a tract for which he was agent, which was made out to him, and of which he was the owner in the eyes of the law. His position was not an enviable one, for on the one hand he was responsible to the company which expected him to make the investment profitable, a task that could only be accomplished by keeping the people together and supplied with necessities; on the other hand the people who looked to him for support, advice and protection, were in danger of losing their lands if the Company failed to send help. The latter possibility was the more remote. Hunger was at their doors, and he chose to mortgage their lands and wait for help from Bern. Could he reasonably be expected to have done differently? The answer is to be found in his report. For this report which was written at a time when he foresaw the impending disaster unless help should be sent, which begs with the eloquence of despair for the assistance that belonged to him, and on which the welfare of several hundred colonists depended, speaks more convincingly for the integrity of his motives than any justification he could write afterwards.

The little settlement did not, however, entirely die out with the departure of the leader and the partial disbanding of the inhabitants. For many of them continued to live in the neigh-

This gives a detailed description of the mines which Graffenried's workmen were operating. Spotswood was one of several who made up the Company; the enterprise was self-supporting, in that a part of the operatives tended the farms to supply food for the laborers and the oxen and horses employed. The lack of farm laborers was a hindrance, and the furnaces could not run full time in consequence. The arrangement actually made was just such as Graffenried would have made with his settlers if he had been assisted by his Company.

borhood and other settlers were attracted by the location, until in time another flourishing town arose from the ruins of the first.

It is, too, one of the ironies of fate that one of Graffenried's darling ambitions for his town was realized only after his death. He had hoped to make New Bern the chief city in the province and to move the seat of government thither, but the disaster which attended his first efforts and forced him to abandon his first colony, destroyed this hope also. Nevertheless, although he lived to see a few sessions of the assembly held in his town, it was not till 1765, over 20 years after his death, that New Bern was officially made the capital of North Carolina, a distinction which it held for over twenty-five years. Since then, although it has experienced the vicissitudes of the Civil War and the Reconstruction, it is today one of the most prosperous towns in North Carolina, and an honor to its German founders who builded better than they knew.

Two full centuries have now passed since the little colony of Germans established their settlement at New Bern and contributed their share towards the religious and political liberty we now enjoy. Graffenried's failure, for such he reckoned it, is not all a failure if we may in any way learn to appreciate better the blessings we now enjoy by considering the cost at which they have been purchased for us. Certainly coming years, with their greater fullness of knowledge, will deal more fairly with Baron de Graffenried than the past has done, and the justification he so much desired, though late, will be fully rendered.

BIBLIOGRAPHY

SOURCES

Ashe, Samuel A'Court.

History of North Carolina, Vol. I.

Charles L. Van Noppen, Publisher, Greensboro, N. C. 1908.

The Cambridge Modern History, Vol. VI. Cambridge, 1908.

Channing, Edward.

A History of the United States.

The Macmillan Company, 1908.

Collections of the Historical Society of South Carolina, Vol. I.
Published by the South Carolina Historical Society, Charleston, S. C.

S. G. Courtenay & Co., 1857.

The Colonial Records of North Carolina, Vols. I, II, IV.

Saunders, William D., Editor, Raleigh, N. C.

P. M. Hale, Printer to the State, 1886.

Der Deutsche Pionier, vierzehnter Jahrgang.

Herausgegeben vom „Deutschen Pionier-Verein.“ Cincinnati, Ohio.

Ecclesiastical Records of the State of New York, Vol. III.

Published by the State under the supervision of Hugh Hastings, State Historian, Albany, N. Y.

J. B. Lyon Company, State Printers, 1902.

Faust, Albert Bernhard.

The German Element in the United States, Vols. I, II.

Houghton Mifflin Company, Boston and New York, 1909.

Hennepin, Father Louis.

A Continuation of the New Discovery of a vast Country in America. Reprinted from the second London issue of 1698 by Reuben Gold Thwaites.

A. C. McClurg & Co., Chicago, 1903.

Seuffer, C.

Pennsylvanien im 17ten Jahrhundert und die Ausgewanderten Pfälzer in England.

Berlag von Ludwig Witter, Neustadt a. d. Hardt, 1910.

Johns Hopkins Studies in Historical and Political Science, Series X.

The Johns Hopkins Press, Baltimore, Md., 1892.

Rochterthal.

Außerordentlich, und umständlicher Bericht von der berühmten Landschaft Carolina / In dem Engelländischen Amerika gelegen, vierter Druck.

Zu finden bey Georg Heinrich Dehring / Frankfurt am Main / 1709.

Lawson, John, Gent. Surveyor General of North Carolina.

A New Voyage to Carolina; containing the exact Description and Natural History of that Country: Together

with the Present State thereof. And a Journal of a Thousand Miles, Travel'd thro' several Nations of Indians. Giving a particular Account of their Customs, Manners, etc.

London, Printed in the Year 1709.

Luttrell, Narcissus.

A Brief Historical Relation of Affairs from September 1678 to April 1714, Vol. I-VI.

Oxford, At the University Press, 1857.

Manuscripts and Maps in the Possession of Professor Julius Goebel. Urbana, Ill.

McCady, Edward.

The History of South Carolina under the Proprietary Government, 1670-1719.

The Macmillan Company, New York, 1897.

Müller, Ernst.

Geschichte der Bernischen Täufer.

J. Hubers Verlag, Frauenfeld, 1895.

Neujahrsblatt herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons Bern für 1897.

Christoph von Graffenried Landgraf von Carolina, Gruender von Neu-Bern. Wolfgang Friedrich von Muelinen.

Druck und Verlag von K. J. Wyss, Bern, 1896.

The Official Letters of Alexander Spotswood, Lieutenant-Governor of the Colony of Virginia, 1710-1722.

Published by the Virginia Historical Society, Richmond, Va., 1882.

The Pennsylvania-German Society Proceedings and Addresses, Vol. VII, 1896, Vol. VIII, 1897.

Published by the Society.

Proceedings of the Massachusetts Historical Society, Vol. XVI. Boston, 1878.

Virginia Magazine of History and Biography, Vol. XIII.

Published by the Virginia Historical Society.

House of the Society, Richmond, Va., 1905-6.

The Writings of Colonel William Byrd of Westover in Virginia, Esqr.

Edited by John Spencer Bassett.

Doubleday, Page & Co., New York, 1901.

The following works among others, have also been consulted:

Adams, Sir Francis Ottiwell and Cunningham, C. D.

Switzerland—Constitution and Government.

Macmillan and Co., London and New York, 1894.

Bancroft, George.

History of the United States of America, from the Discovery
of the Continent.

D. Appleton and Company, New York.

Bernheim, Gotthardt Dellmann.

German Settlements and the Lutheran Church in the Caroli-
nas, from the earliest period of the colonization of
Dutch, German and Swiss settlers to the close of the
first half of the present Century.

The Lutheran Book Store, Philadelphia, 1872.

Blome, Richard.

The present state of His Majesties isles and territories in
America, viz. Jamaica, Barbados, S. Christophers.
Mevis, Antego, S. Vincent, Dominica, New Jersey,
Pensilvania, Monserat, Anguilla, Bermudas, Carolina,
Virginia, New-England, Tobago, Newfoundland, Ma-
ryland, New-York, etc.

D. Newman, London, 1697.

Carrol, B. R.

Historical Collections of South Carolina, Vols. I, II.

Harper & Brothers, New York, 1836.

The American Nation, a History.

Edited by A. B. Hart.

Harper and Brothers Company, New York and London.

Raper, Charles Lee, Ph.D.

North Carolina, a study in English Colonial Government.

The Macmillan Company, New York, 1904.

Rivers, William James.

A sketch of the history of South Carolina to the close of the
proprietary government by the revolution of 1719.

McCarter & Co., Charleston, 1856.

Williamson, Hugh.

The history of North Carolina.

T. Dobson, Philadelphia, 1812.

Briefe Deutscher Auswanderer aus dem Jahre 1709.

Herausgegeben von Julius Goebel.

Die nachstehenden Briefe und Schriftstücke, von denen zuerst E. Schierenberg in der Zeitschrift *Nassovia* (1903) Kunde gab, kommen hier zum ersten Male vollständig zum Abdruck.* Ich halte sie für historische Dokumente von hoher Wichtigkeit. Denn in ihrer schlichten Tatsächlichkeit reden sie über die sogenannte pfälzer Massenauswanderung vom Jahre 1709 lauterer und zuverlässigeres Zeugnis als die meisten der zeitgenössischen Quellen.

Die Schriftstücke stammen aus dem ehemaligen Fürstentum Nassau-Dillenburg, aus dessen Fürstenhaus der große Wilhelm von Oranien hervorging. Noch steht im Burghof des Schlosses zu Dillenburg die alte Linde, unter der Wilhelm die holländischen Gesandten empfing, die ihm die Statthalterschaft über die Niederlande antrugen. Das Fürstentum Nassau-Dillenburg war ein ziemlich kleiner Bezirk, denn außer den Städtchen Dillenburg, Herborn, und Heiger umfaßte es nur ungefähr 20 kleine Ortschaften. Die Tatsache, daß allein aus diesem winzigen Ländchen im Laufe weniger Monate mehrere hundert Personen auswanderten, läßt uns ahnen, in welchen Scharen unsere Landsleute damals nach England geströmt sein müssen, um dort das Ziel ihrer Sehnsucht, die „Insel“ Pennsylvanien oder die „Insel“ Carolina zu erreichen. Denn wenn sich einzelne zeitgenössische Berichte über die Zahl der Auswanderer auch versteigen mögen, so läßt die Angabe, daß diese Zahl zum mindestens 16,000 betragen habe, doch kaum einen Zweifel zu. Damit erhebt sich aber zugleich die Frage nach den Ursachen dieser Massenauswanderung. Denn daß diese Menschenmassen, den Zugvögeln gleich, blind in die Ferne und ganz zufällig nach England gewandert seien, ist

* Die Schriftstücke, deren offiziell beglaubigte Abschrift seit 1904 in meinem Besitze ist, werden nun auch in dem kürzlich durch das Carnegie Institution veröffentlichten *Guide to the Manuscript Material relating to American History in the German State Archives* S. 169 als „most valuable“ erwähnt. Leider sind dabei Titel und Namen zum Teil flüchtig oder falsch wiedergegeben, was um so mehr zu bedauern ist, als man von einem derartigen Werke absolute wissenschaftliche Genauigkeit erwarten darf.

ein Ammenmärchen, daß man dort erfand, als man erschrocken über die Zahl der Ankömmlinge die Verantwortung für ihr Schicksal von sich schütteln wollte.

Dr. B. G. Todd hat in dem vorangehenden trefflichen Aufsatz über Christoph von Graffenried auf Grund genauen Quellenstudiums die Geschichte der großen Massenauswanderung im Allgemeinen gezeichnet und dabei zum ersten Male festgestellt, daß von England her den Auswanderern bestimmte Versprechungen gemacht worden waren. Die hier abgedruckten Briefe scheinen dies wenigstens indirekt zu bestätigen, indem aus verschiedenen Stellen hervorgeht, daß man den Auswanderern es in England zur Bedingung gemacht hatte, sich vorher die Erlaubnis zum Wegzug von ihren Landesherren einzuholen. Dies geschah wohl, um politische Schwierigkeiten und Verwickelungen zu vermeiden. Daß England schließlich aus verschiedenen Gründen officiell in Abrede stellte oder stellen ließ, die deutschen Auswanderer angelockt, oder ihnen Versprechungen gemacht zu haben, ändert an der Wahrheit nichts und darf uns bei der Doppelzüngigkeit der Diplomatie, zumal der englischen, nicht wundern. So erklärt sich zum Beispiel Nr. 54 der nachfolgenden Schriftstücke, ohne Zweifel der Brief eines in London ansässigen Juden aus Hachenburg (in Nassau); ganz besonders aber Nr. 46 der in halb hochdeutscher, halb niederdeutscher Sprache abgefaßte Bericht aus Rotterdam. Die Warnungen, die in beiden Briefen enthalten sind, scheinen von der englischen Regierung inspirirt worden zu sein.

Von größter Bedeutung sind unsere Schriftstücke, namentlich die zahlreichen Gesuche um Erlaubnis zum Wegzug, für die Erkenntnis der eigentlichen Beweggründe der großen Auswanderung. Daß es die bittere Not war, welche die armen Leute zum Verlassen der geliebten Heimat zwang, klingt uns aus den Briefen in ergreifenden, ja manchmal herzerreißenden Tönen entgegen. Mismuth, Uebervölkerung und im Hintergrund das politische Elend Deutschlands hatten die unerträglichen Zustände herbeigeführt, denen die Armen zu entrinnen suchten. Bedenken wir, daß die Bewohner dieses kleinen Ländchens nicht nur das Fürstenhaus, sondern auch eine Universität d. h. die „Hohe Schule“ von Herborn mit ihren Steuern erhalten mußten, dann können wir verstehen, welche Lasten auf den armen Leuten ruhten. Kein Wunder, daß die Armen einer Erlösungsbotschaft zu lauschen

glaubten, wenn einzelne Geistliche, wie der in unseren Schriftstücken erwähnte Pfarrer Dieß, die Auswanderung nach Amerika als Auszug des Volkes Gottes aus dem Diensthause feierten und die Welt jenseits des Meeres als das gelobte Land priesen. Diese Nachricht läßt keinen Zweifel, daß neben der wirtschaftlichen Not auch religiöse Motive in der Bewegung wirksam waren.

Dazu kamen die Berichte über die „Insel“ Pennsylvanien und Carolina—man hielt damals noch allgemein Amerika für verschiedene Inseln, hinter denen das gesuchte Indien liege—die in den Schriften von Pastorius und Kocherthal gedruckt vorlagen. Wie weit diese Bücher, namentlich die Schrift des Pfarrers Kocherthal über Carolina, verbreitet waren, läßt sich daraus sehen, daß sie bis in die entlegenen Dörfer des Westertales gedrungen sein müssen, aus denen unsere Briefe stammen. Nur so läßt sich erklären, wie in den Bittgesuchen immer und immer wieder Carolina als das Ziel der Wanderung auftaucht.

Auch auf den Bildungsstand der Auswanderer werfen die nachstehenden Briefe interessantes Licht. Die bloße Tatsache, daß diese einfachen Bauern und Handwerker es vermochten diese Briefe an den Fürsten zu schreiben, ist ein glänzendes Zeugnis für die Volksschulen des kleinen Ländchens und Deutschlands überhaupt und beweist, daß die Leute nicht rohes, unwissendes Volk waren, wie man sie später in England hinstellen wollte. Ich bezweifle es sehr, ob damals die Mehrzahl der irischen und englischen Auswanderer im Stande waren überhaupt zu lesen und zu schreiben. Was die Sprache und Orthographie unserer Briefe betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß es damals eine einheitliche deutsche Schriftsprache im heutigen Sinne noch nicht gab. Auch sind Sprache und Orthographie in den Erlassen des Fürsten und seiner gewiß klassisch gebildeten Räte um kein Haar besser als die der Bauern in ihren Briefen.

Es ist schließlich lehrreich zu beobachten, welche Haltung der Fürst einnimmt einer Volksbewegung gegenüber, die in vieler Hinsicht einen revolutionären Character trug und an den Grundfesten des kleinen Staatswesens rüttelte. Wie alle deutschen Kleinstaaten jener Zeit war auch dieses winzige Staatswesen ein absolutistisches, das sich auf der Leibeigenschaft der Untertanen aufbaute. Der Verlust von Untertanen durch die Auswanderung bedeutete einen empfindlichen Ausfall des fürstlichen Einkom-

mens. Wir können daher verstehen, wie der Fürst und seine Beamten Alles aufboten, um der gefährlichen Bewegung Einhalt zu tun.

Zunächst scheint Fürst Wilhelm deren Bedeutung zu unterschätzen. In einem Erlaß vom 25. Juni 1709 lehnt er jede Verantwortung für das zukünftige Schicksal der Auswanderer ab und befiehlt zugleich, daß die Abziehenden vorher ihre Gläubiger befriedigen und den Zehnten entrichten.

Inzwischen nehmen die Abschiedsgesuche der Untertanen immer mehr zu, auch hört der Fürst, daß die Bewegung die umliegenden Länder ergriffen habe, ja daß ein Geistlicher Namens Dieß, aus dem benachbarten Nassau, in einem seiner Dörfer öffentlich aufwiegelnde Reden gehalten und das Volk ermahnt habe, die ägyptische Dienstbarkeit zu verlassen und ins gelobte Land zu ziehen. Er schreibt deshalb an den stammverwandten Fürsten von Dieß und empfiehlt ihm, den staatsgefährlichen Pfarrer in Untersuchungshaft nehmen zu lassen. Aber die Bittgesuche und die Auswanderung dauern fort, und so schickt er am 17. Juli einen Erlaß an sämtliche Geistlichen des Landes, damit sie ihn von den Kanzeln verlesen. Dieses Schriftstück zeigt uns die Bestürzung, die den Fürsten ergriffen hat. Mit „herzblutenden und seelenverwundeten Augen“ hat er erfahren, wie seine Untertanen, die ihm durch Eid und Treue verpflichtet seien, vergessen hätten, wie er mit allermenschenmöglichen Gelindigkeit regiert habe. Wie er in vielen Fällen den Zehnten erlassen, das Wild (das den Bauern die Feldfrüchte fraß) getötet, Almosen gegeben und den Untertanen sonst unter die Arme gegriffen habe. Er hatte wol gemerkt, daß die Steuerlast das Auswanderungsfieber nicht am wenigsten genährt hatte und verspricht darum eine Verminderung der Abgaben. Er weiß, welche Unzufriedenheit unter dem armen Volke über die Erpressungen herrschte, die das zahlreiche Herr der Beamten ausübte, und castigt daher eine ganze Reihe dieser Blutsauger. Er mahnt die noch übrigen Beamten an ihre Pflicht und die Untertanen an ihren Treueid. Am Schlusse rät er auch den Geistlichen, von denen er weiß, daß sie mit dem Volke sympathisiren, daß sie sich „von Herzen befehren.“

Auch dieser Erlaß nützte nichts: das Auswanderungsfieber

griff immer weiter um sich. Da greift Wilhelm schließlich zu dem Mittel, das damals und später noch andere Fürsten, wenn auch vergebens, versuchten: er will die Auswanderung damit verhindern, daß er den Abschied verweigert, den Verkauf der Güter verbietet und die verlassenen Besitztümer confisciren läßt.

Da die erhaltenen Akten hier abbrechen, so wissen wir nicht, welche Wirkung diese Verordnung hatte. Wir dürfen jedoch vermuten, daß sie so wenig nützte wie die übrigen Erlasse.

Wie viele der Auswanderer das Ziel ihrer Sehnsucht erreichten, und wie viele von ihnen in London und später auf den Schiffen elend zu Grunde gingen, läßt sich heute nicht mehr ermitteln. Nur wenige werden die „Insel“ Carolina gesehen haben, denn einmal in London angelangt, verfügte die Englische Regierung ganz willkürlich über den Bestimmungsort der Leute.

Eine einzige Kunde hat sich jedoch erhalten, die hier zum ersten Male veröffentlicht wird. Es ist der Eintrag, den der Herborner Lehrer Johannes Kraft auf den hinteren Deckel seines Exemplares von Textors Nassauischer Chronik machte. Darnach gelangte im Jahre 1720 ein Brief an ihn, worin gemeldet ward, daß drei der Ausgewanderten sich in Sunterdon County, New Jersey, niedergelassen hätten und daß es ihnen gut gehe. Es wird dadurch festgestellt, daß nicht alle nach New York gesandten Auswanderer in der Stadt und im Staate New York blieben, sondern manche auch nach dem benachbarten New Jersey gingen. Wir besitzen über die ältesten deutschen Ansiedlungen in New Jersey ein treffliches Buch von Theodor Frelinghuysen Chambers, *The Early Germans of New Jersey*, 1895. In den Namenlisten die dieses Werk gibt, habe ich den von Johannes Kraft in seinem Eintrag erwähnten Gottfried Peter und Heinrich Vast gefunden. Auch von den übrigen Dillenburger Auswanderern finden sich noch einige Namen in diesen Listen, und wir dürfen daher wol annehmen, daß die Leute aus jener Gegend auch in Amerika so weit als möglich zusammenblieben. Hier gehörten sie ohne Zweifel zu den frühen deutschen Gemeinden am Maritan, die Johann Melchior Mühlenberg so häufig erwähnt und die heute noch, wenn auch als englisch-amerikanische Kirchen existiren. Die Nachkommen der deutschen Einwanderer haben sich, wie das Buch von Chambers zeigt, im Laufe der zwei Jahrhun-

derte mit englischen und schottischen Ansiedlern vermischt, und in vielen der ältesten amerikanischen Familien von New Jersey fließt heute deutsches Blut.

Unsere Schriftstücke berichten nur von einem ganz winzigen Teil jener Massenauswanderung vom Jahre 1709, mit welcher der Strom deutscher Einwanderung recht eigentlich erst beginnt, der sich seitdem in dies Land ergossen hat. Aber die Kunde, die sie uns bringen, ist charakteristisch für die ganze Geschichte der deutschen Einwanderung: auf dem dunklen Hintergrund des wirtschaftlichen und politischen Elends im Vaterlande erhebt sich die Geschichte deutscher Volkskraft und Tüchtigkeit, die unser Land zu dem machen half, was es heute ist.

Zhörigten Abzug einiger Untertanen nach Pennsylvaniam betreffend. Anno 1709.

I.

Verzeichnuß deren underthanen, so umb den Abzug angehalten und darzu die bewilligung erhalten, alß

In der Staat und Ampt Herborn.

Herborn.	Matthias Theiß, bürger in Herborn und		
	Weib und	5	Kinder
	Johann Heinrich Weiß mit Weib und	4	"
	Johann Heinrich Geißler, Steindeder, mit		
	Weib und	2	"
	Johann Conradt Babel, mit Weib und	5	"
	Nidel Babel mit Weib und	3	"
	Johann Jost Wilhelmi mit Weib und	3	"
	Johann Marcus König mit Weib und	3	"
	Hank Heinrich Hinder mit Weib und	4	"
	Johan Andreas Schmitt mit Weib und	4	"
	Johann Heinrich Schöffner mit Weib und		
	keine Kinder.		
	Hank Georg Anhold mit Weib und	6	"
Offenbach.	Jost Rodt, Johann Heinrich Conradt,		
	Enners Schöffner, Andreas Theiß, alle		
	von Offenbach, noch von Widen:		
Joh. Heinrich Gast will bleiben.	Johann Heinrich Gast und Johann Nic-		
	laß Claß mit Weibern und	13	"
Widen.	Johann Conradt Weber mit Weib und	5	"
Schönbach.	Johann Jost Schmitt mit Weib und	4	"
	Jost Heinrich West mit Weib und	5	"
	Johann Georg West mit Weib und	1	"

Medenbach.	Christ Petry, Johann Jacob Wendel und Petter Junf mit Ihren Weibern und	6	"
von Gontersdorff.	Johann Theiß, Müller, und		
und Merdenbach.	Theiß Wefer mit Ihren Weibern und	3	"
Ambdorff.	Jost Petter Steubing mit Weib und	2	"
Statt Driedorff.	Simon Deubing und Johannes Stahl mit zwei Weibern und zusammen .	8	"
	Jost Hilt mit Weib und	1	"
Gosternhahn.	Johann Friedrich Maul mit Weib und	2	"
Mademühlen.	Johann Adam Stahl, Jost Heinrich Stahl, Petter Hoffman, Philipß Fer- ing, Johann Gad und Joh. Jost Claß mit 4 Weibern und	12	"
Rabenschiedt.	Heinrich Thomas mit Weib und . . .	6	"
<hr/>			
Summa 35 Mann 37 Weiber 107 "			
noch 2 ledige von Mademühlen.			
Auß dem Amt Sehger von Steinbach	Petter Nodess, Johann Pulverich Christian und Conrad Kring mit	5	17
Auß dem Amt Ehsemradt.	Johann Conradt Werte, Hans Schäf- fer, Johannes Werten, Hans Ge- org Schäffer und Anna Catha- rina Joh. Jost Leißegangß Tocht- er zusammen mit	4	8
Übernthal.	Johann Adam Haus mit Weib	1	2
		10	27
Auf voriger Latus befinden sich		37	107
		47	134
Ahn Weibern		35	134
Ahn Ehe Männer seindt . .			
Noch von Mademühlen Junge			
Bursch		2	134
Und eine ledige Persohn . .		1	134

Abtschrift, ohne Datum (1709).

II.

Durchleuchtigster Fürst, gnädigster
Fürst, und Herr,

Ihro Durchl. geben ich underthänigst zu vernehmen, wie daß
ich wegen großer beschwerung, und armuth mich nicht länger
weiß noch kann erhalten, deswegen genöthig werde, mein brod

anderß zu suchen. Als gelangt an Ihro Durchl. und bitten umß einen gnädigen abscheid, artwarde getröste antwort.

Ew. Fürstl. Durchl.

underthänigster

Johann Conrath Petter

zu Oberndorff.

Außen der Bericht:

Durchleuchtigster Fürst

gnädigster Fürst und Herr.

Es gehet Supplicanten zwahr anitzo etwas hart, indehm er ein angehender Haußman ist, weilen er aber noch Jung und bißhero fleißig gewesen, kente er noch wohl ein nützlicher unterthan abgeben so hirmitt berichte.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

underthänigster

F. A. Walter.

III.

Durch Leuchtigster Fürst,

Gnädigster Fürst undt Herr,

Ewer Hochfürstlichen Durchleuchten, als unßerm allerseits gnädigsten Landesbatter, ganz demütig underthänigst, vorzutragen; kann ich als Treüer, undt so lange mir Gott daß Leben fristet, gehorsamer unterthan nicht bergen; wie daß anjeho Johann Heinrich Scheffer alhier zu Offenbach, in andere Landen sich begeben; undt mir seine noch wehnige gütherchen verkaufft, Wann dann, Durchleuchtigster gnädiger Fürst undt Herr, ich als ein treuer unterthan, den Behenden pfenning, Ew. Hochfürstl. Durchleuchtigkeit zu entrichten versprochen undt ich als ein noch Junger ansehenter Haußman undt unterthan, jezt in meinem vermögen, nebst Bezahlung der gütter nicht in meinem vermögen finde; Als ist und gelanget an Euer Hochfürstliche Durchleuchten mein underthänigst ganz demütiges Bitten, sie wollen gnädigst miltväterlich geruhen undt auß Barmherzigkeit, mir den Behenden pfenning von obenberührten wehnigen gütterchen schenken, der Große Gott, wolle Euer Hochfürstlichen Durchleuchten großer Schilt undt Lohn selbst sein, ich bleibe

Euer Hochfürstlichen Durchleuchten

Treuer und gehorsamer unterthan,

Johann Jacob Käßler

zu Offenbach.

IV.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Die lange, annoch anhaltente betrübte Zeiten, haben Mich und die Meinigen In Einen sehr miserablen Zustandt gesezt, so daß forderhin mir zu helfen Einige gelegenheit nicht außzu-
sinnen weiß: In mase dan, heftender noth nach, so viel geld auß-
gelehnet, und meine güter verschrieben, so daß die pensiones, nicht
Entrichten, zu geschweigen die verschriebene güter einzulösen mir
unmöglich ist, so werde demnach zum Höchsten genötiget, beßerung
meiner Nahrung und Wohlfarth der meinigen zu suchen, und
dannenhero bin gefinnet Mich benebenst den Meinigen, In die
Americanische Insel Carolinam zu begeben, zuorderst aber gndste
Erlasung von Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit und eines
beglaubte schriftlichen attestats von der statt Herborn benötigt
bin, so gelanget an Euer Hochfürstlichen Durchleucht. mein un-
terthänigstes bitten, sie wollen gnädigst geruhen mir die gnä-
digste Erlasung mittheilen, anbey gleichfaß gndtgest befehlen daß
von der Statt schriftlicher schein mir möge mitgetheilet werden.
Ich getröste mich gndtgest erhöret zu Werden.

Eu. Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigst treu gehorsamer
Bürger auß Herborn
Eberwein Richter.

Außen:

Oberschultheiß soll berichten 1709.

W. F. 3 Nassau.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster Fürst
und Herr

Supplicant hatt sein Häußgen und wenige güther verkauft
für 340 Rödergl. ist schuldig an hiesige Hohe Schul 110 Rthr
für schatzung, abgeborgte woll und sonstn über 60 Rthr. so zu-
sammen über 300 Rödergl. machen: thut also nach abzug der
schulden gar ein geringes, sich mit 5 Kinder /: wenn auch schon
der friede erfolgen sollte :/ hinsfür zu ernähren, ihme übrig blei-
ben. Daß also angeführten umbständen nach dießer ohne den ge-
ringsten schaden Ihro Hochfürstlichen Dchleucht. könnte dimittiret

werten. Welches also Ihro Hochfürstlichen Durchleucht können
verordnen siehe bey dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigst treu
gehorsambster Knecht

Ist der abzug iussu Seri. bewilliget
uf ein apart zetteln.

J. Behr.

V.

Durch Leuchtigster Fürst Gnädigster Fürst
undt Herr:

Ich kan nit Bergen Euer Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit In
undterthänigkeit zu Hindterbringen, Waß masen mein schwager
Nohan Enters Schmitt von Offenbach, wie satksam bekandt, sampt
Weib und Kindt Euer Durchleuchtigkeit Landt den Rücken gefeh-
ret, undt weggezogen, ich zu Ent Benahmter nun alß ein abtheil-
ler seines patramoni nit Vorbey komen können, sondtern selbiges
ihme abgekauft Vor 300: undt 30 Gulden. Ueber daß nun Welt-
kündtig, daß die schulte an Vorigem Verzehrt und Weg genommen
72 thaler 37 albus,* und ich sodann von voriger suma Euer
Durchleuchtigkeit annoch den Zehenten penig muß gebührenter
maßen ab Statten mit 33 Gulden. Wan nun gnädigster fürst
undt Herr ich durch die Gnade Gottes mich gänzlich Entschloßen
meine Von Gott bestimmte Lebens Zeit sampt den Meinen alß
gehorsamste undterthane In unserm Heimath undt Vatter Landt,
unser menschliches Leben zu Entigen, umb den Eyt, den ich Euer
Durchleuchtigkeit sampt allen Treuen undterthanen geleistet nit
Oben hin zu betrachten, Alß gelanget an Euer Hochfürstliche
Durchleuchtigkeit sie wollen Gnädigst geruhen, undt zu besserem
auffkommen meiner undt meiner Kindter die Welt berühmte Gnadt
Erzeigen undt vor angregten Zehenten pfenig auß Gnadt undt
Barmherzigkeit schenken. Gott der Allmächtige alß der Vergelter
aller Wohlthaten wirdt solches gegen Euer Durchleuchtigkeit reich-
lich verschulden, getröste mich gnädigste Erscheinung.

Euer Hoch fürstlichen Durchleuchtigkeit
Underthanner

Johann Phillippus Bauwman
von Offen Bach.

* Albus-Weißpfennig, eine kleine Silbermünze.

VI.

Bei vacant werdender 3ten predigers stelle werden wir schon ein tüchtiges Subjectum, worgegen from und verständige mit fug nichts werden zu sagen wissen, der Herbornischen Kirche vorstellen, vorwichtigen aber und denen die Ohren nach was eigenes jüden, geschiehet nimmer ein genügen.

Dillenburg den 6ten Juni 1709.

Sta Rescribatur bürgermeister und Rath
der Staat Herborn.

Wan Supplicant über all becheenes treuherzige verwarnen sich an der von boßhafften Ihm vorgebildnten Reiß nicht abhalten lassen will, so kan Ihm auf dem rathaus ein attestat seines Herkommens und Wandels gegeben, auch erlaubet werden, seine güter zu verkauffen und seine schulden völlig zu bezahlen, wir wollen aber an seinem und der armen seinigen muthwilligen Verderben unschuldig, und an keine wiederaufnahm ins land gebunden sein.

Dillenburg den 6ten Junij 1709.

Sta rescribatur Jost Müllern, bürgern in Herborn.

Wan Supplicanten sich von der thörichten weiten Reiß und ihrem und der Ihren augenscheinlichen verderben nicht abhalten lassen wollen, so lassen wir die Verkauffung ihrer güter nach völlig bezahlten schulden und entrichteten 10 pfennig zwar gescheen, wollen aber an allem Unheil unschuldig, und an keine Wiederaufnahm ins land gehalten sein.

Dillenburg den 6ten Junij 1709.

Sta rescribatur Johann Koch, Johann Georg
Reisenberg und Heinrich Wenner von Flammersbach.
Konzept.

VII.

Der Abzug ist zwar verwilliget und soll auch der Pfarrherr zu N. Supplicanten ihres Ehrlichen Herkommens verhaltens und Christlichen Wandels unter seiner Handt und Siegel ein beglaubtes Attestatum ertheilen; doch daß Sie vor ihrem abzug alle ihre schulden bezahlen.

Dillenburg 8ten Junij 1709.

Sta rescribatur 3 en famillen auß Offenbach und Bisen, nachdem Sie mit vielen gründen hier zubleiben; vergeblich erinnert worden, nemlich Joh. Andreas Schmitt mit Weib und 4 Kindern,

Joh. Heinrich Schäfer mit seinem Weib ohne Kinder.

- Hanz Georg Amhold mit Weib und 6 Kindern.
 Johannes Maul von Hohenroth Ampts Driedorf den 10 Juni 1709.
 Den 15ten Hanz Heinrich Hinder von Herborn mit Weib und 4 Kindern.
 Eodem Johann Conrad Weber von Widen mit Weib und 5 Kindern.
 Eod. den 15ten Juny Matthias Theiß bürger in Herborn mit Weib und 5 Kindern.
 Item Joh. Heinrich Weiß mit Weib und 4 Kindern.
 Den 17ten Juny Christ Petri, Johann Jacob Wendel,
 Peter Funt auß Medenbach.
 Christ Petri hat 1 Kind mit
 Wendel Frau und 1 Kindt,
 Peter Funt, frau und 4 Kinder!
 eod: Johann Deiß Müller von Gontersdorff und Theiß Becker von Mertenbach.
 Zusammen mit 2 Weibern und 3 Kindern.
 eod: Simon Deubig und Johannes Stahl von Driedorff, mit 2 Weibern und
 Zusammen 8 Kindern.
 Den 18ten Juny Joh. Friedrich Maul von Gosternhahn mit Weib und 2 Kindern.
 Den 19. ejusd. Joh. Peter Steubing von Ambdorff
 Joh. Jost Schmitt von Schönbach mit Weib und 4 Kindern.
 Jost Heinrich West mit Weib und 5 Kindern.
 Joh. Georg West von Schönbach mit Weib und 1 Kind.
 Den 25. ejusd. Joh. Heinrich Geißler, Steindeder von Herborn mit Weib und 2 Kindern
 Jost Roth, Joh. Heinrich Conrad,
 Enners Schäfer, Andreas Theiß von Offenbach,
 Gast will bleiben Joh. Heinrich Gast und Joh. Nikolaß Claß von Widen mit Weibern und 13 bis 14 Kindern.
 Den 25ten Juny 1709 baten ihre Demission Joh. Conrad Werte, Hanz Schäfer, Johannes Merten, Hanz Georg Schäfer, Anna Cath. Joh. Jost Leisegangs Tochter von Eysenrod; haben zusammen 4 Weiber und 8 Kinder.
 Eod. Joh. Adam Hanz von Iber(n)thal mit Weib und 2 Kindern.
 Eod. peter Rodesiß, Joh. petterich (Pulverich)*, Christian und Conrad Kring von Steinbach, mit ihren 5 Weibern und 17 Kindern.
 Den 26. ejusd. Jost Gilt von Driedorff mit Weib und 1 Kind.
 Eod. Joh. Adam Stahl, Jost Heinrich Stahl, Peter Hoffman, Philipß Hering, Joh. Gad und Joh. Jost

* Siehe Verg. b. Stadt und Amt Herborn.

Clas von Mademühlen mit 4 Weibern und 12 Kindern.

Den 28ten Joh. Conrad Wabel von Herborn 1 Weib 5 Kinder.

eod. Nickel Wabel Weib und 3 Kinder.

eod. Joh. Jost Wilhelmi mit Weib und 3 Kindern.
und Joh. Marcus König von Herborn mit Weib
und 3 Kindern.

eod. Heinrich Thomas von Rabenscheid mit Weib und
6 Kindern.

Summa 35 Ehemänner.

47 Weiber.

2 Junge Bursch.

1 ledige Persohn.

134 Kinder.

VIII.

Von gottes gnaden Wilhelm Fürst zu Nassau.

Lieber getreuer. Demnach unserer underthanen täglich mehrern, auß weß trieb können wir nicht wissen, Zum abzug in die Americanische Engelländische Inseln zu ziehen, und ihren angebohrnen Landesherrn und Vatterland zu verlassen resolviren, so fänden sich zwar ursachen und Mittel, selbige ab- und hinzuhalten, wir wollen unß jedoch noch zur Zeit damit contentiren, daß wir an all ihrem Künfftigen ergehen und unheil keine schuld tragen, befehlen aber alles ernstes, daß du dahin selbst und durch Heimberger* und Vorsteher uff den Dorffschaften allen fleißes sehest, damit keiner, er habe dan zwar seine schuld überall richtig gemacht, und seine Creditores ehrlich befriediget, auch den Zehenden pfennig abgestattet, dimittiret und weggelassen werde, wie du dan ein richtig verzeichnuß aller abziehenden zu machen, und auf ergehenden befehl unß einzuliefern insondernheit aber die Neusern der güter treulich zu verwarnen hast, daß Sie darben sich nicht selbst verderben, und etwa ihr gelt gar in einen löcherichten beutel stecken mögen. Womit Dir in gnaden Zugethan sind.

Dillenburg den 25ten Junij 1709.

Ich alle beampten auf
dem Land.

Ronzept.

* Heimburger-Dorfrichter, Schulze.

IX.

Durchleuchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

Nachdem ich willens bin mit nechsten nach der Carolinischen Insel mich zu verfügen, allda mein Glück zu verbessern, ich aber ohne Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit erlaubnuß und gnädigen consens mich nicht dorthin verfügen darff. Als gelanget an Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit mein unterthänigstes bitten, Dieselbe wollen gnädigst geruhen, mich meines Endß und pflichten, damitt ich Deroselben zu gethan binn, in gnaden zu verlassen, und mir Deswegen einen Schein zustellen lassen. Gnädigster erhörung und Willfahung mich getröstend verharren.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

Unterthänigster

Joßt Gilt von Driedorff.

Original.

Rückseitig.

Rückseitig:

Ist bewilliget, wan Supplicant Zuforderist überall seine schulden bezahlt und Richtigkeit gemacht hatt. Dillenbourg den 26ten Junj 1709.

Fürstliche Canzlen

Ad mandatum Serenissimi speciale.

Dieselbst.

X.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Ich gebe Eure Hochfürstliche Durchleuchtigkeit zu verstehen, daß wir nun Mehro ihro Hoch Fürstliche Durchleuchtigkeit so lang in Dinsten gestanden, und auch unß Ehrlich und redlich ihm Land ernehret, weilen wir dann nun möhro die beschwörung nicht mehr ertragen können, und wir unß nicht mehr wissen auß zu bringen, so wir unß dann nun möhro vorgenommen unsere Nahrung, gelibts Gott, an einem andern ort zu suchen, wann wir erlaubniß haben vonn

Ihro Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit

Erwarde gnädige Will Fährung

Underthänigster

Johann Philipbuß peter
von sinn

Johann Conrad Petter
von Merkenbach.

Außenſchrift:

Oberſchultheiß ſoll berichten, wie eß mit Supplicanten ſteht,
den 28. Junii 1709.

W. F. z. Naßſau.

Bericht auf der Außenſeite:

Durchleuchtigſter Fürſt gnädigſter Fürſt
und Herr

Vende Supplicanten können uf Ihren engen en güthern kaum
4 Monathe ihre nahrung haben, die Lehngüter, welche Sie ge-
braucht, werden von Engenern eingeſogen ſelbſten hinfüro zu
bauen, wollen Ihre Hochfürſtliche Durchleucht beyden alſo ihrer
unterthänigſten Vietts gnädigſt willfahren, ſtehet bey Dero gnä-
digſte verordnung.

Eu. Hochfürſtlichen Durchleuchtigkeit
unterthenigſt treu gehorſamſter
Knecht

Original.

J. Behr.

XI.

Durch leuchtigſter fürſt
Genädigſter fürſt und Herr.

Nach Deme mich allent halben noht und armuth überfallen
hat, Daß Jeder man bekant iſt nicht lenger tauren kan, in Deme
Ich mein gut verſchultet und alle mond 5 biß 6 Gulden ſchätzung
geben muß, und habe Doch nichts alß waßer und brod, und daß
nicht ein mahl ſat, ſo bin Ich willens, mit andern armen leuten
mich nach der Caroliniſchen inſul mich zu fügen, mein glück da
zu verbeßern; weil ich aber ſolches ohne Ihre Durch leucht nicht
thun Darff, So gelangt des wegen ahn Ihre Hoch fürſtliche Durch-
leucht mein Underthänigſtes bitten, Und mich meines Eydts Und
pflicht genädig erlaßen, worüber genädige erhörung erwarte.

Underthänigſter

Jacob Weijel von Drietorff.

Rückſeitig.

Rückſeitig

1. Dekret:

Keller von Driedorff hatt hierauf pflichtmäßig von Suppli-
cantens Zuſtand zu berichten. Dillenburg den 2ten Julij 1709.

Fürſtliche Canzlen

Daſelbſt.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Supplicant hat bey seinem gut noch lehngüter gehabt, welche ihn in daß verderben gesetzt, dan er seine eigen gut verſetzt umb die Lehngüter frey zu halten, welches hiemit underthänigst berüchten.

Driedorff den 4. ten Julij 1709.
Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
underthänigster Knecht

Original.

Vindner.

XII.

P. S. pro Dietzische Regierung.

Nachdeme auch verlauten will, ob hatte der Pfarrer Dieß zu Emmrichenhahn in öffentlicher Versammlung von den großen Vortheilen, so die unterthanen bey der Americanische Reise zu hoffen, ein großes werd gemacht, ja so gar die unterthanen ermahnet, daß es nun ahn deme seye, daß Gott Der Herr sein Vold auß der Egyptischen Dinstbarkeit zu erretten ein gelobtes Landt gezeiget hette. Dadurch dan nicht allein die fürstlich Raßau-Dietzische unterthanen zu allerhandt Alſanz, anſchlägen und fast auffruhrische gedanken, sondern auch hießige und andere benachbarte mit auffgewiegelt worden; als recommendiren dißſalß unſers gnädigsten fürsten und Herrn Hochfürstliche Durchleucht denen Herrn de meliori die ernstliche unterſuchung und der Sachen umbständen nach das rechtliche ſcharffe einsehen, darüber verharrendt ut in lit(eris).

Den 12. ten Julij 1709.

Konzept.

XIII.

Durchläuchtigster Fürst
Genädigster Fürst und Herr.

Demnach Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit wohl bewußt, daß Viele leut auß den umliegenden Ländern, städten u. Dörfern in die Insel Carolina ziehen; so bin Ich unterthänigster, Gott erbarme, selbst der meinung mich dahin zu begeben auß der Urſach, weilen Ich mich ſamt den meinigen bey Dießer beſchwerlichen u. betrübten Zeit auf meinem Handwerd nicht mehr zu erneh-

ren weiß; So bitte Ihre Hochfürstliche Durchleuchtigkeit weilen in gedachter Insel Sandvercksleut mangel, weßwegen es geschehen möchte, daß ich mich alda besser ernehren könnte, Sie wollen mich armen Unterthanen deß eydts, welchen ich Ihre Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit geschworen habe, entledigen u. loßgeben, wie auch auß Gnaden mich armen ansehende einen schriftlichen schein mitzutheilen Geruchen, damit ich Von Ihrer Königlichcn Mayestät möchte angenommen werden, verhoffte Gnädigste Antwort, erlaß u. erhöhung

Durchlauchtigster Fürst
Gnädigster Fürst u. Herr
unterthätigster
Conrad Alzbach Bürger u.
Luchmacher in Herborn.

Außen:

Oberschultheiß soll berichten. Dillenburg den 12. Juli 1709.
J. Canzley Das.

Durchleuchtigster Fürst Gnädigster Fürst
und Herr.

Supplicant hatt Sich die Jahre, über als er allhier Bürger gewesen, so betragen, daß keine clage gegen Ihn geschehen; beklagt sich aber, daß der meisten bey der wollenweberzunfft zuviel; wann er also das jahr durch mit großen Kosten die fallente märkte halten thete, so habe er öfters die losung nicht, daß er den schuldigen fuhrlohn, zu geschweigen diejenige, wovon er die molle bekommen, bezahlen konte; thete also sein anhero gebrachtes täglich abnehmen, daß er in das größte armuth in kurzem gerathen befürchtete. Dieße seine angeführte ursache wahr zu seyn, habe unterschiedene attestiret; welches Ihre Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit also hierinnen verordnen, stehet bey Dero gnädigstem Belieben.

Eu. Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
unterthanigst treu gehor-
samster Knecht J. Behr.

Original.

XIV.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster Fürst
unndt Herr.

Vor einigen Jahren habe mich, der ich ein frembdtling gewesen, sambt meiner Hauß nach Lüzeln Niedergelassen unndt alda einige gütterger Theilß gefaufft theils gelehnt auch über daß ein Häußgen nur in uffschlag bracht, welches bey ermangelung der mittelen biß dahero stehen lassen müßen. Die Weilen nun es von tag zu tagen schlechter worden, habe anbey nicht die nahrungsmittel nebst den beschwerden zu entrichten, auf unndt beybringen können, daß also mich jezo resolviret in die so gnannte Insel Carolinam zu ziehen, auch zu deme endte nur meine früchte und heuwachß verkaufft und die gütter eine(m) andern unterhandten gethan, Der Herr Vogt aber nach deßen wahrnehmen hatt mihr alles in Verbott gelegt. Wann dann aber nun gnädigster Fürst unndt ich blutarm bin unndt mich länger nicht zu bergen weiß auch endlich wohl allhier mein brott erheischen müßte. Alß bitte Ihro Hochfürstliche Durchleucht unterthänigst, sie wollen gnädigst geruhen unndt in ansehung meines Armuths mihr nicht allein den Abschied placediren sondern auch gnädigst erlauben daß ich die früchte unndt das ohne Dach und gefach stehente häußgen Verkaufsen möge. Darüber gnädigster erhörung erwarte

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Unterthätigster

Jacob Benner von

Lüzeln.

Auf der Rückseite

1., Defert:

Vogt zu Würbach, soll hierauff berichten indeßen bleibt es bey dem angelegten Verbott billig. Dillenburg den 13.ten Julij 1708.

Fürstliche Cantzley

Daselbst.

2., Bericht des Vogts:

HochEdelgebohrne gestrenge unndt Hochgelehrte, insonders Hochgeehrte gebietende Herren.

Supplicant ist zwahren ein frembdtling, hatt aber in wilens sein neue erbautes hauß /: worzu Ihro Hochfürstliche Durch-

leucht das Holz gnädigst geschenkt :/ außerhalb landtß zu verkauffen; unndt demenächst alles mit in die frembde zu nehmen, weswegen ihme den Verbott in so lang angelegt, biß er Vorhero des abzugs halber gnädigste erlaubnuß, unndt wegen des Holzes unndt Zehenden pfennigs richtigkeit gemacht hatt, welches also unterdinstlich berichten sollen.

Euer HochEdelgebohrnen gestrengen
Meiner Hochgebietenden Herren
unterdinst gehorsamster Knecht
Joh. Th. Beck.

3., Anmerkung:

Unfers gnädigsten Fürsten und Herrn Hochfürstliche Durchleucht gestatten den abzug, wan Supplicant das etwa noch nicht bezahlte Holz und Zehenden pfennig vorher bezahlt hatt. Dillenburg, den 15ten Julij 1709.

Original.

XV.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Ich kann nicht vorbey gehen Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit anligen unterthänigst vorzustellen, wie daß ich mich dringender Noth wegen in die Insul Carolinam muß begeben. Nun habe ich eine Wittib geheyrathet, welche ein Kind hat gehabt von ihrem ersten Mann, welches ich, wie billig, mit hien-weg nehmen will, und aber selbiges noch Ein wenig güter zu Fleißbach hat, welche ich ahn das Kind zur unterhaltung muß anwenden. Als gelanget ahn Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit mein unterthänigstes bitten und ersuchen Sie wollen gnädigst geruhen und gnädigstes Bewilligen ertheilen, das ich des Kindes Anteil verkaufe, und selbiges nothwendig nicht kan dahinder laßen. Und daß mir Herr Rath und Oberschultheiß zu Herborn ein Ehrliches Attestatum ertheilen müste. erwarte einer gnädigsten antwort.

Eur Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
unterthänigster
Henrich Peter von
Fleißbach.

Außen:

Oberschultheiß soll berichten. Dillenburg den 15.ten Julii 1709.

Fürstliche Cantzley

Daselbst.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster

Fürst und Herr

Supplicanten Kind auß erster ehe hatt an liegenten güthern
über vierhundert Gulden so vom vatter uffstorben, er supplicant
für sich 160 Gulden; weilen selbiger nunmehr so seiner Kriegsdienste
erlasen, also hinfüro seinen ackerbau und erlerntes Bänderhand-
werck fleißig treiben wird, so vermeine, er könne alsdann gleich
seine ubrige nachbarn seine nahrung haben.

Eu. Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

unterthanigst treu gehorsambster

Knecht

Original

J. Behr

XVI.

Durchleuchtigster Fürst

Gnädigster Fürst undt Herr

Wir konnen Ihro Fürstlichen Durchleucht undter Thänigster
Mafen nicht verhalten wie daß wir gefinet sindt nach der Insell
zu gehen weilen wir aber undter Ihro Durchleucht pflichte stehen
und nicht Mit selbig forth gehen wollen

Alß gelangen des wegen ahn Ihro Fürstlichen Durchleucht
unser undter Thänigstes bitten sie wollen Gnädigst gerühen undt
uns der selbigen Mit Einem Gnädtigen abschiedt in Gnadte Mit
Theilen wozu wir uns unterthänigst trösten undt erwartten Eine
Gnädtige Willführung

Ihro Fürstlichen Durchleucht

undter Thänigste undter Thane als

Franz Donsbach Johannes Möller

undt Johannes pettris mitib

zu breidtscheidt.

Auf der Rückseite:

1., Dekret:

Oberschultheiß wirdt berichten. Dillenburg den 16.ten Julij
1709

Fürstliche Cantzley

Daselbst.

2., Bericht:

Durchleuchtigster Fürst gnädigster
Fürst und Herr

Supplicanten der erstere und die letztere stehen nach eingenommenen bericht in schweren schulden; das selbige nach Zahlung solcher ein sehr geringes werten übrig behalten. Der 3te Johannes Müller hatt sich bloßhin mit Kauf und Verkauf Flachs und papier ernehret, könten also alle 3. dimittiret werten, welches also Ihro Hochfürstlichen Durchleucht hierinnen verordnen stehet bey Dero gnädigstem belieben

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthenigst treu gehor-
samster Knecht
J Behr

3. Anmerkung:

seind dimittiret.

Original

XVII.

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit können wir nicht Vorbey gehen, unser anligen unterthänigst Vorzustellen, Wie Daß wir hernach Bemelte, der Eins nur 1 Albus 2 Rhennig, der andere aber nur 2 Albus schätzung hat, der Dritte aber gar nichts hat und uns nicht auff dem wenigen Guth können erhalten, dann wir nichts mitnehmen, maßen unsere mutter noch lebet und selbst oder mit 5 Kinderen in dem Guth bleibet, auch haben wir noch nichts ererbet und ziehen mit lediger hand hinweg.

Alß gelanget ahn Ihro Hochfürstliche Durchleuchtigkeit unser unterthänigstes bitten und ersuchen, Sie wollen gnädigst geruhen und uns den Ehrlichen abschied aus gnaden mittheilen lassen, dann wir willens, in Die Insel Carolinam zuziehen, dann wir, wie gemeldet, uns nicht können auf unserem wenigen guth außbringen. erwarten einer gnädigsten antwort.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
unterthänigste

Joh. Henrich Müller
Johann Jost Müller
und Joh. stoffel Müller
von Gondersdorff.

Rückseitig

1. Dekret:

Oberschultheiß wird berichtet. Dillenburg den 17.ten Julij
1709 Fürstliche Canzley Daselbst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst Gnädigster
Fürst und Herr.

Supplicanten haben noch Zur Zeit keine engene Haushaltungen gehabt, sondern beyßer gewesen, habe auch so viele Geschwiestern, das wann Sie schon abgehen, Die übrige annoch allhir pleibente nach der Eltern absterben nicht die helfft auf denen güthern sich nehren können, wehren also ohn einigen schaden zu Dimittiren, welches also Ihre Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit hierinnen verordnen, stehet bey Dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthänigst treu-
gehorjambster Knecht
J Behr

3. Anmerkung:

Seind Dimittiret.

Original

XVIII.

1.,

von allen Canzelen abzuverlesen, daß weilen ungeachtet aller treuen undt ernsthaftten vermahnungen Undt erinnerung eine Hohe Landes Obrigkeit mit recht Herzblutend Undt seelen verwundeten augen sehen undt erfahren müste, daß Ihre Eidt Undt treu verpflichtete Underthanen, indem sie mit aller menschmöglichen gelindigkeit, bey diesen anhaltenden Kriegstrouben würden geregieret, mit sich nur thuendem nachlas Undt andern Hülfsmitteln, beybringen der früchte, fällung des schädlichen Wildts, reichen almosen, undt andern douceurs under die armen gegriffen, ihres eidts undt pflichten so gar vergessen thäten, undt anstatt selbe der warheit glauben sollten beymeissen, fabeln, schwägen, mären Undt lügen lieber gehör ertheilten Undt blindlings, ja mutwilliger böshafftiger weise in ihr eigen Verderb, Undt wol zu besorgen, daß sie sich gar in ihre eigene verdammuß, weilen sie der Züchtigung Undt gerechten straaßen Gottes gedächten zu entfliehen,

nachdem sie meineidig Und ihrer angeborenen Obrigkeit treulos würden, stürzen thäten: daß hiemit alle Und jede, so sich nicht mehr warnen wollen lassen mögten, hingehen, ihr Zeit Und Ewiges verderben sich aber selbstem beymessen, keinen schriftlichen abschiedt, noch schriftliches testimonium werden sie nun undt nimmer bekommen, Undt das Ihrige ohne maß zu verkaufen, zurücklassen, undt auch ein gewisses abzugs geldt zalen; auch nun und nimmer sich Understehen, daß so meineidiger weise verlassende Vatterlandt wieder zu betreten, Und niemandt sich sollte gelüsten lassen, solchen deserteurs was abzukauffen.

2.,

nach aller möglichkeit dahin zu trachten, daß die harte und mit allerhandt nahmen Und farbe angestrichene Kriegs Und Onera gelder gelindert, doch Zum wenigsten vor diesen und Künftigen monat.

3.,

alle so genannte freye männer, als von Amtsdiener, Först-dienern, Jägern, försters Heimbergers, geschwornen, Einspännigern, Gerichts - Knechten, Gütten - Undt bergleuten, zucassiren.

4.,

Die Ungerechte, schläfrige, undt nongealanter, beamten, an denen kein warnen Und Ziehen bisher hatt helfen wollen, zu cassiren.

5.,

alle rebedelsführer nach recht Und billigkeit anzusehen.

6.,

Die noch zu erhalten sehende beamten ihres eidts Und pflichten ernstlich zu erinnern undt auf treuloße eine scharffe inquisition anzustatten.

7.,

Die Underthanen ihres Huldigungs eidts kräfttiglich zu erinnern.

8.,

Und Uns alle von Herzen zu befehren.

Den 17. Julij 1709

W R

(Wilhelm, Fürst zu Nassau—Dillenburg)

Abshrift.

XIX.

Durchleuchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr.

Nachdem wir ends bemelte unsere Güther zu Holzhausen schon wirklich an frembden Leuten aus eines andern Herrn Lande verkaufft, dieselbe auch solche güter schon wirklich im Besiz genommen haben und willens seind nach der Carolinische Landschafft uns zu verfügen allda unser Glück zu verbessern; Als wollen wir Euer Hochfürstliche Durchleucht unterthänigst ersucht und gebethen haben dieselbe wollen in Gnaden geruhen, uns des ehds und pflichten wormitt wir Euer Hochfürstlichen Durchleucht zugethan und verwand sehend, los zu zehlen und dieselbe zu erlassen, Hierüber gnädigste Deferirung erwartende verharren wir

als Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthänigste
Joh. Hoffman zu Holzhausen und Jost
Henrich Ströhmman von
obern DrefelenDorff.

Auf der Rückseite:

Unterthänigstes Memoriall
und bitte
Unser

Joh. Hoffman zu Holz(hausen) und Jost Henrich Ströhmman
von Obern Drefeln Dorff

Defret:

Bogt von Burbach soll berichten, ob es also in Wahreit beschaffen. Dillenburg den 15.ten Julij 1709

Fürstliche Canzley
Daselbst

Anmerkung derselben Kanzlei:

Den 17.ten eusd. berichtet der Herr Bogt mündtlich, daß Supplicanten keine befugte ursach hetten, das land zu quittiren, weß wegen Ihnen bedeutet worden, daß Sie keine Dimission von Serenissimo bekämen. Hoffmann replieirte ohnverschampt, so gingen sie doch hinweg.

Original.

XX.

Bekennen wir samt sembtlich Heimburger und geschworn daß
 Joft Henrich Stroman unserm schäffer hat verkaufft Haus und
 Hoff und derselbige in sein fußstapfen dreten wull und ist derend-
 wegen meinem gnädigst Fürst und Herrn nix genommen und unser
 schäffer ist aus dem Hesenland im ampt marburg
 bekenn wir wie oben staht

Anno 1709.

Original.

XXI.

Liste der auß dem Ambt Ebersbach in die Amerikanisch-
 Engländische Insel gezogenen unterthanen.

Rüdershausen. Den 22.ten Julii. Johann Daniel Busch,
 bürtig auß Ebersbach, geheuratet nach Rüdershausen, mit frau, 3.
 Kinder und frauen Schwester, Hans Jacob Kesslers Tochter, ohne
 gehabte dimission, wie die gemeine sage mehr schulden als güter
 hinterlassend weggezogen. Dessen güter sehend noch zur Zeit
 herrnloß, daß haus von Lehnmann bewohnt der Köhler in der
 Dighölz und Hans Henrich Müller der ältere von Rüdershausen,
 sollen sich des Haus und güter als ihnen verschrieben anmaßen.

Eodem die.

Johannes Kesslerr, obiges schwager, auß Rüdershausen, un-
 verheuratet, Haus, große und gute güter nebst Zimblicher fahr-
 nuß, so Johann Peter Müller, Der Güttenschreiber zu Eisershau-
 sen, gegen billigen preiß an sich erhandelt, hinterlassend sonder
 große schulden ohne abschied weggezogen; daß Haus ist unbewohnt,
 Haus und güter aber fast alle mütterlich und daher ererbt, deße
 Vatter ist noch im leben zwarn und hütet zu Tiffelbach die Schaffe.

Eodem die: Johannes Müller, Johann Müllers Wittib 2ter
 Sohn, unverheuratet ledig, ohne abschied, nicht viel hinterlassend
 außer pro 8 Reichsthaler fruchte, so aber gedachter Güttenschrei-
 ber auch an sich erhandelt, mit obigen zweyen gezogen, nicht ohne
 schulden.

Den 10 ten Augusti: Johann Conrad Müller von Rüders-
 hausen mit frau 3. Kindern nach gegebenem abschied und vorher
 bezahlten schulden weggezogen, Haus und Hooff Tomas Müllers
 Sohn verkaufft, fahrnuß und fruchte gegen leidlichen preiß an
 etliche auff der Neuhütte verhandelt, die güter acker und wiese

gegen übernehmende beschwerung denen nächsten freunden überlassen.

Eodem die: Hans Hermann Hartmann mit frau und 2 Kindern nach überkommenem abschied und vorerst entrichteten schulden abgezogen, das Haus der gemeind an schuld gegeben, die scheuer an Hans Jörg Ewert mit dem pferd verkaufft, fahrnuß und früchte Jacob Thebus verhandelt und die nächste freunde die güter gegen die beschwerung übernommen, oder es entrichteten vielmehr dijenige die beschwerung anigo, so die früchte gehandelt.

NB. Die G(emeinde) Müdershausen hat schier gegen alle den abtrieb gesucht.

Mandeln. Den 18.ten Julii Johann peter Dibriß mit frau und 5 Kindern nach bekommenem abschied und entrichteten schulden weggezogen, Haus, Hoof, güter und fahrnuß zusamen an den dasigen Heimberger Jost Dilmann und Müller Arnold Blecher umb raisonnablen preiß verkaufft.

Eodem die: Johannes Finde, auß dem Brandenb (urgischen) bürtig und in Mandeln geheuratet, mit Frau und 3 Kindern nach gegebenem abschied und gezahlten schulden weggezogen, Haus und scheuer seinem Schwager Johannes Wosler verkaufft und die güter, früchte und fahrnuß Hans Adam Friß daselbst gegen billige Zahlung überlassen.

Weidelbach. Den 18.ten Julii Hans Daniel Weupel mit frau und 3 Kinder nach gegebenem abschied und bezahlten schulden weggezogen, Haus, Hooff und güter vor schuld an die pfaar und Hüttenwerde überlaßen Johannes Haff, so solche angenommen.

Eodem die: Johan Henrich Rohrbach ohne abschied mit Weib und 4 Kinder weggezogen, Der Batter hat gegen sein Hinterlassenes alle schulden übernommen, der ihm auch 100. Reichsthaler noch vor sein Zurückgelassenes mitgegeben, das pferd dem forstbereiter Bernann verkaufft und das Rindvieh nach Dßdilln verhandelt, der Batter und geschwister entrichteten noch Zur Zeit die onera von den gütern.

Abßchrift.

XXII.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster
Fürst und Herr.

Es ist Stattfundig, das ich eine beschwerliche Haushaltung

habe Und mit selbiger mich, so lang gekönt, mit saurer arbeit ernnerth, weillen aber länger unmöglich, mich Und die meinigen, mit meiner Sandarbeit ernehren kann, viel weniger Ihro Durchleucht Daß Ihrige ferner abzustatten vermögent bin, so werde genötigt bey Diser gelegen heit auff andere Mittel zu gedenken, Daß etwa einen Orth finden möchte wo Ich mich und die meinigen ernehren könnte.

gelanget demnach ahn Ihro Hochfürstliche Durchl. mein unterthänigstes Bitten Sie wollen gnädigst geruhen, und mihr einen Ehrlichen abscheidt ertheilen lassen, Damit ahn andern orthen möchte auffgenommen werden. Erwarte demnach gnädigster Erhörung, und verharre.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigst gehorsamer
Martin Weiß, Bürger
In Herborn.

Auf der Rückseite:

1. Dekret:

Oberschultheiß wird berichten. Dillenburg den 16.ten Julij 1709.
Fürstliche Canzley
Daselbst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst gnädigster
Fürst und Herr

Supplicant Befindet Sich in solchen armen Zustand daß Er ohne den geringsten schaden könnte dimittiret werten, welches also Ihro Hochfürstlichen (Durchleucht) hierinnen verordnen stehet bey Dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthenigst treu
gehorsambster Knecht
J. Behr.

3. Anmerkung der fürstlichen Kanzlei:

Wird dimittiret wan Er seine schulden bezahlet, und sonst Nichtigkeit gemacht, Es kan Ihm auch alßdan das verlangte attestat mitgetheilet werden. Dillenburg den 20. Julii 1709.

Nb mandatum Ser(enissimi) Fürstliche Canzley Das.
Original.

XXIII.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster
Fürst und Herr

Dem nach Ihro Hochfürstliche Durchleucht wohl bewußt ist ohne
meines erinnern daß viele Leudt In die Insel Carolinam zigen.
so bin Ich underthenigster, Gott erbarmenß, selbst die meinung
mich da hin zu begeben wehlen Ich nicht so vill In meinem ver-
megen habe, daß Ich mein Handtwerk vor mich selbst treyben kann
sonder vor andere meister arbeyten muß und bey solcher sauern
erbeyt nicht so vill bey dißer beschwerliche Zeit verdinnen daß Ich
daß libe brott Rauffen kann und auch Ihro Hochfürstliche Durch-
leucht die schatzungß gelter beytragen und so bitte Ich Ihro Hoch-
fürstliche Durchleucht daß sie mir doch auß genaden einen schrift-
lichen schein mit Deyßen damit Ich mechte passier werden.

Verhoffe genedigste andwordt und erhörung
Durchleuchtigster Fürst genedigster Fürst und Herr
underthennigster Daniel Focht (?)
Bürger und schumacher In Herborn.

Auf der Außenseite.

1. Dekret:

Oberschultheiß hatt zu berichten. Dillenburg den 20ten
Julij 1709. Fürstliche Cansley,
Daselbst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Supplicant hatt das schuhmacher handwerck für Sich nicht trei-
ben kennen sondern mehrern Theils für andere meistere arbeiten
müßten, und von seinen und seiner frawen Eltern sehr geringe
Erbschafft zu hoffen daß Er also ohne schaden könnte dimittiret
werten, welches aber Ihro Hochfürstliche Durchleucht hierinnen
verordnen stehet bey Dero gnädigsten Belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthenigst treu gehorsambster Knecht
J. Behr.

(Keine Anmerkung)
Original.

XXIV.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Weylen Ihro Hochfürstliche Durchleucht woll bewußt ist daß
vill leudt auß Ihro Hochfürstliche Durchleucht Land In die In-
sel Carolina zigen so bin Ich armmer Underthanner Gott er-
barmmenß selbst die meynung, mich dahin zu begeben, weylen Ich
alhir nicht so vill gutt habe, daß Ich daß libe Brott zigen kann
Daß Ich mich und die meinige ernehren kann und auch Ihro
Hochfürstliche Durchleucht die schatzungsgelder beytragen und auch
sonst kein erwerbenß habe sondern gott erbarmmenß halt mein
libeß Brott vor andere leuddihren suchen muß und so bitte Ich
Ihro Hochfürstliche Durchleucht sie wollen doch mir armmen Un-
derthannnen die genad erzeugen und mich meineß eydß welchen
Ich Ihro Hochfürstlichen Durchleucht geschworen habe quit, ledig
und loß geben und noch dar beneben einen schriftlichen schein mit
deyllen damit Ich von Ihro Hochsenigliche Majestatt mechte an-
genommen werden. Verhoffe genedigste andwordt und erhörung
deren Ich mich getröste und erfreuwe.

Durchleuchtigster Fürst gnädigster Fürst und Herr
Unterthenigster
Sanß peter gring Auß Burd.

Außen

1. Dekret:

Oberschultheiß soll berichten.

Dillenburg den 12ten Julij 1709

Fürstliche Cantzlen Daselbst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Supplicant, sich zu ernehren, hatt die Viehehuth in Burgf
übernehmen mußen, konte also ohn schulden, wenn Ihro Hoch-
fürstlichen Durchleucht. gnädigst belieben, dimittiret werten.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthenigst treu gehorsambster Knecht
J Behr.

3. Anmerkung: Ist dimittiret den 20. Julij.

Original.

XXV.

Durchleuchtigster Fürst
 gnedigster Fürst und Herr

Bitte dem nach Ihro Hochfürstliche Durchleucht weyllen Ich armer Underdahner nicht so vill In meinem vermegen Habe daß ich mich und die meinige ernehren kann und auch Ihro Hochfürstliche Durchleucht die schatzungß gelter bey tragen, so ist mein vornemenß mich In die Insel Carolina zu zigen und so bitte Ich Ihro Hochfürstliche Durchleucht daß sie mir doch die genadt wollen erzeihen und mir einen schriftlichen schein mitt deyllen damitt Ich von Ihro Hoch Könningliche Majestatt von England medhte angenommen werden Verhoffe gnedigste and wordt und erhörung

Durchleuchtigster Fürst gnedigster Fürst und Herr

Underthennigster Heinrich Hoffman von Armroff.

Auf der Außenseite:

1., Dekret:

Oberschultheiß hatt von der beschaffenheit des Supplicanten zu berichten. Dillenburg den 15ten Julij 1709

Fürstliche Cansley Daselbst.

2., Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
 Gnädigster Fürst und Herr.

Supplicant hatt jeder Zeit uf dem Taglohn und mit Lumpensamen seine nahrung suchen müßen und ist im übrigen sein Zustand so beschaffen daß Er könnte ohn schaden dimittiret werten, welches also Ihro Hochfürstlichen Durchleucht hierinnen befehlen, stehet bey Dero Gnädigsten belieben

Euer Hochfürstliche Durchleucht
 unterthenigst treu gehormsambster Knecht
 J Wehr.

3. Anmerkung:

Ist dimittiret mit Weib und 3. Kindern den 22. Julij 1709.
 Original.

XXVI.

Durch Leuchtigster Fürst
 Gnädigster Fürst und Herr.

Dem nach Ihro Hochfürstlichen Durchleucht Wol bewust Ist ohne meineß Erinneren Daß Auß um ligente Länder Dörffer und stätte, Gott erbarmeß, In die Insel Carolina zihen.

So bin Ich underdänigster selbst Die meynung Mich da hin zu be Geben Wehlen Ich all hir nicht so vil in meynem vermögen habe, daß ich mich undt die Meynigen Mitt dem lieben brod Ernehren kann, Ich Geschweig Ihro Hoch Fürstlichen Durch Leucht die schatzungß gelder beytragen So bit Ich Ihro Hoch Fürstliche Durch Leucht undt der dänigst Sie Wolle mir doch die Gnad Erzeigen undt mir Einen schriftlichen schein mittheylen Wehlen Ich doch in Ihro Hoch Fürstlichlandt nicht Daß Geringste schuldig zum Wenigsten Einem verbleiben will daß Ich, Gott Erbarmes, nicht mal mein nahrung oder Etwas Zehr Geld darvon bringen kan doch alleß Gern und Wylig Enttrichte undt Erwardte des wegen ein Gnädig andtwordt.

Ihro Hochfürstliche DurchLeucht
unterdänigster Jacob Schmöhl von burgk.

Auf der Rückseite folgender Bericht:

Durchleuchtigster Fürst gnädigster Fürst und Herr

Nach gestriger gehaltener abrechnung wegen Kirche und andern schulden, welche supplicant abzutragen hatte, verpleiben Selbigen kaum 20, Rödergulden ubrig, konte also ohn den geringsten schaden dimittiret werten, welches also Ihro Hochfürstliche Durchleucht hierinne verordnen stehet bey dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthenigst treu gehorsambster Knecht
J Wehr

Anmerkung:

Ist dimittiret den 24ten Julij 1709 mit Weib und 5 Kindern.
Original.

XXVII.

Durchleuchtigster Fürst

Gnädigster Fürst und Herr.

Ich habe zwaren schon gestrigen tagß unterthänigst umb gnädigste bewilligung des abzugß vor mich und meinen schwager angehalten, aber nach deme Herr Vogt bericht ertheilet, daß man mich nicht wohl ziehen laßen könnte, den abschied nicht gnädigst erhalten. Wann dann aber nun gnädigster Fürst undt Herr ich keine gütter habe alß nur die schlechte mühl, werinnen jeder Zeit nur ein Knecht gehalten worden, und also sich mitt Weib unndt Kindern darinnen keines wegß zu nehren ist; Mein schwager an-

geht, ſo hatt derſelbe ſein Haus einem frembte verkaufft, ſo darinnen wohnen will, auch derſelbe mein ſchwager weilen er ganz arm Jhro Durchleucht kein nuß iſt. Alß bitte Jhro Hochfürſtliche Durchleucht Sie wollen gnädigſt geruhen unndt bey ſo bewandter ſache hiruff ertheilen das mihr Unndt meinem ſchwager die wegziehung erlaubet und placediret ſein möge gnädigſter erhörung erwartte

Euer Hochfürſtliche Durchleucht

Unterthänigſter

Johannes Hofman von Holtzhausen

vor ſich und ſeinen ſchwager Joſt Hen: Ströhman.

Anmerkung:

Dimiſſi den 25ten Julij 1709

jeder mit Weib und 4. Kindern.

Original.

XXVIII.

Durchleuchtigſter Fürſt

gnädigſter Fürſt unndt Herr.

Weilen wir arme Leuth ſind, ſo ſich auff den ganz wenig haben gütterger nicht ernehren können, ſo ſind wir geſinnet, uns ſambt unſerm Weib unndt Kindern in die frembte nach Carolinam zu begeben, umb alda unſern ſtück brott etwa zu erhalten. Dieweilen aber ohne erhaltenen abſchied nicht fortgehen mögen, Alß bitten Jhro Hoch fürſtlichen Durchleuchtigkeit unterthänigſt, ſie wollen gnädigſt geruhen und uns beyden armen Unterthanen die abziehung in gnaden erlauben. Darüber gnädigſter erhörung erwartent.

Euer Hochfürſtlichen Durchleuchtigkeit

Unterthänigſter

Johann Kring von Dillbrecht und

Tilmanus Noh von Alendorff.

Auf der Rückſeite

1. Dekret:

Schultheiß zu Senger ſoll hierauf berichten.

Dillenburg den 24ten Julij 1709.

Fürſtliche Canzley Daſelbſt.

2. Bericht:

Durchleuchtigſter Fürſt, gnädigſter Fürſt und Herr.

Supplicanten Zuſtand iſt ſchlecht, wie Sie dan uf Ihren gütern, ſaß Sie darbey nit ſuchen werden, annoch andertwerts einen

Geller zu verdienen, sich nit wohl ernehren können, so unterthänigst unverhalten sollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthänigst-treu-verpflichteter
Diner und Knecht Philippi m. pp.

3., Anmerkung:

Dimissi den 25. Julij 1709.

Kring mit Weib und 5 Kindern;

Noh mit Weib und 1 Kind.

Original.

XXIX.

Durchlechtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Eur Hoch Fürstlichen Durchleucht muß unterthänigst ersuchen
wasmaßen ich mich allhier wegen vieler beschwerung undt ande-
ren außgaben hier nicht länger auß bringen kan. weßwegen ich
genötiget werde in die Insel zu ziehen. Alß ersüche Eur. Hoch
Fürstliche Durchleucht sie wollen doch gnädigst mir meinen abschied
ertheilen. erwarte gnädigster erhörung

Eur. Hoch Fürstlichen Durchleucht
Unterthänigster

Daniel Reubel von Weidelbach.

Rückseitig des Dekret:

Amptman hatt zu berichten.

Dillenburg den 22ten Julij 1709.

Fürstliche Cantzley Daselbst.

Bericht:

Durchlechtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr

Supplicant kann unmaßgeblich ohne sonderlichen schaden di-
mittirt werden, so pfichtmäßig berichten sollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigst gehorsambster W. Zeymann.

Darunter die Anmerkung:

Dimissus mit Weib und 3 Kindern den 25ten Jlij 1709.

Original.

XXX.

Durchleuchtigster Fürst
genädigster Fürst undt Herr.

Euer Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit müßen wir zum zweiten mal mit untterthänigster fußfällige bitte vorställen undt anhalten umb ein genächtigen Erlaß undt abscheitt zu ertheillen laßen, gleich anttern armen und verdorbenn auch. weillen wir beitte schon alles verkaufft undt nicht so vill mehr haben, daß eines hällers werdt ist, findt aber in dem Kauff noch arm vor wie nach, dan wir alle schulden da mit zalt haben, ab sonntterlich Thro Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit die Fürstin landt quittung zahlt haben, all unßer Vihe und fahrnis außser landt verkauffden müßen, undt da mit schulden bezahlt, daß nun unß beitten unmöchlich ist zu bleiben, dan wir nichts mehr haben, davon zu leben. Dennoch will unß der Herr amptman kein er laß undt abscheit geben, ob wir schon alle schulden undt den Bentten pfänig würdlich Endtrichtet haben, also nehmen wir nochmahlen zu Thro Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit unßer zuflüht, bittent umb Ein genächtigen abscheitt, da mit wir nicht genöthiget wertten, ohne abscheit fordt zu gehen; erwartten, deßwägen genächtige erhörung

Euer Hoch Fürstlichen Durchleuchtigkeit
untterthänigste gehorsamste
Johann better Tittrich
Jacob Brand
von mandelen

Dimissi den 25. Julij 1709.

Diedrich hatt Weib und 6 Kinder
Brand 1. Weib und 3 Kinder.

Original.

XXXI.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr

Thro Durchleucht gebe underthänigst zu vernehmen, wie daß ich wegen großer beschwerung, und armuth mich nicht länger weiß noch kann erhalten, deß wegen genothig werde mein brodt anderß

zu suchen, deß wegen meinen gnädigsten Fürst und Herr umb einen gnädigen abschied ersuche erward getröste antwort.

Euer Fürstlichen Durchleucht
unterthänigster
Johann Jörg Schmitt
zu Eijemroth

Auf der Rückseite

1. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr

Johan Verg Schmitt hatt vor etlichen jahren anfangen zuhaufen, will aber keinen fortgang mitt ihm haben, die schakung hatt er dieß ganze jahr zusammen kommen laßen, ist auch keine hoffnung zumachen daß er sich nehren möchte also wohl erlaßen werden könnte, so hirmitt berichte

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigster F. A. Walter.

Anmerkung:

Dimissus den 26ten Julij 1709 mit Weib und 1 Kind.

Original.

XXXII.

Durchleuchtigster Fürst
genedigster Fürst und Herr.

Weylen Ihro Hochfürstliche Durchleucht ohne meineß erZnnern wollberuht ist daß velle leut auß den umbiligen lender und stetten In die Insel Carolina zigen so bin Ich undertenigster gott erbarmenß selbst die meinung mich da hin zu begeben weylen Ich nicht so vill In meinem vermegen habe Daß Ich daß libe brott kaufen kann Ich geichweyge Ihro Hochfürstlichen Durchleucht die schakungß gelter beytragen so bitte Ich Ihro Hochfürstliche Durchleucht sie wollen mir armen underthannnen die genadt erzeigen und mir einen schriftlichen schein mitdenlen damit Ich medhte pajiert werden verhoffe genedigste and wort und erhörung

Durchleuchtigster Fürst
genedigster Fürst und Herr
Unterthenigster Mathias Heuß von Burd.

Auf der Rückseite

1. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst Gnädigster Fürst und Herr

Supplicant hatt 2. geringe Tag Land so all sein liegende Acker seyn sollen, muß also alleinig sein broth uffem Taglohn suchen, kente also ohn schaden dimittiret werten, welches Ihro Hochfürstlichen Durchleucht aber hierinne verorden stehet bey Dero gnädigsten belieben

Euer Hochfürstlichen Durchleucht

Unterthenigst gehorsambster Knecht J. Behr

Anmerkung:

Dimiss. den 26ten Julij 1709 zusamt seinem Weib.

Original.

XXXIII.

Durchleuchtigster Fürst,

gnädigster Fürst, und Herr

Ihro Durchleucht ich underthänigst zu vernehmen, wie daß ich wegen großer beschwerung und armuth mich nicht länger weiß allhie zu erhalten, deß wegen meinen gnädigsten Fürst und Herr underthänigst ersuchen, umb einen gnädigen abschied, erwarde getröst antwoordt.

Euer Fürstlichen Durchleucht

underthänigster

Johann Jost Becker zu Oberndorff.

Auf der Rückseite

1. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst

Gnädigster Fürst und Herr

Johann Jost Becker im Darmstädtischen gebürtig, hat vor 2 jahr sich hier inß land verheurathet und eine Hausbhaltung auffrichten wollen, es fehlet aber an mitteln ein Häußgen aufzubringen und sich zu nehren, kente also wohl erlassen werden, so hirmitt berichte.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht

unterthänigster

J. A. Walter.

2. Anmerkung:

Dimiss. den 26ten Julij 1709 mit einem Weib.

Original.

XXXIV.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr

Euer Hochfürstlichen Durchleucht muß ich nochmahlen mein unterthänigstes anligen vorstellen, weilen ich vor etlichen Tagen umb meinen abschied angehalten und Herr Rath und Oberschultheiß zu Herborn mihr antwort gegeben weilen ich mich mit 165 gl. in der schätzung stünde könnte ich mich wohl auff meinen güthern ernehren. Da ich doch alle Meine güther vor 30. Rthl. einem überlassen wolte, wiewohlen ich auch kein eigenes wohnhaus habe, sondern auch in einem Lehnhaus sitze. Und mich nicht auff der Hand Voll güther mich ernehren kan, weilen sie mehr Verschwerung tragen als nutzen, und deß stief Kindes güther 400. gl. geschätzt, mir keiner 200. gl. darvor giebet welches Kind ich wan ich nichts von seinen güthern soll verkauffen Viellieber an die Hand nehmen und ihm das Brodt Vorbetteln ehe ich es der güther wegen Zurück will loßen Gelanget Demenach ahn Ihro Hochfürstliche Durchleucht meine noch mahlige bitte, Sie wollen gnädigst geruhen und mihr den abschied weilen ich mich kan hier ernehren auff dem Kieffer Handwerk auß gnaden mittheilen erwarte einer gnädigsten antwort.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthänigster Heinrich Peter
einwohner zu Fleißbach.

Rückseitig:

1. Dekret:

Oberschultheiß wird berichten.

Dillenburg den 22.ten Julij 1709.

Fürstliche Canzley Daselbst

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr

Supplicant hatt zwar kein pferd noch eygen hauß, wenn Selbiger aber nebst dem Ackerbau sein erlerntes bender handwerk fleißig treiben thete so vermeine daß Er hoffentlich seine nahrung haben kente. Wie mich aber Vorstehere anizo berichten, so soll ihm auf daß 5. jährige Soldaten leben deß arbeiten nicht mehr wohl anstehen und der schuldige beytrag also von Ihme nicht bekommen, daß so er also dimittiret werte, kein sonderlicher schade

welches Ihre Hochfürstlichen Durchleucht also hierinne ver-
orden, stehet bey Dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthenigst treu
gehorsambster Knecht
J. Behr.

Anmerkung:

Dimissus mit Weib und 2. Kindern den 26. Julii.

Original.

XXXV.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Wir haben keine Brottfrüchte mehr auf unsern Bienen unndt
anbey haben Wir auch kein Korn zugewarten, das also es mitt
uns, die Wir ohne deme arm findt und keine sonderliche mittel
haben, in so schlecht bestellet, daß uns keines wegß retten noch
mitt den ungerige fortzubringen gedenke, dertwegen vorhabens
findt uns in die so gnannte Insel Carolinam zu begeben. Ge-
reicht also ahn Ihre Hochfürstliche Durchleucht unser unterthä-
nigstes bitten, sie wollen gnädigst geruhen unndt weilen es wie
obangeführet mit uns schlecht beschaffen und Wir durch das ar-
muth hinweg getrieben werden, hirus gnädigst per rescriptum er-
theilen, das uns der abzugß erlaubet und vergönnet sein solle.
Darüber gnädigster erhörung erwartten.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthänigste.

Johann Conrad Kreuder, Johann Heinrich Gast,
Joh. Jost Steubing, Johann Philips Weber
und Johann Wilhelm Cunze Wittib von Widen.

Auf der Rückseite

1. Dekret:

Er Oberschultheiß wird über inwendig gemelter personen
beschaffenheit berichten.

Dillenburg den 24ten Julij 1709
Fürstliche Cansley
Daseibst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr

Der erstere von supplicanten ist ein sehr verarmte person welche könnte ohne den geringsten schaden dimittiret werden, Die 4. folgende aber kennen sich annoch allhir nähren, werden auch uf mein gethanes Zureden bleiben. Welches also Ihre Hochfürstlichen Durchleucht wegen des erstern J. Conrad Kreuter hierinne verordnen, stehet bey Dero Gnädigsten Belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthanigst treu
gehormsamster Knecht
J. Behr.

3. Anmerkung:

Joh. Conrad Kreuter ist allein mit Weib und 3 Kindern dimittiret den 30ten Julij 1709.
Original.

XXXVI.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst unndt Herr.

Ich habe keine Haushaltung unndt ernehre mich also auff meinem erlernten Zimmerhandtwerck, die weilen aber nun es wenig hircumb zu verdienen giebet, und also es mir sehr kümmerlich gehet das mich und die meinige fortbringe, so bin gefinnet in die so gnannte Insel Carolinam zu verreissen. Bitte also Ihre Hochfürstliche Durchleucht unterthänigst, sie wollen gnädigst geruhen and weilen ich Ihre Durchleucht keinen nutzen bringen kan, hirauf ertheilen, das ich meinen abschied hiemit haben solle. Darüber gnädigster erhörung erwarte.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
Unterthänigster

Johann Creutz von Oberndreseln Dorf.

Auf die Rückseite:

1. Dekret:

Bogt zu Burbach soll berichten. Dissenburg den 25. Julij 1709. Fürstliche Cantzley Daselbst.

2. Bericht.

HochEdelgebohrne, gestrenge unndt Hochgelahrte, insonders Hochgeehrte gebietende Herren.

Mit Supplicanten ist es in allem, nach eingezogener gewißheit supplicirter maassen beschaffen, welches also anbefohlenermaßen unterdinstschuldigst berichten sollen.

Euer Hochedelgebohrnen gestrengen Meinen Hochgebiethenden Herren Unterdinstgehorfamster Knecht Joh. Th. Veetj.

3. Anmerkung: Dimissus den 31 Julij mit Weib und 2 Kindern.
Original.

XXXVII

Durchläuchtigster Fürst
gnädiger Fürst unndt Herr.

Weilen wir nun Eine Zeitlang hier in Dießen land als unßerm Batterland Einigen uffenthalt gehabt: auch unß schwer worden das wir biß anhero noch so weit fort komen, weilen aber bey Ein fallenden schweren und theuren Zeiten Nicht Mehr so viel können Erwerben, umb unß und die unßrigen aufzubringen auch wenig an güter haben daruff Ein stück brod zu Erziehen, und deswegen andere mittel suchen müßen, allwo wir Etwas Ein stück brod für unß und die unßrigen Erwerben, und deswegen dießes unjer Batterland verlassen müssen Massen uns die noth darzu treibet Alß Ersuchen Ihro Hochfürstliche Durchleucht unberthänigst bittende um Einen abschied, damit wir also auff unßer weiße ungehindert können fortkomen biß wir an solche orte gelangen wo wir gern hin wollten, Erwarten deswegen gnädigen bescheid,
1709

Euer Fürstlichen Durchleucht
underthänigst

Johann Jörg Hartman und Johannes Jacob
beide von Oberschelt.

Bericht auf einem beiliegenden Zettel:

Wegen Johannes Jacobs unndt Johann Jörg Hartmans zu berichten, in Oberschelt, was anlangt Johannes Jacob, stehet Ein solcher in Einem schlechten Zustand, wegen manglung der lieben brodfrucht daß er Ein solches schon lange Zeit müssen Erkauffen, dann er nicht so viel an güter, das er sich und die seinen daruff könnte nehmen massen Er an schatzung Jedes ziel zu seinem Theil als 1 als 2 d.

Was aber Johann Jörg Hartman anlangt, stehet auch in Einem schlechten Zustand Massen in gegenwerdigen theuren Zeiten nit so viel kan Erwerben, um ihm und die seinen mit leibes nah-

rung zu versorgen, was aber diesen schätzung anlangt hat gegeben zu seinem theil 1 alb 4 d weilen aber diesen schwiger Vatter noch gegenwerdig, stehet solches doch noch in dessen gewalt. welches hiemit berichten

Den 1ten August 1709

Philippus reeh Seiburger.

pr. den 1ten August 1709.

Auf der Rückseite des Gesuches findet sich die Nummerung:

Beide sind dimittiret mit 2 Weibern und 5 Kindern.

Den 1. Augusti 1709. Praesente domino
consiliario et praefecto Tillmanno.

Originale.

XXXVIII.

Durchleuchtigster Fürst
Genädigster Fürst undt Herr!

Wir gegenwerdigen Zwen arme Bürger von Senger bring underthanigst vor, wie daß wir Unß Jeder Zeit bey Unßer Haus haltund und Handtwercks arbeitß treusleißig In mühesamkeit angehalten, Aber selenger undt mehr zum verterben gerahten, über daß in alzu großen schulden kommen, Welche dan, so sie von unserm überigen bezahlt werden, wir nichts mehr zu nehmen vor handten, daß unß ferner zu ernehren, mit Weib undt Kindter ohn möglich ist forth zu kommen. Undt weillen Jetzt etlichen zu Dero genante Insel wegziehen, wir beyde mit selben zu reißten gesinet. so aber nicht geschen werde ohne Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit Consens undt genadten loßsprechung.

Also gelanget an Eure Hochfürstliche Durchleuchtigkeit Unßer underthönigstes bitten, sie wollen doch in Hoch fürstlichen gnaden geruhen, Unß beyden Zwen bürger Einen genädigen abscheit mit theilen, weillen wir Unß doch nicht länger erhalten undt Nehren können undt daß Wenigste hier zum besten haben. Darüber erwarden Hoch fürstlicher resolution. Darüber verahren

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthänigsten

Zost Heinrich Göst, Hans Jacob Barthel, beyde bürger in
Senger.

Rückseitig

1. Dekret:

Schultheiß zu Gehger soll berichten, ob Dieses also sich verhalte. Dillenburg den 31ten Julij 1709.

Fürstliche Kanzley Daselbst.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr.

Supplicanten können Sich uf Ihren gütern alhier nit wohl ernehren, weilen Sie durch Ihro Handtwerck darbey wenig verdienen und erwerben können. Daher die Schulden bey Ihnen nit gebilget sondern vermehret werden. So unterthänigst berichten sollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthänigst-treu-verpflichteter
Diner und Knecht
Philippi m. pp.

Gahger den 1ten Augusti 1709.

3. Anmerkung:

Dimissi den 1. August 1709 mit 2 Weibern und 3 Kindern.
Original.

XXXIX.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst und Herr!

Nachdeme ich mich alhier in Gahger verheyrathet undt mir meine Eltern alzufruh gestorben undt mir nichts hinderlaßen haben, ich also das burgergelt alhier, welches Sich zwantzig Reichsthaler belaußt erlegen soll, aber solche nicht auffzubringen weiß und auch mein Lebentag nicht erlegen kan, indeme nicht weiß, wo solche herzunehmen, dan die Zeiten nun so schlecht seindt, das man nicht einmahl ein stück brod erwerben kan. Wan dan gnädigster Fürst undt Herr gesinnet bin, mich in die Amerikanische Insel Pensilbaniam zugeben, unndt ohne ein testimonium oder abschiedt nicht fortzukommen getraue. Miß gelanget an Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit Mein Demütiges bitten und flehen, Dieselbe wollen gnädigst geruhen und mir doch auß gnaden einen ehrlichen abschiedt gnädigst ertheilen Zulassen, damit ich doch destoehr und beßer möge fortkommen, dan onmögllicher länger alhier nicht subsistiren, viel weniger das burgergelt erlegen kan,

dan die armuth so groß bey mir wie bekandt ist, undt dan also ich mir auff keinerley weiß zu helfen weiß, alß lebe der gnädigste Zubericht, Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit werden mir solches nicht versagen, sondern viel mehr mir forthelffen, der ich dan gnädigster erhöhung in aller Underthänigkeit mich getroste.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Demutigster

Johannes Müll von Sanger Selbach,
nun aber wohnent zu Sanger

Auf der Rückseite

1. Dekret:

Herr Commissarius wird berichten.

Dillenburg den 1. Augusti 1709.

Fürstliche Canzley
Daselbst.

2. Bericht:

Durchlechtigster Fürst
gnädigster Fürst undt Herr.

Supplicanten Zustandt ist an Zeitlichen mitteln vorhin schon schlecht, undt nun durch seine getroffene Heurath, welche Er uf rechte arth nit gestiftet hatt, noch schlechter geworden, So unterthänigst berichten wollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Unterthänigst-treu-verpflichteter
Diner und Knecht
Philippi m ppr

Sanger den 2ten Augusti 1709.

3. Anmerkung:

Dimissus cum uxore et 1 Kind

Den 2. Augusti

Original.

XL

Durchlechtigster Fürst
Gnädigster Fürst undt Herr

Wir können Ihro Hochfürstlichen Durchleucht undter Thänigster Majest nicht verhalten wie daß wir gefinet sindt unß nach der Insuall zu begeben weiln wir unß aber wohl wißen zu entfinen daß wir undter Ihro Durchleucht pflichten stehen, Alß Gelangen

wir deß wegen ahn Ihro Hochfürstlichen Durchleucht unjer undterthänigstes bitten sie wollen Gnädigst geruhen undt nuß der selben in Gnaden Erlosen undt unß Einen abschied auß Willten Gnaden Mittheillen Worzu wir unß undter Thänigst Trösten undt Edwar(ten) Eine Gnadtige Willföhrung.

Ihro Hoch fürstlichen Durchleucht
undter Thänigste

Johann petter Görg,* Johann Jost Görg undt
Johann Görg Koppenstein zu Breidtscheidt.

*ist nachträglich wieder außgestrichen worden.

Auf der Außenseite

1. Dekret: Oberschultheiß wird berichten. Dilsenburg den 5.
August 1709. Fürstliche Cancellen Daselbst.

2. Bericht: Durchleuchtigster Fürst gnädigster Fürst und Herr
Nach Heimberg und geschwornen gethanem bericht werten supplicanten wohnungen nach ihren abzug mit andern tuchtigen unterthanen wider ersetzt, daß Sie also konten dimittiret werten, welches Ihro Hochfürstlichen Durchleucht also hierinnen verordnen, stehet bey Dero Gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht unterthanigst treu
gehorfamster Knecht J Behr

Hirunter folgt die Anmerkung:

Seind dimittiret mit 2 Weibern und 7. Kindern.

XLI

bekennen wir Heymburger undt geschwornne zu Rabenscheydt, daß Johan Jost Görg zu Rabenscheydt fast seyn staidt zum euhßersten kommen ist undt hatt sich alß ein gutter nahbar gehalten in der gemeyndte zu Rabenscheydt.

Jost Willibuß Heymburger zu Rabenscheydt
beken ich Hinrich Kranz wie oben steht
beken ich ioham Konrat Weber wie obestet
den 6 Tag augustij

Original.

1709

XLII.

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr.

Euer Hochfürstliche Durchleucht wird hiemit mein anligen unterthänigst Vorgestellet, wie daß daß Armuth bey unserer ge-

meinde wie auch leyder bey mir so sehr eingerißen, undt dahero genöthiget werde /: weilen ich in einem Lehen Hauß und mit lehen Güthern mich muß behelffen, Und nicht mehr als 4 alb. schätzung gebe, welches wenige oder nur eine Handvoll güther nicht das halbe Theil außträget was es ahn Pension kostet :/ mich gleich anderen mittel-und geld Armen Leuten in die Insul Carolinam zubegeben, der Tröstlichen Hoffnung allda mein stück Brod zu suchen.

Alß gelanget ahn Ihro Hochfürstliche Durchleucht mein unterth(änigstes) Bitten und ersuchen, Sie wollen gnädigst geruhen und mir einen Ehl(ichen) abschied auß gnaden enttheilen worüber dan einer gnädigsten antwort unterthänigst erwarte.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht unterthänigster
Johannes Maager von GondersDorf.

Auf der Rückseite folgender Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr

Nach Heimberger gethanen Verichte, so sitzet Supplicant in einem lehnhauß, hette auch wenige güther von seinem Schwiegerbatter bekommen, woruff er Sich nicht nähren könnte, und wehre beßer wenn solche wieder besamen kommen theten, supplicant aber dimittiret wüerte, alßdann von dem andern allhier pleibente Tochtermann eine tüchtige Haußhaltung fente uffgerichtet werten, welches aber Ihro Hochfürstlichen Durchleucht hierinnen verordnen, stehet bey Dero Gnädigsten Belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht
unterthenigst treu gehorsambster Knecht
J Wehr

Anmerkung:

Dimissus mit Weib und 1 Kind den 7. August.
Original.

XLIII.

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr.

Euer Hochfürstliche Durchleucht mit gegenwärtiger unterthänigster bitte zu beunruhigen, treibt unß die höchste noht darzu, maßen wir wenig mehr im Vermögen haben und gemüfiget wer-

den, anders wo unßer Glück zu verbessern. Gelangt derowegen an dieselbe unßer unterthänigstes inständiges suchen und bitten, dieselbe wollen in Gnaden geruhen, /: weil wir arme Leute sind und auff dasjenige, so wir noch etwa inne haben, kein Geld können gelehnt bekommen :/, unß unßers Eids und pflichten, womitt wir Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit zugethan sind, gnädigst zu erlassen, und unß deswegen einen Schein mittheilen zu lassen, sonst wir unßer Brod noch betteln werden müssen. Gnädiger Willfahung und erhöhung unß getröstende verharren wir

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
unterthänigste

Jost Hormel und dann

Joh. Heinrich Schaffer

von Langenaubach.

Auf der Außenseite

1. Dekret:

Commissarius wird berichten.

Dillenburg den 9ten Augusti 1709

Fürstliche Canzlen

Daselbst.

2. Bericht:

Durchlechtigster Fürst

Gnädigster Fürst und Herr.

Wie Sehe, so wollen Sich Supplicanten Im Landt nit Ehrlich nehren, alß kan meines erachtens Ihnen, da Ihr abgang der Gemeindt noch Ihre Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit sonderlichen schaden nit zubringet, die gnädigste dimission wohl gegeben werden, weil Sie doch mit gewalt nach Pennsilbanien wollen, so unterthänigst onverhalten wollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

Unterthänigst-treu-verpflichteter

Diner und Knecht

Philippi m pp.

Ganger den 9. Augusti 1709.

3. Anmerkung:

Dimissi den 9 August 1709

mit 2. Weibern und 3. Kindern

Original.

XLIV.

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr.

Wir zu Endts benahmte können Ihro Hochfürstlichen Durchleucht undterthänigster Maßen nicht verhalten Wie daß wir auch gesinet sindt nach der Insel zu Gehen Weilen wir aber undter Ihro Durchleucht Schuldung pflichte begriffen Alß gelangen wir beschwegen ahn Ihro Hochfürstliche Durchleucht unser undter thänigstes bitten sie wollen Gnädigst gerühen undt unß derselben gnädigst Erlasen undt unß Einen abschiedt auß Milten Gnaden mit theillen worzu wir unß undter thänigst Trösten undt erwartten Eine Gnädige Willführung.

Ihro Hoch Fürstlichen Durchleucht
Undter Thänigste undterthanen
Petter Görg (Johann Heinrich Hoffman
und Heinrich Kolb find nachträglich durch-
gestrichen) zu roth.

Auf der Rückseite

1. Dekret:

Der Herr Oberschultheiß wird berichten.
Dillenburg den 27. Julij 1709
Fürstliche Cantzley
Daselbstn.

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst
Gnädigster Fürst und Herr.

Nach Heimberg und geschworen gethanen bericht so kompt nach abzug supplicanten ein anderer in die Haußhaltung, so daß Ihro Hochfürstlichen Durchleucht keine Haußhaltung nieder gehet, konte also ohn schaden dimittiret werten, welches Ihro Hochfürstlichen Durchleucht also hierinn verordnen, stehet bey Dero gnädigsten belieben.

Euer Hochfürstlichen Durchleucht.

Unterthenigster treu gehorjambster
Knecht J Wehr.

Darunter die Anmerkung:

peter Georg ist dimittiret mit Weib und 3 Kindern.

Den 9. August.

Original.

XLV.

Durchleuchtigſter Fürſt
gnädigſter Fürſt unndt Herr.

Bei dieſen ſchlechten Zeitten und daher ſonderlich die brott
früchte mir ermangelet, Werde genöthiget aus zu weichen unndt
mich in die frembte zu begeben. Vereicht alſo ahn Ihre Hoch
fürſtliche Durchleuchtigheit mein unterthänigſtes bitten, ſie wollen
gnädigſt geruhen unndt weilen es mitt mir euſerſt ſchlecht be-
ſchaffen, daß mich allhier bei dem wenig habenten nicht fort brin-
gen kan, hiezu gnädigſt ertheilen, daß mir und meinen beyden
ledigen brüdern der abzug vergönnet ſein möge.

Darüber gnädigſter erhörung erwartte.

Euer Hochfürſtliche Durchleuchtigheit

Unterthänigſter

Johann Joſt Georg vor ſich und ſeine
beyde bruder zu Rabenſcheid.

Rückſeitig

1. Defret:

Keller zu Driedorff ſoll berichten.

Dillenburg den 5. Auguſt 1709.

Fürſtliche Canzley Daſelbſt.

2. Bericht:

Durchleuchtigſter Fürſt
gnädigſter Fürſt und Herr.

eß bezeuget Heimberger undt geſchworne, daß Supplicant alle
ſeine güter verpfändt, daß er nicht einen heller darauff könnte be-
kommen, auch die gelbt beſchwörung nicht mehr aufrichten könnte.

Driedorff den 9ten Auguſt 1709.

Euer Hochfürſtlichen Durchleuchtigheit

unterthänigſter Knecht

J G Lindtner

3. Anmerkung:

Iſt mit ſeinen beyden brüdern, Weib und 2. Kindern di-
midiret den 10. Auguſt 1709.

Original.

XLVI.

Reſcript, evergevene puncten an De Exulanten.

1. Ick kan de Reſende nickt verſeckern, wat die Konigin

mit denen Leuten vorhet marr als die gelt hebben können sie by goedem Wind binnen 2 monath van London In de Insulen pensilvanyen oder Carolina seegeln, en moet jedes heffet, groot en klein, dem Schipper 100 florin fahrgelt bethalen, so bekommen sie die kost.

2. Die Landeryen en Vihe moeten sie in de Insul bethalen, en können a 30.40.50 bis 100 florin dat sie gnoog hebben bekommen.

3. Sie hebben kene privilegie en de fryheyt, marr sie moeten glick denen anderen bethalen en Contribuiren, en wer so veel gelt vor 10-20 personen fahrgelt bethalet, syndt sie lyffeigen en unterthanen, kann alsdann een rüker mann woerden, en de hebben koene officianden en de Insul von doen.

4. Die onera der Goeder syndt wat mynder als in den Konickrick Engel-Schotten Irlandt.

5. Het koomt keen Reesender in die Insulen, Wann he keen gelt hefft, en worden die Junge Leute in Engell-Schott en Irlandt on de Orlogs Schyppe Exerciirt, die Ambachs Leute in die 3 Konickryke hen en weder verthelt, die boers Leude an die see Canten om de Wircken aangewiesen.

6. De Konigin kan ouse Reesenden niet helpen wann die Heerschap op ihre mobilia en in mobilia in hibition doen maer moeten sick sulffst helpen.

7. De Arme personen Welcke De overfahrt van Roderdam bis london niet bethalen können, moeten weter omkehren, en kostet Die overfahrt jeder person 30 Stüber hollands gelt ohne die Kost.

8. Die Reesenden bekommen keen verlag. Van Die Konigin dat sie anhero koomen, en Wer gelt hefft, kann sick kohe en perde in De insul koopen.

9. Die Konigen weet van denen Böockeren ut schrieben in Düttchlant nie niet all, marr syndt ut Pensilvanyen koomen in Duttchland en druck gebracht, en syndt falsche Boocker en van den Duffel erdacht worden, om die Leute ut tuttschland an sick to bringen der indianer en Wilden thiere halven.

10. De arme ut Duttchland vertrevene Leute, damit sie binnen London gar niet hongers starven, geft die Konigin

ut Den Colecten en allmosen taglich 3. 4. bis 5. Stüber nach advenant bis sie in die Konigrycken vertheelet worden, en Weilen sie das Lant en hitze niet vertragen können, synd der schoon eene grote Anthal gestorben.

11. Die Konigin will keene Exulanten en verdrevene mehr in nehmen, en ist an den Coervorst van Nybourg geschreeven worden, keene mehr passieren en in die avisen den Exulanten met nachricht bekannt gemacht worden zurück tu bleiben.

12. In Roderdam iss oock van Magistrat en Borgemester verbooden, keene scheepen met derglücken Leuden aen Land tu brengen, wylen die Borgerschap, van den Leuden met beddelen seer incomodiret worden, en wordt Den Armen etwas an Brod ut Den Almosen gereket, den andern so hett bethalen können niemetal gegeben.

13. Ock bekommen De Reesende van die Konigin keene Convoe in Die Insel zu zihen, wegen Der Seerauvermaerr sie moeten a parte bethalen, Dan Die Konigin hefft dat Krigsvolk gegen den feyndt von Doen.

Roderdam den 12. August 1709

Albertus Dooren

Coepman in Den Wener Haaffen.

Abschrift.

XLVII.

Durchleuchtigster Fürst

Gnädigster Fürst und Herr!

Dietweilen allerhand beschwerungen uns so unerträglich fallen, daß es daß ansehen hatt, als würden wir auf daß letzte mitt den ungerigen müssen darben, so daß wir uns genöthiget finden, unßer brod anderßwo zu suchen, Als bitten Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit unterthänigst. Die weil wir uns bißhero als ehrliche und treue unterthanen erwiesen, auch uns einen ehrlichen abschied mitt theilen zu lassen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

Unterthänigste

Johann Joßt Döner von Genhelden.

Den 22. Augusti ist wieder auf sein underthänigstes anhalten recipiret worden.

Auf der Rückseite

1. Dekret:

Schultheiß zu Senger soll pflichtmäßig von den beschaffenheit der Supplicanten berichten. Dillenburg den 25ten Julij 1709.
Fürstliche Cansley Daselbst

2. Bericht:

Durchleuchtigster Fürst,
gnädigster Fürst undt Herr.

Supplicant könnte seines Zustandes wegen sich noch wohl im Landte ehrlich nehren, Es will aber derselbe einmahl nacher Penesilvanien undt Sich gar nit abwenden lasen. Da nun finde, daß Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit eben kein sonderlicher schade an seinen abgang zuwächset, dan seine güther noch lebende Mutter wieder zu sich nimmet und in beschwörungen frey halten wirdt, anbey thut es auch der gemeindt keinen abtrag alß in den Hertschaftlichen Dinften, welches aber ein geringes ist, dan daß dorff noch zimlich vermehret finde, alß es vor 20. Jahren gewesen, alß könnte Ihme Seine gnädigste dimission wohl gegeben werden, so unterthänigst berichten sollen.

Euer Hochfürstliche Durchleuchtigkeit.
Unterthänigst-treu-verpflichteter
Diner und Knecht.
Philippi m pp.

3. Anmerkung:

Ist den 13. Augusti mit weib und 2 Kindern dimittiret.
Original.

XLVIII.

Durchleuchtigster Fürst,
gnädigster Fürst, und Herr.

Ihro Durchleuchtigkeit gebe ganz underthänigst zu vernehmen, wie daß ich wegen großer beschwerung, und armuth, bey dieser jeer schlechte teur zeit, nich nicht länger weiß, noch kann allhie erhalten, deß wegen genöthig werde, mein brod und nahrung anderß zu suchen; damitt aber desto besser fort kommen, und ange-

nahmen werden mag, Alß bitten meinen gnädigsten Fürst und
Herr umb Ein gnädigen abschied, erwarde getröste antwordt,

Euer Fürstlichen Durchleuchtigkeit
unter thönigster
Johann Jost Blächer zu Eysenroth.

Außen der Bericht:

Durchleichtigkeitster Fürst
Gnädigster Fürst undt Herr!

Nachdehme Johann Jost Blächer mit seinen stiftkindern die
güter getheilet, behelt er nicht so viel gut, daß er sich darauff neh-
ren kan; auffe verdinst zugehen, ist er auch untauglich, indehme
sehr kränckerlich, dervwegen die 6 alb., so er noch in iedem Herrn-
schazungsziel geben muß, fast ohnmöglich entrichten kan, wei-
ches unterthänigst berichte.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit,
unterthönigster J. A. Walter.

Darüber die Anmerkung:

Demissus den 13. Augusti 1709 mit Weib und 2. Kindern.
Original.

XLIX.

Durchleichtigkeitster Fürst
gnädigster Fürst unndt Herr.

Wey denen in die Viele Jahr getroffenen schlechten Zeitten Und
Kriegßtrubelen, sindt wir jemehr Und mehr so ins armuth ge-
rathen, des bey dießer nunmehrige fruchttheure Und höchst er-
barmlichen Zeit nicht mehr fortkommen Und unser Weib Und Kin-
der nebst der schwerung abzutragen, ernehren können; daher
dann Genothiget findt; uns anders wohin zu wenden Und unser
stüd brott zu suchen. Gereichet also ahn Thro Hochfürstl(ichen)
Durchlaucht unßer unterthänigstes bitten, sie wollen gnädigst ge-
ruhen und in ansehung unßeres armen Zustandt uns in gnaden
den abzug vergönnen Und placediren. Darüber gnädigster er-
hörung erwartte.

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

Unterthänigste

Joh. Theis Rühn; Joh. peter Thomas
und Anthonius Hantz von Bürgendorf.

Auf der Außenseite

1. Dekret:

Vogt Zu Burdach soll ohngeseumt berichten.

Dillen[burg] den 13. August 1709

Fürstliche Canklen

Daselbsten.

2. Bericht:

HochEdelgebohrne gestrenge unndt Hochgelehrte
insonders Hochgeehrte gebietende Herren.

Johann Theis Kühn ist zwahren in großes armuth gerathen,
nicht aber durch die angezogene trübe unndt theure Zeiten son-
dern vielmehr durch seine bekantlich eigene malice unndt faute
die andern beyde sindt zwahr in etwaß verführet worden, haben
sich aber deme Vernehmen nach, alß ohne daß noch ziemlich ge-
seßene unterthanen zu bleiben resolviret. So hiermit dinstschul-
digst berichten unndt übrigenß alleß Dero Höheren gefalligkeit
anheimb stellen sollen.

Euer HochEdelgebohrnen gestrengen
Meinen Hochgeehrten gebietenden Herren
Unterdinstgehorsambster Knecht
Joh. Th. Weeg.

Unter dem Bericht findet sich die Anmerkung:

Theiß Kühn ist dimittiret mit 3 Kindern
den 16. August 1709.

Original.

L.

Durchleuchtigster Fürst
gnädigster Fürst unndt Herr.

Obwohlen wir uns biß dahero mitt unsern sauren arbeit da-
hin bestrebet, das nicht nur uns und die unserige fortbracht, son-
dern auch die Herrschafft(ichen) onera abgetragen, so Will es
aber nunmehr bey dießen armen Zeitten uns die pure unmöglich-
keit sein, die unserige nebst den Beschwerten zu entrichten ferner
fortzubringen, derowegen dann genöthiget sindt, uns anderswo
zu begeben. Bitten also Thro Hochfürstliche Durchleuchtigkeit un-
terthänigst, sie wollen gnädigst geruhen und bey unseren so schlech-
ten Zustandt hirus gnädigst ertheilen, das der abzugß uns Ver-

williget und erlaubet sein solle. Darüber gnädigster erhörung
erwarte.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit

Unterthänigsten

Johann Adam Zud,

Henrich Weller und

Johann Peter Müller von Walbach.

Auf der Außenseite

1. Dekret:

Vogt zu Bursbach soll berichten.

Dillenburg den 16ten Augusti 1709

Fürstliche Canzlen

Daselbstn.

2. Bericht:

HochEdelgebohrne gestrenge unndt Hochgelahrte,
insonders Hochgeehrte gebietende Herren.

Supplicanten sindt zwahren annoch drey junge, gesundt unndt
starcke männer, in ansehung ihres mittelosen Zustandß aber istß
mit ihnen supplicirter maassen allerdingß beschaffen: unterdeßen
ist peter münnner (so!) von deme Herrn Forstmeister wegen holz-
frebelung in straf gezogen, auch hatt selbiger seine gütter an say-
nische unterthanen verkaufft; in gleichem ist Heinrich Wellern der
Verkauff seiner gütter in so lang verbotten, biß selbiger bey Jo-
hannes Großen, wegen seineß schwagerß /: welcher Johanneß
Großen Kindt fast todlich auß muthwillen geworffen, indeme er
ihm seine sach abgekauft /: deß arßlohnß unndt andren Kosten
halber richtigkeit gemacht hatt. Von dem dritten alß johann adam
juden ist von dergleichen nichts zu melden. wann nun dise posten
gehoben, sehe ohnborgreiflich nicht, waß an ihnen zu halten, doch
laße alleß dero Höheren überlegung anheimb gestellt. welches
also pflicht schuldigst berichten sollen.

Euer HochEdelgebohrnen

Meinen Hochgeehrten

gebietenden Herren

Unterdinst schuldigster Knecht

Joh. Th. Weeß

Zwischen Dekret und Bericht findet sich sodann die Anmerkung:

Joh. Adam Zud ist mit seinem Weib dimittirt den 17.

Augusti 1709.

Original.

LI.

Durchleuchtigster Fürst,
gnädigster Fürst undt Herr.

Nachdeme ich gefinnet bin, mich in die Americanische Insul Pensilbaniam zu begeben, in deme ich mich alhier nicht mehr weiß durchzubringen, auch die große beschwerus undt die schulden alles hinweg nehmen, auch das Sandtwerk gar darnieder ligt undt also keinen Sella zu erwerben weiß, also, dan in die Länge alhier nicht mehr subsistiren kan.

Alß gelanget an Euer Hoch fürstliche Durchleuchtigkeit mein demüthiges bitten undt flehen, Dieselbe wollen gnädigst geruhen, jekigen Elenden Zustand in gnaden erwegen undt mir doch auß gnaden einen ehrlichen abschiedt ertheilen zu laßen, damit ich desto eher undt beßer möge fortkommen, wie ich dan von Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit gnädigster erhörung in aller Underthänigkeit mich getröste.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
Demutigster

Joßt schneider Burger und
bedermeister in Sangher.

Rückseitig

1. Dekret:

Schultheiß hatt zu berichten.

Dillenburg den 17. Augusti 1709.

Fürstliche Canzley

2. Bericht:

Daselbsten.

Durchleuchtigster Fürst,
gnädigster Fürst undt Herr.

Supplicanten Zustandt in ansehung der schulden ist schlecht, undt ob Er wohl endlich, so seine Kinder erwachsen würden, sich in etwas alhir nehren könnte, so erfordert aber solches noch einige Zeith, undt kan er vor seine person es onmöglich allein zwingen, sondern muß die schulden heuffen, so unterthänigst unverhalten sollen.

Euer Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
unterthänigst-treu-verpflichteter
Diner undt Knecht
Philippi m pp

Sangher den 19ten Augusti 1709

3. Anmerkung:

Dimissus mit Weib und 4. Kindern den 19ten Augusti 1709.
Original.

LII.

Henrich Schöningh von Dilbrecht, so ohne gnädigste erlaubnuß
Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit auß dem Landt nach Pen-
silbanien gezogen, hinterlassenen güter undt schulden befinden
sich wie folget:

Hinterlassene güter seindt Erstlich Ein heßfte Haus und und eine scheuer, werth zu sein geschähet	65 Gulden
Zweyhens an wistwachs Deßen an 64 orthen sich befindet, und dan gartenfelder an 16 orthen, nach dem Meßbuch schaz werth	143 gl 9 ½ alb.
Drittens Ader felder an 63 orthen nach dem Meßbuch schaz werth	154 gl. 18 alb 6 d
Summa	353 gl 4 alb 4 d
Zu Reichthaler gerech- net so thuts	193 rtzl 31 alb 2d
Außer diesen Vormel- ten hat er noch hin- derlassen 4 Rüh, 1 Kalb, Die fruchte auff dem felt und heu, so nur einige Wagen geweszen sein sollen, nebst etwas weniger beserung vor der thür, dieses Zusammen geschähet worden vor	80 Gulden

Schulden seindt folgende Ihro Hochfürstlichen Prinß Christian Capital und interesse	11 rtzl 22 alb 4d
Adam Fuhr zu Dil- brecht	13 rtzl
Nicolaus Wedenbender Capital	10 rtzl
Asman Rupp	1 rtzl 28 alb 4d
Johan Debus alda	2 rtzl 5 alb
Henrich Cunßen alda	6 rtzl 22 alb 4d
Den zeitigen Heimber- ger zu Dilbrecht soll er schuldig sein	10 rtzl
Johann Jacob Grif- feln, gewesenen Müller alldar	1 rtzl 15 alb
Hanß Georg N. N. uff der mittelften wilden	4 rtzl 18 alb
Johannes N. N. auff der understen Wilden	2 rtzl 30 alb
Suma	63 rtzl 6 alb 4d

NB. Dieses spricht der Zeitige Heimberger und Cuns erstgenannten Schönings abgekauft und auch bezahlt zu haben vor und umb 40 Reichsthaler, hat aber doch der Heimberger mir vor diesem angezeigt, daß sie den Rauff vor 36 Reichsthaler geschlossen gehabt, und hatte er seinem bruder nit mehr als 16 Reichsthaler gegeben.

Dieses also verzeichnet praesente des Gericht=Schöffen und Heimberger zu Jellerbüll.

Den 20ten Augusti 1709
Philippi m ppr.

LIII.

Ob wir Zwaren keinen der auß dem Land mutwillig Abgewichenen wieder anzunehmen gesinet, so wollen, doch ohne Consequenz, dießmahl umb der unschuldigen Supplicanten willen gnädigst erlauben, daß ihr Mann sich mit den Käufern gütlich setze und im Land pleibe, mit der Condition, daß Er sich fürter seiner treu und ehdes besser erinnere.

Dillenburg den 22. Augusti 1709

Ita res(cribatur) Dem Doner von Serghelden
Konzept.

LIV.

London den 29ten Augusti

Berichte auch wegen der Menschen, die in die insell wollen, Vor daß erste hat die Königin keine verlangt, sie schickt auch nicht einen Menschen nach der insell, dann es kost sie zu viel, sondern sie schickt sie in ihr landt, aber alle miteinander müssen sie dienen als Tagelöhner, etliche als knecht undt Mägde: jedweder kopf, so da dienen, bekommen 4 stüber den Tag biß sie seindt underbracht. Die Königin schickt auch viele schiff vol widerum nacher Hollandt: Dieselbe von der insell Carolina haben in Teutischlandt die Bücherger laßen drucken: undt haben reiche familien verlangt in die insel, die auff ihre Eigene kosten solten dahin ziehen, aber es kamen lauter arme Leute undt die konigin hat sie nicht beruhset.

Ezechiel de Sailenberg

Original.

(Sachsenburg.)

LV

Von gottes gnaden, Wilhelm.

Lieber getreuer. Nachdem unsere bißhero gebrauchte Landesväterliche Verwarn- und ergangene Verordnung, wieder alle geschöpfte gute Zuversicht die würdigung und Strafft bey vielen uns-ern unterthanen annoch nicht erreichen mögen, daß Dieselbe von der seltsamen undt thörichten Raibe nach denen neuen Plantagien in America abzubringen gewesen, sondern fast täglich der armen Verführten und zu ihrem augenscheinlichen gäntzlichen ruin undt verderben eilenden Leuten mit Supplicirung umb ihren abscheidt uns noch immerhin beunruhigen, und hernach mit Verkaufung ihrer gütter, nicht-Zahlung ihrer schulden, aufßwidel- und verführung anderer und dergleichen, nicht geringe desordres zu unserm größten mißfallen, im Landte verursachen. So seindt wir dißer undt anderer trifftigen ursachen halben genöthiget worden, einvor allemahl nachfolgende Ernstliche Verordnung ergehen zu lassen:

1. Soll hinführo, keinem wer der auch seye, von uns kein abscheidt ertheilet werden, maßen wir überzeuget seindt, daß dieße vornehmendte abzügen und raiben, zu übergroßem Elendt und verderben der armen Leute gereichen darin wir gewißens halben nicht einwilligen, vielweniger auff einigerley weise beförderlich seyn können.

2. Sollen alle diejenige, so sich bey dir oder anderswo dießes vorhabenden abzugß halber angeben, alles besten fleißes davon abzustehen, verwarnet, und Ihnen die gegenwertige große noth, darinn die stecken, so allbereit abgezogen seindt, mit dem bedeuten vorgehalten werden, daß Ihnen aller regres ins land benommen. Da Sie nun daran sich nicht kehren und denen beglaubten nachrichten und verwarnungen, so von verschiedenen orten auß Soll- und Engellandt fast täglich dißsalß einlangen, keinen glauben beymeßen wollen, sondern auff ihrer gefaßten Resolution verharren, dem Vatterland solcher gestalt, ohne dazu genugsam tringendte noth den rücken zu kehren und mit verkauff, oder feilbiehung ihrer gütter dazu den anfang machen; So solstu Ihnen län-

Randbemerkung: (Queritur) ob es beßer sey, solche der gemeindte zu übergeben, damitt kein abgang in der schätzung komme?

ger nicht als zum Höchsten 3. wochen Zeit dazu verstatten, also baldt nach deren Verfließung aber

3. Ihre Creditors citiren, befindenden Dingen nach, mit denen vorhandenen gereidesten Mitteln dieselbige contentiren, auch da dergleichen nicht vorhanden undt zulänglich wären, annehmliche, denen creditoren etwa verpfändet—oder nicht verpfändete gütter vor Zahlung hingeben und zuschreiben lassen, die übrige unbewegliche gütter aber

4. Vor uns und unsern Fiscum, als gütter so, verlassen undt keinen Herrn mehr haben, einziehen, und über solche eine genaue Specification verfertigen und dem darüber a part zu führen habenden Protocoll beizulegen. Maßen wir vor eines nicht gestatten können, daß dergleichen ungehorsame, mißtrauende und in gewisser absicht pilsicht- und treu vergeßene unterthanen bey dießen theuer- und beschwerlichen Zeiten, den ganzen Winter über, noch allhier im Landte verbleiben, und den geringen Vorrath auffzehren helfen, hernach er aber und wann Sie andere, in leistung ihrer Schuldigkeit wirr undt träge gemacht, ihres weges ziehen wollen; vors andere aber, durch verleihung dießer gütter ahn andere, die auff das Landt komende onera, so viel thunlich ahn der abziehenden statt, legen und von denen, die im Landte bleiben und sich Ehrlich nehren und der göttlichen Vorsehung gerne vertrauen und stille halten, abbringen mögen.

5. Also soll Niemandem weiter als sein bewegliches zu verkauffen oder mitzunehmen, verstattet werden, doch daß auch davon, wan es zureichen will, die Schulden bezahlet, mit denen unbeweglichen güttern aber, wie obgesetzet es gehalten werden, damit auch zugleich dadurch alles verdrießliche Zandten undt streitten umb den näheren Rauff oder abtrieb vermieden werde.

6. Solten sich aber freunde und anverwanthe finden, die derer ahn dießer abzugß Seuchen krank sehender Kinder zu sich nehmen und auß dem bevorstehenden Elendt retten wolten; Solten solchen faß, zum besten der armen umschulldigen Kinder, die hinterlassende beweg- und unbewegliche güter, außgenommen eines Zehrpennigs zur raiffe, in ein Inventarium gebracht und biß zu dießer Kinder vollmündige Jahre, denen anverwandten überlassen werden.

Dießen unsern Ernstlichen befehl und verordnung haftu

jedlichen orts Heimbergern und geschwornen Vorstehern vorzu-
lesen, und selbst alles fleißes pflichtmäßig nachzuleben.

Endlich und

7. Solt du, wie ehe wie beßer, eine genaue Specification aller
derjenigen Nahmen und Famillen zu unßrer Cangelen einschicken,
die würdlich weggezogen findt, sambt einem Bericht, wie undt
auff was weiße derselbigen gütter wiederum angebracht worden.

Wir verbleiben dir damit in gnaden gewogen.

Gegeben Dillenburg den 30ten Augusti 1709.

Ahn die Sambtliche Beamten.

Konzept.

LVI

Specification deren ausm Ambt Sagger nach denen American-
ischen Insulen verreiseten.

Von Dilbrecht. Hannes Kring, uf gnädigste dimission abgezo-
gen, Seine güthher hatt Er seiner frauen bruder verkauft
und überlasen gegen bezahlung der schulden.

Henrich Schöningß, ohne gnädigste dimission daß Landt
verlassen; waß Er ahn schulden und güthher hinderlasen,
habe zur Hochfürstlichen Canzelen vor diesem unterthä-
nigst übersendet.

Von Flamersbach. Henrich Vender und Georg Reiffenberg, beyde
uf gnädigste dimission abgezogen. Ihre Güthher so gar we-
nig gewesen, haben Sie zu bezahlung Ihrer schulden sehr
wohlfeil ahn Ihre nachbahrn verkauft.

Von Langenaußbach. Jost Hormell und Johannes Müll. So
zwar abgezogen aber retourniret ist, in Willens, alß ein
treuer Unterthan hinführo sich zu betragen.

Johann Henrich Schäfer. Von dar hatt seine dimission
unterthänigst erhalten, aber vorm abzug wendig worden.

Von Allendorff. Tillman Roe. hatt Seine gnädigste dimission
erhalten, biß dato aber noch nit abgezogen.

NB. Diesen 4 letzteren habe gnädigstem Befehl gemäß
den abzug zu vollziehen oder mir Ihre Hochfürstlichen
Durchleuchtigkeit gnadt, alß Unterthanen wieder angenom-
men zu sein, vorzuzeigen, angedeutet.

Sagger den 4ten 7bris (Septembriß) 1709.

Original.

Philippi m pp.

(Nachtrag von anderer Hand) Weiter findet sich in hiesiger Specification.

Joſt Schneider bürger auß Henger. Joſt Henrich Göſt, Hanß Jacob Barthel Sein cives Gaegerani. Peter Rodelfuß, Joh. pulverich, Chriſtian und Conrad Kring von Steinebach.

LVII

HochEdele, Geſtreng- undt Hochgelährte.

Inſonders Hochgepietender Herr

Canzeley Director undt Rätthe.

Wegen deren, So gleichfaß ohne die Jungſt ſpecifici eingeſchickte, außm Landt zuziehen gnädigſte permillion erhalten haben ſollen, Iſt mir nichts bewußt geweſen, dan dieſelbe Sogleich nach unterthänigſt erhaltenen gnädigſten erlaſung die Neue angekommen, So daß Sie von dem Ihrigen nichts bereuſeret haben. Es habe Ihnen, nachdeme nunmehr Sie mir die gnädige permillion des abzugs produciret undt Sich feſt erkläret haben, hinführo treu zu Sein und zu bleiben, doch anbefohlen Ihro Hochfürſtliche Durchleuchtigkeit nunmehr unterthänigſt zu erſuchen, daß Sie alß Unterthanen wieder angenommen undt conſideriret werden möchten.

Es wolte vor etlichen Tagen anſtalt machen, gnädigſtem befehl gemäß die Creditores, ſo ahn dem, ohne gnädigſte erlaubnuß außm Landt gezogenen Schwund von Dilbrecht zuſordern, auß Seinen hinderlaſenen güthern zubezahlen undt dan daß Verbleibende vor Ihro Hochfürſtliche Durchleuchtigkeit alß verfallen einzuziehen undt damit Hochermeltem gnädigſtem befehl gemäß zuberfahren, wie es aber ſcheinet, So will kein Creditor guth ſondern geldt haben, undt wie vermuthet, So hatt der zeitige Heimberger aldar, ſo ein bruder des hinweggezogenen iſt, dieſes alſo zu reſolviren angeſtellet, dan wie Ihme es anſagte, daß dieſes geſchehen ſolte, gab er mir zur antworth, die Creditores wären Ja mit Ihme zufrieden, undt er wolte Jeden ſchon Alagloß ſtellen und bezahlen, undt daß übrige vor Seines Bruders Kinder, So Ja wohl einſmahls wiederkommen könnten, verwalten und von allen beſchwärnüſſen frey halten, So Ich aber dieſes nit zugeben wolte, müßte Er nach Hochfürſtlicher Canzeley deßfaß gehen, woruf es zwarn, doch Hauptſächlich umb deßwegen anſtehen laſen,

weilen von Euer HochEdel gestrengen bis daher keine ordre groß-
günstig erhalten, wie es mit bezahlung deren vor Ihro Durch-
leucht Prinz Christian ohn diesem Schwund zu fordern stehenden
Capitals und Interesse verhalten werden sollte, als habe es
hierbey gehorsambst erinnern und um weidern Verhaltungs ordre
bitten wollen. Inzwischen als schuldig verharrende.

Euer HochEdel Gestrengen.

Gehorsambster Knecht.

Sanger den 11ten September 1709.

Philippi m pp.

P. S.

Die dem Simon Schneider sich zu erklären oder andertwärts
hin Sich zubegeben angelegte 8. Tage sindt vor bey, ob Ihne zwarn
erinnern lasen eines von beyden zuthun, So will es aber wenig
verfangen, als daß Er mir sagen lasen, Ich möchte nur Seinen
bruder anhalten, (daß) derselbe Ihme Sein Theil Hauß bezahlete,
alsdan wolte er fort. Anbey muß gehorsambst berichten, daß
der Ksman von Langenaubach abermahlen ein gnädigste erla-
sung des Soldaten wesen erhalten. Es hatt aber derselbe in Sei-
ner Supplica nit daß geringste gedacht, daß Ihme 2. Jahr zu
dienen, ahn statt dessen, daß Er im Weyer arbeiten sollen, nun-
mehr angelegte wären und Er solches zuthun bereits den Eydt
der Treue abgelegt hätte, sondern Er hatt nur bloß die vor
2en Jahren ungefehr von Ihro Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit
erhaltene gnad produciret und unterthänigst begeleget undt
daruf daß Zeigige also erhalten; wie gegen beyde Mich ferners
betragen solle, habe gehorsambst hierbey vernehmen wollen, wel-
chem dan gehorsambst nachzuleben nit manquiren werde.

Philippi

Die äußern Adresse lautet:

Denen HochEdelen, Gestreng- undt Hochgelährten Herrn,
Hochfürstlich Nassau-Dillenburgischen Hochverordneten
Canzelen Directori undt Rätthen. Meinen Insonders
Hochgepietenden Herrn großgünstig zu Händen.

uf

Dillenburg.

Darüber die Anmerkung:

Ampt Senger.

Original.

LVIII.

Ehrenvester, sonders lieber freund.

Des ohne Erlaubnuß außgewichenen Schwungs, bender von Dilbrecht, können Zwar die güter gegen befriedigung der Creditoren uberlassen, so viel aber prinzen Christians Durchleuchtigkeit Auforderung betrifft, soll selbige baar samt Interesse ehestens abgeführt, daß uberbleibende genau specificiret, und als dem fisco Principis verfallen, eingezogen und uners gnädigsten fürsten und Herrn Hochfürstlichen Durchleuchtigkeit gnädigster Disposition heimgelassen werden. Simon Schneidern könnet Ihr in verkaufung seines antheil Hauses, so viel möglich, Sand bieten, Asman von Langen-Mubach aber zu antretung seiner angenommenen Kriegsdiensten, ohneracht des erschlichenen rescrypti, anstrengen, und dann all diejenige, so nach der Insel ziehen wollen, und ohne uners gnädigsten fürsten und Herrn Consens sich wieder eingefunden, so fort außbiethen.

Dillenburg den 18ten Septembriß 1709.

Fürstliche Canzley Direktor und Räthe
Dasselbst.

Ahn Schultheiß Philippi zu Senger.
Konzept.

LIX.

Specification der Jenige so alhier
auß der Staat undt ampt Driedorff in die americanische landtschafft gezogen.

erstlich Johaneß Stahl auß Driedorff, mit weib undt Vier Kinder, hatt sein hauß an den hiesigen organist Ströhman verkauffet, seine gütter haben die schuldtleuth angenommen, hat mehr nicht alß 60 Reichsthaler mit genohmen, darvon er den Zehnten pfening entricht,

Simon Deubing auß Driedorff mit Weib und 2 Kinder, hat seine gar geringe Bäu an deß hiesigen landt Knecht seinen Eydam Johann rampf verkauffet darvon er seine Schulden bezahlet, hat nicht mehr alß 30 Reichsthaler mit auß dem landt genohmen, darvon der Kauffer den Zehnten pfening aufrichten muß.

Johaneß Henrich von Heiligenborn seine ledige tochter hat ihr antheil gütter an ihren Bruder verkaufft vor 80 räder gulden. Dar Von er Den Zehenden pfening entricht.

Friedrich Maull von Heiligenborn sein weib und ein Kindt, von Gosternhain bürdig, ist noch nicht von ihrem Vatter ererbet, undt hat der man zu Heiligenborn ein Klein bäugen undt gar wenige gütter verkauffet, wovon auch den Zehenden pfening entrichtet.

Johanneß Maull von Hohenrodt mit seiner familien, hat sein hauß undt hoff ader Untd Wießen an den Hennenberger Untd deßen bruder daselbsten Verkauffet vor 186 Reichsthaler 27—(albus), darvon ist an schulden im landt blieben 130 Reichsthaler, 42 (albus) 4 Pfening, von dem übrigen müßen die Kauffer den Zehenden pfening Zahlen.

Henrich Thomeß von rabenscheidt mit Weib Und sieben Kinder, hat alle daß seinige an schulden hingeben müßen, nur waß er an wenigen haußrath Untd Viehe verkauffet.

Johann Henrich Cranz zu Seylhoffen, bürdig von Gondersdorff ist mit seinem Weib ohne abschied darvon gezogen, aber nichts mit genohmen, ist nun mehro wietter Zuriickfomen.

Lindtner m. p.

NB. Den 19. 7bris (Septembris) 1709 ist dem Keller nomine Dicafterii befohlen worden, dießen Cranz wieder fortzuweisen, und nicht anzunehmen.

Auf der Rückseite:

Praesentatum den 18ten Septembris 1709.

Ampt Driedorff.

Original.

LX.

Unter den handschriftlichen chronikalischen Aufzeichnungen, die Johannes Kraft von 1709—1731 Lehrer zu Herborn—in seinem Handexemplar der Nassauischen Chronik von Textor, Weglar 1712, machte, findet sich auf dem hinteren Deckel auch folgender Eintrag:

„Anno 1710 seynd wegen großes Mißjahrs aus Teutschland Viele 1000 Menschen nach Engelland gezogen, umb in Americam geschiffet zu werden: da auch bey London an die 20000 auf der Heyde gestanden, Viele 100 alda gestorben, die mehrste wieder heimgezogen, etliche 1000 aber nach Pensilvaniam, Carolinam und Neu York in West-Indien kommen; von denen ist ao. 1720 im April ihrer etlichen ein Brief an die ihrige hierher nach Herborn kommen, welchen ich dem bruder Gottfried Peter zu Sind einge-

händiget, dan etliche tag vor Martini wurde er mir von Munkel übersendet, war durch Holländische Schiffleut zu Neuentwied außgegeben und nach Munkel gesendet worden. Sie wohnen in N. York, (Jersey) in der probinz Worlithon * genant, das Dorff heißt Amcoil,** in Hondertonskondy. Die Leut heißen Joh. Philips Peter von Sind, Gotfrid Peter von Sind, Henrich Bast von Görbach, und einer von Berghausen.

jeder hat 50 Morgen Land, hält 12 Küh und 8 pferde, gibt jährlich einen Reichs thaler schagung“.

Namenliste der Auswanderer.

Anhold, Hans Georg	Donsbach, Franz
Asman	Fering, Philipz
Abbach, Conrad	Finde, Johannes
Barthel, Hans Jacob	Focht, Daniel
Bast, Heinrich	Frank, Jacob
Baumann, Johann Philippus	Funk, Peter
Becker, Johann Sost	Gast, Johann Heinrich
Becker, Theiß	Geißler, Johann Heinrich
Bender, Heinrich	Görg, Johann Sost
Benner, Jacob	Görg, Johann Peter
Best, Johann Georg	Göst, Sost Heinrich
Best, Sost Heinrich	Gring, Hans Peter
Blecher, Johann Sost	Had, Johann
Busch, Johann Daniel	Hartmann, Hans Herman
Clas, Johann Sost	Hartmann, Johann Jörg
Clas, Johann Nicolaß	Hauß, Johann Adam
Conradt, Johann Heinrich	Hayntz, Anthonius
Crantz, Johann Heinrich	Henrich, Johann
Creuz, Johann	Hering, Philipz
Cunze, Johann Wilhelm	Heuß, Mathias
Deubing, Simon	Hilt, Sost
Didrich, Johann Peter	Hinder, Hans Heinrich
Döner, Johann Sost	Hoffman, Johann Heinrich

*Wahrscheinlich verschrieben für Burlington, wie jetzt noch ein Landbezirk (County) in New Jersey heißt.

**Wahrscheinlich verschrieben für Amwell in Hanterton County New Jersey.

Goffman, Petter
 Gormel, Jost
 Jud, Johann Adam
 Kaffler, Johann Jacob
 Kessler, Johannes
 Kolb, Heinrich
 König, Johan Marcus
 Koppenstein, Johann Georg
 Kreuder, Johann Conrad
 Kring, Christian
 Kring, Conrad
 Kühn, Johann Theis
 Leisegang, Anna Catharina
 Maager, Johann
 Maul, Johann Friedrich
 Merte, Johann Conrad
 Müll, Johannes
 Müller, Johann Conrad
 Müller, Johann Deiß
 Müller, Johann Heinrich
 Müller, Johann Jost
 Müller, Johann Peter
 Müller, Johann Stoffel
 Roh, Tilmannes
 Peter, Heinrich
 Peter, Johann Philips
 Peter, Gotfrid
 Petri, Christ
 Petter, Johann Conrath
 Pulberich, Johann
 Reiffenberg, Georg
 Reubel, Deniel
 Richter, Eberwein
 Rodess, Peter
 Rohrbach, Johann Heinrich

Roth, Jost
 Schäffer, Hans Georg
 Schäffer, Johann Heinrich
 Schmitt, Johann Andreas
 Schmitt, Johann Georg
 Schmitt, Johann Jost
 Schmöhl, Jacob
 Schneider, Jost
 Schneider, Simon
 Schöffler, Enners
 Schönings, Heinrich
 Stahl, Johann Adam
 Stahl, Jost Heinrich
 Steubing, Johann Jost
 Steubing, Jost Peter
 Ströhman, Jost Heinrich
 Schwund
 Theiß, Andreas
 Theiß, Johann
 Theiß, Mathias
 Thomas, Heinrich
 Thomas, Johann Peter
 Veupel, Hans Daniel
 Wabel, Johann Conrad
 Wabel, Nidel
 Weber, Johann Conrad
 Weber, Johann Phillips
 Weijel, Johann
 Weiß, Johann Heinrich
 Weiß, Martin
 Weller, Heinrich
 Wendel, Johann Jacob
 Werte, Johann Conrad
 Wilhelmi, Johann Jost

Die Erste Deutsche Einwanderung in das Mississippital. Eine kritische Würdigung.

von

Prof. Dr. Alexander Franz.—Frankfurt a. M.

I

Bevor ich an den Gegenstand der vorliegenden Arbeit herantrete, sei es mir gestattet, des Mannes, gegen den sie sich scheinbar richtet, mit einigen Worten der Achtung und Anhänglichkeit zu gedenken. Es waren im letzten Sommer drei Jahre, daß er von uns geschieden ist, und wenige Monate, bevor dieses schmerzliche Ereignis eintrat, war es mir vergönnt, ihm zu begegnen und in wiederholten Gesprächen mit ihm sein Lieblingsgebiet, die Ansiedlung deutscher Landsleute in Louisiana, zu behandeln. Obgleich Prof. Hanno Deiler damals schon schwer leidend war, beschäftigten ihn doch alle einschlägigen Fragen noch auf das Lebhafteste, und bekanntlich hat er die Fertigstellung seines letzten wertvollen Werkes,¹ mit dem wir uns in der Folge zu beschäftigen haben, nicht lange überlebt. Indem ich jetzt die Arbeit, die in jenen Tagen in rohen Umrissen entstanden ist, wieder in Angriff nehme, wird die Erinnerung an die Stunden, die ich mit ihm verlebt habe, wieder wach, und ein Gefühl der Wehmut beschleicht mich, aber auch der Dankbarkeit, daß ich noch kurz vor dem Abschlusse seines reichen Lebens die Freundlichkeit seines Wesens erfahren durfte.

Seiner innersten Natur gemäß behandelte er den ihm lieb gewordenen Gegenstand mit Hingabe und Enthusiasmus, und dieser verleitete ihn, einzelne Geschehnisse der Vergangenheit in rosigerem Lichte zu betrachten, als die nüchterne Wirklichkeit gestattet. Besonders sträubte er sich gegen die geringe Zahl (300), die ich in meinem Werke über die Kolonisation des Mississippitales unter französischer Herrschaft für die deutsche Ansiedlung in Louisiana zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegeben hatte² und die nur

¹ Hanno Deiler: *The Settlement of the German Coast of Louisiana and the Creoles of German Descent*. Reprinted from the *German American Annals New Series VII. 1, 2, 3 & 4*. Philadelphia 1909.

² Alexander Franz: *Die Kolonisation des Mississippitales bis zum Ausgange der französischen Herrschaft*, Leipzig 1906, S. 126 ff.

etwas größer ist als die von Prof. Alcée Fortier in seiner Geschichte von Louisiana³ angenommene (250). Obgleich er in seiner letzten Arbeit schließlich niedrigere Zahlen einsetzte, hält Deiler doch auch hier daran fest, daß c. 10000 Deutsche in den Jahren 1718 bis 1721 von der Compagnie des Indes, die unter Leitung des berühmten John Law Louisiana damals verwaltete, angeworben wurden, von denen 6000 von Frankreich abgesandt wurden, aber nur 2000 landeten und weniger noch zur Siedlung gelangten, da 1000 von ihnen in den Häfen Ile Dauphine und Bilori⁴ starben. Das bedeutet indessen immer noch etwa das Dreifache der Zahlen, zu denen ich mich verstehen wollte, und so bestimmte mich der Widerstreit unserer Meinungen zuletzt, das in New Orleans zugängliche Material durcharbeiten und insbesondere eine Liste der während der in Frage stehenden Jahre in Louisiana eingetroffenen Schiffe zusammenzustellen, um, wenn möglich, an der Hand dieser Angaben zu einem entscheidenden Resultate zu gelangen. Im Nachfolgenden sei es mir gestattet, das Ergebnis dieser Nachforschung auch einem größeren Kreise von Interessenten zu unterbreiten.

Die zugänglichen Quellen ordnen sich nach ihrem Werte in verschiedene Gruppen. Unter den gedruckten nimmt unbestritten die erste Stelle das bekannte Buch von La Harpe⁵ ein, das sich

³ Alcée Fortier: *History of Louisiana*. Paris, 1904. I, S. 70. Auch Peter Hamilton, Verfasser des Werkes: *"Colonial Mobile"* (Boston, New York, 1897) ist für eine so niedrige Zahl.

⁴ Bis Mitte Juni 1720 landeten die Schiffe an der Ile Dauphine (Dauphin Island), dann an der Ile aux Vaisseaux (Ship Island), die vor der Bilogibai liegt. 1719 / 1720 entstand hier St. Bilogi, das aber am 1. Okt. durch einen Brand, den die Unvorsichtigkeit eines Sergeanten verursachte, vernichtet wurde. Die Verwaltung, die Anfang 1720 hierher übergesiedelt war, wurde darauf nach Neu Bilori verlegt. Im Späthommer und Herbst 1722 ging sie nach New Orleans, nachdem sie zuvor noch vom 9. September 1721 an für einige Zeit im alten Fort St. Louis an der Mobile Bai gewesen war. Diese häufige Verlegung des Verwaltungssitzes machte namentlich Generaldirektor Hubert für das Mißlingen des Kolonisationsunternehmens in Louisiana verantwortlich.

⁵ Bernard de la Harpe: *Journal historique de l'établissement des Français à La Louisiana etc.* New Orleans 1831. In engl. Uebersetzung in French's Collections III, S. 1 ff., hier aber gekürzt und nicht immer zuverlässig. Sein Werk ist eine Compilation verschiedener Be-

als ein im ganzen zuverlässiger Wegweiser bewährt und dem wir unsere Angaben entnehmen, wenn nicht andere Quellen genannt sind. Unter den ungedruckten reihen sich ihm die Transcripte französischer Urkunden, zumal alter Schiffslisten an, die im Dez. 1904 in den Besitz der Historical Society in New Orleans gelangten und deren Durchsicht mir seiner Zeit in entgegenkommender Weise gestattet wurde. An zweiter Stelle sind die Arbeiten von Dumont,⁶ Page du Pratz,⁷ und Charlevoix⁸ zu nennen, die allerdings nur wenige Tatsachen bringen, bisweilen aber eine wertvolle Ergänzung bilden und sich auch im allgemeinen als zuverlässig erweisen. Letzteres läßt sich von den Arbeiten von Pénicaut⁹ und Le Gac¹⁰ nur in sehr beschränktem Sinne behaupten. Ersterer war

richte. Die Daten über den Schiffsverkehr scheinen einem bei Margrth V, 572 citierten Memoire zu entstammen: "Journal historique concernant l'établissement de la Louisiana tiré des Mémoires originaux par le Chevalier Beauvain, géographe ordinaire du Roy." Wenigstens findet sich die dort angegebene Stelle fast wörtlich bei La Harpe S. 173. In dieses Journal fügte La Harpe oder der Herausgeber die Berichte von seinen wiederholten Reisen und einige von La Harpe verfaßte Denkschriften.

⁶ Dumont (de Montigny?) Mémoires historiques sur la Louisiane. Paris 1753. Vgl. Grench V, S. 1 ff.

⁷ Le Page du Pratz: Histoire de la Louisiane etc. etc. Paris 1758. Englische Uebersetzungen erschienen 1763 und 1774. Benutzt wurde die Ausgabe von 1774 neben dem franz. Original.

⁸ Charlevoix, Fr. X.: Histoire et description générale de la Nouvelle France avec un journal historique d'un voyage fait par ordre du roi dans l'Amérique Septentrionale. Paris 1744. Vgl. Grench III, S. 119 ff. Uebersetzung von Shea: New York 1868. Neue Ausgabe von Morrison, London 1903.

⁹ Pénicaut: Relation ou Annals véritables de ce qui s'est passé dans le pays de la Louisiane, pendant 22 années consécutives, depuis le commencement de l'établissement des Français dans le pays etc. Das Original findet sich abgedruckt bei Margrth V, S. 375 ff. Eine englische Uebersetzung bringt Grench: New Series I. S. 35 ff. Doch weicht diese vielfach von dem Margrth'schen Originale ab. In der Grench'schen Version scheint das oben Anm. 5 genannte: Journal historique von Beauvain bearbeitet zu sein. Grench veröffentlichte sein Buch (Titel: "Louisiana and Florida") 1869. Margrth das seine 1883. Wir folgen dem letzteren.

¹⁰ Mémoire d'après le voyage par Charles Le Gac, directeur de la Compagnie des Indes à la Louisiane, sa géographie etc. etc. . . et des moyens de l'améliorer. Manuscrit rédigé en 1722. Benutzt wurde eine Abschrift in der Historical Society in New Orleans.

ein Zimmermann, dessen Bildung und Verbindungen schon nicht ausreichten, um über die Vorgänge gut unterrichtet zu sein, und der zudem nicht an der Küste, dem für unsere Untersuchung wichtigsten Platze, lebte, aber für Vorgänge im Innern, zumal für die Verteilung der Kolonisten im Lande von Wert ist. Le Gac war allerdings einer der Direktoren der Compagnie des Indes in der Kolonie, hätte also die besten Mitteilungen über alle einschlägigen Vorgänge geben können. Sein *Mémoire* ist aber eine Tendenzschrift, in der wenig beliebte Mann¹¹ wohl sein nicht ganz einwandfreies Verhalten zu rechtfertigen sucht und deshalb die Zahl der von Frankreich herübergesandten Personen viel zu hoch, dagegen die Masse und den Wert der gleichzeitig verschifften Waren und Lebensmittel viel zu gering angibt, um die für die Auswanderer so verhängnisvolle Hungersnot in dem Jahre 1721 zu erklären. Neben diesen Quellen sind die großen Publikationen von Margry¹² und French¹³ zu nennen, die wertvolles Urkundenmaterial bringen, das indessen—zumal bei French—nicht immer frei von Uebersetzungs- und Interpretationsfehlern ist, sowie das wertvolle Buch von Pierre Heinrich über Louisiana unter der Verwaltung der Compagnie des Indes.¹⁴

Wir sind in der glücklichen Lage, wenigstens zwei authentische Zahlenangaben zu besitzen, die wir unserer Untersuchung zu

¹¹ Le Gac landete 25 August 1718 als Unterdirektor in Louisiana. Mit dem „Philippe“ (No. 10) erhielt er April 1719 seine Bestellung als Generaldirektor. Am 12 März 1721 verließ er auf dem „Chameau“ (No. 50) die Kolonie. Man sah ihn ohne Bedauern scheiden (La Harpe S. 147 u. 245). Er widersetzte sich vor allem der Verlegung des Verwaltungssitzes nach New Orleans. Er scheint auch von den Lebensmitteln, die bis Ende 1719 im Ueberflusse vorhanden waren, unrechtmäßigen Gebrauch gemacht zu haben.

¹² Margry, Pierre: *Mémoires et documents pour servir à l'histoire des origines françaises des pays d'outre-mer*. Paris 1879 ff. In Betracht kommt Band 5.

¹³ French, Benj. Fr.: *Historical Collections of Louisiana*. Verschiedene Drudorte. 1864=1875.

¹⁴ Heinrich, Pierre: *La Louisiane sous la Compagnie des Indes*. Paris. Leider war uns dieses Werk in Chicago nicht zugänglich, so daß wir es zu einer letzten Vergleichen nicht heranziehen konnten. Auch das Buch desselben Verfassers: „L'Abbé Prévost et la Louisiane“, das sicher auch für unsern Zweck brauchbares Material enthält, vermochten wir nicht einzusehen.

Gründe legen können, denen aber Prof. Deiler leider nicht die erforderliche Berücksichtigung geschenkt hat. Nach der einen—für die wir allerdings keine amtliche Quelle nennen können—hatte die Compagnie des Indes die Verpflichtung übernommen, innerhalb des Zeitraumes, für den ihr Monopol lief, d. h. von 1717 bis 1742, 6000 Weiße nach Louisiana zu befördern (Deiler S. 10); nach der zweiten belief sich deren Zahl für die Jahre 1718 bis Juni 1721 auf 7020. Da die letztere gemacht wurde, um die Maßnahmen der Compagnie bei ihrer späteren Reorganisation zu rechtfertigen, so könnte höchstens das Bestreben bestanden haben, sie zu deren Gunsten zu vergrößern. Da wir diese Zahl aber als offizielle Mitteilung—und zwar die einzig vorliegende—anzusehen haben, so können wir mit ihr als einer gegebenen Größe operieren und sie zum Ausgangspunkte unserer Untersuchung nehmen.

Danach hat die Compagnie des Indes in dem genannten Zeitraume im ganzen 7020 Personen nach Louisiana gebracht oder richtiger abgesandt, die sich nach Heinrich¹⁵ in folgende Gruppen gliedern:

Liste A

1. Offiziere	122
2. Soldaten	977
3. Angestellte der Compagnie	43
4. Arbeiter für die Compagnie	302
5. Besitzer und Leiter der Concessionen	119
6. Engagés für die Concessionen	2462
7. Strafverschickte und Verbannte	1278
8. Frauen	1215
9. Kinder	502

7020

So wertvoll diese Einteilung ist, so ist sie für den vorliegenden Zweck doch nur mittelbar zu benutzen; denn mit Ausnahme der Gruppen 1, 3, 5 und 7 konnten sich Deutsche in allen anderen in größerer Anzahl finden. Es bleibt daher nur der Weg einer sorgfältigen Vergleichung der Angaben, welche die verschiedenen Quellen enthalten, und diese finden sich nur im Zusammenhange mit den während der Jahre 1718 bis 1721 nach Louisiana abgesandten Schiffen, die wir im Nachfolgenden unter fortlaufender Numerierung bringen, um gegebenen Ortes auf diese, nicht auf

¹⁵ Heinrich Pierre: a. a. O. S. 86 ff.

die Namen der Schiffe Bezug zu nehmen. Daß eine aber geht schon von vornherein aus diesen Zahlen hervor, daß 6000 Deutsche—geschweige denn 17000, von denen G. A. Rattermann spricht,¹⁶ unmöglich zur Verschiffung gelangt sein können. Denn naturgemäß konnten diese in einer französischen Kolonie nur einen Bruchteil der Bevölkerung bilden, und wenn sie auch von einigen Quellen¹⁷ neben den Kanadiern als die eigentlichen Gründer der Kolonie anzusehen sind, so dürfen wir hierin nur ein Werturteil sehen, aus dem sich kein Schluß auf ihre Zahl ziehen läßt.

Auch für die Masse der von der Compagnie des Indes angeworbenen Deutschen, die unter dem offiziellen Titel „Engagés“ gingen und nicht mit den späteren Redemptionisten zu verwechseln sind,¹⁸ glauben wir schon hier ein Ergebnis bringen zu können. Wenn sich die Compagnie zur Herüberschaffung von 6000 Seelen in 25 Jahren verpflichtete, wird sie oder ihr Leiter, John Law, der für die Anwerbung in Deutschland in erster Linie in Betracht kommt, nicht sofort 10000 oder 12000 oder noch mehr „gekauft“ haben, zumal da sie auch in der Provence und in anderen Teilen Frankreichs sowie in Italien und der Schweiz, die allerdings auch eine große Zahl Deutscher lieferte, Ansiedler zu beschaffen suchte und dazu noch von dem beliebten Mittel der strafweisen Versendung von Gefindel und unbequemen Persönlichkeiten aller Art, wenigstens bis zum Mai 1720 reichlich Gebrauch machte. Allerdings mag die Compagnie und ihre Concessionäre d. h. Leute, welche von ihr größere oder kleinere Landstriche als Lehen erhielten, langfristige Kontrakte mit deutschen Fürsten und Behörden, auch mit Privatunternehmern im Auslande abgeschlossen haben, welche die Beschaffung größerer Menschenmassen im Laufe der Zeit bezweckten. Diese aber sind, wie wir La Harpe entnehmen können, infolge des großen Krachens im Jahre 1720 nicht mehr zur Ausführung gelangt, und die hohen

¹⁶ G. A. Rattermann: *Der Deutsche Pionier*, Bd. VII, Cincinnati, 1875-76 „Die Mississippi Seifenblase“ S. 262 ff. Wiedergedruckt in desselben Verfassers: *Gesammelte Ausgewählte Werke*, Band XVI, Cincinnati, 1902, S. 145 ff.

¹⁷ So der Chevalier Champigny in seinem La Hague 1776 veröffentlichten *Mémoire*. French V. S. 132. Vg. Feiler, S. 17.

¹⁸ Die „Engagés“ waren schon vor ihrer Abreise in ein festes Dienstverhältnis getreten; die Redemptionisten wurden dagegen erst nach der Ueberfahrt für eine Reihe von Jahren verbunden oder besser verkauft.

Ausgaben der Compagnie wurden zum großen Teil durch die Abmachungen mit den Schweizern, Deutschen, etc. verursacht, welche nicht aufrecht erhalten werden konnten.¹⁹ Wir müssen aber die Frage dieser Verträge offen lassen, denn diese läßt sich nur durch Untersuchungen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz entscheiden, woraus sich auch für den hier in Frage stehenden Gegenstand wie für alle die europäische Auswanderung nach Nordamerika betreffenden Tatsachen die Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens amerikanischer und europäischer Forscher ergibt. Das aber scheint für uns ausgemacht, daß wir die wirkliche Anwerbung deutscher Ansiedler auf ein weit bescheideneres Maß zurückzuführen haben, und wir bringen selbst die in unserer früheren Arbeit (S. 126) gegebene Zahl 4000 nur als Höchstbetrag und unter Vorbehalt. Denn wenn auch Charlevoix (III, S. 411) von 9000 Deutschen spricht, die La w angeworben habe, und andere Quellen von 12000 und noch mehr berichten, so haben wir andererseits bei Le Page du Pratz (S. 32) die Angabe, daß die Gesamtzahl der von La w für seine Concession gewonnenen Deutschen und Probenzalen etc. sich auf 1500 belaufen sollte. Für diese Zahl spricht manches, und wir neigen der Annahme zu, daß alles in allem c. 1250 Deutsche und c. 250 Probenzalen, unter denen allerdings auch viele Gascogner waren,²⁰ wirklich für La w's Besitzungen in Frankreich zur Einschiffung bereit gehalten wurden, von denen c. 225 Deutsche und 50 Probenzalen schon in Orient durch Tod und Desertion verloren gingen, während die Seereise 500 bis 550 mehr dahintraffte, sodaß nur etwa 700 in Louisiana landeten. Letztere Zahl ist um 200 höher als die von Le Page du Pratz gegebene; denn nach ihm starben 1000 bereits in Orient „vor der Einschiffung“; doch ist kein Zweifel, daß die Opfer der Seereise in diese einzuschließen sind.

Auch bei Bossu, einem späteren Schriftsteller,²¹ der allerdings

¹⁹ La Harpe, S. 373 in seinem dem erzählenden Teile beigelegten *Mémoire* über den Wert von Louisiana (French III S. 117). An der Anwerbung der Deutschen war vielleicht auch der Generaldirektor Peter Purry beteiligt, von dem wir unter Schiff No. 57 und Anm. 58 berichten werden.

²⁰ Die auf diese Weise in den Einschiffungshäfen verursachten Verluste scheinen im Durchschnitt 20 Prozent betragen zu haben.

²¹ Bossu: *Nouveaux voyages aux Indes occidentales*. Paris 1768. I. S. 38.

Le Page du Praz ausgeschrieben zu haben scheint, begegnen wir derselben Darstellung, sodaß wir glauben, von den 4000 Deutschen, auf die Law's Verträge vielleicht lauteten, waren bis zu seinem Sturze nur c. 1250 in den Einschiffungshafen eingetroffen. Hierfür spricht auch der Zeitpunkt des Beginnes der Anwerbung, den wir später ansetzen als Deiler, der (S. 34) 1718 annimmt, und andere Forscher, nach denen Deutsche schon 1720, ja 1719 in die Kolonie kamen.

Wir besitzen einen Brief der bekannten Elisabeth Charlotte von Orleans aus dem Pfälzer Hause, der Mutter des damals über Frankreich gebietenden Regenten, in dem sie berichtet, daß im Mai 1720 75 Familien aus der Pfalz nach Orleans wanderten, um weiter nach Louisiana zu gehen. Aus dem ganzen Tenor des Briefes²² geht hervor, daß sie vordem von derlei Vorgängen nichts vernommen hatte, so daß wir in diesen Familien den ersten Zugzug aus Deutschland sehen. Auch nahmen der Abschluß der erwähnten Kontrakte, die Anwerbung und Sammlung der Geworbenen Zeit in Anspruch, und da die Compagnie des Indes ihre Chartre erst im Sept. 1717 erhielt und Law's Concession für sein Besitztum am Arkansas gar erst aus dem Mai 1719 stammte,²³ so ist es mehr als wahrscheinlich, daß vor dem Mai 1720 keine Angeworbenen für Law's „Herzogtum“ in Frankreich eintrafen. Wir werden sehen, daß dieses auch mit den uns erhaltenen Schiffslisten in Einklang steht. Weitere Beweise für unsere Auffassung sind ein in Frankfurt im Jahre 1720 gedruckter Aufruf,²⁴ der die Pfälzer

„Mein dochter hatt mir durch die gestrige post ein Memoire geschickt daß 75 familien aus der Pfalz nach Orleans gehen umb ins Mississipp zu reisen. Der Herzog von Lothringen (ihr Schwiegersohn) hatt sie durch Lothringen gehen sehen. Ihr werdet alle ihre tagreissen hierbey finden (chemin que tienderont soixante dix familles allemandes composées de 135 hommes 135 femmes et 319 enfans, pour aller à Orleans. . . Hagenau-Orleans 3 Mai 1720); die threnen seindt mir driiber in die Augen kommen. Ich fürchte daß unser Herrgott den churfürsten hart straffen wirdt. Wen die straffe nur auf die verfluchte pfaffen konte fallen, were es gutt; aber ich fürchte, der churfürst es selber wirdt bezahlen. Gott gebe daß ich mich betriege“! Brief vom 30. V. 1720 in „Bibliothek des Litterar-Vereins“ 144. Tübingen 1879 S. 162. Kurfürst der Pfalz war damals Karl Philipp aus der Neuenburger Linie.

²² So Heinrich S. 30 nach dem „Mémoire justificatif de Law,“ bei E. Daire—Economistes français du XVIII siècle, Paris 1843 I. S. 643.

²³ Dieser Aufruf befindet sich im Besitze des Herrn Rattermann in

zur Auswanderung nach Louisiana zu veranlassen bestimmt war, sowie ein aus Stuttgart den 18. Mai 1720 datierter „Hochfürstlicher Befehl, wie es mit den württembergischen Untertanen fortweg nach der Insel Mississippi zu ziehen vorhabens gehalten werden soll“, dem wir entnehmen, daß damals ein „Commissarius“ württembergische Untertanen zur Ansiedelung in Louisiana zu überreden suchte.²⁵

Indem wir die Entscheidung dieser Frage einer späteren Untersuchung vorbehalten, die sich an unserem augenblicklichen Aufenthaltsorte, Chicago, nicht gut veranstellen läßt, geben wir im Folgenden die Liste der Schiffe, die während der in Betracht kommenden Jahre in Louisiana landeten oder von Frankreich aus dorthin abgingen.

II

1718

1718 Die ersten Schiffe, welche die Compagnie des Indes—damals noch Compagnie d'Occident genannt—nach ihrer im August 1717 erfolgten Gründung²⁶ nach Louisiana sandte, waren:

- | | | |
|-------------------------------|---|-----------------|
| 1. Feb.—blieb
in Louisiana | 1. die Brigantine „Le Neptune“, Kap.
Béranger, | } ²⁸ |
| 1. Feb.—März | 2. die Brigantine „La Vigilante“,
Kap. Arnaudin | |
| | 3. die Fleute (Flûte) „La Dauphine“
Kap. Arnaudin, ²⁷ | |

Cincinnati. Es ist mir aber nicht gelungen, eine Kopie desselben zu erhalten oder ihn einzusehen, obgleich ich zweimal zu diesem Zwecke in Cincinnati war und mich auch schriftlich an Herrn Rattermann gewandt habe.

²⁵ Vgl. Learned: „Guide to the Manuscript Material Relating to American History in the German State Archives“. Washington (Carnegie Institution) 1912, S. 303.

²⁶ Die Charte der Compagnie datiert vom Sept. 1717.

²⁷ „La Dauphine“ war nach La Harpe schon im August 1715 und wahrscheinlich auch im Frühjahr 1716 in Louisiana, 1715 unter Kap. Béranger.

²⁸ „Brigantinen“ waren zweimastige Briggschoner, während die Fleuten ursprünglich holländische Lastschiffe, 3 Masten und wohl an 300—400 Tonnen hatten. Sie dienten vor allem dem Passagierverkehr.

1718 Margry V. S. 596 u. 597 gibt die Instruktionen für Vêranger und Cathélineau, der hiernach No. 2 befehligte. Nach ihm gingen die Schiffe am 25. Oktober 1717 von La Rochelle unter Segel und landeten La Garpe zufolge am 1. Feb. 1718 (nach Bénicaut am 9. Feb.) an der Ile Dauphine, von wo No. 2 und 3 im März nach Frankreich zurückkehrten. „Le Neptune“ unter Vêranger blieb in der Kolonie, wo er auf dem Mississippi stationirt werden sollte. Bénicaut und Charlevoix (II S. 434) berichten auch, daß er als das erste Schiff nach New Orleans mit Waren und Kolonisten gegangen sei. Doch bleibt dies zweifelhaft. Die „Vigilante“ jedenfalls, die ebenfalls für den Mississippi bestimmt war und zwar für die Gegend am Yazoo, führte ihren Auftrag nicht aus, sondern kehrte nach Frankreich heim.

Die drei Schiffe brachten nach La Garpe die Compagnie de Bonil, also c. 50 Soldaten, und 60 Franzosen, über deren Charakter wir aber nichts Näheres erfahren.

110

Zwei Monate später, am 28. April 1718 landete

28. April-
10. Aug.

1. die Fregatte „La Paix“²⁹ 12 od. 15 Kanonen, Kapit. Boyer, dessen vom 10. Dez. 1717 lautende Instruktion sich bei Margry V. 598 findet. Auch sie kam von La Rochelle und blieb (nach La Garpe) bis zum 10. August in der Kolonie. Sie brachte derselben Quelle zufolge Lebensmittel und 60 Mann für die Concession des Paris Duverney unter Führung von Dubuiffon. Von ihnen berichtet, obgleich sehr unbestimmt, auch Le Gac's Memoire, nachdem die im Februar und März

²⁹ „La Paix“ war schon 17. Juni — Juli 1716 in der Kolonie, damals unter Rept. Chaph.

- 1718 (1) eingetroffenen Schiffe 350-400 Mann an Bord hatten, und zwar außer den Leuten unter Dubuiffon Soldaten und Sträflinge, so daß No. 1-4 vielleicht noch 200 von der letz- 50(+200?) teren Kategorie brachten.

Am 25. od. 26. Aug. 1718 landete an der Ile Dauphine ein Geschwader, das aus

25. Aug. 5. der Fregatte „La Duchesse de No-
31. Okt. a illes“, Kapit. de la Salle,

do. 6. der Fregatte „La Victoire“, Kapit. de Roussel, und

do. 7. der Fleute „La Marie“, Kapit. Chap-
py⁸⁰, bestand. Es hatte La Rochelle am 25. Mai 1718 verlassen und eine Reise von genau drei Monaten, der durchschnittlichen Reisedauer, hinter sich. Am 31. Oktober traten die Schiffe wieder die Heimreise an. An Bord der „Marie“ befanden sich Le Page du Pratz und La Harpe mit 60 für seine Concession bestimmten „Engagés“, sowie der uns bereits bekannte Subdirektor der Compagnie des Indes Le Gac, also drei der Schriftsteller, die für unsere Darstellung von Bedeutung sind. Trotzdem gehen die Angaben über die Zahl der Passagiere, die das Geschwader herüberbrachte, sehr auseinander. Le Gac spricht von mehr als 600, Le Page du Pratz von 800. Auch La Harpe nennt die letztere Zahl. Er erwähnt 40 „Commissaires“, also wohl Angestellte der Compagnie, die mit Le Gac kamen, und Engagés für zwei größere Concessionen (außer der seinigen noch 70 Mann für die Concession de la Souffrage) und für 6 kleinere Concessionen, von denen jede 12-15 Mann zählte. Dies würde c. 250 Personen ergeben, die übrigen müßten demnach aus

⁸⁰ Chappy war einer der erfahrensten Kapitäne in der Westindiafahrt. Ihm zollt Dumont hohes Lob. (Frensch V. S. 9).

1718

Soldaten und Sträflinge bestanden haben.^{31a} Weit geringer aber sind die Angaben Pénicauts, der (Margry V. S. 553) von 500, aber nur für die beiden Schiffe No. 5 und 7 berichtet, und von Heinrich, der auf Grund von ihm zugänglichen Quellen gar nur die Zahl 310 gibt. Doch haben wir unter dieser vielleicht nur die „Engagés“ und Angestellten der Compagnie zu sehen, während Pénicaut andererseits die Zahl der Soldaten und Sträflinge gibt, so daß beide zusammen die Zahl 800 erklären würden. Hierfür spricht ein freilich undatiertes Aktenstück in dem „Department de la Marine et des Colonies“ (vgl. French II S. 66) nach dem No. 5 und 6 La Rochelle mit 570 Mann an Bord verlassen haben. 310 (490?)

Nach diesen so weit auseinander gehenden Angaben wird es schwer sein, für das Jahr 1718 eine bestimmte Zahl mit Sicherheit anzugeben. Nach sorgfältiger Prüfung aber glauben wir annehmen zu dürfen, daß ca. 400 Personen in diesem Jahre kamen, von denen c. 320 unter die Engagés (270 Männer, 30 Frauen, 20 Kinder) zu rechnen sind, während 80 zu den Angestellten der Compagnie und zu den Concessionären selbst gehörten. Dazu aber kamen noch mindestens c. 400 Soldaten und Zwangsarbeiter, sodaß die von La Harpe und Le Page du Pratz gegebene Zahl 800 sich auf das ganze Jahr, nicht nur auf

^{31a} Pénicaut (Margry V., S. 552) gibt nur c. 170 Engagés, doch haben wir in ihnen diejenigen zu sehen, die wirklich landeten und nach den Concessionen abgingen. Nach ihm hatte La Harpe nur 25 „Engagés“, dagegen führte die von diesem nicht genannte Concession Meure oder Neuse deren 80.—Ueber die Sträflinge wurden die offiziellen Listen sehr mangelhaft geführt, aber auch die Soldaten, die sich zum guten Teil aus Deserteuren und Bagabunden rekrutierten. Für sie finden sich in den Schiffslisten oft nur Spitz- oder Dednamen, da man wie auch heute in der Fremdenlegion ach dem richtigen Namen nicht fragte.

den Sommer 1718 beziehen würde. Indes- 1718
 sen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Zahl 800(300?)
 der letzteren Kategorie c. 300 höher war.

1719

1719

Für die folgenden Jahre 1719 bis 1721 sind wir insofern besser unterrichtet, als wir hier die in der Historical Society in New Orleans ruhenden Abschriften der Original-Schiffslisten benutzen können. Doch liegen diese keineswegs für alle Schiffe vor, und dann sind auch die vorhandenen nur mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen. Einmal fehlte die Sorgfalt, die wir heute bei unseren Passagierlisten verlangen und voraussetzen (vgl. Anm. 31a), und dann gab es sicher eine größere oder kleinere Anzahl „blinder Passagiere“, die sich allerdings nicht aus der Heimat fortstahlen, wie das in der Gegenwart wohl vorkommt, sondern auf Grund privater Feindschaften oder königlicher „lettres de cachet“ in die Neue Welt abgeschoben wurden, um dort zu verschwinden, die man sicher zählte, deren Namen aber nicht gegeben wurden. Auch traten mehr, als dies heutzutage noch geschehen kann, Änderungen vor der Abfahrt ein—infolge anderer Disposition über die Schiffe oder mehr noch infolge der Krankheiten, die in Orient, dem Hafen der Compagnie des Indes, bald einen epidemischen Charakter annahmen und Hunderte der für die Auswanderung Geworbenen oder Geprüften hinrafften. Des weiteren lief das eine oder andere Schiffe vor seiner Abfahrt aus Frankreich noch andere Häfen an, um Passagiere einzunehmen, über die dann keine Berichte vorliegen. So kommt es denn, daß für dasselbe Schiff mitunter 2 ja 3 verschiedene

1719

Listen vorliegen, daß Namen sich wiederholen oder ausgelassen sind, daß deren Zahl mit der gegebenen Endsumme nicht übereinstimmt u. a. m.^{31b} Im großen und ganzen aber geben uns diese Listen doch einen gewissen Anhalt, und im Verein mit den anderen Quellen vermögen wir uns ein ziemlich zuverlässiges Bild von der Auswanderung während des nun folgenden Zeitraumes zu machen.

Nach La Gac traf in der Zeit vom 18. August 1718 bis 19. März 1719 kein Schiff in der Kolonie ein. Obgleich die genannten Tage nicht stimmten, hat er in der Feststellung dieser Tatsache Recht, denn erst am 17. März 1719 lief

17. März-?

8. „Le Comte de Toulouse“, Rapt. Grieux, die Kolonie an. Das Schiff hatte La Rochelle am 10. Nov. 1718 verlassen und führte nach der am 5. Nov. ausgestellten Liste 154 Personen an Bord, von denen 152 genannt sind. La Garpe gibt ihre Zahl auf nur 100 an; doch erklärt sich dies wohl daraus, daß er die 53 Soldaten, die mit dem Schiffe kamen, nicht mitrechnet. Unter den eigentlichen Passagieren befanden sich c. 50 Arbeiter für Concessionen, c. 45 Bergleute und Tabakbauer (Aus Clairac am Lot unter Führung von Montplaisir) für die Com-

^{31b} Unter dem letzten Schiff der Liste, „La Saone“, findet sich folgender Vermerk: „Le present Etat conforme à ceux signez des écrivains de chaque vaisseau sur lesquels sont embarqué les passagers y dénommés à Lorient le 24 Janvier 1721. Que moy certifie seulement les Etats des passagers des Vaisseaux La Mutine, Les Deux Frères, La Garonne La Saone et La Charente. I. A. Brun“.

„Je certifie aussy pour les mesmes vaisseaux dénommés y dessus qui sont La Mutine, Les Deux Frères, La Garonne, La Saone et La Charente. Martin.“ Doch sind gerade in der endgültigen Belegung dieses Schiffes sicher Änderungen eingetreten. Vgl. die spätere Darstellung unter No. 57 ff.

1719

pagnie und 7 Angestellte der Compagnie, unter ihnen der Generaldirektor Larchebault. Le Gac gibt die Zahl 200, und Bénicaud läßt noch 250 Neger kommen, während Heinrich nach den ihm zugänglichen Quellen 152 aufweist. Im Ganzen zählte man unter den 152 Genannten: 128 Männer, 18 Frauen und 6 Kinder.

154

Einen Monat nach der Ankunft des „Comte de Toulouse“ landeten am 19. April an der Ile Dauphine:

19. April-?

9. „Le Maréchal de Villars“
Kapt. Méchin, und

19. April-?

10. die Fregatte „Le Philippe“, Kapt. Diourse, die Frankreich nach dem 9. Januar verlassen haben müssen; denn mit ihnen kam Mr. de Serigny, der Bruder von Bienville, dem langjährigen und verdienstvollen Gouverneur von Louisiana, der die Nachricht von der an diesem Tage erfolgten Kriegserklärung Frankreichs an Spanien brachte. Der „Maréchal de Villars“ hatte dem „Philippe“ als Begleitschiff gedient und war wohl ein königliches Fahrzeug. Der letztere führte 148 Passagiere, von denen 145 genannt sind. Unter diesen befanden sich 35 Soldaten (darunter 5 Frauen), 93 Engagés (darunter 15 Frauen), 13 Deserteure, 5 „Passagers libres“ und 1 Angestellter der Compagnie. Man zählte 124 Männer, 21 resp. 23 Weiber, aber keine Kinder. La Harpe gibt auch dieses Mal eine geringere Zahl an als die Schiffsliste, nämlich 130, was vielleicht durch Verlust auf der Seereise zu erklären ist, während Le Gac wieder übertreibend 350-400 nennt.

148

Der Juni brachte vier Schiffe nach Louisiana, von denen

1719

6. Juni-

4. Juli

6. Juni-

4. Juli

11. Le Grand duc de Maine, Rapt. Laudoin, und

12. „L'Aurore“—20 Kanonen—Rapt. Harpin, am 6. Juni landeten und am 4. Juli (nach Le Gac am 11.) wieder absegelten. Sie kamen von der Küste von Guinea und brachten nach La Harpe und Bénicaut 500, nach Le Gac 450 Neger, kommen also für unsere Abhandlung nicht in Betracht.

28. Juni-

Drei Wochen später, am 28. Juni, trafen

13. die Fregatte „Le Saint Louis“—18 Kanonen, Rapt. Colombier, und

14. die Fleute „La Dauphine“, Rapt. LaFeuille-Brillant ein, die aber nicht an der Ile Dauphine, sondern vor Pensacola Anker warfen, das Mitte Mai vor den Franzosen kapitulirt hatte. Sie hatten am 21. März die Rhebe von La Palisse verlassen und brachten in erster Linie Lebensmittel und Kriegsbedarf, die sie in Pensacola landeten. Nach den Schiffslisten führte das erste Schiff 76 Passagiere, von denen 68 Männer und 8 Frauen waren. 18 Deserteure und sonstige Verschiede, 1 durch eine „lettre de cachet“ Verbannter und 10 Soldaten (darunter 1 Weib) sind wohl die 30 Rekruten, von denen La Harpe berichtet. Daneben hatte der „Le Saint Louis“ aber 45 Engagés (darunter 5 Frauen) an Bord; La Harpe spricht nur von 12, bleibt also auch hier wieder hinter der Schiffsliste zurück, während Le Gac von 350 Engagés und Soldaten fabelt.

76

Größere Bedeutung als diese Schiffe hatte das Geschwader, das am 1. September 1719 vor der Ile Dauphine erschien und aus drei königlichen Kriegsschiffen und zwei Schiffen der Compagnie bestand. Die ersteren befeh-

- 1719 igte der Admiral de Champmeslin und hießen
1. Sept.– 15. die Fregatte „L' *Hercule*“—60 Kanonen—Kapt. de Gouyon,
25. Okt.
1. Sept.–? 16. die Fregatte „L' *Mars*“—56 Kanonen—Kapt. de Roquefeuille,
1. Sept.– 17. die Fregatte „L' *Triton*“—54 Kanonen—Kapt. de Bienne. Sie hatten schon im August 1718 Breß verlassen und bisher in den westindischen Gewässern gekreuzt, bis sie den Befehl erhielten, mit den beiden Schiffen der Compagnie des Indes
1. Sept.–? 18. der Fregatte „L' *Union*“—48 Kanonen—Kapt. de la Mancillière-Gravé, und
1. Sept.–? 19. der Galeute „L' *Marie*“—20 Kanonen—Kapt. Chaphy (vgl. 4 u. 7), nach Louisiana zu gehen und das von den Spaniern zurückeroberte Pensacola von neuem anzugreifen. Die Spanier hatten inzwischen auch die Küste von Louisiana blockiert, und nur der „Philippe“ (No. 10) verteidigte den Zugang zu der Ile Dauphine. Denn der „Comte de Toulouse“ (No. 8) und „Le Maréchal de Villars“ (No. 9), die man am 18 Juni mit 400 spanischen Gefangenen nach Havana gesandt hatte (Charlevoix II S. 438), waren hier mit Beschlag belegt worden und kämpften unter spanischer Flagge gegen die Kolonie, während der „St. Louis“ (No. 13) beim Fall von Pensacola den Spaniern am 6. August in die Hände gefallen zu sein scheint. Dumont weiß uns zu erzählen, wie die Fregatten (No. 15, 16, 17, 18) unter spanischer Flagge segelnd die Spanier täuschten, während der erfahrene Chaphy seine langsam segelnde „Marie“ als von den Spaniern genommene Prise führte. So gelang es, glücklich die Ile Dauphine zu erreichen, deren

1719

Blockade die Spanier La Garpe zufolge allerdings schon am 24. August—wohl auf die Kunde von dem Nahen des Geschwaders—aufgehoben hatten.

Die beiden Schiffe der Compagnie (No. 18 u. 19), die von La Rochelle am 28. Mai 1719 abgesegelt waren, führten nach den Schiffslisten an 340 Passagiere. „L'Union“ hatte deren 193 an Bord, d. h. 10 Offiziere resp. Angestellte der Compagnie, darunter den Generaldirektor BiLLardeau (oder BiLLardo), 31 Soldaten, 62 Engagés, 4 Arbeiter für die Compagnie, 47 auf Befehl des Königs Verbannte und c. 30 Vagabunden etc., wozu noch 10 „Passagers particuliers“ kamen, die aber wohl auch auf Kosten der Compagnie reisten. An Bord der „Marie“ zählte man 147 Personen, unter ihnen 8 Offiziere etc. 42 Soldaten, 22 Engagés, 10 Compagnie-Arbeiter, 49 Deserteurs, 4 sonstige Verbrecher und 13 „Passagers particuliers“ (13 Personen waren noch hinzugekommen „depuis les rôles arrêtés“ d. h. nach Schluß der Liste). 301 Männer, 23 Weiber und 17 Kinder zählen die Listen auf, mit denen La Garpe, soweit die „L'Union“ in Betracht kommt, nahezu übereinstimmt, während er für die „Marie“, die er als Magazinschiff bezeichnet, keine Zahl gibt. Pénicaut (Margry V. S. 571) vermeldet für das letztere Schiff noch 50 Bergleute, die unter Arnonds Führung standen. In diesem vermutet Margry mit Recht Philippe François Renault (Renaud oder de la Renaudière), der 1720 mit einer Schar Bergleute nach Illinois zog. (vgl. Franz: S. 146) Es waren allerdings schon mit No. 8 Bergleute geschickt worden; doch erfahren wir aus den Instruktionen für den späteren General-

1719

direktor Dubergier (Margry V. S. 628), daß mindestens zwei Abteilungen Bergarbeiter nach Louisiana befördert wurden. Die zweite, die sonst nirgends erwähnt wird, wird demnach mit diesem Transport angekommen sein, ist aber wohl identisch mit 40 Mann, die in der Liste der „Union“ für die Concession Renaud, der selbst an Bord des Schiffes war, verzeichnet sind.

Die Gesamthöhe des Transportes—das Geschwader eingerechnet, gibt Le Gac auf 550 an, während Pénicaut die Zahl 830 bringt. Hiermit stimmt Dumont nahezu überein, der 800 nennt und zwar für begnadigte Deserteure allein, die als Soldaten in der Kolonie bleiben sollten. Dieselbe Zahl findet sich bei Le Page du Pratz, der aber wohl Dumont folgt. Charlevoix (II S. 447) berichtet, die Compagnie des Indes habe schon vorher 250 Soldaten geschickt, vielleicht mit dem „Maréchal de Villars (No. 9), für den wir keine Passagierliste besitzen. Auch das königliche Geschwader wird sicher eine größere Zahl von Deserteuren gebracht haben, obgleich es schon ein Jahr unterwegs war. Doch glauben wir, die von Le Gac gegebene Zahl als gesichert annehmen zu dürfen, während wir den über ihn hinausgehenden Betrag als zweifelhaften Posten (vielleicht für No. 9) einsetzen. 550(+250?)

Das königliche Geschwader, das eigentlich in Louisiana überwintern sollte, verließ Louisiana Ende Oktober oder Anfangs November, da es Krankheit an Bord hatte und die Lebensmittel knapp wurden, und traf am 3. Januar 1720 wieder in Brest ein. Mit ihm segelten 2 oder 3 Schiffe der Compagnie, nach La Garpe „Le Comte de Toulouse“ und „Le Maréchal de Villars“, die bei der zwei-

1719

ten Eroberung von Pensacola mit dem „St. Louis“ wieder in die Hände der Franzosen gefallen waren, und „L'Union“. Charleboix (II S. 452) vermeldet aber, daß die beiden ersteren Schiffe zurückblieben, da sie nicht seetüchtig waren, und ebenso der „Mars“ (No. 16), dessen Mannschaftsbestand durch Krankheit stark gelichtet war. Le Gac, dem Heinrich S. 65 folgt, spricht nur von einem Schiffe der Compagnie und einem zurückeroberten, die mit dem Geschwader absegelten (No. 9 und No. 10?). Am 23. November folgten dann 3 weitere Schiffe der Compagnie und ein zweites zurückerobertes (No. 8, 18, 19, 20?).³² Die Fregatte „Dauphine“ (No. 14) war am 6. Aug. im Hafen des von den Spaniern wiedergewonnenen Pensacola verbrannt worden, wenigstens berichtet uns La Harpe (S. 150) hierbon, während Charleboix (II S. 481) meldet, eine Fregatte sei von den Franzosen selbst in Brand gesteckt worden, Angaben, die von Heinrich S. 63 bezweifelt werden.

Schon vorher, am 4. Oktober, war ein anderes Schiff der Compagnie, die

4. Okt.?

20. Fregatte „La Duchesse de Noailles“ (vgl. 5), Kapit. de Mahan (od. de Malvan), in Pensacola eingelaufen. Sie brachte aber nur Lebensmittel für das königliche Geschwader und Geschenke (Wein etc.) der Compagnie für die Offiziere desselben. Sie kam von Rochefort oder La Rochelle u. kehrte mit einer Anzahl Offiziere und Soldaten sowie 16 spanischen Gefangenen nach La Rochelle

³² Pénicaut (Margry V. S. 566) läßt No. 8, 9, 10 unter Sérigny kommen und viele Soldaten und 250 Neger bringen.

³³ „Le St. Louis“ (No. 13) der in obiger Aufstellung fehlt, war im September mit 600 spanischen Gefangenen nach Pensacola geschickt worden und ging wohl sofort nach Cap Français weiter.

1719 zurück; doch sind wir über den Zeitpunkt der Heimkehr nicht unterrichtet, wenn wir auch annehmen dürfen, daß sie am 23. Nov. mit den oben angeführten Schiffen zurücksegelte.

Passagiere brachte erst wieder des nächsten Schiff der Compagnie,

18. Nov. 1719 21. die Flote „*Les Deux Frères*“³⁴,
 -4. Mai 1720 Kapit. Ferret, das am 19. August 1719 die „rade de chef de Baye“ von La Rochelle verlassen hatte und am 18. November³⁵ vor der Ile Dauphine Anker warf. Sie führte 201 Passagiere, von denen 145 Männer, 46 Weiber und 10 Kinder waren. Unter ihnen befanden sich 2 Offiziere, 35 Soldaten, 34 Engagés, 3 Compagnie-Arbeiter und 120 Verbrecher und Vagabunden, darunter 38 Frauen und Mädchen, sowie 7 „Passagers particuliers“³⁶. Unter den 38 zwangsweise verschifften Frauen und Mädchen haben wir wohl jene erste Ladung zur Verheiratung in der Kolonie bestimmter Weibspersonen zu sehen, von denen Dumont (II S. 30) so eingehend berichtet. Nach ihm müßten sie allerdings vor dem Eintreffen der „*Deux Frères*“ in der Kolonie gelandet sein; doch vermögen wir kein anderes Schiff, das um jene Zeit ähnliches Menschenmaterial brachte, nachzuweisen und müssen daher, bis zum Verweise des Gegenteils, allein die Sendung der „*Deux Frères*“ gelten lassen.

201

³⁴ Das Schiff führte wohl seinen Namen nach den beiden Brüdern Ratv.

³⁵ Nach La Harpe allerdings schon am 18. Okt.; doch spricht manches dafür, daß Le Gac's Angabe: 18. Nov. richtiger ist.

³⁶ Es liegen zwei Listen vor, die in der Angabe der Frauen und Kinder nicht völlig übereinstimmen. La Harpe erwähnt keine Passagiere. Nach ihm überbrachte das Schiff die Nachricht von der Verschmelzung der Compagnie d'Occident mit der Compagnie Orientale und Compagnie de la Chine zur Compagnie des Indes, die im Mai 1719 erfolgt war.

1719

Hier ist es, daß wir zum ersten Male Deutsche erwähnt finden. Pénicaut (Margry V S. 571) behauptet, „Les Deux Frères“ habe eine große Zahl von deutschen Männern und Frauen an Bord gehabt, doch geben die beiden für dieses Schiff erhaltenen Listen hierfür keinen Anhalt, und es liegt sicher eine Verwechslung mit einer zweiten Reise desselben Schiffes (No. 58) vor, auf der es Deutsche führte. Hierfür spricht auch, daß Pénicaut die Waren etc. des Schiffes nach New Biloxi bringen läßt, zu dessen Errichtung aber nach La Harpe und Dumont dasselbe Schiff erst den Befehl überbrachte. Auch berichtet er von Flachbooten, die die Waren überführten, die aber erst damals angefertigt wurden, da der Befehl zu ihrer Herstellung erst durch die „Marie“ (No. 19) in die Kolonie gelangt und während der kriegerischen Unternehmungen des Herbstes sicher nicht früher ausgeführt worden war. (Pénicaut bei Margry V S. 571). Beachtungswerter aber ist eine Mittheilung in Dumonts Memoiren, nach der die Klärung des Bodens in Biloxi, wohin der Sitz der Kolonie von der Ile Dauphine Anfang 1720 verlegt wurde, im Winter 1719/20 durch eine Compagnie „de soldats Allemands fort robustes“ unter dem Sieur de Baldeterre geschah, die „Les Deux Frères“ selbst nach Biloxi herüberbrachte, wobei das Schiff auflief und nur durch Preisgabe aller seiner Kanonen gerettet werden konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese deutschen Soldaten im Dienste der Compagnie des Indes standen und von ihr herübergesandt waren. Da die Militär-Compagnien in jener Zeit 50 Mann zählten, so nehmen wir diese Zahl auch in die-

1719

sem Falle an und vermuten, daß diese Deutschen mit der Fleute „La Marie“ (No. 19) kamen; wenigstens befand sich Captain Valdeterre nach der Schiffsliste an Bord dieses Schiffes. Mit ihm kam auch der Unterlieutenant Dumont de Montigny, in dem wir mit ziemlicher Bestimmtheit den Verfasser der eben zitierten Memoiren zu sehen haben. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß Dumont in der deutschen Compagnie stand und so als Augenzeuge berichten konnte.³⁷ Deiler (S. 20) allerdings will in diesen Deutschen einen Teil der Compagnie Schweizer Arbeiter sehen, von der wir unter No. 57 hören werden. Diese aber kam erst in Februar 1721, wie die Schiffslisten beweisen; auch stand sie unter Führung von Merveilleux, und auch das von Deiler zitierte „Memoire pour Duvergé“ (Margry V. S. 616) zeigt, daß zur Zeit seiner Abfassung d. h. im Sept. 1720 die 210 Schweizer Arbeiter noch nicht von Frankreich abgegangen waren.

Zu den Schiffen des Jahres 1719 ist wohl auch zu rechnen

traf nicht in
der Kolonie
ein

22. Le Maréchal d'Estrées—36 Kanonen—Kapt. de la Godella, dessen Präsenztrolle vom 19. August datiert und auf La Rochelle lautet.³⁸ Es hatte 151 Passagiere an

³⁷ Dumont de Montigny stand später am Nazoo (La Harpe S. 310). Hier traf La Harpe später den Verfasser der Memoiren, der von sich selbst berichtet, daß er Lieutenant und Ingenieur gewesen sei und La Harpe auf seiner Reise Anfang 1722 als Mathematiker begleitete. Drouet de Valdeterre kehrte 14. Juni mit No. 27 (er wurde am 25. April 1720 von „Conseil“ abgesetzt) nach Frankreich zurück, wo er 9. Dez. 1722 eine Denkschrift über Louisiana einreichte.

³⁸ Semiers de Bellisle, der einzige Ueberlebende unter den 5 Offizieren, traf nach La Harpe am 5. April 1721 in Fort St. Louis ein nach etwa 24monatlicher Irrfahrt, was ebenfalls für das Jahr 1719 spricht. Capt. de la Godelle war schon einmal in der Kolonie gewesen. Er befehligte das Schiff „Duclos“ (od. Dublon), das 9. März 1717 landete.

1719

Bord und zwar 138 Männer, 8 Weiber und 5 Kinder. Diese setzten sich aus 5 Offizieren, 21 Soldaten und 125 Strafverbannten zusammen, von denen nach La Harpe, der ihre Zahl auf 150 angibt, 28 starben. Der Kapitän hielt die Insel Cuba für St. Domingo, verfehlte die Mississippimündung und lief in eine Bucht unter 29° N. B. ein, wo eine Epidemie ausbrach und viele Opfer forderte. Nach langen Irrfahrten kehrte das Schiff nach Léogane auf St. Domingo zurück, wo Kapitän de la Godelle abgesetzt und durch Debourge ersetzt wurde. In der Kolonie erhielt man erst im Juli 1720 durch eine Brigantine (No. 35), welche die französischen Gefangenen von Havana nach Louisiana heimbrachte, Kunde von dem Mißgeschick des Schiffes, das aber keineswegs verloren ging, wie French III S. 76 berichtet. Die 5 Offiziere, die sich an Bord des Schiffes befanden, hatten es vorgezogen, in der erwähnten Bucht an Land zu gehen, um so die französischen Niederlassungen am Mississippi zu erreichen. Nur einer, Semiers de Bellisle, traf dort nach fast zweijährigen Irrfahrten im April 1721 ein. Wie viel von den Eingeschifften verloren gingen, wissen wir nicht; doch haben wir ihre Zahl für unsere Berechnung einzusetzen.

151

Mit diesem Schiff geht das Jahr 1719 zu Ende. Ca. 1280 Passagiere vermögen wir in dessen Verlaufe mit Sicherheit nachzuweisen, 1719: zu denen noch c. 250 kommen, deren Absendung zweifelhaft bleibt.

1280(+250?)

1720

1720

Fünf Wochen, nachdem La Harpe von seiner mehr als einjährigen Expedition nach dem Red River zur Küste zurückgekehrt war,

1720 landete ein neues königliches Geschwader am 28. Februar 1720 an der Ile Dauphine. Es stand unter Admiral de Saujon und bestand aus den Schiffen:

28. Feb.— 23. die Fregatte „L' *Achille*“—62 Kanonen—Kapt. de Saujon
4. Mai

28. Feb.— 24. die Fregatte „Le *Content*“—60 Kanonen—Kapt. le Rochambeau
4. Mai

28. Feb.— 25. die Fregatte „Le *Mercur*e“—56 Kanonen—Kapt. de Gabaret, die am 22. Nov. 1719 von Brest abgeseelt waren und die Aufgabe hatten, die Kolonie und ihren Handel zu schützen. Wir haben von diesen Schiffen keine Listen, da sie nicht der Compagnie gehörten. Nach La Harpe (S. 221) aber brachten sie 288 Passagiere, und Heinrich (S. 38) sowie Le Gac sprechen von 300 Verbrechern, die sich an Bord des Geschwaders befanden, die wohl von diesen auf Rechnung der Compagnie transportirt wurden, so daß wir die Zahl 300 in Rechnung stellen können.

300

Das Geschwader geleitete zwei Schiffe der Compagnie, die mit ihm zugleich eintrafen. Es waren dies

28. Feb.— 26. die Fregatte „La *Mutine*“—Kapt.
4. Mai de Martonne, und

28. Feb.— 27. „Le Duc de Noailles“—Kapt.
4 Juni Coutant, die am 16. September 1719 die „rade de chef de Baye“ in La Rochelle verlassen hatten, aber vor ihrer Abfahrt von Frankreich nach Havre angelaufen zu haben scheinen, jedenfalls aber wohl infolge des Krieges 5 Monate unterwegs waren und fast die gesamten für die Kolonie mitgebrachten Vorräte verzehrten. „La Mutine“, von der wir keine Passagierliste haben, führte nach Dumont (I. 36) und La Page du Pratz (S. 221) eine Anzahl zwangweise verschiffter

1720

Mädchen, von denen Le Gac berichtet, daß sie in Havre an Bord genommen wurden und 96 an der Zahl waren. Nur eine, „la demoiselle de bonne volonte“ kan freiwillig und wird von Dumont (a. a. O.) als besondere Ausnahme erwähnt. „Le Duc de Noailles“ hatte nach Le Gac 150, nach der Schiffsliste 161 Passagiere an Bord und zwar 136 Männer, 17 Frauen und 8 Kinder. Es waren dies 11 Angestellte der Compagnie, 29 Soldaten, 30 Engagés, 89 Vershißte und 2 „Passagers particuliers“. „La Mutine“ brachte die ersten für Law's Concession bestimmten Güter, c. 25 Tonnen Eisengeräte (Le Gac). Wir wissen aber nicht, ob sich an Bord dieses Schiffes außer den vershißten Mädchen noch weitere Passagiere befanden, glauben dieses jedoch nicht, wenigstens fehlen die Beweise hierfür, und so setzen wir für beide Schiffe c. 260 ein, obgleich Heinrich (a. a. O.) und Le Gac im ganzen von 300 sprechen, sodaß nach dieser Version das königliche Geschwader und die beiden Schiffe der Compagnie im ganzen 600 Engagés, Soldaten und Verbrecher gebracht hätten.³⁹

260

Das Geschwader, mit Generaldirektor Billardeau an Bord des „Achilles“,⁴⁰ und „La Mutine“ sowie „Les Deux Frères“ (No. 21) verließen die Kolonie am 4. Mai und einen Monat später, am 4. Juni segelte der „Duc de Noailles“ ab. Vier Tage nach dessen Abfahrt, am 8. Juni, trafen an der Ile Dau-

³⁹ La Harpe spricht von 200 einschließlich der Mädchen. Der Herausgeber von Dumont in French V. S. 15 verwechselt in der Anmerkung die „Mutine“ (No. 26) mit der „Baleine“ (No. 55).

⁴⁰ Billardeau war mit der „Union“ (No. 18) am 1. Sept. 1719 eingetroffen.

1720 phine zwei andere königliche Schiffe ein, nämlich

8. Juni– 28. „L'Amazone“ 40 Kanonen, Kapit. 27. Juni de St. Villiers

8. Juni– 29. „La Victoire“ 30 Kanonen—Kapit. 27. Juni de la Faille, die von Brest kamen und das der Compagnie gehörige Schiff

20. Juni 30. „La Triade“, Kapit. de la Feuil- 3. Aug. lée-Brillant (vgl. No. 14)—esfortiert hatten, das aber erst am 20. Juni 1710 vor der Ile aux Vaisseaux Anker warf. Nur letzteres führte nach der undatierten Liste einige Passagiere, aber nur 1 Angestellten und 6 Arbeiter der Compagnie. Dagegen brachten sie Lebensmittel, die sehr erwünscht waren, da die letzten Schiffe der Compagnie (No. 26 u. 27) solche der darbenden Kolonie kaum hatten liefern können. Die beiden Kriegsschiffe (No. 28 u. 29) hatten den Auftrag, an der Küste von Habana zu kreuzen, um die von den Spaniern bedrohte Passage für die Schiffe der Compagnie offen zu halten. Da sie aber zugleich die Nachricht von dem am 18. Februar 1720 mit Spanien abgeschlossenen Waffenstillstand bringen konnten, so blieben sie nur bis zum 27. Juni in der Kolonie und segelten, mit Sérigny an Bord, nach Frankreich heim.

7

Schon 4 Tage später, am 1. Juli, ging ein neues königliches Geschwader an der Ile Dauphine vor Anker, gebildet aus den beiden Schiffen

1. Juli– 31. „Le (Comte de) Toulouse“— 3. Aug. 64 od. 66 Kanonen—Kapit. Balette-Laudun (nach La Harpe—Batel)

1. Juli– 32. „Le Saint Henry“—68 od. 70 3. Aug. Kanonen—Kapit. Douce oder Domce. Sie kamen von Toulon und hatten eine Epidemie

1720 an Bord, die sie von St. Domingo mitbrachten und die als Skorbut bezeichnet wird. Ihr war auch der Führer, de Caffaro, der seine Instruktionen am 15. Januar 1720 in Toulon erhalten hatte, am 11. Juni erlegen, und Vallette-Laudun, dem wir interessante Briefe über Louisiana verdanken,⁴¹ hatte an seiner Stelle das Kommando übernommen. Sie brachten keine Passagiere, sondern nur Lebensmittel, die aber um so willkommener waren, als das kurz darauf in der Kolonie landende Schiff der Compagnie

16. Juli-? 33. „Le Comte de Toulouse“ (vgl. 8 nicht identisch mit No. 31)—20 Kanonen—Kapt. ?—mit solchen schlecht versehen war. Ueber die Fahrt dieses Schiffes sind wir schlecht unterrichtet. Wir besitzen keine Schiffsliste und kennen weder seinen Kapitän noch die Zeit seiner Abfahrt von Frankreich. Wir erfahren nur von Le Gac, daß es am 16. Juli (nach La Harpe im Juli) an der Ile Dauphine landete und von Dünkirchen kam.⁴² Nach derselben Quelle hatte es 250 Passagiere an Bord, Soldaten und unbrauchbare Menschen für den Dienst der Compagnie. La Harpe berichtet, daß es die Compagnie de St. Georges brachte, die zum Teil aus Deserteuren des Regiments de La Motte gebildet war. Als sicher kann daher ein Posten von 50 in Anschlag gebracht werden; doch

⁴¹ Vallette-Laudun: Journal fait à bord du vaisseau du roi „le Toulouse“ d'un voyage à la Louisiane en 1720, en forme de lettres écrites à une dame. La Haye 1768. Das Geschwader begleitete den Jesuitenpater Antoine Laval, der 1728 ein Werk über Louisiana veröffentlichte.

⁴² Das erklärt wohl das Fehlen der Schiffsliste. Die übrigen Schiffe, von denen wir solche besitzen, kamen von La Rochelle oder Lorient. Wir vermuten unter dem „Comte de Toulouse“ das Schiff, das nach Deiler S. 25 an der Küste von Louisiana strandete und dessen Brack noch Lebensmittel barg, von denen aber Generaldirektor Hubert erst nach 11 Monaten etwas erfuhr.

1720 bleibt es nicht ausgeschlossen, daß sich außer diesen Soldaten noch Passagiere der von Le Bac angeführten Art an Bord befunden haben, und wir setzen deshalb den restierenden 50(+200?) Betrag als zweifelhaft ein.

Nicht besser unterrichtet sind wir über die Fahrt der

In Havana
verbrannt am
27. Juni 1720

34. „L' Aurore“ (vgl. No. 12)—20 Kanonen—Kapt. Desforges. Von ihr besitzen wir allerdings eine Schiffsliste, nach der sie 9 Passagiere—1 Angestellten und 8 Arbeiter der Compagnie—führte; auch der Name des Kapitäns ist uns bekannt. Aber wir wissen nicht, woher sie kam und wann sie abfuhr. Doch scheint dies etwa gleichzeitig mit der „Driade“ (No. 30) geschehen zu sein; denn sie steht in der Schiffsliste unmittelbar vor dieser, und nach dieser Quelle dürfen wir annehmen, daß das Schiff von Orient kam.⁴⁸ La Harpe (S. 224) berichtet, daß es am 31. Mai 1720 von den Spaniern in der Nähe der Apalachen-Bai trotz der herrschenden Waffenruhe gekapert wurde und am 27. Juni infolge einer Unvorsichtigkeit im Hafen von Havana in Flammen aufging. Ihre Mannschaft und Passagiere, sowie Ueberreste des „Maréchal d'Estrées“ (No. 20) kamen mit der

9

15. Juli-
blieb in der
Kolonie

35. Brigantine, die am 15. Juli von Havana her in Mobile landete und auch die seiner Zeit in Pensacola von den Spaniern gefangen gefetzte französische Besatzung brachte, weiterhin aber in der Kolonie blieb. (Vielleicht „Le Neptune“ No. 1).

Etwa gleichzeitig mit dieser Brigantine und dem „Comte de Toulouse“ (No. 33) d.

⁴⁸ Wir besitzen eine Generalliste der von Orient zwischen dem 4. I, 1720 und 24. I, 1721 abgefertigten Schiffe, nach der c. 2670 Passagiere in dem genannten Zeitraume von diesem Hafen abgingen. Doch bedarf diese Liste der Vergleichung mit anderen Angaben.

1720

h. Mitte Juli traf ein anderes Schiff der Compagnie, ein

Mitte Juli-
8. Aug.

36. „L'Épervier“—16 Kanonen—Kapt. ?, (nicht identisch mit No. 15) das aber von der Küste von Guinea kam und 127 Neger brachte, für uns daher außer Betracht bleiben kann.

Am 3. August lichteten die beiden königlichen Schiffe (No. 31 u. 32) die Anker, und am gleichen Tage fuhren „L'Épervier“ (No. 36) und „La Dryade“ (No. 30) ab. An Bord der letzteren befand sich La Harpe, der für einige Zeit (vgl. No. 68) nach Frankreich zurückkehrte, dessen Werk aber auch für die folgende Zeit von Wert bleibt, obgleich seine Angaben hier weniger ergiebig sind.

So erfahren wir nichts von der Heimreise der folgenden vier Schiffe, über die La Harpe sonst ziemlich gewissenhaft berichtet. Dies waren

16. Juli-?

37. „Le Duc d'Orléans“, Kapt. Stap und

16. Juli-?

38. „Le Rubis“, Kapt. Garnier, die ebenfalls Mitte Juli (am 16.) an der Ile aux Vaisseaux landeten, aber nur Lebensmittel brachten, und

20. Aug.-
26. Okt. (?)

39. die Fregatte „Le Tillieu“, Kapt. Canot und

20. Aug.-
blieb in der
Kolonie

40. der Traversier „La Subtile“, Kapt. Valadon, die am 20. August an der Ile aux Vaisseaux landeten, aber ebenfalls keine Passagiere, sondern höchstens Soldaten brachten. Während „Le Tillieu“ wohl am 26. Oktober wieder absegelte, verblieb „La Subtile“ in der Kolonie. Die vielfachen Dienste, zu denen sie hier benutzt wurde, beweisen, daß sie ein gutes Boot war. Deshalb bemächtigten sich auch wohl meuternde Soldaten in der

1720

Nacht von 17/18. Aug. 1722 ihrer und zwingen Kap. Baladon mit ihnen nach Havana zu gehen (La Harpe S. 334).

Passagiere kamen erst wieder mit dem Schiffe, das vier Tage nach dem „Lilleul“ eintraf und 300, nach La Harpe allerdings nur 260, nach Le Gac dagegen 400 führte. Es war dies:

24. Aug.
17. Sept.

41. die Galeute „Le Saint André“—
24 Kanonen—Kap. de Bradailon. Wir haben mehrere Listen für dieses Schiff, die 271, 299, 318 Passagiere geben, und von denen die letzte wohl die vollständigste ist. Danach brachte die Galeute, die Lorient Ende Mai 1720 verlassen hatte, 302 Männer und 16 Weiber und Kinder, darunter 14 Angestellte und c. 30 Engagés von St. Malo, Lorient, Bannes, Laugres und Valenciennes, von denen 28 unbenannt sind. Unter den Engagés befanden sich allein 250 (14 Beamte, 207 Männer, 23 Frauen und 6 enfants) für die Concession St. Catherine am Yazoo River. Von diesen, die unter Leitung von Jean Baptiste Faucon (nicht Fabion, wie La Harpe schreibt) Dumanoir standen, spricht La Harpe allein, wodurch sich die Differenz in seiner Angabe erklärt. Dennoch möchten wir nicht mehr als 300 ansetzen, da die Angaben gerade über dieses Schiff sehr auseinander gehen, wie denn auch die Verteilung auf die Geschlechter zweifelhaft bleibt. Obgleich an der Concession St. Catherine deutsches Kapital beteiligt gewesen zu sein scheint, fanden sich doch nur ganz wenige, so Louis Bunel, Jean Mayeur und Jean Bierzel unter den Angeworbenen, deren Namen vielleicht auf deutsche Abstammung schließen lassen.“

300

“Ueber diese Concession sind wir verhältnismäßig gut unterrichtet

1720

Der September brachte ein neues Schiff mit einer größeren Anzahl Passagiere, nämlich

16. Sept.
1720-26.
Jan. 1721

42. die Galee „Le Profond“, Kap. Guermeur, die Frankreich wohl am 10. Juni verlassen hatte und am 16. September an der Ile aux Baisseaux landete, von wo sie am 26. Januar 1721 zusammen mit 3 anderen Schiffen (No. 45, 46, 48) nach Frankreich heimkehrte. Auch von ihr haben wir mehrere Listen: nach der einen, die aber wohl nur eine besondere Klasse von Passagieren gibt, führte sie 6 Personen; eine zweite gibt die Namen von 31 Personen für die Concession des Herrn D'Artaquette, an die von 28. März bis 1. Mai in La Rochelle Lebensmittelrationen ausgegeben wurden; eine dritte 181 weitere Namen für die Concession des Contrôleur général d. h. John Law, die vom 10. Feb. bis 9. Juni wohl ebenfalls in La Rochelle beköstigt wurden. Die letztere umfaßte 16 Offiziere und Angestellte und 165 Engagés, darunter 113 Arbeiter, 30 Frauen und Kinder und 22 „garçons“ und Diener. La Harpe meldet (S. 234), daß „Le Profond“ 240 Passagiere für Law's (fälschlich „Laure“ geschrieben) Concession brachte und zwar unter Führung von Le Bouteur und von Elias, der von anderen als Jude bezeichnet wird und die letztgenannte Liste als „Elias Schultheus“

durch in der Historical Society in New Orleans lagernde Transscripte über den Prozeß, den die Concessionäre später gegen Faucon Dumanoir führten. Diese geben die eingeschifftte Zahl auf 250: 14 Offiziere, 207 Arbeiter, 23 Frauen und 6 Kinder. (Am 20 Mai waren erst 227 eingeschifft). Unter den Concessionären befanden sich Jean Lechambrier, der Gesandte des preussischen Königs in Paris, und Jean Daniel Kolb, früherer Finanzrat des Kurfürsten von Baiern, ein Schweizer, der später selbst nach Louisiana kam und mit seinem Sohn im Ratchezaufstande des Jahres 1729 erschlagen wurde. Vgl. Deiler S. 70 ff.

1720

unterzeichnet. Zugleich berichtet La Harpe aber, daß das Schiff mit Gütern und Lebensmitteln für die Concession von Diron d'Artaquette beladen war, sodaß wohl jene in der zweiten Liste aufgeführten Personen auch an Bord des Schiffes waren, und wir glauben daher die Zahl 220 einsetzen zu dürfen, da die Summe der drei Listen 218 ergibt. Die Verteilung auf die Geschlechter ist auch bei diesem Schiffe nicht leicht auszumachen, doch scheinen es alles in allem c. 155 Männer, 35 Frauen und 30 Kinder gewesen zu sein. Obgleich es sich um Laros Concession handelt, befanden sich unter den Engagés höchstens vereinzelte Deutsche, wie jener „Wilhelm Maldeck od. Madec“, von dem Deiler (S. 35) erzählt als dem angeblichen Gemahl der Prinzessin Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, der einer sagenhaften Ueberlieferung zufolge nach Louisiana entflohenen Gemahlin des unglücklichen Czarowitz Alexs. Wir haben in diesen Laroschen Leuten wohl die Probenzalen (Gascogner) zu sehen, die nach Le Page du Pratz ebenfalls für seine Besitzungen angeworben wurden. Le Gac gibt auch hier wieder andere Daten und übertreibt. Nach ihm brachten die „flûte“ und die „grande pinasse“, die zwischen dem 20. August und 10. September ankamen, 600 Personen für Concessionen und 100 Soldaten, die eine dazu für Rechnung der Compagnie 10 Millionen Biscuits, die andere 1000 aiguilles pour le tabac—dans un baril“.

220

Mit dem „Profond“ kam an

16. Sept.—
blieb in der
Kolonie von
Neuteren ge-
nommen.

43. der Traversier „La Régère“, Kapit. Kerlazon od. Kerlasiou, der aber nur Güter und Lebensmittel führte und in der Kolonie blieb. Er teilte später das Schicksal seiner Ge-

1720 noffen „La Subtile“ (No. 40) und „L'Elisabeth“, (No. 62), indem er am 25. Okt. 1722 in der Nähe von Mobile von seiner meuterischen Mannschaft genommen wurde. Sein Kapitän aber galt als einer der tüchtigsten Piloten in der Kolonie, der den Mississippi und die Küste besser kannte als irgend einer. Er starb 1723 in der Kolonie.⁴⁵

Am 22. September trafen drei Schiffe vor der Ile aux Vaisseaux ein, ein königliches

22. Sept.– 26. Okt. 44. „Le Portefaix“, Kapit. Vigot, das für das Geschwader unter Saujon (No. 23, 24, 25) Lebensmittel brachte und nach Le Gac am 26. Oktober mit der am 20. August angekommenen großen Pinasse, wohl dem „Tissoul“ (No. 39), heimsegelte, und zwei Schiffe der Compagnie

26 Jan. 1721 45. „L'Aventurier“, Kapit. Le Blanc, und

22. Sept.– 26. Jan. 1721 46. die Pinke „L'Alexandre“, Kapit. de la Salle (vergl. No. 5), die gegen den 24. Juli von Orient oder nach Le Gac von Rochefort abgesegelt waren und mit dem „Profond“ (No. 42) am 26. Jan. 1721 die Heimreise antraten. Beide Schiffe führten Lebensmittel und schlecht assortirte und wenig erwünschte Waren, dazu eine geringe Anzahl von Passagieren. Der „Aventurier“ hatte deren 28, darunter 9 Beamte der Compagnie, 16 Soldaten und 3 „Passagers particuliers“; der „Alexandre“ brachte 38, nämlich 15 Beamte, darunter den neuen Generaldirektor Delorme, 2 Soldaten, 17 Engagés und 4 Diener (Passagers particuliers), während Le Gac wieder eine etwas höhere

⁴⁵ Merlazon wird rühmend erwähnt von Charlevoix und La Harpe, besonders aber in den Briefen des Ingenieurs Panger (Margry V. S. 667).

1720 Zahl für beide Schiffe, nämlich 80 gibt. 28 + 38

Mit diesen Schiffen kam wohl auch

28. Sept.–28. 47. die Balandre ⁴⁶ „La Sainte Reine“
Mai 1722? —80 Tonnen—Kapt. Baschamp, die am

23. September eintraf und für die Concession St. Cathérine (vgl. No. 41) bestimmt war. Sie brachte wohl von St. Malo Holz zum Häuserbau und sollte auf Kosten der Besitzer von St. Cathérine zwischen Cap François d. h. St. Domingo und Louisiana Handel treiben, insbesondere Vieh und Lebensmittel von der älteren Kolonie, auch wohl 1500 Neger von dort einführen, wozu die Concessionäre am 20. Febr. 1720 die Erlaubnis erhalten hatten. Aber der „Conseil“ von Louisiana widerrief diese, und so kehrte das Schiff, dieses Mal unter Kapitän Piednoir, nach Frankreich zurück, nach La Harpe (S. 324) am 28. Mai 1722, vielleicht aber schon in 1721, da sie nach den Akten der Concession St. Cathérine bereits am 20. Dezember 1721 in Frankreich eintraf, wo sie verkauft wurde.

Der Oktober brachte keine Schiffe und erst am 9. November trafen wieder 2 Schiffe der Compagnie ein. Das eine war die uns bereits bekannte

9. Nov.–26.
Jan. 1721

48. Heute „La Marie“ (vgl. No. 7 und 19), Kapt. Ponto (oder Pontlo), die am 15. Juli 1720 die „rade de chef de Baye“ von La Rochelle verlassen hatte. An Bord befanden sich 126 Männer, 25 Frauen und 35 Kinder, die sich wie folgt verteilten: 11 Angestellte der Compagnie, 100 Soldaten (Compagnie de Montmort, darunter 7 Frauen

⁴⁶ Eine „balandre“ (der Bilander oder Binnenländer) war ein in Holland gebräuchliches zweimastiges Binnenfahrzeug mit trapezförmigen Segeln. Die „Sainte Reine“ hatte 80 Tonnen. Ueber sie vergleiche die Akten über die Concession Ste. Cathérine in der Historical Society in New Orleans.

1720

und 6 Kinder) und 75 Engagés (unter ihnen 18 Frauen und 29 Kinder), zusammen 186 Personen, eine Zahl, die auch La Harpe angibt, während Le Gac 200 nennt. Von den Engagés waren nach La Harpe 60 für die Concession de Guiche bestimmt, der Rest von 15 wohl für Law's Concession, mit denen Levens, der zweite Direktor derselben, und Meynard, der „Führer der Arbeiter für die Concession von Law“ kamen. Deutsche aber befanden sich nicht unter ihnen; vielmehr stammten viele der Engagés aus Mondragon in der Provence.

186

Das andere Schiff, das am 9. November einlief, war

9. Nov. -12.

März 1721 (?)

49. die Galee „La Loire“, Kap. de Ponteshaut (Schiffsliste Desportchais), die einen Monat nach der „Marie“ wohl von Lorient abgeseilt war. Wir haben für dieses Schiff wieder verschiedene Listen, die beweisen, daß in der Belegung mit Passagieren Änderungen vorgenommen wurden. Eine Liste mit 235 Namen datiert vom 11. August und ist mit einer zweiten von 238 nahezu identiert, während eine dritte vom 20. August 214 zum Teil andere Namen gibt. Es wird daher geboten sein, die letzte Zahl einzusetzen, wonach 176 Männer, 28 Frauen und 10 Kinder an Bord waren; diese umfaßten c. 24 Offiziere und Beamte und c. 190 Engagés (157 Männer, 24 Frauen, 10 Kinder) für die Concession Ste. Reine, einer Schwesterconcession von St. Catherine, die La Harpe nennt, ohne eine Zahl zu geben. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß eine größere Anzahl herüberkam, sodaß auch hier wieder ein gewisser Spielraum gelassen ist; Le Gac's Angabe von 300 Passagieren

1720

geht aber wie überall über die Wirklichkeit 214(+24?) hinaus.

Auch dieser für eine vielleicht mit deutschem Kapital arbeitende Concession bestimmte Transport enthielt noch nichts von der deutschen Masseneinwanderung, obgleich deren Vortrupp inzwischen in Frankreich eingetroffen sein mußte. Allein der Name „Michel Callbach“, der in der Liste begegnet, läßt auf deutsche Abstammung schließen, beweist aber nichts für eine gegenteilige Auffassung.

Die Fleute „La Marie“ kehrte mit No. 42, 45 und 46 am 26. Januar 1721 heim, während die „Voire“ nach Le Gac bis zum 12. März 1721 in der Kolonie blieb. Sie trat die Heimreise mit einem anderen Schiffe der Compagnie an, das am 24. November an der Ile aux Baisseaux Anker warf und an dessen Bord Le Gac die Kolonie verließ⁴⁷. Es war dies

24. Nov.-12
(Mai) 1721

50. die Fleute „Le Chameau“, Kap. Fouquet, die vielleicht auch die Fahrt mit der „Voire“ gemeinsam gemacht hatte, da ihre Passagierrolle vom 11. August 1720 datiert. Diese enthält 226 Passagiere, nämlich 174 Männer, 36 Weiber und 16 Kinder (genannt sind nur 225, wir zählen 1 Kind mehr). Hierzu gehörten 9 Offiziere und Beamte (darunter 2 Kinder) und 139 Engagés (107 Männer, 27 Frauen, 5 Kinder) für die Concession des Grafen d'Artignan, unter ihnen ein deutscher Maurer „Crisman“, sowie 78 Arbeiter der Compagnie, letztere unter Führung des Ingenieurs de Bauger. La Harpe gibt nur für die letzteren eine Zahl,

226

⁴⁷ La Harpe gibt für die Heimkehr des „Chameau“ den 14. März 1721; da aber Le Gac an Bord des Schiffes war, glauben wir ihm in dieser Angabe folgen zu dürfen.

1720

nämlich 60; doch gehörten zu ihnen 9 Frauen und 9 Kinder; Le Gac spricht von 250 Passagieren, bringt also eine annähernd richtige Zahl.

Vor Schluß des Jahres liefen noch zwei Schiffe der Compagnie die Kolonie an, die am 14. Dezember an der Ile aux Vaisseaux vor Anker gingen. Das erste war

14. Dez.-15.
(25.) April
(Mai) 1721

51. die Galeute „L'Éléphant“, Kapit. Amelot, die zusammen mit

14. Dez.-
blieb in der
Kolonie

52. „Le Dromadaire“, Kapit. Saint Marc, Frankreich am 10. August verlassen hatte.

Für das erstere Schiff liegen wiederum verschiedene, aber undatierte Listen vor, deren Angaben zwischen 228 und 245 Personen schwanken, während La Harpe 250, Le Gac 300, Franquet de Chaville sogar 400 gibt. Der Transport umfaßte c. 90 Soldaten d. h. 2 Compagnien für die Concession des Kriegsministers Le Blanc und 134 Arbeiter für dieselbe Concession, unter denen sich einige Deutsche befanden, wie Sergeant Heinrich Ritter mit Frau und 4 Kindern, Nicolaus Warcher und Peter Alexander Boner, Joh. Wis; zu diesen kamen Offiziere und Angestellte sowie einige „Passagers particuliers“. Ueber 170 Männer und 30 Frauen sowie an 40 Kinder werden angegeben, so daß wir berechtigt zu sein glauben, die Zahl 245 in Ansatz zu bringen. 245

Der „Dromadaire“⁴⁸ führte nach der Schiffsliste 61 Passagiere (59 Männer, 1

⁴⁸ Ueber die Fahrt des „Dromadaire“ vgl. „Le voyage en Louisiane de Franquet de Chaville“ (Journal de la Société des Américanistes de Paris, 1902). Franquet de Chaville war einer der Ingenieure unter de la Touche. Seine Kameraden und $\frac{3}{4}$ der Arbeiter starben in Louisiana, auf der Ueberfahrt nur 1 Soldat. Sie trafen in St. Domingo die „Gironde“ vgl. No. 53.

1720

Frau und 1 Kind) und zwar 8 Angestellte der Compagnie, unter ihnen den Chefingenieur der Kolonie de la Tour, 30 weitere Soldaten für die Concession Le Blanc, 14 Arbeiter für de la Tour und 9 Diener, während Le Gac wieder übertreibend von 150 Passagieren berichtet. Unter den Arbeitern befand sich Michael Zehringer aus dem bairischen Franken. Er war Führer der Zimmerleute und blieb an der Küste (Deiler S. 96 f.). Wir vermuten unter ihm einen der beiden Unternehmer, die sich nach Paugers Brief von 23. Sept. 1723 (Margry V. S. 661) erboten hatten, Getreide- und Holzmühlen in der Kolonie zu errichten. Vielleicht war er „cet habile charpentier de moulins“, mit dem Pauger auf der Concession St. Catherine in Verhandlung trat. Aus diesem Briefe erfahren wir auch, daß es in der Kolonie 20 deutsche Müller und Zimmerleute gab, die für den genannten Zweck in Betracht kamen. Doch bleibt es zweifelhaft, ob diese mit Zehringer landeten oder unter den späteren deutschen Einwanderern zu suchen sind.

61

Während der *Eléphant*“ Mitte April (15. od. 25.) oder Mai 1721 wieder absegelte, blieb der *„Dromadaire“* in der Kolonie. Am 26. April 1721 lichtete er unter Franquet de Chaville mit Waren etc. für die beiden Concessionen Law und St. Catherine und mit Gütern für die Magazine der Compagnie des Indes in New Orleans die Anker, nachdem Kapitän St. Marc auf Betreiben de la Tours, der sich über sein Verhalten während der Ueberfahrt beschwerte, vom Conseil der Kolonie seines Posten enthoben worden war.⁵⁰

⁵⁰ Sie trafen in St. Domingo die *„Gironde“* vergl. No. 53.

⁵⁰ Der *„Dromadaire“* blieb auch weiterhin in der Kolonie. Im Sep-

1720

Mit der Ankunft dieser beiden Schiffe schloß der Verkehr des Jahres 1720, das nach unserer Zusammenstellung im ganzen 2144 sicher nachgewiesene Passagiere brachte, während 225 zweifelhaft blieben. 1720: 2144 (+225?)

Diese stauten sich an der Küste, an der auch die Ausrüstungen für die Concessionen Monate lang ohne Schutz liegen blieben und verderben; denn die vorhandenen Verkehrsmittel reichten nicht aus, um Menschen und Güter an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Wohl war der Befehl, Flachboote zu diesem Zwecke zu erbauen, ausgeführt worden (vgl. No. 21), und zu Anfang des Jahres 1720 war ein Transport—sicher über den Lac Pontchartrain und Lac Maurepas—abgegangen und begegnete unterwegs dem eben damals von seiner großen Expedition nach dem Red River zur Küste zurückkehrenden La Harpe. Pénicaut (Margry V. S. 573) berichtet uns ausführlich hierüber, und er konnte dieses, da er als Zimmermann sicher am Bau der Boote beteiligt war und vielleicht auch den Transport begleitete. Mit diesem gingen z. B. erst die aus Clérac stammenden und bereits im März 1719 gelandeten Tabakbauern (vgl. No. 8), die 1719 die Ile Dauphine gegen die Spanier mitverteidigen mußten, und auch die für Illinois bestimmten Bergleute unter Philippe François Renault, die aber in der Gegend von Natchez infolge Mangels an Lebensmitteln liegen blieben.

Am 22. August 1720 gab Gouverneur Bienbille dann dem in der Geschichte Louisianas bekannten Kanadier Dutisné Befehl, mit 7

tember 1722, eben zur Zeit des großen Sturmes, führte er eine Holzlading glücklich nach New Orleans. Seine Bemannung kehrte im Febr. 1723 mit der Pinke „L'Alexandre“ heim.

1720

Flachbooten durch die Mississippi-mündung nach New Orleans zu gehen; doch erfahren wir nicht, was diese führten. Bienville, der schon 1718 den Platz von New Orleans erkundet hatte, trat auf das Energischste dafür ein, den Sitz der Verwaltung und die Basis des gesamten Kolonisationsunternehmens dorthin an den Mississippi zu verlegen und die Seeschiffe den Strom aufwärts gehen zu lassen, um den Aufenthalt an der unfruchtbaren Küste zu vermeiden und die Kommunikationen mit dem Innern zu verkürzen. Die Beamten der Compagnie, vor allen aber Le Gac, der sich dabei auf ein Gutachten von Kapt. Péranger (vgl. No. 1) stützte, widersetzten sich dem und begnügten sich, die Basis von der vor der Mobile Bai gelegenen Ile Dauphine, auf der die meisten Gelandeten elendiglich zu Grunde gegangen waren (La Harpe S. 173), nach dem weiter westlich liegenden Biloxi zu verlegen. Für diesen Platz war die Ile aux Baissaux (Ship Island) der Landungsplatz, an dem die Schiffe seit dem Juni 1720 anzulegen begannen, dessen Verbindung mit dem Festlande aber wiederum Leichter erforderte.⁵¹ Hierher siedelte auch am 20. Dezember 1720 die Verwaltung etc. endgültig über,⁵² was La Harpe als einen verhängnisvollen Schritt bezeichnet, da er ihn für den Untergang der Concessionen und

⁵¹ Nach Bienvilles Bericht vom 25. April 1722 (Margry V. S. 640) blieben die Seeschiffe 5 Meilen von der Küste auf der Rhede, dann wurden die Waren auf „Traversiers“ umgeladen, die sie bis $\frac{3}{4}$ Meilen an die Küste brachten. Dort verlud man sie auf Boote (Schaluppen); aber auch diese gelangten nicht bis ans Ufer. Karren mußten ins Wasser fahren, um die Ware aufzunehmen und ans Land zu bringen. Zudem litten die Schiffe hier stark unter Wurmfraß.

⁵² Sie war schon im Frühjahr 1720 nach Alt-Biloxi verlegt worden, ging aber nach dessen Einäscherung nach Neu-Biloxi. Vgl. Anm. 4.

die großen Ausgaben der Compagnie in erster Linie verantwortlich macht.

Hier in Biloxi lagerten seit dem August und September die für die Concessionen bestimmten Güter und mehr als 1000 Menschen warteten auf Weiterbeförderung. Dabei mangelte es an Unterkunftsräumen, vor allem aber an Lebensmitteln. Le Gac beschwert sich immer und immer wieder über deren Unzulänglichkeit und macht der Compagnie des Indes Vorwürfe, die Colonie schlecht mit ihnen versehen zu haben. Man sah sich sogar gezwungen, die für die Concession St. Catherine auf dem „St. André“ (No. 41) herübergebrachten Lebensmittel mit Beschlag zu belegen. Dazu halfen nach Le Page du Pratz Ratten, die geringen Vorräte verzehren,—kurz, schon Ende 1720 konnte man von einer Hungersnot reden. Und dabei waren noch nicht einmal alle Schiffe eingetroffen, die man im August 1720 mit Passagieren belegt hatte;—wahrscheinlich, um für die inzwischen eintreffenden deutschen Scharen in den französischen Einschiffungshäfen Platz zu machen.

1721

- 1721 Wir hören, daß die beiden letzten Schiffe, „L'Éléphant“ und „Le Dromadaire“ die Reise nach Louisiana gemeinsam mit der
- 3 Jan.-15. 53. Fleute „La Gironde“, Kapit. Bas-
(25?) April maison, machten. Dies mag der Fall sein,
oder Mai obgleich ihre Passagierliste vom 13. August
1720 datiert, also drei Tage nach der Abfahrt
jener Schiffe ausgestellt ist,⁵³ und das Schiff

⁵³ „Le voyage en Louisiane de Franquet de Chaville“ zeigt, daß „Dromadaire“ und „Gironde“ die Reise gemeinsam machten. Doch kamen die Schiffe auseinander. Am Cap François, wo „Dromadaire“ vom 25. Okt.-15. Nov. blieb, erfuhr man, daß an Bord der „Gironde“ Krank-

1721 selbst am 3. Januar 1721 vor Bilogi eintraf
und zwar in Begleitung des

3. Jan.- 54. Traversier „La Volage“ Rapt.
blieb in der Caron.
Kolonie

Von ihnen führte nur die „Gironde“ Passagiere, aber über 300. Auch hier läßt sich, da zwei Präsenzrollen vorliegen, die genaue Zahl nicht geben. Die eine enthält 308 Passagiere, darunter 186 Männer, 60 Frauen und 58 Kinder, und zwar 26 Angestellte, 275 Engagés (239 für die Concession de Mezères und 36 für die Concession de Chaumont), 4 Diener und 4 Unbenannte. Die andere gibt 320, sodaß wir die Zahl 114 als mittlere wählen, was mit den Angaben bei Pénicaut und La Harpe („environ 300 personnes“) übereinstimmt, während Le Gac dieses Mal ausnahmsweise nur 250 nennt, seine gewöhnlichen Klagen über die geringe Verproviantierung der Schiffe aber wiederholt. Auch hier begegnen wir einigen wenigen Namen, die auf Deutsche hinweisen, so Jean Philippe Brousse aus Neu Breisach, François Rebriaque aus dem Bistum Basel.

314

„La Volage“ führte Güter und Waren, für die Concessionen de Mezères und de Chaumont und blieb wie die Traversiers „La Subtile“ (No. 40) und „La Légère“ (No. 43) in der Kolonie, während die „Gironde“ mit dem „Eléphant“ am 15. (25?) April oder Mai die Heimreise antrat. Mit ihnen kehrte vielleicht

5. Jan.-15.
(25?)

April oder
Mai 1721

55. die Fleute „La Baleine“, Rapt. Keralo, (Schiffsliste Kalló), die zwei Tage nach der Gironde, am 5. Januar,⁵⁴ eingelau-

heit herrschte; nur 10 Menschen an Bord waren arbeitsfähig. Deshalb blieb das Schiff wohl zurück. Von den 314 Passagieren scheinen 64 gestorben zu sein.

⁵⁴ Pénicaut bei Margry V. S. 581 nennt den 8. Januar. Er bezeichnet

1721

fen war, von Nantes kam und nach Le Gac 96 filles de Salpêtrière de Paris⁵⁵ an Bord führte unter Leitung von drei Schwestern dieses Hauses (Gertrude, St. Louise und Marie). Es waren dies die von Dumont (I. S. 50) erwähnten „filles de Cassette“, so benannt, weil sie von der Compagnie ein Kästchen mit einem Beitrag zur Aussteuer erhielten. Sie waren Waisenkinder und besser als die zuvor zum Zwecke der Verheiratung herübergesandten Mädchen, fanden daher auch schnell Männer in der frauenarmen Kolonie. In der Liste finden sich keine Namen, sondern nur der Vermerk „Passagers de Nantes“. La Harpe erwähnt 81 filles de la Salpêtrière de Paris, was mit den drei genannten Schwestern 84 gibt, Pénicaut (Margn V. 581 f.) spricht von 88 (+ 3 = 91). Die Zahl 96 bei Le Gac stimmt auffällig mit der von ihm für die „Mutine“ (No. 26) genannten; wir setzen die Zahl 90 ein.

90

Wiederum zwei Tage nach der „Valeine“, am 7. Januar, traf

7. Jan.-
15. Aug.

56. die Fleute „La Seine“, Kapit. Le Blanc, (wohl nicht identisch mit No. 45) ein, die nach La Harpe 60 Personen für die Concession d'Ancenis und 20 Arbeiter für die Compagnie brachte. Ganz andere Zahlen gibt die nicht datierte Schiffsliste, nach der 12 Beamte und 229 Engagés (102 für die Concession d'Ancenis und 127 für die Concession Le Blanc und d'Asfeld), im ganzen also 241

die „Valeine“ als kleine Fleute, berichtet aber fälschlich, daß mit ihr La Harpe und Mr. de Chateaugué, Bienvilles Bruder, kamen. Pénicaut gibt auch das Datum des 25. Mai für die Rückkehr der Schiffe „Valeine“, „Gironde“, „Duc de Maine“ u. „Africain“.

⁵⁵ Die „Salpêtrière“ ist ein Hospital für alte, kranke und irre Frauen in Paris. Pénicaut nennt die 3 Schwestern: Gertrude, Louise und Vergère.

1721

Personen an Bord waren, von denen 155 Männer, 51 Frauen und 35 Kinder waren. Dies stimmt mit Le Gac überein, der von „zwei Concessionen in der Höhe von 250 Personen“ spricht, sodaß wir trotz La Harpe, der noch immer in Frankreich, damals vielleicht fern von der Küste weilte, die dreifach höhere Zahl in Rechnung bringen können.

241

Anfangs Februar (am 3.) traf die uns bereits bekannte

3. Feb.-

14. März

57. Fregatte „La Mutine“, Capt. de Martonne (vgl. No. 26), vor der Ile aux Baïsseaux ein, die gegen Mitte November den Hafen von Orient verlassen hatte. Hier finden wir eine ziemliche Uebereinstimmung zwischen La Harpe, Le Gac und der vorhandenen, vom 11. Nov. datierten Schiffsliste. Nach La Harpe brachte sie 147 Schweizer als Arbeiter für die Compagnie des Indes unter Führung des Capt. François Louis de Merveilleux, während Le Gac die Stärke dieser „schweizer Compagnie“ auf 135 angibt und die Schiffsliste 138 Namen (116 Männer, 8 Frauen und 14 Kinder) bringt. Dazu kamen noch eine Reihe weiterer Personen, nach Le Gac 30 bis 35, nach der Liste 12, sodaß wir die aus der letzteren resultierende Zahl, die c. 126 Männer, 10 Frauen und 14 Kinder umfaßte, einsetzen.

150

Unter diesen Schweizern begegnen wir der ersten größeren Anzahl von Personen mit deutschen Namen: Nicolas Ebersol (Müller), Hans Jakob Falber (Lambour), Jakob Martin (Zimmermann), Gaspar Wiffler, Jakob Ruesler (Schmiede), Joseph Keller, Johannes Kettel, David Nettemann, Hans Stebler, Joseph Bielman, Christoph Bielman, Michel Müller und 2 Söhne (Maurer etc.), die alle zugleich als Soldaten bezeichnet werden, z.

1721

B. „soldat meunier“ etc. Doch sind dies selbst einschließlich der Frauen und Kinder nicht mehr als 30-40 gewesen, und selbst wenn wir die Möglichkeit einiger verstümmelten Namen zugeben, höchstens 50. Angeordnet scheinen diese Schweizer übrigens durch den in der Kolonialgeschichte auch sonst bekannten Johann Peter Purry⁵⁶ aus Neuchâtel geworden zu sein; wenigstens erwähnt La Harpe ihn als einen Beamten der Compagnie des Indes.

Der erstere größere deutsche Massentransport aber kam erst am 1. März mit der

1. März-15.
(25?) April
oder Mai

58. Fleute „Les Deux Frères“ (vgl. No. 21), Rapt. Chenô (oder Cheneau), die zusammen mit dem

1. März-blieb
in der Kolonie;
verloren
im großen
Sturm Sept.
1722 (?)

59. Traversier „Le Foudroyant“, Rapt. Fontaine, eintraf.

Allein das erstere Schiff, das im November Frankreich verlassen haben mag,⁵⁷ brachte Passagiere und zwar für Laus Concession am

„Peter Purry arbeitete namentlich in Carolina, wo bis vor kurzem die jetzt umgetaufte Stadt Purrysburg an ihn erinnerte. Nach La Harpe S. 362 überreichte er im Aug. 1724 dem Herzog von New Castle, Kammerherrn und Sekretär Georgs II. eine Denkschrift über Carolina, unter das die Engländer damals Louisiana einbegriffen. Aus French II, S. 59 erfahren wir, daß er auf Laus Einladung nach Frankreich kam, 5 Jahre im Dienste der Compagnie stand (1718-1723?) und sogar einer von deren Generaldirektoren war. 1723 richtete er eine Denkschrift an den Herzog von Bourbon, die sehr beachtenswerte Ratschläge über Louisiana enthielt und auch eine Beantwortung erfuhr. Dies ermutigte ihn wohl, sich am 21. Sept. 1723 an den Herzog von Orleans, d. h. den Regenten, zu wenden mit der Bitte, die Denkschrift drucken zu lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nichterfüllung dieses Wunsches ihn bestimmte, sich ein anderes Feld für seine Betätigung zu suchen. 1732 war er in Süd Carolina, im selben Jahre erschien seine Beschreibung von S. C.“

„Es brachte noch nicht die Nachricht von der am 10. Dez. 1720 erfolgten Flucht John Laus aus Frankreich. Diese kam erst mit dem „Portefaig“ (No. 66). Deiler nimmt allerdings an, daß diese Nachricht schon im März die Kolonie erreichte. Auch Pénicaut (French, New Series, I, S. 159) behauptet dies und läßt die Kunde mit der „La Mutine“

1721

Verkauf bestimmte Engagés. Nach La Garpe waren ihrer 200 eingeschifft worden, nach der uns vorliegenden Liste aber 216, nämlich 65 Schweizer (21 Männer, 19 Frauen, 25 Kinder) und 151 Deutsche (38 Männer, 38 Frauen, 75 Kinder). Deiler S. 28 spricht von 66 Schweizern und 147 Deutschen, was 3 Seelen weniger ergibt. Wir entscheiden uns daher für die Zahl 215 (ein Kind weniger). Von diesen landeten allerdings nach La Garpe nur 40—die übrigen waren infolge einer Epidemie auf der Ausreise gestorben. Da wir aber die von der Compagnie des Indes von Frankreich abgesandten zu verzeichnen haben, so ergibt sich für uns die obengenannte Zahl.

215

„Le Foudroyant“, der nur Waren führte und nach Le Gac wie die übrigen Traversiers von La Rochelle kam, blieb gleich diesen in der Kolonie, während „Les Deux Frères“ am 15. (26?) April oder Mai 1721 nach Frankreich zurückkehrte, in Begleitung des „Éléphant“ (No. 51), der „Gironde“ (No. 53) und der „Valeine“ (No. 55), sowie zweier anderer Schiffe der Compagnie, nämlich der

17. März–15.
(25?) April
(Mai)

60. Fregatte „L'Africain“, Kapit. Duhomur, und des

23. März–15.
(25?) April
(Mai)

61. „Duc de Maine“ (wohl identisch mit No. 11)—36 Kanonen—Kapit. Roscair, von denen ersteres am 17., das andere am 23. März (Febr.?) in der Kolonie landeten. Sie brachten Negerflaven: „L'Africain“ 180 von Guida, den Rest von 280, die es an Bord genommen hatte, der „Duc de Maine“ 394, den Rest von 453, nach Pénicaut zusammen über

(No. 57) in die Kolonie gelangen; doch erfuhr nach ihm nur Bienville davon. Pénicauts französisches Original enthält nichts hiervon; auch muß die „Mutine“ bereits vor Laus' Flucht Frankreich verlassen haben.

1721 600, die den Mississippi aufwärts, also wohl nach New Orleans und den Concessionen am Flusse gesandt wurden.

Mit dem „Duc de Maine“ kam

23. März-von 62. Le „Bateau“ oder Traverfier „L'Elisabeth“, Kapl. Macarty, das für den Dienst in der Kolonie bestimmt war und hier verblieb. Am 12. Juli 1722 bemächtigte sich seiner die meuterische Compagnie Schweizer des Hauptmanns Bonverdelix (?), die in dessen Abwesenheit von einem gewissen Brand oder Brandt befehligt wurde und in dem Traverfier nach New Orleans ging, um dort Arbeitsdienste zu verrichten. Sie zwang mit flatternden Fahnen, wie Charlevoix berichtet (II S. 456), den Kommandanten des Bootes, Lasou mit Namen, sie nach Havana zu bringen, wohin sie auch gelangte, obgleich Hauptmann de Montmort (vgl. No. 48) mit dem Traverfier „La Subtile“ (No. 40) und zwei Schaluppen ihnen nachgesandt wurde. Da sie aber in Havana keine Aufnahme fand, ging sie nach Carolina weiter, wo man sie mit offenen Armen empfing. La Harpe, der an der Verfolgung der Meuterer, unter denen sich sicher viele Deutsche befanden, teilnahm, berichtet darüber ausführlich (S. 331 u. 348) und ebenso Charlevoix (II S. 456), der als Schiffsbrüchiger von Hauptmann Montmort an der St. Josephs Bai aufgenommen wurde (vgl. unten No. 77).

Der April brachte nur ein Schiff, und zwar unter dem 20.

20. April- 63. die Fregatte „La Néréide“, Kapl. 4. Mai de Chaboiseau, die 294 Neger von Angola, den Rest von 350, an Bord hatte und am 4. Mai wieder nach Frankreich absegelte. Sie brach-

1721

Auf See
verloren

te die Nachricht, daß ein anderes Sklaven-
schiff der Compagnie des Indes, die

64. Fregatte „Le Charles“, Kapl.
„Grès et Clinet“, c. 60 Meilen von der Kü-
ste von Louisiana in Brand geraten war.
Von dem Transport und der Besatzung ka-
men die meisten um; die sich in der Schalup-
pe retteten, hatten stark unter Hunger und
Durst zu leiden und sahen sich gezwungen,
zu ihrer „Verpflegung“ einige Neger an
Bord zu nehmen—die einzigen, die von der
Ladung dem Untergange entrannen, aber
wahrscheinlich dem Hunger der Schiffbrü-
chigen zum Opfer fielen (La Harpe S. 249.)⁵⁸

Zu gleicher Zeit etwa ging ein anderes
Schiff der Compagnie verloren:

Von Piraten
gekapert.

65. die Fleute „La Garonne“, Kapl.
Burat, die Anfang Februar Frankreich ver-
lassen hatte, da am 10. dieses Monats nach der
Schiffsliste der erste der von ihr in Brest aus-
geschifften Kranken starb. Sie war mit Le-
bensmitteln sowie Waffen und Uniformen für
die Truppen in der Kolonie beladen und führ-
te außerdem eine größere Anzahl Deutscher an
Bord. Nach La Harpe (S. 255) waren es
300, nach der Schiffsliste 210, von denen 208
Namen gegeben werden. Es waren dies 57
Männer, 55 Frauen und 96 Kinder. Schon
bei der Abfahrt (von Lorient?) herrschte
Krankheit an Bord und man mußte 16 Pas-
sagiere in Brest bei einem gewissen Morret
(Morel?) zurücklassen, die alle bis zum Ende
des Februar starben (vgl. Deiler S. 29). Die
Krankheit wütete aber weiter; schlimmer in-
dessen war das Schicksal, daß das Schiff bei
Samana an der Ostküste von St. Domin-
go befiel. Es wurde hier von einem Kor-

⁵⁸ Vgl. P. Hamilton: „Colonial Mobile“ S. 103.

1721

saren (bateau forban) gekapert. Von dem Schicksal der Mannschaft und der Passagiere erfahren wir nichts, doch gibt Deiler S. 29 f. unter den Ansiedlern in Louisiana einige Namen, die sich in der Schiffsliste der „Garonne“ finden. Immerhin ist es nicht wahrscheinlich, daß viele das Ziel ihrer Bestimmung erreichten. Die Zahl der Eingeschifften aber haben wir voll in Rechnung zu bringen, wobei wir die gegen La Harpe sich ergebende Differenz als zweifelhaft einsetzen, denn es mochten sich außer den genannten Deutschen auch noch andere an Bord befinden, da La Harpe bestimmt von 300 Deutschen 210 (+90?) spricht.

Die „Garonne“ und „Les Deux Frères“ (No. 58) sind die Schiffe, die wir als „Pestschiffe“ zu bezeichnen haben. Deiler S. 27 nennt unter diesen noch zwei weitere: „La Saone“ (vgl. No. 79) und „La Charente“. Von der ersteren werden wir später hören, die letztere aber ist mit ziemlicher Sicherheit nie unter Segel gegangen. Nach Deiler (S. 54) gingen die vier Pestschiffe am 24. Januar 1721 mit 875 Deutschen und 66 Schweizern von Orient ab. Das Datum aber bezieht sich nur auf die Ausfertigung der Schiffslisten oder besser noch auf einen Vermerk unter denselben, den wir in Anm. 31b gebracht haben. Denn die Passagierrolle für „Les Deux Frères“ stammt aus dem Jahre 1720, und wie wir sahen, ging das Schiff bereits

Latos Flucht (Dez. 1720) und der Zusammenbruch seiner Bank kommen nicht in Betracht, da die Schiffslisten am 24. I. 1721 gegengezeichnet wurden. Wir haben in diesen Listen die Namen derjenigen, die sich auch nach Latos Sturz bereit erklärten, nach Louisiana zu gehen. Manche, die noch über Geldmittel verfügten, haben es nach diesem Ereignis sicher vorgezogen, in Frankreich zu bleiben oder in die alte Heimat zurückzukehren.

1721

im November 1720 ab, was das Datum seiner Ankunft in Louisiana (1. März 1721) klar dartut, sofern dieses stimmt. Die „Garonne“ aber segelte, wie wir sehen, erst gegen den 10. Februar von Frankreich ab.

Die einzige Erklärung, die wir für die Nichtabsendung der „Charente“ und der Zurückhaltung der „Saone“ finden, liegt in der damals in Orient herrschenden Epidemie, die auf die Schiffe übergriff. Der traurige Zustand der „Garonne“ bestimmte die Leiter der Compagnie des Indes in der bereits vorher angeordneten Belegung der Schiffe eine Änderung eintreten zu lassen und die in Orient noch weilenden Deutschen auf anderen Schiffen unterzubringen, wobei es allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß die „Charente“ im Hafen Le Havre sprang oder sonstwie secontagios wurde. Auf jeden Fall trat an ihre Stelle das bereits unter No. 44 genannte Schiff, „Le Portefair“. La Harpe bezeichnet es an dieser ersten Stelle als königliches Schiff, und es ist immerhin möglich, daß die Compagnie des Indes, da alle damals zu ihrer Verfügung stehenden Schiffe seucheverdächtig waren, sich gezwungen sah, ein Fahrzeug von der Regierung zu chartern oder zu kaufen.

Jedenfalls traf am 4. Juni

4. Juni-
26. Juli

66. die Fleute „Le Portefair“ (vgl. No. 44), Kapit. Dufour, in der Kolonie ein. Sie mochte Frankreich Mitte März verlassen haben und kehrte am 26. Juli dahin zurück, ging aber an der Küste von Irland verloren, während die Besatzung gerettet wurde. (La Harpe S. 304). Wir sind über dieses Schiff, von dem wir keine Präsenzrolle besitzen, allein auf die Angaben La Harpes an-

1721

gewiesen, der aber bald darauf wieder in der Provinz eintraf und über die unmittelbaren Ereignisse vor seiner Ankunft gute Auskunft erteilen konnte. Er gibt die Zahl der Passagiere auf 360 an, von denen die meisten Deutsche waren. Zu diesen gehörten auch wohl 30 schwedische Offiziere, in denen wir Deutsche sehen, die während des kurz vorher beendigten Nordischen Krieges unter Schwedens Fahnen gefochten hatten. Sie standen unter Karl Friedrich d'Arensbourg,⁸⁰ „capitaine reformé“, der später für lange Jahre Kommandant an der von den Deutschen bewohnten „Côte des Allemands“ gewesen ist.

Wir wissen nicht, ob der „Portesair“ wirklich die für die „La Charente“ bestimmten Passagiere brachte. Auf jeden Fall sind Änderungen in der Belegung der Schiffe eingetreten, da sich Namen, die für die „Charente“ gegeben werden, später unter den für den „St. André (No. 74)“ angeführten wiederfinden (z. B. Michel Cheler, Martin Marzer). Doch glauben wir die Passagierzahl der „Charente“ einsetzen zu dürfen, deren Liste 255 Namen gibt d. h. 1 Offizier und 5 Frauen von Angestellten und 248 Engagés (62 Männer, 63 Frauen und 123 Kinder) und 1 Diener. Die bei La Harpe gegebene Zahl erklärt sich wohl durch die 30 schwedischen Offiziere, die in der Schiffsliste nicht gegeben sind, und durch andere Passagiere, die außer den Deutschen herüberkamen; immerhin ist die von ihm gegebene Zahl reichlich hoch. Völlig unzulässig erscheint es uns aber, beide Schiffe, die „Charente“ und den „Portesair“ in Anrechnung zu bringen, wie Deiler dies

⁸⁰ Ueber Karl Friedrich d'Arensbourg vgl. Deiler S. 88 ff. Die Frage nach der Abstammung dieser interessanten Persönlichkeit ist aber noch nicht endgültig gelöst.

tut; vielmehr glauben wir nur rund 300 in Rechnung setzen zu dürfen, während wir 300(+60?) 60 als zweifelhaft betrachten. Unter den Passagieren waren aber wohl nicht mehr als 280 Deutsche,⁶¹ worauf auch die Einschränkung „die meisten“ bei La Harpe hinweist.

Hatten diese auch eine glücklichere Seereise als ihre Gefährten von „Les Deux Frères“ und „La Garonne“ hinter sich, so erwartete sie doch ein nicht weniger trauriges Schicksal in Louisiana selbst. Aus Le Gacs Memoire wissen wir, wie wenig zulänglich die Lebensmittel waren, welche die Compagnie sandte, wenn er auch übertreiben mag; die Kolonie und zumal der dürre Sandboden der Ile aux Vaisseaux und von Biloxi aber brachten nur wenig Produkte hervor, so daß man dauernd auf Zufuhr angewiesen blieb. Nun waren seit dem 1. Januar 1721 an 2250 Personen,—die Neger in diesem Falle einbegriffen,—angelangt, und Gouverneur Bienville hatte daher gegen den Willen Le Gacs und der anderen Vertreter der Compagnie energische Maßnahmen getroffen, um wenigstens einen Teil der Gelandeten weiter landeinwärts, zunächst nach New Orleans zu schaffen, wo die größere Nähe einiger bereits angebauter Concessionen wenigstens die Beschaffung weniger Lebensmittel erlaubte. So hatte am 26. April 1721 (La Harpe S. 250) der „Dromadaire“ (No. 52), beladen mit Gütern für die Concessionen Lavo und St. Catherine, die Anker gelichtet und mit 13 Fuß Tiefgang glücklich die Barre an der Mississippi-mündung überwunden. Gleichzeitig schaff-

⁶¹ Die Zahl der Deutschen wird von einigen Schriftstellern, so French V. S. 85 Anm. auf 250 angegeben; zu diesen kamen aber noch die 30 Offiziere.

1721

te man nach Möglichkeit Passagiere über den Lac Pontchartrain hin an den Mississippi; zumal die Sklaven beförderte man ins Innere, da man ihrer auf den Plantagen besonders bedurfte, oder gab sie und die Soldaten, die gleich den Negern an einfachere Kost gewöhnt waren, bei den befreundeten Indianern in Pension. All dieses aber vermochte den Ausbruch einer Hungersnot an der Küste nicht zu verhindern, und zu ihr gesellte sich noch die von den Pestschiffen eingeschleppte Epidemie. Dumont (I. 42) und Le Page du Pratz (I. 160 ff.), der um diese Zeit an der Küste weilte, wohin er auf seiner Concession erzeugte Waren brachte, geben uns lebhaft Schilderungen der Leiden, denen besonders die Deutschen zum Opfer fielen. Der erstere berichtet, wie sie sich von Kräutern zu nähren suchten, die sie nicht kannten und die ihnen den Tod brachten, oder von Austern, bei deren Sammeln sie sich verderbliche Erkältungen zuzogen.

Nach Le Page du Pratz gingen im ganzen 500 und 200 für die Law'sche Concession Angeworbene, deren Gesamtzahl alles in allem 1500 betragen sollte, hier in Bilogi zu Grunde, nachdem ihrer 1000 etwa in Lorient (und wohl auf der Seereise) umgekommen waren. Unter diesen Engagés befanden sich allerdings, wie wir sahen und Le Page du Pratz bestätigt, auch Probenzalen etc. Diese aber waren zu dieser Zeit schon in das Innere des Landes befördert worden, und wenn auch sie gelitten hatten, so bildeten doch die Deutschen die Mehrzahl der jetzt dahingerafften Opfer, so daß von den seit dem Nov. 1720 eingeschifften c. 600 Deutschen nur c. 135 verblieben, zu denen allerdings noch c. 120 Schweizer deutscher Abstammung kommen

1721 mochten, die aber auch schwere Verluste gehabt hatten.

Die Lage in Biloxi wurde noch verschlimmert durch die Ankunft

10. Juni-? 67. der Fregatte „Le Fortuné“ (od. „La Fortune“) 36 Kanonen—Kapt. Filouze, die am 10. Juni von Suída kommend eintraf und 305 Neger brachte, obgleich man diese möglichst schnell unter die Ansiedler, die sie zu ernähren vermochten, verteilte.

Eine Besserung trat erst, wenn auch dann nur vorübergehend, ein, als am 15. Juli

15. Juli-
15. Aug. 68. die Fregatte „La Vénus“, Kapt. Dumoulin, und

15. Juli-
blieb in der
Kolonie 69. ein „Traversier“ (wohl „La Subtile“ vgl. No. 40), Kapt. Béranger, einliefen. „La Vénus“ hatte Frankreich am 7. April verlassen, wohin sie mit der „Seine“ (No. 56) am 15. August zurückkehrte, und brachte reichliche Lebensmittel. Mit ihr kam auch der neue Generaldirektor Duvergier, dem man eingehende Instruktionen mitgegeben hatte (vgl. Margry V S. 616 ff), und La Harpe, der so nach fast einjähriger Abwesenheit in die Kolonie zurückkehrte und alsbald eine neue Expedition—diesmal nach der St. Bernard-bai—antrat, die ihn vom 16. Aug. bis 3. Okt. fernhielt (La Harpe S. 260 u. 263).

Er führte diese auf der „Subtile“ aus, mit der Kapt. Béranger wahrscheinlich erst vor kurzem von St. Domingo zurückgekehrt war. Man hatte Béranger schon am 26. Dezember 1720 mit einem „traversier“ (La Subtile?) nach Havana gesandt, um die letzten seiner Zeit in Pensacola gefangenen Spanier dorthin zurückzubringen, aber sicher auch mit dem Auftrag, Lebensmittel von dort zu holen. Der Kommandant von Havana aber hatte

1721

ihm nur einen Aufenthalt von wenigen Stunden gestattet, und so hatte man ihn denn nach seiner Rückkehr alsbald nach St. Domingo gesandt, um von dort Mais für die Negerflaven zu holen. Er traf eben jetzt mit der erwünschten Ladung ein.

Wichtiger vielleicht war es noch, daß die „Vénus“ auch bessere Nachrichten aus Frankreich über die Lage der Compagnie des Indes brachte. Der von John Law ins Leben gerufene Piesenschwindel war im Sommer des Jahres 1720 zusammengebrochen, und Law selbst war im Dezember aus Frankreich geflohen. Der „Portefaix“ (No. 66) hatte die Kunde von seiner Flucht und dem Pläzen der großen „Seifenblase“ gebracht, und dies hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß nach seiner Ankunft eintretende Unheil zu vergrößern. Denn der Rücktritt des einflußreichen Mannes lähmte zeitweilig alle Unternehmungen und beraubte zumal die Deutschen, die man aber sicher lange über die Lage der Dinge im Ungewissen gehalten hatte, der Hoffnungen, mit denen man sie nach Frankreich gelockt hatte. Den meisten allerdings war nichts weiter übriggeblieben, als ihre Verpflichtung für die Auswanderung nach Louisiana auch unter diesen veränderten Umständen einzuhalten. Diejenigen aber, die auf dem „Portefaix“ eingeschifft wurden, kamen—wie Deiler nachgewiesen hat—nicht mehr als Angeworbene für Law's Concession, sondern als Engagés für die Compagnie, wie denn ihr Führer d'Arensbourg am 9. Januar 1721 seine Bestallung von dieser erhalten hatte (Deiler S. 53). Deshalb waren die Deutschen auch wohl an der Küste geblieben; denn man mußte zur Zeit nicht, was aus ihnen wer-

1721

den würde, ob die Compagnie sie in deren Nähe oder sonstwo würde unterbringen wollen. Jetzt erfuhr man, daß der Regent von Frankreich und andere Große des Landes die Protektion über die Compagnie des Indes übernommen hätten und daß das Louisianaische Unternehmen weitergeführt werden sollte, während Lavo's Güter etc. in die Verwaltung der Compagnie übergingen.⁶²

Die „Vénus“ brachte auch wieder einige Passagiere, von denen nach der Orient den 7. April datierten Schiffsliste 9 Beamte der Compagnie oder von Concessionen, 31 Soldaten und 7 Diener waren (32 Männer, 6 Frauen und 9 Kinder). Die Soldaten gehörten zu der Schweizercompagnie de Merbeilleux (17 Männer, 5 Weiber, 9 Kinder) (vgl. No. 57).⁶³ Ferner waren einige unbekannte Passagiere an Bord, so daß deren Gesamtzahl 54 betrug. Auch kamen mit der „Vénus“ vielleicht die Ueberreste der „Garonne“ (No. 65), wenigstens brachte sie die Kunde von deren Verluste nach der Kolonie. (La Harpe S. 255).

54

15. Juli-
3. Okt.

Am 15. Juli ⁶⁴ brachte die
70. Fregatte „Le Maréchal d'Estrées“ (vgl. No. 22), Kapit. Brudhomme,

⁶² Auch Charlevoix (III, S. 411) bezeichnet die Compagnie des Indes als Rechtsnachfolger von Lavo, der die Concession an Arkanfas gehörte.

⁶³ Diese Personen scheinen schon für „Les Deux Frères“ (No. 58) angelegt gewesen zu sein, dann aber aus irgend einem Grunde zurückgeblieben zu sein. Unter ihnen befand sich der Sergeant Jean Rudolphe Nettemann, jedenfalls ein Verwandter des David Nettemann, der mit No. 57 kam.

⁶⁴ La Harpe S. 256 gibt allerdings den 15. Okt.; doch ergibt der Zusammenhang, daß es sich um den Juli handelt; ebenso die Datierung am Rande. Bénicaut läßt den „Maréchal d'Estrées“ schon am 14. Febr. landen (French N. Series I, S. 159), nicht so allerdings nach der Version bei Margrn V. S. 583.

1721

von Zuida oder dem Senegal kommend, 196 (nach Pénicaut 175) Negerflaven. Auf ihr kehrte unser Gewährsmann Pénicaut wegen seines Augenleidens am 3. Okt. nach 22 jährigem Aufenthalte in Louisiana nach Frankreich zurück.⁶⁶

Mit ihr gleichzeitig kamen drei neue „Traversiers“ aus Frankreich:

15. Juli-
blieben in
der Kolo-
nie; verlo-
ren im gro-
ßen Sturm
Sept. 1722

71. „L'Éirondelle“, Kapt. Amont,

72. „La Mouche“, Kapt. Baudouin,

73. „L'Abelle“, Kapt. Denis, die mit Lebensmitteln beladen waren und für den Verpflegungsdienst in der Kolonie bestimmt waren, deren Kapitäne aber am 14. August vom Generaldirektor Duvergier „aus ziemlich unerheblichen Gründen“ abgesetzt wurden.

Im folgenden Monat, am 20. September,⁶⁷ warf

20. Sept. 7.
Jan. 1722

74. die Fleute oder Pinasse (so in Schiffsliste genannt) „Le St. André“ (vgl. No. 41), Kapt. Ruguenaal (Rguenaal, Rquenaal) vor der Ile aux Baiffeaux Anker, deren Passagierliste vom 13. April datiert, die aber wohl erst im Juni von Lorient abgesegelt war. Nach La Harpe, der aber damals auf der Expedition nach der St. Bernards Bai begriffen war (vgl. No. 69), berichtet, das Schiff habe nur Waren und Proviant gebracht, Pénicaut dagegen, der um diese Zeit wohl schon an der Küste weilte—er segelte Anfang Oktober nach Frankreich ab—und daher besser unterrichtet war, sagt, es habe außer 500 Warri-

⁶⁶ Pénicaut (Margry V. S. 584) gibt den 3. Okt., La Harpe den 6.

⁶⁷ Deiler S. 30 f. läßt „Le St. André“ schon Ende Mai in Louisiana eintreffen und ebenso „La Durance“ (No. 75). Doch würde dies, da er den 13. April als Abfahrtstag von Lorient gibt, eine Fahrt von nur 1½ Monaten voraussetzen, was aller Ueberlieferung widerspricht. Auch weisen alle Quellen, vor allen Pénicaut, auf Ende Sept. hin.

1721

quen Mehl 100. deutsche Familien an Bord gehabt, und die uns erhaltene Schiffsliste bestätigt dies, obgleich sie höchstens einige 40 Familien gibt. Nach ihr handelt es sich um 42 Männer, 43 Frauen und 76 Kinder, im ganzen 161 Passagiere, die aber nicht zu den Engagés irgend einer Concession gehört zu haben scheinen. Denn Bénicaut berichtet ausdrücklich, daß sie gekommen seien, um sich im Lande anzusiedeln (*s'établir*) und daß man ihnen mehrere Concessionen am Ufer des Mississippi angewiesen, auch Reger überlassen habe. Wir werden weiter unten im Teil III sehen, welche Entwicklung die Dinge in Louisiana nahmen und wie sich die Geschichte dieser Deutschen gestaltete.

161

Das gilt auch von den Deutschen, die mit der

4. Okt.-1.
Feb. 1722

75. Fleute „La Durance“, Kap. Gautier, am 4. Okt. kamen. Auch von ihr weiß La Harpe, nach dem der „St. André“ das Schiff einige Tagereisen hinter sich gelassen hatte, zu berichten, daß sie nur Lebensmittel für die Rechnung der Compagnie des Indes und der Concessionen St. Catherine und St. Reine gebracht habe. Dem widerspricht von neuem Bénicaut, der von 100 anderen deutschen Familien, die mit diesem Schiffe kamen, erzählte. Auch hier korrigiert die aus Orient den 23 April datierte Passagierrolle seine Angabe, denn sie beschränkt die Zahl der auf der „Durance“ Eingeschifften auf 109, d. h. 22 Männern, 34 Frauen und 53 Kinder. Die Ausreise dagegen scheint das Schiff einem der Schiffsliste beigelegten Briefe zufolge erst im Juni angetreten zu haben.

109

Neun Tage nach der „Durance“, am 13.

1721
13. Okt.—blieb in der Kolonie; verlor im großen Sturm Sept. 1722
Oktob., erhielt die Kolonie einen weiteren 76. Traversier, Kap. Chaph (vgl. 7 u. 19) der nach La Harpe (S. 278) mit Lebensmitteln und Gütern für die Concession Le Blanc beladen war und wie seine Vorgänger in der Kolonie blieb.

(?) Vor Ende des Jahres liefen noch die Schiffe ein: am 18. November

18. Nov.—Ende de März 1722
77. die Fleute „La Dour“ (Schiffsliste „La Dour“; Charlevoix „L'Adour“) 300 Tonnen—Kap. de Marfay, am 24. November

24. Nov.—blieb in der Kolonie
78. das Vâteau „Le Cher“, Kap. Cordes, und wohl mit diesem zusammen, Ende November

Ende Nov.—1. März 1722
79. „La Caone“, Kap. Frotin.

Das erste Schiff brachte nach seiner am 21 Juli ausgestellten Schiffsliste 7 Passagiere: 5 Offiziere und Angestellte und 2 Diener (5 Männer, 1 Frau, 1 Kind). Auf ihm traten 1 April 1722 der Jesuitenpater Charlevoix, der berühmte Reisende, sowie der ehemalige Generaldirektor Subert, der seine blühende Concession bei Natchez an Dumanoir, den Leiter der Concession St. Cathérine (vgl. No. 41), verkauft hatte, und Levens, der seines Postens inzwischen enthobene Direktor der Law'schen Concession am Arkansas (vgl. No. 48), die Heimreise an. Sein Kapitän Marfay war von Generaldirektor Duvergier abgesetzt und durch einen jungen unerfahrenen Seemann Abcoit ersetzt worden. Am 14. April ging es bei den Marthyrinseln am Eingange des Bahama-Kanals verloren; die Besatzung und Passagiere retteten sich. Die drei genannten Männer gingen der Küste folgend nach St. Joseph's Bai, wo sie Hauptmann Montmort aufnahm, (vgl. No. 62) mit dem sie am 4.

1721

Juni nach Louisiana zurückkehrten. (La Harpe S. 326). Am 16. Juni ging Charlevoix an Bord der Fregate „La Bellone“ (Kapt. de Beauchamp—wohl mit dem No. 47 genannte Baschamp identisch)—wieder von dort ab, während Hubert am 14. Sept. (?) mit dem „L'Aventurier“ (Kapt. Fouquet vgl. No. 45 u. 50) und Levens am 29. Jan. 1723 mit „La Loire“ (Kapt. Chenot vgl. No. 49 u. 58) oder „Les Deux Frères“ (Kapt. Butelaine—vgl. No. 21 u. 58) heimkehrten. Einen Monat später, am 12. Februar, 1723, verließen auch der Rest der Besatzung der „La Doure“, sowie unser Gewährsmann La Harpe auf der Pinke „L'Alexandre“ (Kapt. Amelot—vgl. 46 u. 51) die Kolonie.⁶⁷

La Harpe hatte zuvor noch mit dem Boote

„La Ballone“ am 9. April 1722 in der Kolonie an mit der Pinke „L'Espiduel“—Kapt. Bataille, die im großen Sturme des Sept. 1722 unterging. „L'Aventurier“, der den Befehl, den Sitz der Verwaltung nach New Orleans zu verlegen, überbrachte, verließ Frankreich 9. Jan. und landete an der Ile aux Vaisseaux 24. Mai 1722; 10. Juni ging er mit de la Tour an Bord nach New Orleans weiter, passierte die Barre des Mississippi am 1. Juli und traf 7. Juli in New Orleans ein. Auch „La Loire“ und „Les Deux Frères“, die den 1. und 4. Sept. eintrafen, gingen 9. Sept. nach New Orleans weiter, kehrten aber zurück, um dem schweren Sturme (11.—16. Sept.) zu entgehen, was ihnen auch gelang. Am 25. Sept. gingen sie von neuem nach N. O. ob. L'Alexandre traf am 13. Nov. 1722 an der Ile aux Vaisseaux ein und ging sofort nach New Orleans; am 15. Nov. passierte sie mit 13 Fuß Tiefgang die Barre an der Mündung und warf am 5. Dez. vor der Stadt Anker. Außer diesen Schiffen landeten in 1722 der „Profund“ (vgl. No. 42) Kapt. Duguernuer (identisch mit Guerneur), das 5. April bis 28. Mai in der Kolonie blieb, sowie „La Haubette“, Kapt. Uriil, die 4. Juli von St. Domingo her eintraf und 12. Nov. dorthin wieder abging, um Indiangosamen gegen eine Holzladung einzutauschen.—Passagiere kamen mit allen diesen Schiffen nur vereinzelt; dagegen verließen zahlreiche Personen die Kolonie, so 40 mit dem „St. André“ (No. 74) im Jan. 1722 und 27 mit dem „L'Aventurier“ etc. Auch zerstörte der große Sturm fast sämtliche Boote etc. so daß man auch aus diesem Grunde von der weiteren Herüberfendung von Kolonisten absehen mußte.

1721

„Le Cher“ (No. 78) eine Reise nach der Law'schen Concession am Arkansas und diesen Fluß aufwärts gemacht, auf der ihn der an Lebens Stelle zum Leiter dieser Concession ernannte Dudemaine Defresne begleitete. Wir werden von dieser Fahrt, die allerdings auch der Auffindung eines Diamantfelsens galt, von dem man damals fabelte, noch späterhin hören.

Das letzte der drei im November 1721 ein-
treffenden Schiffe war die von Deiler unter
den Pestschiffen genannte „Saone“, über die
wir bereits unter No. 65 berichteten, und die
am 1. März 1722 mit Generaldirektor Duber-
gier an Bord heimkehrte. Nach den am 24.
Januar 1721 unterzeichneten Passagierrollen
waren ihr 264 deutsche Auswanderer zuge-
wiesen worden, darunter 72 Männer, 72
Frauen und 120 Kinder. Daneben aber ha-
ben wir eine zweite, vom 21. Juli datierte Lis-
te, die nur 20 Passagiere gibt. 2 Beamte
und 1 Frau, sowie 4 Frauen und 13 Kinder
für die Concession St. Catherine, deren Män-
ner resp. Väter bereits in Louisiana weil-
ten. Wir sind überzeugt, daß allein diese
letzteren mit der „Saone“ kamen, die erst En-
de Juli Frankreich verlassen haben kann. Die
in der ersten Schiffsliste enthaltenen Deut-
schen aber waren wohl dieselben, die mit dem
„St. André“ (No. 74) und der „Durance“
(No. 75) kamen, worauf auch die annähernd
gleiche Zahl der auf diesen beiden Schiffen
Übergesandten deutet: 270 Personen, da-
runter 64 Männer, 77 Frauen und 128 Kin-
der gegenüber 72 Männer, 72 Frauen und 120
Kinder der „Saone“. Hierfür spricht auch die
Tatsache, daß Liste A mit dem Juni 1721
abschließt, die Auswanderung nach Louisiana

also mit diesem Zeitpunkte zu Ende gehen läßt. Wir glauben daher für die „Saone“ nur 20 Personen in Ansaß bringen zu können, setzen diese aber ebenso wie die 7 für „La Doure“ (No. 77) verzeichneten in unsere Berechnung ein, obgleich sie erst nach dem Juni von Frankreich abgingen; denn es handelt sich bei ihnen nur um einzelne Nachzügler, die sicher schon vorher auf die Passagierlisten gesetzt worden waren.

Die „Saone“ ist das letzte Schiff, von dem wir eine Passagierliste besitzen, und auch dies deutet darauf hin, daß mit dem Ende 1721 die von der Compagnie des Indes ausgehende Auswanderung nach Louisiana aufhört. Für das genannte Jahr aber beträgt nach unserer Darstellung die Zahl der sicher nachgewiesenen Passagiere c. 1871, während die der zweifelhaften sich auf c. 150 beläuft. Stellen wir aber die sich so ergebenden Daten für den ganzen von uns behandelten

1721: c. 1871

(+150?)

Zeitraum zusammen, so erhalten wir folgende Tabelle:

Liste B							Nachgewiesen	Zweifelhaft
1718	.	.	.	.	.	.	800	300
1719	.	.	.	.	.	.	1280	250
1720	.	.	.	.	.	.	2144	225
1721	.	.	.	.	.	.	1871	150
Summa							6095	+ 925
							7020	

III

Da es ausgeschlossen ist, daß Deutsche noch nach dem Ende des Jahres 1721 in beträchtlicher Stärke in das Mississippital wandten—erst 1754 erfolgte wieder Zuzug (Deiler S. 105)—so bleibt

uns nur noch die Aufgabe, das von uns gefundene Resultat in Einklang zu bringen mit jener an den Anfang unserer Untersuchung gestellten Liste A, nach der die Compagnie des Indes in den dargestellten 4 Jahren 7020 Menschen von Frankreich nach der Kolonie beförderte. Daß dieses nicht ohne Schwierigkeiten möglich sein wird, zeigt die einfache Tatsache, daß wir in unserer Aufmachung nur c. 6095 Passagiere sicher nachzuweisen vermögen. Die Differenz beträgt demnach c. 925, führt aber unter Anrechnung der Zweifelhafte zu einem nahezu abschließenden Ergebnis. Die Frage ist, ob sich in dieser Zahl noch Deutsche in größerer Anzahl befunden haben können, so daß wir zu den bereits Nachgewiesenen noch weitere hinzuzufügen hätten.

Zu diesem Zwecke stellen wir in der zu Schluß dieser Arbeit abgedruckten Liste C die Passagiere nach den in den Schiffslisten gegebenen Schiffen und Kategorien zusammen und vergleichen die Resultate mit den einzelnen Posten der Liste A. Dabei finden wir, daß wir nach unseren Aufstellungen nicht in der Lage sind, so zahlreiche Rubriken nachzuweisen. So würde es schwer halten, Offiziere und Angestellte der Compagnie und Inhaber und Leiter der Concessionen auseinanderzuhalten. Da dieses jedoch den Zweck unserer Arbeit nicht berührt, so können wir sie zusammenlegen und da ergibt sich, daß den 284 in der Liste A gegebenen 221 der Liste C gegenüberstehen, wozu aber noch 30 in der letzteren nicht enthaltene, auf dem „Portefair“ (No. 66) herübergebrachte Offiziere und c. 80 Angestellte und Concessionäre aus dem Jahre 1718 kommen, sowie sicher noch einige unter den „zweifelhafte“ Passagieren, so daß sich hier ein Ueberschuß von c. 60—70 ergibt, der sich aber wohl durch die Allgemeinheit einiger Angaben und dadurch erklärt, daß nicht immer scharf zwischen den „Concessionnaires“ und ihren „Engagés“ unterschieden wird. Wir glauben daher, den letzteren 50 zutheilen zu dürfen.

Nehmen wir zum zweiten die Arbeiter der Compagnie, die in Liste A mit 302 eingestellt sind, so können wir in Liste C 267 nachweisen. Im 1718 sandte die Compagnie wohl keine Arbeiter, sondern begnügte sich mit der Verschickung von Sträflingen. Für dieses Jahr dürfen wir daher keinen Betrag ansetzen. Auch für die Compagnie schweizer Arbeiter, welche die Compagnie des Indes 1720 herübersandte, glauben wir dies nicht thun zu dürfen, ob-

gleich La Harpe (S. 302) und die Instruktion für den Generaldirektor Dubergier (Margry V. S. 627) deren Stärke auf 210 angibt und wir (No. 57 und 68) nur 169 nachweisen können (Frauen und Kinder in diesem Falle eingeschlossen).⁸⁸ Wir nehmen vielmehr an, daß die fehlenden 35 Arbeiter mit Schiff No. 33 kamen, von dem wir keine Liste besitzen, das aber, wie Le Gac berichtet, Arbeiter für die Compagnie brachte. Auf jeden Fall dürfte hier die Rechnung ziemlich glatt aufgehen.

Ausgeschlossen ist allerdings nicht, daß auf die Compagnie-Arbeiter auch einige Kinder zu verrechnen sind. Denn an diesen haben wir wiederum einen Ueberschuß und zwar einen recht beträchtlichen. Den 502 der Liste A stellt Liste C 761 gegenüber, von denen an 450 oder 60 Prozent allein auf die Deutschen entfallen. Und dabei fehlen noch die Kinder für das Jahr 1718 und für die in den Passagierlisten nicht erwähnten Schiffe, sowie die unter den „zweifelhaften“ Passagieren verschifften. Es wird aber schwer sein, diesen Betrag zu fixieren, doch glauben wir ihn auf 150-200 veranschlagen zu dürfen, so daß wir bei einem mittleren Ansaß von 175 c. 950 Kinder oder ein Plus von c. 450 erhalten, das wir auf die Frauen und Männer gleichzeitig verteilen werden. Diese gewaltige Differenz erklärt sich indessen leicht aus dem Umstande, daß man viele der Halbwüchigen der geringeren Verpflegung wegen etc. auf den Schiffen als Kinder, sonst aber, wo es auf Arbeitsleistung und Heiratsfähigkeit ankam, als Erwachsene rechnete.

Das bedingt zum guten Teil den Ausfall, dem wir bei den Frauen begegnen, für die Liste A 1215, Liste C dagegen nur 716 unter ihnen 252 oder 35 Prozent deutscher Abkunft verzeichnet. Zu diesen aber sind die 96 zu addieren, die 1720 mit der „Mutine“ (No. 26) kamen, und die 90, die 1721 die „Valeine“ (No. 55) brachte; auch können wir die Hälfte der überschüssigen Kinder, d. h. c. 225 auf sie verrechnen, so daß wir c. 1125 erhalten. Setzen wir für das Jahr 1718 ihrer 25 an, so verbleiben 65, die wir unter den „zweifelhaften“ Auswanderern zu suchen haben—eine Zahl, die sicher nicht zu hoch ist, zumal wenn wir bedenken, daß hier sicher

⁸⁸ Es beträgt die Differenz c. 20 Prozent, ein Verlust, den wir für den Aufenthalt in den französischen Einschiffungshäfen angesetzt haben. Vgl. Anm. 20.

manche Individuen ohne Namensnennung, ja ohne amtliche Notierung zur Verschickung gelangten, so daß es schwer hält, ihre Spuren nachzuweisen. Hierfür spricht der Umstand, daß selbst die Passagiere der „Valeine“ nicht besonders aufgeführt werden, obgleich es sich in diesem Falle um besseres Menschenmaterial handelte. Auch deuten ja die Passagierrollen an, daß mehr Personen eingeschifft werden, als Namen gegeben sind, womit man auch unsere Ausführungen unter No. 21 im Teil II vergleichen möge. Jedenfalls liegt auch hier keine Veranlassung vor, einen von uns nicht bezeichneten deutschen Transport zu vermuten.

Wir kommen jetzt zu den „Engagés“, zu dem für uns bedeutamsten Posten, da in ihm die überwiegende Mehrzahl der Deutschen, soweit sie erwachsen und männlichen Geschlechts waren, enthalten ist. Es handelt sich bei dieser Rubrik aber nicht nur um die Engagés der Concessionen, denn zu diesen gehörten ja die Deutschen seit Laros Flucht eigentlich nicht mehr, sondern um einen zusammenfassenden Begriff für alle die, welche nicht im unmittelbaren Dienste der Compagnie standen, weshalb wir auch die männlichen „Passagers particuliers“ zu ihnen rechnen, die in Liste A nicht aufgeführt werden. In dieser umfassen die Engagés die bei weitem größte Zahl, nämlich 2462, denen 1728 (1664 + 64), unter ihnen 300 oder 17 Prozent Deutsche, in der Liste C gegenüberstehen. Zu diesen kommen aber noch c. 260 aus dem Jahre 1718 und c. 50, die wir unter den Passagieren der Schiffe 13-19 im Jahre 1719 vermuten, sowie die bei der Berechnung der Offiziere etc. überschießenden 50 und c. 175 Knaben, sodaß wir bei c. 2263 Arbeitskräften einen Ausfall von c. 200 haben. Diese haben wir unter den als zweifelhaft aufgeführten Passagieren zu suchen. So mögen auf Schiff No. 33 neben den von Le Gac erwähnten Compagnie-Arbeiter noch an 70 Engagés herübergefandt worden sein; sodann führten Schiff No. 65 und Schiff No. 66 außer den genannten Deutschen noch c. 170 andere Personen, unter denen 90 Engagés sein mochten, und des weiteren haben wir Spielraum genug, um selbst bei der vorsichtigen Ansetzung der einzelnen Posten, die wir befolgen, den Ausfall auf andere und wahrscheinlichere Weise zu deuten als durch Einrechnung der für die „Saone“ (No. 79) gegebenen Deutschen oder doppelten Ansatz des Schiffes No. 66 („Portefair“ und „Charente“). Auch

würde uns dies zwingen, c. 240 weitere Kinder und 135 weitere Frauen in Ansatz zu bringen, für die sich in unserer Berechnung kein Platz findet.

Noch bleiben zwei Kategorien der Liste A, die der strafweise Verschiedten und die der Soldaten. Für erstere gibt sie die Zahl 1278, die Liste C aber nur 421, was aber nicht weiter verwunderlich ist, da die Verschiedung wenigstens offiziell schon mit dem Mai 1720 ihr Ende fand, sodaß für sie nur wenige Passagierrollen in Betracht kommen. Zudem gilt das oben von den Frauen Gesagte mehr noch für diese Klasse von Männern: sie fanden nicht die gleiche Berücksichtigung wie die Arbeiter für die Compagnie und die Concessionen, wurden auch wohl mit Schiffen, die nur Waren führten, verschiedt oder auf den königlichen Geschwadern, auf denen vor allen die zahlreichen Deserteure kamen. Letztere sind nicht leicht von den Sträflingen zu sondern, obgleich sie meist den Soldaten einverleibt wurden und deshalb von der einen oder anderen Quelle zu diesen gerechnet werden. Es wird sich daher empfehlen, wie bei den Offizieren und den Angestellten der Compagnie und der Concessionen diese beiden letzten Kategorien zusammenzufassen, die nach der Liste A zusammen 2255 (1278 + 977) Individuen ausmachen, während Liste C neben den 421 Exilierten 378 Soldaten, im ganzen 799 Personen enthält; c. 860 Verbannte und 600 Soldaten, in Summa 1460 fehlen, von denen aber c. 960 nachweisbar sind und zwar für 1718 c. 400, für 1719 c. 210 (vgl. No. 15, 16, 17) und für 1720 c. 350 (No. 23, 24, 25 und 33). Zu diesen haben wir c. 25 überschießende Knaben zu zählen, andererseits aber die in ihnen mitenthaltenen Frauen, c. 50 abzuziehen. Die verbleibenden 525 aber haben wir unter den als zweifelhaft angezeichneten Passagieren zu suchen. Von diesen kamen 1718 c. 200, 1719 c. 250 (mit No. 15, 16, 17) und 1720 c. 50 (mit No. 33) der Rest verstreut auf verschiedenen Schiffen. Letztere sehen wir in den 52 Personen, deren Namen in den Passagierlisten nicht gegeben sind und die in Liste C in Klammern unter „Total“ verrechnet sind. Auch hier haben wir c. 25 überschießende Knaben hinzu-

* Die Kinder sind in Ansatz gebracht in Einklang mit Liste C. Von den 100 sind c. 50 Mädchen und c. 50 Knaben, die da es sich um Ueberschüsse handelt, in der darstellenden Behandlung den Frauen und den Männern, unter den letzteren je 25 den Engagés und den Soldaten und Verschiedten zugewiesen wurden.

zufügen, andererseits c. 50 Frauen abzugiehen, sodaß wir bei 550 + 25—50 c. 525 Soldaten und Verschiedte unter der Rubrik der „zweifelhaften“ Passagiere ansetzen können.

Bei dieser Gelegenheit geben wir die Verteilung der 925 zweifelhaft gelassenen Passagiere, die sich nur annähernd wie folgt ausmachen läßt:

Compagnie-Arbeiter	.	.	.	.	.	.	.	c. 35
Kinder	.	.	.	.	.	.	.	c. 100
Frauen	.	.	.	.	.	.	.	c. 65
Engagés	.	.	.	.	.	.	.	c. 200
Soldaten und Verschiedte	.	.	.	.	.	.	.	c. 525
Summa	.	.	.	.	.	.	.	925

Die Frage aber ist, ob unter den beiden letzten Kategorien sich Deutsche befunden haben. Für die Strafverschiedten glauben wir sie glatt verneinen zu dürfen, und wenn sich wirklich einige versprengte Subjekte unter ihnen befanden, so gingen sie im Elend zu Grunde und kamen für die Ansiedlung nicht in Betracht. Und das gleiche gilt von den Soldaten. Allerdings hören wir von einer Compagnie Deutscher (No. 21), und einer Compagnie Schweizer (No. 62) und unter den 16 Compagnien à 50 Mann, die in der Kolonie standen, mag auch sonst noch der eine oder andere Deutsche gewesen sein; mehr als 100 Soldaten deutscher Abstammung aber glauben wir nicht annehmen zu dürfen. Die Schweizer aber desertierten (vgl. No. 62), und bei der Eigenart des Soldatenmaterials, das sich zumeist aus Verbrechern und Deserturen rekrutierte, ist es mehr als wahrscheinlich, daß es für die wirkliche Kolonisation ohne jede nennenswerte Bedeutung geblieben ist, wenn auch der eine oder andere sich ansiedeln mochte.

Es ergibt sich demnach als Antwort auf unsere an den Anfang der lehtausgeführten Untersuchung gestellte Frage die Tatsache, daß wir keine Veranlassung sehen, den für die „Saone“ (No. 79) bezeichneten Transport, der nach unserer Behauptung auf dem „St. André“ (No. 74) und der „Durance“ (No. 75) kam, in Rechnung zu stellen oder die „Charente“ neben dem „Portefaix“ (No. 66) als Deutsche führendes Schiff anzunehmen. Nur an einer Stelle vermögen wir die Möglichkeit des Vorhandenseins von deutschen Auswanderern zuzugeben, die in den Schiffslisten nicht enthalten sind, wobei wir von Soldaten und Exilierten absehen,

nämlich im Falle der „Garonne“ (No. 65). Hier mögen die 90 zweifelhaften Passagiere—La Harpe's Angabe zu Folge—Deutsche gewesen sein, die aus c. 25 Männern, 25 Frauen und 40 Kindern bestanden haben dürften. Wir bringen sie als zweifelhaft in Ansatz und dazu einen weiteren Betrag von solchen, die mit verschiedenen Schiffen zerstreut eingetroffen sein mögen. Wir haben Beweise, daß sich Deutsche auch unter den Engagés für andere Concessionen als die Latw'sche befanden. So begegnen wir bei einer Reihe von Schiffen wie No. 41, 42, 49, 50, 51, 52, 53 Namen, die auf Deutsche schließen lassen. Wir glauben aber nicht hinter der Wahrheit zurückzubleiben, wenn wir die Zahl dieser Verstreuten auf 50 ansetzen,—sie dürfte eher zu hoch gegriffen sein.

Den gleichen Betrag möchten wir auch für die Schweizer einsetzen, obgleich wir auch hier überzeugt sind, daß die Zahl 50—in der Liste erscheint die Zahl 100, da in ihr alle Schweizer, nicht nur die deutscher Abstammung enthalten sind—über die Wirklichkeit hinausgeht, obgleich es bei der Eigenart der Schweizer und ihrer Stellung zu Frankreich leichter möglich war, daß sich vereinzelt unter der sonst französischen Bevölkerung fanden.⁷⁰

Ziehen wir nun das Ergebnis aus der vorausgehenden Untersuchung und berücksichtigen wir, daß die Liste A eher zu hohe als zu niedrige Zahlen enthält, so glauben wir den Nachweis erbracht zu haben, daß die Zahl der von der Compagnie des Indes nach Louisiana eingeschifften Deutschen sich auf höchstens 1100 belief. Diese verteilen sich wie folgt in abgerundeten Zahlen:

Schiff	Sicher	Zweifelhaft
No. 58	150	
No. 65	210	c. 90
No. 66	280	
No. 74	160	
No. 75	110	
?	50 Soldaten	
Zerstreut	25	25
	c. 985	c. 115

⁷⁰ Charlevoix rühmt besonders den Kommandanten am Yazoo, Bizart, einen Schweizer, dessen Vater schon Major von Montreal gewesen war. Er starb Ende 1721, von allen bedauert. Unter den Offizieren waren sicher zahlreiche Schweizer, aber meist französischen Ursprungs. Interessant ist der Schweizer Peter Verzaillon, dem 1703 das erste amtlich bezeichnete Kind in Kasaskia (Illinois) geboren wurde und der einige Jahre später in Pennsylvania auftauchte, wo er als einer der ältesten Siedler in der Nähe von Harrisburg eine Rolle spielte.

Dazu kamen noch c. 200 Schweizer. An letzteren kamen allerdings insgesamt c. 400:

Schiff	Sicher	Zweifelhaft
No. 57	140	
No. 58	65	
No. 68	30	
?	50 Soldaten	
Verstreut	50	c. 50
	c. 335	c. 50

Von diesen aber war höchstens die Hälfte deutscher Abstammung, so daß wir für Deutsche und Deutschschweizer zusammen die Zahl 1300 und zwar als Höchstbetrag erhalten. Diese vertheilten sich folgendermaßen auf die Geschlechter:

	Männer	Frauen	Kinder
Deutsche	c. 350	c. 275	c. 475
Schweizer	c. 150	c. 25	c. 25
	c. 500	c. 300	c. 500

1300

Von den 1300 eingeschifften Deutschen und Schweizern landeten aber nur c. 750 in der Kolonie, denn die Seereise forderte zahlreiche Opfer. So verlor No. 58 an 170 Passagiere, No. 65 an 250, und auch auf den übrigen Schiffen werden Verluste vorgekommen sein, die wir mit 130 wohl eher zu niedrig angeben; denn im ganzen ergibt sich so nur eine Einbuße von 42 Prozent, während Teiler mit einer solchen von 66 Prozent rechnet. Und von den 750 Gelandeten kam wiederum nur ein Bruchteil zur Ansiedlung. Von ihnen sind von vornherein schon die 100 Soldaten abzuziehen, die zur Ansiedlung ungeeignet waren oder desertierten, und dann weiter die zahlreichen Todesfälle, die durch das Klima, die Hungersnot und die mannigfachen Strapazen in der Kolonie verursacht wurden. An 200 starben allein im Juni / Juli 1721 in Vilori, und die vorliegenden offiziellen Zahlenangaben zeigen uns, daß die Sterblichkeit unter den Deutschen anhielt. Zumal unter den Kindern und den den Anstrengungen besonders ausgesetzten Männern ist sie groß gewesen, wie dies auch die Geschichte aller Auswanderungen in jenen Tagen lehrt.

Wir haben vom 15 Mai 1722 einen amtlichen Zensus, der für die 4 Dörfer an der Côte des Allemands: Karlstein, Mariental,

Hoffen und Augsburg 257 Personen gibt, für die wir folgende Tabelle aus Deiler (S. 74) entlehnen:

	Männer	Frauen	Kinder	Gesammtzahl
Karlstein	1 (b'Arensbourg)	—	1	2
Marietal	26	30	26	82
Hoffen	25	29	49 ⁷¹	103
Augsburg	17	20	33	70
	—	—	—	—
	69	79	109	257

Wir sehen mit Fortier⁷² in diesen 257 Personen den vollen Betrag, der hier an der „Deutschen Küste“ zur Ansiedlung gelangte, und selbst dieser ging im Laufe der folgenden Jahre noch zurück; denn 1724 zählte man nur noch 169 Personen (53 Männer, 57 Frauen, 59 Kinder).

Deiler möchte demgegenüber an einer undatierten „Schätzung“ festhalten, die ein in der Historical Society in New Orleans erhaltenes Aktenstück gibt und auf 330 Personen an der „Côte des Allemands“ lautet—ja, er möchte für die „Deutsche Küste“ noch 80 Personen beanspruchen, die in der Schätzung für den Arkansas verzeichnet sind und in denen er einen zweiten Trupp von Deutschen sieht, der erst später, im Frühjahr 1722 von dort zurückkehrte. Die „Schätzung“ aber soll ebenfalls aus dem Jahre 1722 stammen, etwa aus dem Februar, und Deiler glaubt die Differenz zwischen den beiden Quellen darauf zurückführen zu dürfen, daß die „Schätzung“ noch nicht einen Exodus von der „Deutschen Küste“ berücksichtigt, den ein schwerer Sturm im September 1721 zur Folge hatte. Dieser Sturm aber, der lange im Gedächtnis der Kolonisten fortlebte, fällt in den September 1722, wie die bestimmten Angaben bei La Harpe (S. 339 f.) und bei Charlevoix (II S. 457 f.), sowie die von Deiler (S. 75) erwähnten Verträge Bienville's von Dezember 1722, die jener Exodus zur Folge hatte, beweisen. Die Zahl 257 gibt demnach die von dem Fortzug noch nicht berührte Bevölkerung, und wir müssen hinter die Zahl 330, die auch nur als eine Schätzung gegeben wird und undatiert ist, vorläufig ein großes Fragezeichen setzen.⁷³

⁷¹ Nach unseren Notizen gab es in Hoffen nur 40 Kinder. Auch datierte danach der Zensus vom 13. nicht 15. Mai. Wir glauben indessen, Deiler, der diese Listen wiederholt einsehen konnte, folgen zu müssen.

⁷² Alce Fortier: *History of Louisiana*. Paris 1904. I. p. 70.

⁷³ Der Zensus muß vor dem Sept. 1722 abgefaßt sein, nach Deiler's

Nun gab es allerdings noch zwei Plätze in Louisiana, an denen zu dieser Zeit Deutsche in beträchtlicher Zahl sich hätten finden können. Es waren dieses die beiden Law'schen Besitzungen, von denen die eine als „Entrepôt“ oder „Habitation“ bezeichnete, südlich von New Orleans, unmittelbar unterhalb „English Turn“ lag, die andere aber, uns bereits bekannte, an der Mündung des Arkansas. Auf der ersteren saßen nach dem Zensus von 1721: 5 Männer, 11 Frauen, 14 Kinder und 40 Engagés, die Deiler (S. 73) als Deutsche beansprucht, da Law's Leute allein aus Deutschen bestanden hätten. Wir wissen aber, daß dies keineswegs der Fall war, daß vielmehr die ersten Transporte für Law's Concession (vgl. No. 42 u. 48) aus Probenzalen etc. bestanden. Es liegt daher kein Grund vor, hier Deutsche anzunehmen, wie denn auch alle dokumentarischen Verweise hierfür fehlen.

Anders steht es mit der Law'schen Concession am Arkansas. Hierher sind zweifelsohne Deutsche gelangt, fraglich aber bleibt es, in welcher Stärke und wann. Deiler (S. 21) gibt keine bestimmte Zahl,⁷⁴ sagt aber, daß die Deutschen, die nach Pénicaut auf 7 Schiffen zu Anfang des Jahres 1720 und im September desselben Jahres mit dem „Profond“ kamen, die einzigen gewesen wären, die wirklich den Arkansas erreichten. Welches sind nun die sieben Schiffe, die Pénicaut nennt? Es sind dies „Margry V“ (S. 575 f.) „La Gironde“ (No. 53), „L'Eléphant“ (No. 51), „La Loire“ (No. 49), „La Seine“ (No. 56), „Le Dromadaire“ (No. 52), „Le Traversier“ (No. 54) und „La Vénus“ (No. 68), die 4000 Personen, teils Franzosen, teils Deutsche und Juden gebracht haben sollen. Von diesen 7 Schiffen landete aber keines zu dem angegebenen Zeitpunkt, wie denn Pénicaut auch selbst keine Jahreszahl nennt; sie kamen vielmehr alle erst Ende 1720 oder Anfang 1721, „La Vénus“ sogar erst im Juli 1721; die Zahl der von ihnen transportierten Personen belief sich auf c. 1150, und Deutsche befanden sich nachweislich nicht auf ihnen, mit Ausnahme von einigen Schwei-

Annahme sogar vor Sept. 1721, da er berichtet, das Gebiet an der „Côte des Allemands“ werde nie überschwemmt. Wir werden sehen, daß er wahrscheinlich vom März 1722 stammt.

⁷⁴S. 38 sagt er, sie müßten weit über 169 betragen haben. Auch läßt er sie 2 Dörfer (Mariental und Augsburg) an der „Deutschen Küste“ gründen, was auf mindestens 150 Seelen schließen läßt (S. 56).

gern, die mit der „Vénus“ kamen, ja keiner der Engagés, die sie brachten, war für Law's Concession bestimmt. Nur für den „Profond“ (No. 42), der aber auch erst im Sept. 1720 landete, trifft das letztere zu; die von ihm gebrachten Passagiere aber waren keine Deutsche, sondern Provenzalen. Damit fällt die Deilersche Behauptung in sich selbst zusammen, und wir müssen die wirklich nach dem Arkansas gelangten Deutschen irgendwo anders suchen.

Nun wissen wir bereits von La Harpe (S. 250), daß am 21. April 1721 der „Dromadaire“ (No. 52) mit Gütern etc. für die Concessionen St. Catherine und Law, die mit No. 41 und No. 42 im August und September 1720 eingetroffen waren und seitdem an der Küste gelagert hatten d. h. 7—8 Monate, nicht 15, wie es sonst wohl heißt, nach New Orleans den Mississippi aufwärts ging. Des weiteren berichtet Pénicaut (Margry V. S. 576), daß in demselben Jahre 100 Mann für Law's Concession mit Gütern etc. auf 30 Booten nach dem Arkansas befördert wurden. Da Pénicaut an der Instandhaltung und auch vielleicht an der Leitung der Boote beteiligt war, so halten wir seine Angabe für beachtenswert und zutreffend. Dafür spricht auch folgende Erwägung: Mit dem „Profond“ (No. 42) kamen c. 180 Mann für Law's Besitzungen, zu denen mit der „Marie“ (No. 48) noch 15-20 stießen. Erstere standen unter Führung von Bouteux und des Juden Elias Schultheus, mit der „Marie“ kamen der Direktor Levens und der Chef der Arbeiter Meynard. Diese 200, die aus Provenzalen und Gasconern etc. bestanden, dürften an der Küste ähnliche Verluste erlitten haben, wie die mit dem „St. André“ (No. 41) gekommenen Engagés für die Concession St. Catherine, die vom August 1720 bis April 1721 von 250 Mann c. 90 einbüßten (Deiler S. 72). Sehen wir die Todesrate der Law'schen Engagés dem entsprechend auf c. 70 an, so bleiben 130, von denen c. 65 (40 Männer, 11 Frauen, 14 Kinder) nach dem am English Turn unterhalb von New Orleans gelegenen Besitztum Law's gingen und einige wohl in dem Law'schen Magazine zu New Orleans verblieben, während der Rest d. h. c. 60 nach der Arkansasmündung weiterfuhren. Woher aber kommen die an dem vollen 100 fehlenden 40? In ihnen haben wir die Ueberbleibsel der auf der Fleute „Les Deux Frères“ (No. 58) verschifften Deutschen und Schweizer zu sehen, die La Harpe auf 40 angibt (vgl. die Ausfüh-

rungen unter No. 66). Bénicauts und La Harpes Angaben sind sicher nur Annäherungswerte, so daß wir für diese Deutschen keinen genauen Betrag feststellen können. Sicher aber betrug ihre Zahl nicht mehr als 50, und diese allein gelangten von allen Deutschen nach dem Arkansas. Denn es fehlt jeder Anhalt, daß von den mit dem „Portefaiz“ (No. 66) herübergesandten auch nur einer dorthin kam.⁷⁵ Von ihrem Führer, d'Arensbourg nimmt auch Deiler dieses nicht an.

Wir verdanken La Harpe (S. 316) ein weiteres wichtiges Datum. Danach trafen die für Law's Concession bestimmten Kolonisten im August 1721 am Arkansas ein,⁷⁶ nicht Ende 1720 oder Frühjahr 1721, wie Deiler (S. 36) behauptet. Man scheint mit frischem Mute an die Arbeit gegangen zu sein; wenigstens berichtet uns Dumont, dem wir in La Harpes Gefolge im Anfang 1722 am Arkansas begegnen (French V. S. 35), wie man Häuser und Zelte in dem Walde errichtete, der sich 1 Meile von dem Militärposten erstreckte. Dann aber kam, wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde von Law's Flucht und dem Zusammenbruch seines Werkes. Die Nachricht, die am 4. Juni in die Kolonie gelangte, brachte sicher Lieutenant de Laboulaye, der am 27. September vom Naxoo her kam, um an der Arkansasmündung einen Militärposten zum Schutze der Verbindung mit Illinois zu errichten. (La Harpe S. 313). Sie wirkte lähmend auf jede Arbeit, sodaß La Harpe (S. 316), als er im März die Konzeption besuchte, nur vier Arpents (à 1418 qm) gerodeten Landes vorfand, die zum Teil mit Weizen

⁷⁵ Dazu hätten schon die nöthigen Boote gemangelt. Dumanoir, der Leiter der Concession „St. Catherine“, hatte für seine Leute 2 Barken bauen lassen, mit denen er am 23. April 1721 von Biloxi abfuhr, also zur selben Zeit, als der „Dromadaire“ absegelte. Wir erinnern auch daran, daß das Schicksal dieser Auswanderer nach Law's Sturz vorläufig ungewiß war. Der Beschluß, Law's Concession fortzuführen, wurde, wie wir sehen werden, erst später gefaßt.

⁷⁶ Dies stimmt wieder mit Dumanoir's Angaben überein, der Ende Juni mit seinen Leuten auf der Concession „St. Catherine“ bei Natchez eintraf. Anfang August muß man am Arkansas gewesen sein, da schon am 17. der Franzose Richard mit 5 anderen von Lebens den Arkansas aufwärts gesandt wurde, um Pferde von den Spaniern einzuhandeln. Am 11. Juni 1722 traf Richard, den man schon tot gesagt hatte, in Fort St. Louis an der Mobilebai wieder ein. (La Harpe S. 328).

bestellt waren. Dazu drohte Mangel an Lebensmitteln, wie denn La Sarpe im Januar 1722 einen Teil der Besatzung aufnahm, der nach New Orleans unterwegs war, um Proviant zu holen. Auch scheinen die Pocken unter den Ansiedlern geherrscht zu haben; wenigstens berichtet Charleboix (III S. 411), der die Concession Anfang Dezember 1721 sah, daß sie, von einem Franzosen eingeschleppt, im benachbarten Indianerdorfe gewütet hätten. Dies alles bestimmte die Deutschen, stromabwärts zu fahren, um nach Europa heimzukehren. In New Orleans⁷⁷ aber hielt sie Gouverneur Bienville auf; denn inzwischen waren mit der „Vénus“ (No. 68) günstigere Nachrichten aus Frankreich eingetroffen, und dies veranlaßte die Ueberbleibsel, die aber nicht mehr als 40 betragen haben, sich ihren inzwischen gelandeten Kameraden anzuschließen, die wir um eben diese Zeit—im Spätherbst 1721—noch an der Küste in Biloxi vermuten.

Lange Zeit haben wir allerdings angenommen, daß auch die übrigen Deutschen den Winter 1721 / 22 in New Orleans zugebracht hätten. Pénicaut (Margry V. 583) berichtet, daß die „Durance“ (No. 75) mit voller Fracht nach Orleans gegangen sei, und mit ihr konnten die auf ihr eintreffenden Deutschen, sowie die des „St. André“ (No. 74) und die Ueberreste des „Portefair“ (No. 66) dorthin gelangt sein. Wir haben aber keine weiteren Beweise für diese Mississippifahrt der „Durance“, und da Pénicaut bei ihrem Eintreffen vor der Ile aux Basseaux die Kolonie verließ, glauben wir, daß eine Verwechselung mit dem fast gleichlautenden Schiffe „La Doure“ (L'Abour No. 77) vorliegt. Dieses ging—aber wohl erst im Februar 1722—nach New Orleans, von wo Charleboix auf ihm am 1. April d. J. die Heimreise austrat.

Auch ein weiterer Grund, der uns zu jener Annahme verleitete, erwies sich bei wiederholter Nachprüfung als nicht stichhaltig. Prof. Fortier gibt in seinem großen Werke über Louisiana (I S. 101) von 24. Nov. 1721 einen Zensus für New Orleans, nach dem die Zahl der damals in der noch nicht einmal ausgelegten Stadt weilenden Personen c. 1250 betragen habe, d. h. 446 Männer, 140 Frauen, 96 Kinder, 523 Neger und 51 indianische

⁷⁷ Daß sie nach New Orleans gingen, berichtet Dumont (French V. S. 35); nach ihm kehrten nur die meisten zurück. Einige wenige mögen daher erst im Sommer 1722 den Arkansas verlassen haben, und 2—3 auch dann noch zurückgeblieben sein.

Skaven, oder c. 750 mehr als eine andere Liste, die Deiler (S. 67) unter gleichem Datum bringt. Nach ihr aber gab es in New Orleans nur 177 Männer, c. 70 Frauen, 38 Kinder, 177 Neger und 21 indianische Skaven.

Wir haben in unserem früheren Werke (S. 164) diese Differenz durch ein vorübergehendes Aufstauen der Bevölkerung zu erklären versucht, und da die Hälfte des Unterschiedes auf die Skaven entfiel (346 Neger und 30 Indianer mehr), so blieb Raum für ca. 300 Deutsche, auf die wir deren Gesamtzahl schätzen. Dagegen aber spricht die innere Unwahrscheinlichkeit zweier so verschiedener, auf das gleiche Datum lautender Zählungen und weiterhin die geringe Anzahl der Kinder, die nur ein Mehr von 58 ausmachen, während unter den Deutschen zum Mindesten an 120 gewesen sein müssen, vor allem aber der hohe Viehbestand von c. 230 Kindern und 25 Pferden gegenüber 36 und 9 der Deiler'schen Liste; denn 1724 waren an der „Deutschen Küste“ nur 7 Kühe und selbst 1731 noch kein Pferd (Deiler S. 58). Dies alles spricht dafür, daß der von Fortier gegebene Zensus sich auf New Orleans und Umgebung bezieht, für unsere Zwecke also nicht heranzuziehen ist, wenn auch die Frage der Zensuslisten für die Jahre 1721 und 1722 noch nicht völlig befriedigend gelöst ist.

In Bilori war allerdings trotz der Vinderung, welche die „Vénus“ (No. 68) gebracht hatte, im September 1721 eine neue Hungersnot ausgebrochen, und Bienville hatte sich gezwungen gesehen, die Soldaten und Neger wiederum bei den benachbarten Indianern in Verpflegung zu geben. Aber mit den letzten beiden Schiffen, die Deutsche gebracht hatten (No. 74 u. 75), waren, wie Pénicaut angibt, Lebensmittel eingetroffen, und dann erfahren wir von Dumont (French V. S. 18), daß gerade während des Winters bessere Zustände an der Küste zu herrschen pflegten, da dann die Indianer hierher kamen, um Waren gegen Wildpret etc. einzuhandeln, so daß kein Zwang vorlag, die Deutschen damals nach New Orleans zu schaffen.

Zur Gewißheit aber wird unsere Vermutung durch die Tatsache, daß Le Page du Pratz (engl. Ausgabe S. 32 f.)—der einzige Augenzeuge dieser Vorgänge unter unseren Gewährsmännern—zur Küste hinabzog, um die Erzeugnisse seiner Concession

dort wegen der Hungersnot mit größerem Profite abzufehen. Das beweist, daß in dieser Zeit die große Masse der Deutschen noch in Biloxi war, und da Le Page du Pratz mit Charlevoix gegen Ende März 1722 nach New Orleans ging, er vorher aber noch einen längeren Besuch bei einem Freunde machte, so dürfen wir annehmen, daß er Dezember 1720 oder Januar 1721 zur Küste herabkam, und so an Ort und Stelle das Material für seine Aufzeichnungen sammeln konnte.

All dies zeigt, daß die Deutschen in Biloxi verblieben, wenn auch ihre Freunde vom Arkansas in New Orleans Aufenthalt nehmen mochten. Indessen drängte die Frage, was aus den Deutschen werden sollte, zur Entscheidung, denn viele verlangten die Rückkehr nach Europa. Mit dem „St. André“ oder der „Durance“ (No. 74, 75) war die Meldung eingelaufen, daß die Compagnie des Indes Mitte April 1721 unter Sequester gestellt worden war und vom Könige oder besser Regenten, der sich im September 1722 zum lebenslänglichen Direktor der Compagnie erwählen ließ, 4 Kommissare mit der „Regie“ ihrer Geschäfte betraut worden waren. Die beiden Generaldirektoren, Duvergier und Delorme, sahen darin eine schwere Beeinträchtigung ihrer Stellung und legten ihre Ämter nieder.⁷⁸ Deshalb nahm wohl Gouverneur Bienville die Regelung der Angelegenheit in die Hand. Die neuen Kommissare hatten den Befehl übersandt, daß man die Concessionen Laus weiterführen solle, auf Kosten ihrer Direktoren, und daß die Ländereien am Arkansas an die Engagés der Concession, soweit sie sich noch für sie entschließen würden, ausgeteilt werden sollten. (La Harpe S. 281). Direktor Lebens weigerte sich, hierzu seine Hand zu leihen, und deshalb ernannte der „Conseil“ Dudemaine Dufresne⁷⁹ zum Direktor der Concession am Arkansas und entsandte Mitte Dezember La Harpe nach dem Arkansas, um Dufresne in seine neue Stellung einzuführen und

⁷⁸ Duvergier verließ bald darauf die Kolonie (mit der „Saone“ No. 79), wurde aber in Frankreich verhaftet, da er seinen Posten ohne Erlaubnis verlassen hatte. Delorme blieb und unterzeichnete noch den Zensus vom Mai 1722.

⁷⁹ Dudemaine Dufresne war mit der „Vénus“ (No. 68) am 15. Juli 1721 gekommen als Angestellter der Concessionen de Mézières, Demarçhé, Dudemaine (?). Ein Jacques Michel Dufresne lebte später in Illinois. (Mason: Kaskaskia and its Parish Records S. 17.)

nach der Concession an Ort und Stelle zu sehen, allerdings auch eine Entdeckungsfahrt nach dem oberen Arkansas auszuführen (vgl. No. 78).

Am 16. Dezember trat La Harpe auf dem „Cher“ (No. 78) seine Fahrt an, aber ohne irgend einen Engagé mitzunehmen. Keiner hatte sich bereit finden lassen, das Anerbieten der Kommissäre anzunehmen. Wir sehen hierin die Wirkung, welche bei Rückkehr der Genossen vom Arkansas auf die übrigen Deutschen ausübte. Ende November wohl werden diese in New Orleans eingetroffen sein, denn Charlevoix (III S. 411), der am 2. Dezember die Law'sche Concession besuchte, berichtet, er habe nur noch deren Ueberbleibsel (*débris*) vorgefunden.⁸⁰ Bienville allerdings scheint den Deutschen auch nicht eben zugeredet zu haben, nach dem Arkansas zu gehen, und so kam denn wohl Ende 1721 nach längeren Unterhandlungen, die d'Arenbourg im Namen der Deutschen führte, der Entschluß zu Stande, die Deutschen auf dem später nach ihnen benannten Gebiete am Mississippi unterzubringen. An dessen Besiedelung aber hatte auch La Harpe ein Interesse; denn er hatte kurz zuvor den am Mississippi gelegenen Teil der Concession de Meure oder de Meuse gekauft, die das 1714 verlassene Dorf der Taensas umfaßte, und hier finden wir kurz darauf die Deutschen (Deiler S. 75). Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß auch dieser unternehmende Mann seinen Einfluß dahin geltend machte, die Deutschen in der Nähe von New Orleans zurückzuhalten. Die Versorgung dieser jungen Stadt, wohin ja bald darauf (Herbst 1722) die Verwaltung von Louisiana übersiedelte, ja der bis dahin von Hungersnot heimgesuchten Kolonie mit Lebensmitteln war sicher ein Hauptmotiv für Bienvilles und La Harpes Verhalten, und so ist es denn nicht ausgeschlossen, daß man den Deutschen eine Anzahl schweizer Arbeiter zusandte, um ihnen beim Roden des Bodens und beim Häuserbau behilflich zu sein, waren doch die Schweizer zum Teil als Holzfäller für Louisiana angeworben worden.⁸¹ Auch Neger oder Strafarbeiter resp. Soldaten mag man ihnen mitgegeben

⁸⁰ Gelangte die Nachricht von Law's Flucht wirklich—und es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln—Ende Sept. zum Arkansas, so blieb Zeit genug, vor Abschluß des Jahres, zur Küste zu gelangen. Man konnte die Boote, die Leutnant de Raboulay's Abteilung gebracht hatten, benutzen.

⁸¹ Vgl. die Instruktionen Dubergiers. Margry V S. 627.

haben, denn wenn der Sturm im September 1722 8000 „quarts“ (à 180—200 Pfund) Reis, die erntereif waren, vernichtete und die Deutschen, die infolge der durch das Unwetter verursachten Ueberschwemmung von der „Deutschen Küste“ fortzogen, 100 Morgen gut gerodeten Bodens hinter sich ließen (Deiler S. 51), so setzt das eine beträchtliche Zahl von Arbeitskräften voraus, zumal wenn man bedenkt, daß nicht weniger als drei Dörfer im Laufe dieses Jahres entstanden. Es mögen daher zu Anfang hier wirklich an 330 Menschen tätig gewesen sein, von denen die früher erwähnte „Schätzung“ berichtet.

Es liegt allerdings noch eine Möglichkeit vor, diese höhere Zahl für die „Deutsche Küste“ zu erklären. Deiler (S. 52) behauptet, die Deutschen von Law's Concession am Arkansas seien erst dort eingetroffen, nachdem die nach ihnen in Louisiana Gelandeten zwei Dörfer an der Côte des Allemands angelegt hätten. Es wäre demnach nicht ausgeschlossen, daß der Zensus vom Mai 1722 die Zahl der Deutschen vor der Ankunft ihrer Brüder am Arkansas gibt und daß sie nach deren Ankunft 330 Seelen getragen hätten. Wir hören in der „Schätzung“ von 80 Weißen, die am Arkansas gewesen sein sollen, und diese zu den im antlichen Zensus beglaubigten 257 würde die erwünschte Zahl geben. Wenn nur die am Arkansas weilenden Weißen alles Deutsche gewesen wären, was Deiler allerdings, da es sich um Landleute handelt, kurzerhand annimmt, und wenn nicht jene Zahl 80 derselben Schätzung entstammte, der wir die Zahl 330 verdanken, so daß jener Betrag doppelt gebucht wäre: für den Arkansas und für die „Deutsche Küste“.

Wie erklärt sich aber jene Schätzung auf 80 Weiße am Arkansas nach dem Abzug der Deutschen? Fand doch La Harpe, als er am 2. (nicht 20.) März 1722 dort eintraf, nur 47 Personen beiderlei Geschlechtes auf Law's Concession, in die wahrscheinlich noch einige Neger einbegriffen waren. Zu ihnen aber kamen noch 6 Franzosen, die schon am 17 August 1721 den Arkansas aufwärts gegangen waren, um von den Spaniern Pferde einzuhandeln (Vgl. Num. 76). Und weiterhin die Expedition La Harpes, die nach seinen Angaben aus 18, nach Dumonts aus 22 Personen bestand, sowie die kleine Garnison unter Laboulaye, die 10—15 Mann umfassen mochte, sodaß wir mit Einschluß der Offi-

ziere etc. c. 90 Seelen erhalten, von denen c. 10 Neger abgezogen werden können. Von der Zahl der Weißen am Arkansas aber konnte der Zensor durch die zurückgekehrten Deutschen unterrichtet sein, während er über die Stärke der Garnison und des La Harpe'schen Expeditionscorps in New Orleans oder Biloxi das Notwendige erfahren konnte. Zudem ermöglicht ein Passus der Schätzung eine genauere zeitliche Fixierung. Ueber Illinois gibt sie keine bestimmte Auskunft, da über diesen Teil der Compagnie nur ein Brief des Infanterie-Capitains d'Artaquette vom Anfang November 1721 vorlag. Am 18 Mai 1722 traf aber Diron d'Artaquette, der Bruder des Capitains, an der Küste ein (La Harpe S. 306), der lange Zeit in Illinois gestanden hatte, 1721 aber durch Renault, den Führer der 1721 nach Illinois transportierten Bergleute, seine Bestallung als Inspektor der Truppen in Louisiana erhalten und alsbald eine längere Inspektionsreise angetreten hatte. Diese hielt ihn wohl in den Monaten Februar bis Mitte Mai 1722 von Biloxi fern, nachdem er zuvor einige Monate hier zugebracht hatte.⁸² Diron brachte genauere Angaben über die Bevölkerung der Kolonie, auf denen sich der amtliche Zensus vom Mai 1722 aufbaute, wie er diesen denn auch neben Bienbille und Direktor Delorme unterzeichnete. In die Zeit seiner Abwesenheit aber dürfte die „Schätzung“ fallen, wahrscheinlich in den März 1722.

Wir möchten diese Beweisführung nicht forcieren, glauben aber dargetan zu haben, daß sich die Zahlen 330 und 80 nicht widersprechen, selbst wenn die Arkansas-Deutschen schon vor der Niederlassung an der „Deutschen Küste“ nach New Orleans zurückkehrten.

Daraus ergibt sich aber die weitere Frage, wann diese Uebersiedlung nach der „Côte des Allemands“ erfolgte. Deiler (S. 37

⁸² Die Bestallung war schon im Nov. 1719 mit Schiff 21 in der Kolonie eingetroffen. Es währte demnach 1½ Jahre, ehe sie in die Hände dessen gelangte, für den sie bestimmt war. D'Artaquette muß schon im Nov. 1721 an der Küste gewesen sein, da er hier den Zensus von 24. Nov. unterzeichnete (Deiler S. 66—der dortgenannte de Connes ist Generaldirektor Delorme). Bald darauf speiste Le Page du Pratz bei ihm (engl. Ausgabe S. 31). Dann ging er nach dem Red River, um die dortigen Posten zu besichtigen. Der fälschlich Totgesagte besuchte auf der Rückreise die „Deutsche Küste“ (am 13. oder 15. Mai), nahm hier den Zensus auf und war am 18. Mai in Biloxi.

f. u. 50 ff.) läßt sich durch den Zensus vom November 1724 bestimmen, eine Ansiedlung bereits für das Jahr 1720 anzunehmen. In ihm finden sich nämlich die Ausdrücke: „le premier“ und „le second ancien village Allemand“, und außerdem spricht er von 3 Jahren, die seit dem schweren Sturme und der großen Ueberschwemmung vergangen seien, weshalb Deiler für diese Natureignisse den Sept. 1721 ansetzt. Erst nach diesem sei dann das dritte Dorf „Goffen“ in der Nähe des Flusses entstanden, wohin sich ein Teil der Deutschen in 1722 begab und die Arkansas-Deutschen etwa zur selben Zeit gelangten, während andere auf *Vien-villes* Concession überfiedelten.

Für die Niederlassung im Jahre 1720 stützt sich Deiler auf *Pénicaut* (*Margry* V. S. 571), der 1719 die Leute „*Les Deux Frères*“ mit Deutschen in der Kolonie landen läßt. In der uns erhaltenen Liste dieses Schiffes findet sich aber, wie wir bereits Teil II No. 21 ausführten, hierfür kein Anhalt, und alle Gründe sprechen dafür, daß *Pénicaut* die 1719-Fahrt dieses Schiffes mit einer zweiten desselben verwechselt, die in das Jahr 1721 fällt (No. 58) und wirklich die ersten Deutschen nach *Louisiana* brachte. So fehlt denn auch „*Les Deux Frères*“ unter den 7 Schiffen, auf denen *Pénicaut* zu Anfang 1720 oder 1721 (vgl. S. 67) 4000 Personen „*tant Français, qu'Allemands et Juifs*“ herüberkommen läßt. Damit fällt auch die Behauptung Deilers, die damals gelandeten Deutschen hätten 1720 an der „*Côte des Allemands*“ das „*premier ancien village Allemand*“ angelegt.

Gegen sie spricht auch der von Deiler herangezogene und auf S. 80 ff. abgedruckte Zensus (vom 12. Nov. 1724). Er gibt bei den meisten Deutschen an, wie lange sie bereits auf dem von ihnen bestellten Boden saßen, was Deiler nicht berücksichtigt. Danach waren:

31 (8 Männer, 11 Frauen und 12 Kinder) 3 Jahre,

55 (18 Männer, 17 Frauen und 20 Kinder) 2 Jahre auf dem Plaze, den sie innehatten. 53 (16 Männer, 17 Frauen und 20 Kinder) bleiben unberücksichtigt: es mag aber die eine Hälfte 2, die andere 3 Jahre an Ort und Stelle gewesen sein. Der Rest von c. 30 Seelen saß kürzere Zeit am Plaze, keiner aber länger als 3 Jahre, sodaß wir auch hieraus schließen dürfen, daß 1720 noch keine Deutschen zur Siedlung an der „*Deutschen Küste*“ gelangten.

Dagegen scheint diese Scheidung in 2 Gruppen, sowie die Bezeichnung „ancien“ dafür zu sprechen, daß schon 1721 eine Niederlassung erfolgte, und zwar in 2 getrennten Abteilungen, von denen die eine das erste, die andere das zweite „ancien“ Dorf anlegte. Deiler nimmt auch für dieses Jahr eine solche an, und zwar läßt er die Reste der auf den Pestschiffen herübergebrachten Deutschen unter d'Arensbours's Führung ein zweites Dorf anlegen, das nach seiner Darstellung vor dem Sept. 1721, in den er den großen Sturm verlegt, bestanden haben müßte. Denn auch dieses wurde von der durch den Orkan verursachten Ueberschwemmung betroffen. Die Deutschen aber, die mit dem einzigen in der Kolonie landenden Pestschiffe (No. 58 vgl. No. 65) in die Kolonie gelangten, müssen, wie wir sahen, nach dem Arkansas gezogen sein, da sie die einzigen sind, die hierfür in Betracht kommen. Für das Dorf, das d'Arensbours hätte anlegen können, hätten nur die mit ihm auf dem „Portefair“ (No. 66) Anfang Juni 1721 eintreffenden Deutschen zur Verfügung gestanden, und diese blieben, wie alle Berichte bestätigen, lange an der Küste liegen, und keine Quelle vermeldet, daß sie diese vor dem September verlassen hätten. Es hätte demnach der Sturm nicht 100 gerodete Arpents treffen und eine ziemlich ausichtsreiche Ernte vernichten können, was des weiteren dafür spricht, daß der große September-Orkan in das Jahr 1722, nicht 1721 fällt.

Das zeigt, wie wenig Wert auf die Zeitangaben des Zensus vom Jahre 1724 zu legen ist. Er behauptet in einem von Deiler zitierten Passus (S. 21 Num. 20), daß die große Flut die Deutsche Küste vor drei Jahren getroffen habe, und Deiler gründet auf ihn seine ganze Beweisführung für das Entstehen der deutschen Dörfer in 1720 und 1721. Man wird jedoch gegenüber den bestimmten Angaben anderer Quellen und der oben gegebenen indirekten Beweisführung das Jahr 1721 aufgeben und lieber einen Schreibfehler des Kopisten oder einen Irrtum des Zensors annehmen müssen. Vielleicht aber kommen wir auch ohne ein solches Hilfsmittel aus. Es kam, wie aus dem Zensus hervorgeht, vor allem auf die Jahresernten an;—diese zählte man, denn von ihrem Ausfall hing die Wohlhabenheit oder Hilfsbedürftigkeit der Kolonisten ab, die festzustellen eine Aufgabe des Zensors war. Nun aber war die dritte Ernte vor 1724 (1724 erste, 1723 zweite,

1722 erste) zerstört worden, und so mochte der Zensur zu jenem mißverständlichen Ausdruck verleitet worden sein. Auf jeden Fall wird man gut tun, sich nicht an ihn zu klammern, und nicht behaupten dürfen, nach dem Zensus als drei Jahre auf ihrem Besitzes Seßhaften hätten auch wirklich drei Jahre auf den Tag oder selbst Monat dort geessen.

Wenn also d'Arensbourg wirklich die Ueberreste des „Porte-fei“, Transportes nach der „Deutschen Küste“ führte, so könnte dieses nicht vor dem Herbst 1721 geschehen sein. Er müßte dann das „erste Dorf“—vielleicht Ende September 1721—nach längeren Verhandlungen mit den Leitern der Compagnie—angelegt haben; das zweite aber müßte—nur diese Erklärung bleibt übrig—von den etwa im November vom Arkansas zurückkehrenden Deutschen gegründet worden sein. „Mariental“ und „Augsburg“ müßten diese Dörfer gewesen sein, während „Goffen“ erst später, vielleicht im Februar 1722, von den letzten von Deiler nicht berücksichtigen Deutschen, die mit dem „St. André“ und der „Durance“ (No. 74 u. 75) kamen, gebaut wurde. Da die Existenz dieser 3 Dörfer für den Mai 1722 bestätigt wird, also für eine Zeit, die ihm zufolge hinter dem großen Sturme liegt, der doch ihrer zwei zerstörte, so muß Deiler zwei weitere Dörfer annehmen, d. h., jene „anciens“, sodaß man von 5 Dörfern reden könnte. Er möchte allerdings die beiden älteren unter dem Namen „Karlstain“ zusammenfassen, während „Mariental“ und „Augsburg“ nach ihm erst Anfang 1722 von den Arkansasdeutschen angelegt wurden; doch ist dieses nicht angängig, da in „Karlstain“ im Mai 1722 nur d'Arensbourg allein lebte, 2½ Jahre später aber noch 15 Familien für die beiden „anciens“ Dörfer aufgezählt werden, obgleich sie doch infolge des Sturmes im Sept. 1721 geräumt worden sein sollten.

Darf man überhaupt diesem „premier“ und „second“ diese Bedeutung beilegen? Als wir—vor nunmehr 4 Jahren—den Zensusbericht von 1724 in New Orleans durcharbeiteten, nahmen wir von diesen Bezeichnungen keine Notiz, wohl aber von dem „ancien“, dem wir aber die Bedeutung „ehemalig“ beileigten. Handelte es sich doch um ein völlig verlassenes Dorf, und um ein zweites, aus dem auch eine größere Anzahl fortgezogen war und die verbleibenden sich zum Fortzug rüsteten. Hier saßen 45 von

den 57 (31 + 26) drei Jahre ansässigen Kolonisten, während die 110 zweijährigen und noch jüngeren am Flußufer fast ohne Ausnahme in und bei „Goffen“ saßen, das demnach als das neue Dorf erscheinen konnte. Letztere aber hatten zum guten Teil in dem „alten“ Dorfe gesiedelt, dem „Ancien village Allemand“, von dem der Zensus nach unseren Notizen redet. Auch mag der Zusatz „premier“ ebensogut auf den Zeitpunkt des Verlassens bezogen werden, als auf den der Gründung—ja, bis zum Beweise des Gegenteils, vielleicht mit größerer Berechtigung, denn wir haben für diese Auslegung eine Stütze in dem Zensus selbst, der beweist, wie jenes Dorf, das 1½ Meilen weit vom Mississippi lag und somit der von dem im Hinterlande gelegenen See („*Lac des Allemands*“) ausgehenden Ueberschwemmung in erster Linie ausgesetzt war, zuerst und gründlich verlassen wurde. Auf jeden Fall war der Ausdruck „Ancien village“ erst nach dem Exodus zu Ende 1722 entstanden.

Für die gegenteilige Auffassung aber fehlen uns vorläufig alle weiteren dokumentarischen Belege,—ja, wir haben einen ziemlich bindenden Beweis dafür, daß sie den Tatsachen nicht entspricht, daß die Ansiedelung an der „Deutschen Küste“ vielmehr auf einmal und sicher nicht vor Beginn des Jahres 1722 erfolgte. Denn am 4 Januar dieses Jahres fuhr der uns bereits bekannte Charlevoix (III S. 438) am Dorfe der Taensas vorbei, und er hätte von der Ansiedelung der Deutschen sicherlich berichtet, wenn eine solche schon damals bestanden hätte. Er rühmt die Güte des Bodens, den er als den besten der ganzen Kolonie bezeichnet; von der Concession de Meuse aber, die inzwischen in La Harpes Hände übergegangen war und an der „Côte des Allemands“ lag, sagt er ausdrücklich, daß es dort wohl einen Direktor, aber weder Menschen noch Waren („*ni hommes ni marchandises*“) gäbe. Aber auch in New Orleans befanden sich die Deutschen damals nicht; denn Charlevoix, der am 5 Januar Abends dort eintraf, schildert die in ihren ersten Anfängen stehende Stadt wohl ausführlich, spricht aber nur von 200 Personen, die hierher gesandt worden waren, um eine Stadt zu bauen und nun am Ufer des Flusses kampierten in Erwartung des Planes, den erst Pauger, mit dem Charlevoix von Natchez her kam, brachte. Bis zum 22 Januar blieb Charlevoix hier und ging dann durch die Missis-

sippimündung nach Bilori, wo er am 31. Januar anlangte. Aber auch hier erwähnt er die Deutschen nicht, obgleich er bis Mitte März an diesem Plage weilte.

Er nennt sie überhaupt nicht in Verbindung mit den Pläzen, die uns am meisten interessiren. Und doch wußte er um John Law's Pläne und die Gerüberfendung von Deutschen, wie seine Bemerkungen über die Law'sche Concession am Arkansas beweisen. Wir können daher nur annehmen, daß sich die Deutschen seiner Aufmerksamkeit entzogen haben. Das hätten sie aber nicht wohl können, wenn sie zur Zeit seiner Anwesenheit an irgend einem der drei Orte geweilt hätten, die hier in Betracht kommen. Denn wenn auch die Rückkehr der Deutschen vom Arkansas nicht das Aufsehen erregte, das Deiler vermutet, so wäre doch eine Schar von c. 250 zur Ansiedlung an einem neuen Plage bereiter Menschen zu auffällig gewesen, um einem so scharfen und interessierten Beobachter, wie es Charlevoix war, zu entgehen. Es bleibt nach unserm Ermessen nur die Möglichkeit, daß sie zu der Zeit, da Charlevoix mit dem Ingenieur Pauger und Kaplt. Kerlazon (vgl. No. 43) die Mississippimündung untersuchte, von Bilori nach New Orleans und von hier weiter nach der „Deutschen Küste“ gingen, und zwar benutzten sie die Binnenroute über den Lac Pontchartrain und Bayou St. John, vermieden also eine Begegnung mit Charlevoix. Ende März ist dann dieser nochmals nach New Orleans gegangen, um hier an Bord des „Adour“ (No. 77) zu gehen, der inzwischen von Bilori nach New Orleans mit Waren und Gütern gegangen war. Die Strömung des Flusses war damals infolge einer Ueberschwemmung sehr stark, und sicher war die Uebersiedlung der Deutschen schon vor deren Eintritt zum Abschluß gelangt, worauf auch die Abfahrt des „Adour“ schließen läßt, dessen Ladung wohl für die junge Ansiedlung in erster Linie bestimmt war.

Auch unser getreuer La Harpe liefert uns eine Tatsache, die von Wert ist. Als er am 26. Januar an den Yazoo kam, sandte er das der Compagnie gehörige Nachboot (wohl „Le Cher“, No. 78), mit dem er New Orleans am 24. Dezember verlassen hatte, zurück, weil es nützlich sein konnte, die Concessionen den Fluß aufwärts zu befördern, während er selbst in 3 Piroguen seine Reise fortsetzte. In Betracht aber konnten nur die für die Law'schen Concessionen bestimmten Deutschen kommen. Hatte La Harpe

die Nachricht, daß der Transport eben damals stattfinden sollte, erst jetzt erhalten, oder mußte er, daß dieses Zeitpunkt in Aussicht genommen war, auf jeden Fall glauben wir, daß der „Cher“ einen Teil der Deutschen von New Orleans an ihren neuen Wohnsitz beförderte. Und da mag denn, da sicher mehrere Fahrten erforderlich gewesen sind, daß am weitesten zurückliegende Dorf ein oder zwei Wochen früher ausgelegt worden sein als die anderen, sodaß es späterhin das „erste“ genannt wurde.

Des weiteren weiß auch Le Page du Pratz, der damals ja an der Küste weilte, nichts von einem durch längere Zeiträume getrennten, abteilungsweisen Ansiedeln der Deutschen. Er erwähnt diese Tatsache allerdings nur mit wenigen Worten, aber keines läßt die Annahme zu, daß eine mehrmalige Niederlassung erfolgte; ja, der Ausdruck, daß die Deutschen fast ohne Ausnahme sich 8 Meilen oberhalb von New Orleans ansiedelten, scheint eher auf ein einmaliges, geschlossenes Unternehmen hinzuweisen.

Mit Hilfe dieser Tatsachen läßt sich bis zum Bekanntwerden weiterer Tatsachen allerdings nicht der Tag, wohl aber der Monat ausmachen, in dem die Niederlassung an der „Côte des Allemands“ erfolgte. Es war der Februar 1722, und ihn hat man zugleich als den Beginn der deutschen Ansiedlung im Mississippi-tale zu betrachten. Wollen demnach die Deutschen in 10 Jahren den 200-jährigen Gedenktag dieses Ereignisses feiern, so mögen sie den 1. oder 15. dieses Monats wählen; die größere Verechtigung scheint das letztere Datum zu haben.

Noch gilt es eine letzte Frage zu erörtern, bevor wir die Ergebnisse unserer Arbeit zusammenstellen. Gab es außer den 257 Deutsche, die in den Dörfern an der „Deutschen Küste“ im Mai 1722 siedelten, noch andere deutsche Kolonisten in Louisiana? Der Zensus von 1724 zählt neben den Siedlungen an der „Deutschen Küste“ noch eine Reihe kleinerer auf, die aber zum größten Teil von jenen ausgingen, so namentlich die Abwanderungen infolge der großen Ueberschwemmung im September 1722,—unn daher unter die bereits genannten 257 Ansiedler fallen. Dies gilt z. B. von den Deutschen, die 1724 auf Gouverneur Bienvilles Concession saßen und von denen Deiler (S. 92 ff.) berichtet. Auch lehrt dieser Zensus, daß vereinzelt auch Franzosen unter den Deutschen an der „Deutschen Küste“ wohnten, sodaß wir deren Zahl

nach unten—auf 250—abrunden können, wozu auch die anhaltende große Sterblichkeit berechtigt.

Dagegen gab es auf den verschiedenen Concessionen, an der Küste, in New Orleans, bei Natchez, am Yazoo, ja vielleicht am Arkansas und selbst in Illinois vereinzelte Deutsche, die zu diesen 250 hinzuzählen sind, obgleich Le Page du Pratz meldet, die Deutschen hätten sich fast bis auf den letzten Mann an der „Deutschen Küste“ angesiedelt,—ein Ausdruck, der aber sicher nur auf die Anfang 1722 in Bilori weilenden Deutschen geht. So haben wir schon an der Küste den unter No. 52 erwähnten Michael Behringer, den Arbeiter der Zimmerleute, neben dem vielleicht noch 20 deutsche Kameraden im Dienste der Compagnie tätig waren. Für New Orleans nennt der Zensus von 1721 einen Johann Gustav Freitag mit Weib und Kind und 1727 finden wir an 25 Deutsche dort, so den Schweizer Kobock, die Deutschen Pierre und Balthasar (alle drei im Hospital); in der Rue de Quay: Johann Georg Pich mit Weib und 2 Kindern, in der Rue de Chartres: Johann Forz (Folz) mit Weib und Enkelin, in der Rue de Condé die Deutsche St. Luce (?), in der Rue Royale: den Adersmann Albert Fondelid mit 2 Kindern, der einen Verwandten gleichen Namens mit Weib und 2 Kindern in der Rue de Clairemont hatte, während Anton Set mit Weib und 2 Kindern und Moritz Comme (Kuhn) mit Frau in der Rue de Conti wohnten und eine Isabella Berlin (Berlinger?), die Frau von Jean Pascal für die Rue du Maine genannt wird. Außer Pich, der wohl mit Johann Georg Weg (Deiler S. 82 No. 11) identisch ist, und Johann Folz (Deiler S. 90 No. 59) wird keiner dieser Namen im Zensus 1722 genannt.

Auch oberhalb von New Orleans saßen Deutsche am Flußufer, wie denn der Zensus von 1722 bei „Petit Desert“ 2 Meilen von der Stadt 3 Deutsche Familien (3 Männer, 3 Frauen, 7 Kinder) gedenkt und der von 1724 einige deutsche Familien aufzählt (vgl. Deiler S. 74 u. 95). Weiterhin finden wir im Gebiete der Natchez, wo die Concession St. Catherine lag, einige Deutsche, wenigstens befanden sich c. 20 unter den von den Natchezindianern vom November 1729 bis August 1730 Ermordeten, unter denen wir nur Johann Georg Sent und Franz Sentis, sowie Peter Selsmitte (Sensenschmidt?) nennen. Von ihnen

mochten einige allerdings erst später gekommen sein, wie wir dies von einem der Besitzer der Concession, Johann Daniel Kolh, und seinem Sohne wissen, die beide eben eingetroffen waren, als sie von den Indianern hingeschlachtet wurden (Deiler S. 70 ff.).

Dasselbe Schicksal hatte auch Sergeant Heinrich Ritter auf der Concession Le Blanc am Yazoo ereilt. Er war mit seiner Frau Maria Katharina und den Kindern Johann Peter, Ludwig Joseph, Marie und Anna mit einigen anderen Deutschen auf dem „*Eléphant*“ (No. 51) gekommen und baute sich auf der Concession, in deren Dienst er stand, eine Hütte außerhalb des Forts. Hier wurde er am 25. Juni 1722 2 Uhr Nachts von Indianern überfallen und skalpiert. Er starb später an den Folgen der Verwundung, während seine Frau sofort hingeschlachtet wurde, ein Sohn aber, obgleich schwer verletzt, dem Tode entrann (Dumont bei French V. S. 43). Von den mit ihm Herübergekommenen scheint Peter Boner nach New Orleans gegangen zu sein, wenigstens finden wir einen „Bonner“ im Jahre 1728 dort;⁸⁸ für Natchez aber bezeugt der Zensus von 1726 noch einen Jean Chit (Schütt?) mit Frau als Deutsche.

Auch bei Natchitoches am Red River werden Deutsche erwähnt; so vermeldet der von Diron d'Artaquette für diesen Platz gelieferte Zensus (Mai 1722) einen deutschen Diener, der einem verabschiedeten Leutnant, Clausen mit Namen, gehörte. Letzterer ist wohl identisch mit dem bei Deiler S. 103 genannten Balthasar Clausen und einer von den 30 Offizieren, die mit d'Arensbourgs kamen, weilte aber damals nicht selbst in Natchitoches, für das der Zensus von 1726 noch einen Muler (Müller) mit 3 Kindern erwähnt.

Aus Dumonts Darstellung (vgl. Num. 77) läßt sich des weiteren vielleicht schließen, daß im Mai 1722 auch der eine oder andere Deutsche noch am Arkansas weilte. Denn die Nachricht, La Harpe habe Law's Concession am 28. April 1722 bei seiner Rückkehr verlassen gefunden, beruht auf einer falschen Inter-

⁸⁸ Die bei French III, S. 181 f. gegebene Liste für 1728 gibt allerdings nur die Besitzer der Stadtlose, die nicht in der Stadt zu wohnen brauchten. So hatten Kolh und Genossen die „Lots“ 39, 234, 236, Schmidt 123, 158, ein Rose, 136, 281. Außer diesen werden noch ein Bernard, ein Paul und ein Jean Souz (Schuß, identisch wohl mit Jean Chit?) genannt, die vielleicht Deutsche waren.

pretation des englischen Uebersetzers bei French (III S. 108). In der französischen Ausgabe heißt es nur, La Harpe habe die Ueberreste der Concession zur Rückkehr bereit gefunden, doch hätte ihnen Bienville Lebensmittel von New Orleans gesandt. Einige blieben auf jeden Fall zurück; denn als Diron d'Artaquette, der Ende Dez. 1722 eine neue Inspektionsreise nach Illinois antrat, am 18. Febr. 1723 nach dem Arkansas kam, fand er auf Lam's Concession noch 14 Männer, 11 Frauen und 6 Neger⁵⁴ und im ganzen am Arkansas 30 Männer, 7 Frauen, 4 Diener und 6 Neger. Dufresne, der neue Direktor, wird noch im Jenzus vom 1. Januer 1726 als auf der Lam'schen Concession weilend angegeben, und neben ihm werden Baptiste Thomas und Bartelemias genannt, arme Jäger, die vielleicht Deutsche oder Schweizer waren.

Auch für Illinois haben wir einen Hinweis, daß Deutsche schon damals dorthin gelangten. Bénicaut, ein allerdings nicht sehr zuverlässiger Gewährsmann, weiß zu berichten, daß man den mit der „Durance“ (No. 75) herübergesandten Deutschen Concessionen in Illinois angewiesen habe. In dieser Allgemeinheit trifft dieses sicher nicht zu; aber es mögen einige wenige wirklich nach dem klimatisch für die Deutschen weit zuträglicheren Gebiete gezogen sein, obgleich sich der urkundliche Nachweis hierfür schwerlich wird erbringen lassen.⁵⁵

Wie dem auch sein mag, auf jeden Fall haben wir für diese ver-

⁵⁴ Die Lam'sche Concession und die zu ihr gehörigen Güter und Waren, deren Wert Le Page du Pratz auf 1 Mill. Livres angibt, scheinen dem Verfallte völlig anheim gefallen zu sein. 1722 wurde in das zu ihr gehörige, wohl in New Orleans gelegene Magazin eingebrochen, 2 Strafschilde wurden am 20. Sept. 1722 wegen Teilnahme an diesem Verbrechen gehängt (La Harpe S. 341).

⁵⁵ Für den Mai 1722 wird ein „Michael Philip“ in einer Landanweisung genannt. Breese: *Early History of Illinois* S. 172 und auch einige andere Namen wie „Meleque“ sind vielleicht Verstümmelungen deutscher Namen. In Jenzus vom 1. I. 1732 in der *Historical Society* von New Orleans findet sich ein „Kault“ (Kolt?) In dem „*Cahokia Records*“ und „*Kaskaskia Records*“ die Prof. C. W. Alvord in den „*Illinois Historical Collections*“ Vol. II, u. V veröffentlicht, finden sich deutsche Namen, aber erst für die Zeit von 1780 (II, S. 624 ff. und V. 414 ff.) Für 1725 wird die Heirat einer deutschen Frau mit einem Franzosen bezeugt (Mason: *Kaskaskia and its Parish Records*. S. 14).

einzelnen Siedlungen einen Posten in Rechnung zu stellen. Dieser wird aber sicher nicht mehr als 100 Seelen ausmachen dürfen, während nach Deiler auf ihn c. 400 zu verrechnen wären; und so belief sich denn die gesammte 1722 zur Ansiedlung gelangende Zahl der Deutschen und Deutschschweizer auf rund 350 d. h. auf etwas mehr als jene von der undatierten „Schätzung“ für die „Deutsche Küste“ allein gegebene Stärke.

Dies aber ist auch der höchste Betrag, zu dem wir uns verstehen können; ist er doch, wie Deiler (S. 74 ff.) dartut, sogar in den Jahren 1722—1730 infolge der großen Sterblichkeit noch zurückgegangen, so daß um 1725 die Gesamtsumme vielleicht nur 250 ausmachte unter 2000 Weißen, auf die man 1724 die Kolonisten Louisianas schätzte.

Nach Beantwortung dieser letzten Frage, ergeben sich als des Endresultat unserer Untersuchungen die folgenden Tatsachen:

In den Jahren 1718 bis 1721 wurden

nicht 10000 Deutsche angeworben . . .	sondern höchstens	4000
„ 6000 Deutsche eingeschifft . . .	„	1300
„ 2000 Deutsche landeten in Louisiana . . .	„	750
„ (800) ^m Deutsche gelangten zur Ansiedlung . . .	„	350
„ über 169 Deutsche kamen zum Arkansas . . .	„	50
„ 400 Deutsche siedelten an der „Deutschen Küste“ in 1722, sondern nur . . .		250
Nicht 1718 begann die Anwerbung in Deutschland sondern erst 1719—		20
Nicht 1719 kam der erste deutsche Massentransport sondern erst (abgesehen von den Soldaten)		1721
Nicht Ende 1720 / Frühj. 1721 kamen die Deutschen zum Arkansas sondern erst . . .		Anfangs Aug. 1721

^m Deiler nennt nirgends eine bestimmte Zahl für die zur Ansiedlung Gelangten. Er läßt 2000 landen; von diesen starben nach ihm mehr als 1000 an der Küste (S. 23). Das würde für ihn c. 800 ergeben.

Liste C.

Bemerkung: Die Zahlen der ersten Kolonne entsprechen den Nummern der Schiffe in Teil II. Die in Klammern mit † Zeichen hinzugefügten Zahlen bedeuten den Betrag an Weibern und Kindern, die in den Passagierlisten der entsprechenden Berufs-gattung der eingeschifften Auswanderer zugerechnet sind, was hier nicht geschieht, da Weiber und Kinder besonders gebucht werden. Die unter „Total“ in Klammern gesetzten Zahlen geben die Gesamtsumme, die nicht mit der der Namen übereinstimmt, oder den Betrag einer anderen Liste. × bezeichnet ein Schiff, das vereinzelt Deutsche oder Schweizer brachte. E=Deutsche, S=Schweizer.

Nicht 1720 begann die Ansiedelung an der „Deutschen Küste“ und erfolgte nicht in drei Etappen (1720, 1721, 1722) sondern erst . . . Februar 1722, und geschlossen auf einmal. Nicht Sept. 1721 war der große Sturm, der den Erdbuß von der „Deutschen Küste“ zur Folge hatte sondern erst . . . Sept. 1722

Deiler hat einzelnen Gewährsmännern zu hohen Wert beigemessen, so namentlich Pénicaut, aber auch anderen, die erst später schrieben, z. B. Guy Soniat Duffosat, dem er die Zahl 6000 für die Eingeschifften entlehne, obgleich dessen „Synopsis“ erst dem Jahre 1751 entstammt (Deiler S. 16). Darüber hat er bessere Quellen, vor allen den zuverlässigen La Harpe vernachlässigt. Er hat sich ferner durch die irrige Fixierung des großen Sturmes auf den September 1721 zu unrichtigen Annahmen verleiten lassen und des weiteren die Leistungsfähigkeit des damaligen Seetransportwesens falsch eingeschätzt. Auf der einen Seite nimmt er die Tragfähigkeit der Schiffe zu hoch an, die z. B. in dem von ihm S. 21 zitierten Falle bis 600 Passagiere per Schiff hätte betragen müssen, während die Quellen höchstens 350-400 zulassen. Auf der anderen Seite setzt er die Ueberfahrtszeit vielfach zu niedrig an. Diese umfaßte auch unter günstigen Bedingungen etwa drei Monate; denn die Reise ging über Cap François (St. Domingo), wo die Schiffe oft Wochen lang liegen blieben. Obgleich er dieses weiß (S. 16), rechnet Deiler z. B. bei den Schiffen „St. André“ und „La Durance“ (No. 74 und 75) mit einer Ueberfahrt von 6 Wochen (S. 30 f.), ja mit einer solchen von 5 Wochen bei den sogenannten „Pestschiffen“, die er am 24. Januar 1721 von Orient abgehen läßt und von denen „Les Deux Frères“ schon am 1. März in der Kolonie landete. (S. 54 vgl. unsere Ausführungen unter No. 65). Und ähnlich kurze Fristen nimmt er für den Binnenverkehr an. Auch bei ihm hätte er im allgemeinen längere Zeiträume einsetzen müssen, was ihn vor mancher unrichtigen Vermutung bewahrt hätte.

Trotz dieser Irrtümer, gegen die wir uns in unserer Untersuchung haben wenden müssen, besitzt Deilers Arbeit dauernden Wert; bringt sie doch zum ersten Male die Namen wenigstens derjenigen Deutschen, die 1724 an der „Deutschen Küste“ und in der Umgebung von New Orleans ansässig waren, sowie den Nachweis über eine Reihe anderer Namen, die in diesem Zensus nicht enthalten sind. Auch die Ausführungen über das Schicksal einzelner Familien und die Schreibweise verschiedener Namen sind höchst ver-

dienstvoll und lehrreich. Für das Studium der Geschichte des Deutschtums im Mississippiital wird die Deilersche Darstellung daher immer grundlegend bleiben.

Wünschenswert indessen wäre es, nunmehr aus den vorhandenen Schiffslisten auch die Namen derjenigen Deutschen zusammenzustellen und zu veröffentlichen, die von Frankreich abgehandelt wurden. Erst dann wird es möglich sein, von dem Verlauf dieser ersten deutschen Einwanderung in das Mississippiital ein klares Bild zu entwerfen, zumal wenn es gelingen sollte, das einschlägige Material zu heben, das sicher noch in französischen und deutschen Archiven ruht.

Unsere Untersuchungen aber liefern über den in ihnen behandelten Einzelfall hinaus ein mehr generelles Ergebnis. Sie lehren, wie vorsichtig der Kolonialhistoriker alle Zahlenangaben aufzunehmen und zu prüfen hat. Wie in diesem, so dürften in vielen, recht vielen Fällen die überlieferten Zahlen auf die Hälfte oder ein Viertel zu beschränken sein, ja bisweilen wird man sich sogar veranlaßt sehen, einfach eine Null zu streichen, d. h. eine Reduktion von 9/10 eintreten zu lassen.

Aber auch eine allgemein menschliche Schlußfolgerung läßt unsere Darstellung zu, und sie hat etwas Beruhigendes für den human Denkenden. Wir entnehmen ihr, daß die Opfer, welche die Kolonisation forderte, nicht so hoch waren, wie man uns früher glauben machte. Mögen diese Verluste, sowie die Leiden derer, die mit dem Leben davorkamen, auch noch so betrübend sein,—es waren doch nicht Tausende, sondern nur Hunderte, die im „Glend“ d. h. Auslande verstarben und starben, und auch die Anklagen, daß die Deutschen mit Verbrechern etc. zusammengepackt und verschifft wurden, halten vor einer gerechten Untersuchung nicht stand. Die Erfahrungen, die sie durchmachten, blieben auch ihren Landsleuten, die nach den englischen Kolonien in Amerika gingen, nicht erspart—ja, in mancher Beziehung hat die verrufene Compagnie des Indes für ihre Auswanderer besser gesorgt als die englisch-holländischen Seelenverkäufer, die ihre Menschenladungen nach den Küsten von Pennsylvanien etc. beförderten, wie denn die „Engagés“ auch unter günstigeren Bedingungen herüberkamen als die einer halben Sklaverei und ungewissen Zukunft entgegengehenden „Redemptionisten“. Trotzdem haben auch sie das Gut größerer Freiheit und Wohlhabenheit, das ihnen in der Neuen Welt beschieden war, teuer genug erkaufen müssen.

Summe des Einfaches	Öffentliche u. n. b. Conceit.	Arbeiter der Compagnie	Eingehes	Goldaten	Ertrahers Idtite	Particuliers	Männer	Grannen	Grinder	Total	Deutsche u. Schweizer	Bemerkungen
8	6 (+1+0)	36 (+10+2)	36 (+1+3)	48 (+4+1)	13	2	128	18	6	152 (154)		
10			76 (+13+0)	30 (+5+0)	19	5	125	20	—	145 (148)		
13			40 (+5+0)	9 (+1+0)	76	0 (+2+0)	68	8	—	76		
18	9 (+1+0)	3 (+1+0)	52 (+2+8)	31	43 (+7+3)	10	181	4	8	193		
19	8	8 (+2+0)	9 (+7+6)	40 (+2+0)	82 (+38+0)	12 (+1+0)	120	19	9	148	50?	
21	2	1 (+0+2)	22 (+6+6)	35	112 (+8+5)	3 (+2+2)	145	46	10	201		
22	5			21	76 (+10+3)	1 (+1+0)	138	8	5	151		
27	11		19 (+6+5)	29			136	17	8	161		
30	1	6					9	—	—	7		
34	1	8					261?	24?	12?	300 (318)	(X)	
41	14?		250 (+24+12)?				135?	35?	30?	220	(X)	
42	20?		135 (+35+30)	16		3	28	—	—	28		
45	9			2		4	33	3	2	38		
46	15		12 (+3+2)	87 (+7+6)			126	25	35	186		
48	11		28 (+18+20)				176	28	10	214 (238)	(X)	
49	19 (+4+1)		157 (+24+96)				174	36	16	226	(X)	
50	7 (+0+2)	60 (+9+9)	107 (+27+5)				175	30?	40?	245	(X)	
51	13 (+2+4)		160 (+24+33)	30		9	59	1	1	61	(X)	
52	8	12 (+1+1)				1 (+2+1)	200	64?	50?	314	(X)	
53	24 (+2+0)		176 (+60+49)				155	51	35	241		
56	12		143 (+51+35)			2 (+1+0)	126	10	14	150		
57	8 (+1+0)	116 (+8+14)					59	57	99	215	138	65
58	?		59 (+57+99)				67	55	96	208 (210)	150	65
65	?		57 (+55+66)				54	68	123	235	210	65
66	1 (+5+0)		62 (+63+120)			1	64	6	9	51 (54)	248	
68	12 (+1+0)	17 (+5+9)				7	36	42	43	161	31	65
74	?		42 (+43+76)				42	34	76	109	161	
75	?		22 (+34+53)			2	22	34	53	7	109	
77	3 (+1+1)						5	1	1	20		
79	2 (+1+0)		0 (+4+13)				2	5	13			
Summa	221	267	1064	378	421	64	3015	716	761	4492 (4544)		
Differenz	-63	-35	-798	-599	-857	(+64)	-2288	-499	+259	-2476		

Der Deutsch-Amerikanische Journalismus und seine Verbreitung von 1800 bis zur Einwanderung der sogenannten „Dreißiger“.

Von G. A. Rattermann.

Vorbemerkung.—Den Anfang und die Fortsetzung der deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten hat Professor Seidensticker in einer Reihe von Artikeln bis zum Jahre 1800 im „Deutsch-Amerikanischen Magazin,“ 1886-1887, und später bis 1830 in seinem Buch: „The first Century of German Printing in the United States“ (Philadelphia 1893), fast erschöpfend behandelt.

Als Seidensticker den ersten Teil für das von mir publizierte „Magazin“ in Angriff nahm, traf ich mit ihm das Uebereinkommen: er würde die Geschichte bis zum Jahre 1800 schreiben und ich sollte die Fortsetzung bis 1850 liefern. Durch den verunglückten Versuch mit dem „Magazin“ kam jedoch die Sache ins Stocken.

Ich hatte indessen das Material für meinen Anteil bereits gesammelt, und habe in meinem „Biographikon“ das Meiste in den zahlreichen Lebensskizzen eingeflochten. Da aber von 1800 bis 1834 in unsern beiden Arbeiten eine Lücke blieb, habe ich versucht, diese Lücke mit der nachfolgenden Abhandlung auszufüllen. Daß dabei das Hauptgewicht auf den Staat Ohio fällt, darf nicht befremden, denn vor dem Jahre 1835 gab es, außer in Ohio, keine einzige deutsche Zeitung im ganzen Westen.

Die Zeitung folgt dem Volke und den Bedürfnissen des Volkes, welches theils Neuigkeiten, theils aber auch Unterhaltung und Belehrung sucht. Wo die Menschen lesen und schreiben gelernt haben, stellt sich auch das Verlangen ein, mit dem Leben und Treiben, Wissen und Wirken größerer Kreise bekannt zu werden. Den Anfang hierzu bilden Briefe, die von und an Freunde und Verwandte gesandt werden. Bald jedoch genügt das nicht mehr, und sobald unternehmende Köpfe in einem Lande sich die Kunst Guttenbergs angeeignet haben und im Besitz von Typen

und einer Druckerpresse sind, wird dem Verlangen des Volkes durch Begründung von Zeitungen entsprochen, die dann in mehr oder minder größeren Zeitabschnitten ihr Erscheinen machen und die Wißbegierde der Menschen zu befriedigen streben.

Das ist auch der Verlauf des Journalismus in diesem Lande gewesen, des englischen wie des deutschen. Es währte fast ein ganzes Jahrhundert seit Engländer sich in diesem Lande niederließen, bis die erste englische Zeitung in Amerika gedruckt wurde, der „Boston News Letter“ im Jahre 1701. Die Holländer und Schweden haben vor der Mitte des 19. Jahrhunderts hier nie eine Zeitung herausgegeben. Auch bei den Deutschen dauerte es seit Pastorius' Ankunft noch fast ein halbes Jahrhundert, bis der Druck der ersten deutschen Zeitung endlich im Jahre 1732 von Benjamin Franklin in Philadelphia versucht wurde. Die zweite war Christoph Saur's Zeitung in Germantown, die von 1739 bis 1778 unausgesetzt forterschien. 1743 erschien in Philadelphia eine zweite deutsche Zeitung und blieb von da an bis 1817 im Wettbewerb neben Germantown, das 1781 durch Michael Willmeyer wieder eine deutsche Zeitung erhielt, welche bis 1826 fortbestand, als sie durch J. G. Ritters bedeutungsvollen „Philadelphischen Correspondenten“ verdrängt, entgültig der Großstadt weichen mußte.

Mittlerweile war die deutsche Bevölkerung im Innern von Pennsylvanien stark angewachsen und im Jahre 1752 erhielt Lancaster eine deutsche Zeitung. 1789 folgten Reading und 1790 York, Pa., so daß in diesem Jahr fünf deutsche Zeitungen in Pennsylvanien erschienen. Auch in Maryland war das Deutschtum zahlreich genug geworden, um im Jahre 1787 den Versuch einer halbmonatlichen Zeitung zu wagen, die in Friedrichstadt (Frederickstown) von Mathias Wärtgis herausgegebene „Deutsche Zeitung“, die seit 1793 wöchentlich erschien und sich bis 1803 erhielt, als sie durch die 1795 zugleich in Baltimore und Hagerstown gegründeten deutschen Zeitungen überflügelt wurde. Die Hagerstowner Zeitung hielt sich bis 1816, die Baltimorer bis 1809, schloß dann einige Jahre ein, bis 1822 ein neuer Versuch mit einem Wochenblatt durch Ganßsche gemacht wurde, das mehrere Jahre fortbestand.

Im Jahre 1808 traten in Virginien zu gleicher Zeit zwei

Städte mit deutschen Zeitungen in die Reihe, Staunton und New-Market, aber wie lange sie sich hielten, darüber mangelt die Kunde. Außer diesen tritt vor 1830 nur noch ein einziges Blatt östlich von den Alleghanies mit Pennsylvanien in Konkurrenz, der von F. C. Schäffer 1819 in der Stadt New York herausgegebene „Deutsche Freund“, der jedoch soviel wir wissen, das Geburtsjahr nicht überlebte und dann in den englisch geschriebenen „German Correspondent“ überging, von dessen Lebensdauer auch keine Kunde erhalten blieb.

In Pennsylvanien, das mehr als ein volles Jahrhundert lang der Mittelpunkt des deutschen Lebens blieb, erschienen, wie bereits bemerkt, im Jahre 1790 fünf deutsche Zeitungen, deren Zahl sich bis zum Jahre 1808 auf 14 erhöhte. Dieser Staat hat auch die beiden ältesten bis auf die Gegenwart fortbestehenden deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten, die im Jahre 1795 gegründete ziemlich unbedeutende „York Gazette“ und den 1796 in's Leben getretenen „Reading Adler“, den wirklich bedeutenden „Bethusalem“ der deutschen Presse dieses Landes, der noch seinen Wert nicht verloren hat.

Als dritter Staat und zwar ein Jahr früher wie Virginien, tritt Ohio in die Reihe, mit dem in Lancaster, O., 1807 in's Leben getretenen, zuerst „Lancaster Adler“ und dann „Ohio Adler“ genannten Blatt. Warum in einem Landkreise im südlichen Mittelpunkt dieses Staates, die erste deutsche Zeitung erschien, läßt sich aus der Besiedlungsgeschichte dieses Staates erklären, weshalb sie hier in kurzem Umriss mitgeteilt werden mag.

Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges treten neue Ländergebiete in die Reihe der Besiedlung, das Ohiotal 1784 und das Mississippital nach dem Ankauf von Louisiana 1803; aber ihre Besiznahme durch das Volk folgte nur langsam, besonders weil die wilden Indianer hier ihre noch unbeschränkte Herrschaft übten und nur nach blutigen Kämpfen und mehrfachen Verträgen aus ihren Besizungen verdrängt werden konnten. Das Mississippital fällt dabei nicht in das Gebiet unserer Betrachtung, weil hier die deutsche Zeitung erst nach Ankunft der dreißiger Einwanderung der Deutschen ihren Anfang hatte.

Für den Osten, bezw. die Staatengruppe östlich vom Alleghanygebirge, hat Dr. Seidensticker bis zum Jahre 1800 im

„Deutsch-amerikanisches Magazin,“ die ziemlich vollständige Geschichte geschrieben, und bis zum Jahre 1830 in seinem Buch: „The first Century of German Printing in the United States“ (Philadelphia 1893) das ausreichende Material geliefert. Nicht so für den Westen, besonders den Staate Ohio, weshalb ich hier soviel als möglich ein vollständiges Bild des deutschen Journalismus dieses Landesteiles geschichtlich zu liefern versuche. Ohio kann uns bis zur Ankunft der sog. „Dreißiger“ Einwanderung allein beschäftigen, denn hier begann ihre (der Deutschen) Besiedlung desselben. Ausgang im Ohiotale bildete die Stadt Cincinnati, der Mittelpunkt aller Kulturbestrebungen länger als ein halbes Jahrhundert, aber nicht in dieser Stadt machte die deutsche Zeitung ihr Erscheinen. Und warum? Weil die Zeitung dem Volke folgt, das sie liest. Wir müssen uns also die Besiedlungsgeschichte erst näher ansehen.

Durch die vom Bundeskongreß 1784 angenommene Ordinance wurde das sogenannte „Nordwestliche Territorium“ geschaffen, welches die heutigen Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin umfaßte. Diese Ordinance verließ dem Staate Virginien einen Landstrich zwischen dem kleinen Miami- und Scioto-Fluß, als Landschenkung an seine Revolutionskrieger; und einen zweiten Bezirk im nordöstlichen Teil des Staates, vom 40. Breitengrad bis zum Erie-See, die sogenannte „Western Reserve,“ welche an den Staat Connecticut für den gleichen Zweck abgetreten wurde. Dieser Teil ward von Neu Engländern besiedelt, und vor 1830 kamen nur wenige Deutsche dahin.

Dann wurden durch Verträge mit den westlichen Indianerstämmen nach und nach einzelne Teile dieses Staates von den Wilden abgetreten und der Besiedlung geöffnet. So durch den Vertrag von Fort McIntosh (1784) der südliche Teil, östlich von der Virginia Reservation. Als dieses Gebiet für das Militär von den Indianern gesäubert worden war, wurde hier von Neu Engländern, bezw. der „Ohio Land Compagnie“ ein großer Landbezirk an der Mündung des Muskingumflusses gekauft und durch Neu Engländer unter Leitung des Generals Israel Putnam besiedelt und die Stadt Marietta gegründet (1786).

Der zunächst westlich gelegene Virginia Bezirk wurde allmählich vor 1800 in Anspruch genommen und spärlich bevölkert.

Hier ward um die Mitte der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts durch französische Einwanderer, welche die Revolution aus Frankreich nach Amerika vertrieben hatte, eine Niederlassung gegründet und das Städtchen Gallipolis erbaut.

Vorher jedoch schon hatte der New-Yerseher Kongreßabgeordnete, Richter John Cleves Symmes, das Land zwischen den beiden Miami-Flüssen bis nördlich von der Stadt Dayton gekauft und suchte nun dieses Gebiet allmählich durch Niederlassungen zu bevölkern. Hier wurden 1787 die Ortschaft Columbia, 1788 das von Symmes bestimmte Städtchen Cleves und 1788 oder 1789 die Stadt Cincinnati oder wie sie zuerst hieß, „Losantiville,“ gegründet. Die beiden andern Orte sind später in die Großstadt Cincinnati aufgenommen worden. Dieses Gebiet wurde von New-Yersehern besiedelt, worunter sich gleich von Anfang an wohl viele Deutsche befanden, allein es war keine spezifisch deutsche Niederlassung und hier herrschte die englische Sprache. So mangelte es in diesem südlichen Teil von Ohio damals noch an einem deutschen Mittelpunkt vor 1820.

Als jedoch inzwischen die Indianer durch General Wayne am Maumee-Fluß in der Nähe von Toledo in der Schlacht von „Fallen Timber“ besiegt worden waren (1794), da wurde zu Greenville, O., ein neuer Vertrag mit sieben Indianerstämmen abgeschlossen und die ganze südliche Hälfte des Staates Ohio an die Weißen abgetreten und der Besiedlung erschlossen. Hier kamen die meisten Ansiedler aus Pennsylvanien und die ersten darunter waren Deutsch-Pennsylvanier. Diese füllten die Counties von Jefferson westlich bis Greene, und besonders von den Deutschen die Grafschaften Fairfield, Franklin, Viding, Madison, Pickaway und Ross. Einer der frühesten dieser Züge kam aus Lancaster, Pa., und von ihnen wurde das Städtchen Lancaster, Ohio, gegründet. Dieses Städtchen lag ziemlich im Mittelpunkt der Ansiedlungen aus Pennsylvanien, welche von den Nachkommen der Deutschen in Besitz genommen waren.

So darf es auch kein Wunder nehmen, daß hier die erste deutsche Zeitung im Staate Ohio erschien, der bereits genannte „Lancaster Ohio Adler,“ der bis zum Jahre 1839 fortbestand, dann von den damaligen Herausgebern, Philipp Rastner und Konstantin Sprenger, in den „Ohio Volksfreund“ umgetauft und nach Columbus verlegt wurde, wo er durch Kauf von Reinhard und

Früher in dem lange weit und breit bekannten „Westboten“ fortgeführt wurde. An dieses erste Blatt Ohios knüpft sich bereits eine interessante Geschichte, weshalb sie hier eingefügt werden mag.

Im Jahre 1791 erschien in Cincinnati die erste englische Zeitung nordwestlich vom Ohiofluß, der „Centinel of the North-western Territory.“ Herausgeber war William Maxwell, sein Schriftseher und Drucker Joseph Carpenter, ein Nachkomme der zahlreichen Familie Zimmermann in Lancaster County, Pa. Carpenter hatte in Germantown bei Michael Willmeyer das Buchdruckergeschäft gelernt, war zuerst nach Lexington, Ky., gekommen und hatte an der dort erscheinenden „Lexington Gazette“ als Schriftseher und Drucker gearbeitet, von wo er durch Maxwell nach Cincinnati mitgebracht wurde. Als der „Centinel“ nach kurzem Bestehen einging, wurde Carpenter auch der Drucker der dritten englischen Zeitung dieser Stadt, der „Liberty Hall“. Von diesem Blatt wurde im Jahre 1807 auch ein deutscher Kalender herausgegeben, dessen Verfasser der deutsche Apotheker Eduard G. Stall, „Philomantes“, wie er sich nannte, war. Der eigentliche Drucker war jedenfalls Carpenter. Bald nach Erscheinen des Kalenders siedelte Carpenter nach dem von Deutsch-Pennsylvaniern gegründeten Lancaster, O., über, wo er in Theilhaberschaft mit Jakob Green die bereits genannte Zeitung „Ohio Adler“ gründete, die sie gemeinsam bis zum Herbst 1815 herausgaben, als Carpenter starb. Carpenter und Green hatten auch seit 1809 die erste englische Zeitung im Innern von Ohio herausgegeben, den „Ohio Eagle“, der bis 1835 fortbestand, als Jakob Smith, der die beiden Blätter seit 1824 redigirte und vielleicht auch mit Green bis dahin in Theilhaberschaft gewesen war, nach Pittsburg, Pa., fortzog.

Von den ersten acht Jahrgängen des „Adlers“ habe ich im Herbst 1876 eine einzige Nummer in Händen gehabt, die Richter Lane in Wooster, O., gehörte, es war No. 5 vom 11. Februar 1808, nach welcher ich bestimmen konnte, daß das Blatt im Herbst 1807 zuerst gegründet worden sei, weil es halbmonatlich erschien. Das Blatt war in dem Stil der damaligen Pennsylvanier deutschen Zeitungen geschrieben und brachte fast nur Nachrichten aus Pennsylvanien, die hier nachgedruckt wurden.

Als Carpenter gestorben war, sah sich Green nach einem neuen

Teilhaberschaft um, und bewog E d u a r d S c h ä f f e r, einen in Frankfurt a. M. geborenen Buchdrucker, der 1814 nach Amerika gekommen, 1815 am Lancaster, Pa., „Volkfreund“ tätig gewesen war und im selben Jahr in York, Pa., den „Bürgerfreund“ herausgegeben hatte, nach Lancaster, O., zu kommen und mit ihm in Teilhaberschaft zu treten. Diese Teilhaberschaft wurde nach fünfjährigem Bestand gelöst, während welcher Zeit Schäffer noch in Lancaster das folgende Buch für die Gemeinde der „Vereinigten Brüder in Christo“ (die sog. Otterbeinianer) gedruckt und herausgegeben hatte: „Herzensopfer, eine Sammlung geistlicher Lieder“ (16 mo. 352 Seiten und Register, 1816).

Nach Schäffers Fortgang setzte Green die beiden Blätter fort, wie lange und auf welche Art sie redigiert waren, darüber mangelt jede Kunde. Etwa um das Jahr 1824 befanden sich beide Blätter im Besitz von J a k o b S c h m i d t, oder wie er sich angelifirte: Smith. Derselbe war ein gebildeter Mann, den die Demagogenverfolgung aus Deutschland nach Amerika verschlagen hatte. Smith führte eine gewandte Feder, sowohl in englischer als auch in deutscher Sprache, und erwarb sich durch sein kräftiges Auftreten für die demokratische oder Jackson Partei den Beinamen: „The Democratic bald Eagle of Lancaster, O.“ Er war nämlich fahlföppig. In Lancaster entstand Schmidt's vortreffliche Parodie auf Goethes „Mignon“ Lied, das zuerst im „Ohio Adler“ erschien und in C. R. Mödings „Amerika im Jahre 1829“ (Hamburg bei Hoffmann und Campe) Nachdruck fand. Smith zog 1835 nach Pittsburg fort und der „Ohio Adler“ ging dann in den Besitz von Philipp Kastner und Konstantin Sprenger über, die ihn, wie bereits bemerkt, in „Ohio Volksfreund“ umtauschen und nach Columbus verlegten. Ueber Jakob Smith siehe näheres im X. Band meiner „Gesammelten Werke“ Seite 425 ff. und XI, Seite 458-459.

Inzwischen war ein neuer Vertrag durch Lewis Cass und Duncan McArthur als Kommissäre der Vereinigten Staaten mit den sieben Stämmen der westlichen Indianer abgeschlossen worden, wodurch der ganze übrige Teil des Staates Ohio, mit Ausnahme einiger kleinen Reservationen im nordwestlichen Teil desselben, den Weißen zur Besiedlung eröffnet ward (1813), und nun begann der dritte Ansiedlerstrom sich hierher zu ergießen, welcher die Hochebene des Staates, die sogenannte „Backbone Region“

in Besitz nahm und rasch bevölkerte. Hier waren wieder Pennsylvanier die ersten Ankömmlinge und die Pennsylvanischen Deutschen bildeten den Vortrab. Besonders waren es die Grafschaften Stark, wo fünfzig Jahre früher der Deutsche Friedrich Post das erste von einem Weißen in Ohio errichtete Haus gebaut hatte; Tuscarawas, wo vierzig Jahre vorher die deutschen Herrnhuter ihre deutschen Indianerdörfer, Schönbrunn, Gnadenhütten und Salem errichteten, von denen noch heute die Geschichte die schauerliche Kunde aufbewahrt hat, wie anglo-amerikanische Mordbuben in Gnadenhütten die wehrlosen christlichen Indianer wie eine Herde Schafe schlachteten und den Ort in Brand steckten; ferner die Grafschaft Holmes, wo 1817 die deutschen „Amischen“ das Städtchen Strasburg in den Bergen gründeten; und Wayne, wo sich die „Vereinigten Brüder“ um jene Zeit ansiedelten.

Aber schon im gleichen Jahre (1817) suchten auch eingewanderte Deutsche sich hier eine neue Heimat zu gründen, wie die württembergischen Separatisten, die sich unter Führung von Joseph Martin Bäumer im nördlichen Theil von Tuscarawas County ein großes Grundstück käuflich erwarben und die fast dreiviertel Jahrhundert blühende Kommunisten-Kolonie „Zour“ begründeten, die in der Geschichte von Ohio ein lehrreiches Bild vom Aufwachsen, Gedeihen und schließlichem Zusammenbruch des Kommunismus und Sozialismus bildet. Im großen Völkermeer läßt sich eine abgegrenzte, auf sozialistischer Basis gegründete Insel, auf die Dauer nicht erhalten. In Stark County wurde schon 1817 von eingewanderten Süddeutschen eine deutsche lutherische Gemeinde gegründet, deren hochbetagten Prediger, Pfarrer Harsbrud, ich nach sechzigjähriger Amtstätigkeit noch im Herbst 1876 besuchte. So war denn in dieser Gegend ein neues deutsches Gebiet aufgewachsen, das bald die Aufmerksamkeit weithin auf sich zog.

Ob nun das Aufblühen dieser Gegend Eduard Schäffer reizte, seine Theilhaberschaft mit Green in Lancaster zu lösen oder ob die Trennung aus anderen Gründen erfolgte, ist unbestimmt. Genug, Schäffer erschien im Sommer 1821 in Canton mit Typen, Presse und dem übrigen nötigen Material und rief hier die zweite deutsche Zeitung Ohio's ins Leben, den „Westlichen Beobachter und Stark und Wayne Counties Anzeiger.“ Von den fünf Jahrgängen des durch Schäffer herausgegebenen Blattes, habe ich

1876 keine einzige Nummer mehr auffinden können. Ob sich Exemplare erhalten haben, ist fraglich. Im Sommer 1826 verkaufte Schaffer die Zeitung an Johann Sala, der dieselbe unter dem gleichen Titel fortführte. Die erste Nummer erschien am 11. Juli 1826. Im Jahre 1828 nahm Johann Sala seinen Bruder Salomon Sala mit ins Geschäft und ein Jahr später trat Daniel Christian Lehmus* als Theilhaber ein. Dieser erhielt im Jahre 1830 einen Ruf nach Philadelphia, als Uebersetzer an Franz Liebers „American Encyclopaedia.“ Lehmus war früher außerordentlicher Professor der Mathematik in Gena gewesen, als Karl Follen hierherkam und hatte sich dem sog. „Männerbunde“ angeschlossen, weshalb er in den Verdacht der „demagogischen Umtriebe“ geriet, seines Lehramtes enthoben wurde, und, um einer Verfolgung zu entgehen, nach der Schweiz flüchtete und später nach Amerika auswanderte. Wir werden ihn noch in unserer Geschichte wiederfinden. Nach seinem Fortgang setzte Salomon Sala den „Beobachter“ bis 1831 fort, in welchem Jahre er denselben an Peter Kaufmann verkaufte, der den Namen der Zeitung in „Vaterlandswächter und Geist der Zeit“ abänderte.

Peter Kaufmann war im Oktober 1800 in Münstertal bei Koblenz in der Rheinprovinz geboren, hatte das Gymnasium in Koblenz absolvirt und war dann 1818 Student der Jurisprudenz in Berlin an der Universität gewesen, wo er besonders die Vorlesungen Hegels hörte, die ihn vom Studium der Rechtswissenschaft, wozu ihn der Vater bestimmt hatte, abgezogen. Kaufmann verließ dann die Universität und wanderte im Jahre 1820 nach Amerika aus. Er ließ sich zuerst in Philadelphia nieder, wo er einen Tabakshandel betrieb und sich mit Catharina Wilk vermählte. Diese war in Neu Wied 1801 geboren, kam mit ihren Eltern 1819 nach Philadelphia, wo sie Kaufmann kennen lernte und sich mit ihm verheiratete (1821).†

* Johann Nüder in seinen „Nüderinnerungen an die frühere Geschichte von Stark County und seine ältesten und größten Städte“ („Deutscher Pionier“, Jahrgang III, Seite 248) nennt ihn irrtümlich Lehmus, was ein Schreib- oder Druckfehler ist.

† In seinen bereits genannten „Nüderinnerungen“ schreibt Nüder (Seite 249-250), Frau Kaufmann sei eine geborene Pennsylvanierin, was ein Irrtum ist. Frau Kaufmann, die ich im September 1876 besuchte, hat mir diese und die folgende Kunde über ihre Wanderung von Philadelphia bis Canton selbst mitgeteilt. Frau Kaufmann, obwohl 75 Jahre alt, war damals noch eine geistesfrische Greisin.

Kaufmann hatte jedoch so viel von der Hegelschen Philosophie eingefogen, daß er neben seinem Tabaksgeschäft, sich auch mit philosophischer Schriftstellerei befaßte und im Jahre 1824 ein Buch im Verlag von Konrad Zentler herausgab: „Betrachtung über den Menschen“ (12 mo. 244 Seiten), eine noch unverdaute Spekulation im hegel'schen Geiste. Im selben Jahr siedelte die Familie nach Reading, Pa., über, wo Kaufmann sein Tabaksgeschäft fortsetzte. Im Herbst 1827 zog die Familie nach der Kuppischen Kolonie „Economy“, wo sie sich jedoch nur ein halbes Jahr aufhielt, und kam dann 1828 nach Canton, wo Kaufmann sein Tabaksgeschäft fortführte und nebenbei einen Buchladen betrieb. Diesen Tabaks- und Buchladen setzte Kaufmann noch fort, nachdem er die Zeitung verkauft hatte.

Neben der Zeitung, deren Namen er, wie bereits bemerkt, in den hochtönenden „Geist der Zeit“ abänderte, gab Kaufmann vom Jahre 1832 an jährlich einen Kalender heraus, der, wie er glaubte, die Hegel'sche Philosophie im Volk verbreiten sollte. Hegel im Hinterwald, welch ein Utopien! Aber Kaufmann hatte Vertrauen in seine Fähigkeit, diese Philosophie dem Landvolk im „Backbone“-Distrikt von Ohio beibringen zu können. Er war auch in der Tat zu jener Zeit unbedingt der bedeutendste Deutsche im nördlichen Ohio. Er nahm nicht bloß mit seiner Zeitung, sondern auch als Redner und Agitator, an der Politik und dem Gesellschaftsleben regen Anteil und stand nicht bloß unter den Deutschen, sondern auch bei der anglo-amerikanischen Bevölkerung als Führer und Volksmann in hoher Achtung.

Kaufmann bekannte sich, wie das bei den Deutschen des Landes zu damaliger Zeit fast allgemein der Fall war, zur demokratischen oder sog. „Jackson“ Partei, und als solcher wurde er bereits 1836 von jenem Kongreß-Bezirk zum Delegaten der Baltimoreer Konvention gewählt, welche Martin Van Buren für die Präsidentschaft nominirte. Kaufmann wurde dann auch im Frühjahr 1837 vom Präsidenten zum Postmeister von Canton ernannt, einem Amt, dem er vier Jahre lang mit gewissenhafter Treue vorstand.

An der Agitation zur Berufung einer allgemeinen deutschen Konvention nahm Kaufmann gleich vom Anfang regen Anteil, und er wurde auch im Sommer 1837 zum Abgeordneten von Stark und den umliegenden Grafschaften ernannt. An diesen

Konventionen, welche vom Herbst 1837 bis Herbst 1841, zuerst in Pittsburg und die letzten drei Jahre in dem von den Deutschen zu Philippsburg gegründeten Seminar abgehalten wurden, nahm Kaufmann in hervorragender Weise Theil, und in den drei letzten Tagungen war er Präsident derselben. Der Ankauf des Prolisohen, bztw. Graf Leon'schen Besitzthums für ein allgemeines deutsches Seminar, war hauptsächlich sein Werk. Daß sich dasselbe nicht erhalten hat, ja, nicht erhalten konnte, daran war hauptsächlich die sprichwörtlich gewordene deutsche Uneinigkeit schuld. Zunächst war auch dieses dogmenfreie Institut bei den Sektengläubigen und besonders den Predigern nicht beliebt, und so konnte an ein Mitwirken derselben zur Aufrechterhaltung des Seminars nicht gedacht werden. Auch meldeten sich nicht genug Zöglinge und die finanzielle Unterstützung versiegte sehr bald, worauf das frühbegonnene Werk deutschen Geistes einging. Immerhin ist der von Peter Kaufmann im Spätherbst 1839 verfaßte „Aufruf an das deutsch-amerikanische Volk“ ein beachtungswerthes Schriftstück. Dasselbe wurde in Wesselhöfts „Alte und Neue Welt“ veröffentlicht. Erst ein halbes Jahrhundert später hat sich dieser Gedanke wiederholt und durch das konfessionsfreie „Nationale deutsch-amerikanische Lehrerseminar“ in Milwaukee verwirklicht lassen.

Durch seine lebhafteste Theilnahme an allen öffentlichen Kulturbestrebungen an der eigenen Tätigkeit in der Druckerei gehindert und um seine Kalender und den Buchhandel besser betreiben zu können, nahm Kaufmann im Herbst 1837 zwei Theilhaber ins Geschäft, Heinrich Sawrecht und Karl N. Wink,* dann kaufte er Wagen und Pferd, um in der weiten Umgegend bei den Farmern von Haus zu Haus zu fahren und seine Bücher und die Kalender zu verkaufen, neue Abonnenten für die Zeitung zu gewinnen und die Subscriptionsgelder einzukassiren. Es war das damals der übliche Gebrauch im ganzen Lande.

Am 18. April 1834 hatte Kaufmann den Namen des Blattes, das von da an halbwöchentlich erschien, in „Vaterlands-Freund“ abgeändert, das dann bis zum 11. März 1846 fortgeführt wurde. Die Theilhaberschaft mit Sawrecht und Wink wurde 1842 gelöst

* Nüßer nennt ihn irrthümlich Fink, doch Frau Kaufmann sagte mir ausdrücklich, der Name sei Wink.

und an deren Statt trat Kaufmanns Tochtermann, Heinrich Joseph Rothnagel, mit ins Geschäft, welcher dieses im Dezember 1846 auf eigene Rechnung übernahm, das Blatt vergrößerte und den Namen in „Ohio Staats-Vote“ umänderte und bis 1852 fortführte. Rothnagel war ein auf deutschen Hochschulen gebildeter Mann, der auch als trefflicher Musiker zuerst in Canton wirkte und dort schon anfangs der vierziger Jahre den ersten Gesangverein gegründet und geleitet hat.

Durch Berwürfnisse und Intriguen, die sich in die demokratische Partei um jene Zeit eingenistet hatten, kam auch der „Ohio Staats-Vote“ in Verfall und Rothnagel zog, nachdem er im Herbst 1850 für das Amt des County Auditors geschlagen worden war, nach Cleveland, wo er Eduard Hefenmüllers Antheil an der 1837 von diesem und Ludwig von Wangelin gegründeten „Cleveland Germania“ käuflich erwarb und mit Wangelin diese Zeitung fortsetzte, bis er im Jahre 1855 zum musikalischen Direktor an der Staats-Blindenanstalt in Columbus, Ohio, gewählt wurde, eine Stelle, die Professor Rothnagel über ein Viertel-Jahrhundert lang bekleidete.

Nach Rothnagels Abgang und dessen Eintritt in die „Germania“ übernahm der Sohn Kaufmanns die Druckerei und trat mit Joseph Falkenbach in Theilhaberschaft. Beide setzten dann die Zeitung unter dem Namen „Der deutsche Amerikaner“ noch bis Herbst 1853 fort. Aber das Blatt hatte so viele Konkurrenten bekommen, daß es sich nicht mehr rentirte. In Willersburg hatte Johann Rüber „Den Deutschen in Holmes“ gegründet; Sawrecht gründete in Massillon eine Druckerei und gab die „Massillonier Zeitung“ heraus; Wink hatte ebenfalls in Wooster eine deutsche Zeitung gegründet und auch in Akron entstand damals eine solche, und so schloß dann im Dezember 1853 auch der „Deutsche Amerikaner“ ein und Falkenbach siedelte nach Columbus über, wo er in die Redaktion des „Westbote“ eintrat. Später wurde er Theilhaber und Staffier der von Reinhard und Zieser gegründeten Bank, war vorher schon mehrere Jahre lang Auditor von Franklin County gewesen und erhielt während Cleveland's erstem Termin das Konsulat in Bremen. Er ist nach seiner Rückkehr in Columbus, Ohio, gestorben.

Alle Jahrgänge dieser verschiedennamigen Blätter, von 1826 bis 1853 einschließlic, sind vollständig erhalten und befanden sich

im Herbst 1876 im Besitz der Wittve von Peter Kaufmann, wo ich die Zeitungen eingesehen und die hier mitgetheilten Data mir aufnotirt habe. Die ersten Jahrgänge der Brüder Sala waren ganz in dem Stil der Pennsylvanischen Landzeitungen gehalten und brachten viele protestantische Kirchennachrichten, bis Lehman in die Theilhaberschaft eintrat, mit dem ein lebensfrischer Geist in dem Blatt sich geltend machte. Dieser Geist wurde durch Kaufmann und später durch Nothnagel festgehalten. Nur zur Zeit von Sawrecht und Wink's Theilhaberschaft sank sie in den Sommermonaten während Kaufmanns Abwesenheit wieder in den Landton zurück, was wohl den Eintritt Nothnagels in die Herausgabe und Redaction des Blattes veranlaßt haben wird.

Die fortgesetzte Geschichte der Cantoner deutschen Zeitungen und ihrer Herausgeber überschreitet die Grenze, die diesem Aufsatz zu schildern bestimmt wurde. Bevor wir aber von hier scheiden, muß noch ein Blick auf Peter Kaufmanns ferneres Leben und Wirken geworfen werden, denn dieser bildet doch eine der bedeutendsten Figuren in der deutschen Geschichte Ohios während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von der Theilnahme Kaufmanns an der Landespolitik ist bereits die Rede gewesen. Er war und blieb bis zu seinem Tode ein Anhänger der demokratischen Partei. Auch zu den Conventionen dieser Partei in den Jahren 1840, 1844 und 1848 ward er als Abgeordneter seines Distriktes gewählt. Dadurch wurde er im Lande bekannt. Er galt als der Repräsentant des Deuthums im ganzen Westen. Diesen Ruf verdaß er sich damit, daß er sich in der Wahl vom Jahre 1848 dem „Free-soil“-Flügel der Partei zuwandte und für Van Burens Kandidatur eintrat, wodurch die reguläre demokratische Partei den Staat New York verlor und der Whig-Kandidat General Zacharias Taylor zum Präsidenten gewählt wurde. Dieses verursachte in Stark County eine Spaltung in der demokratischen Partei, die bis zur Gründung der republikanischen nicht mehr geheilt wurde. Infolge dieser Zersplitterung wurde auch Kaufmanns Schwiegersohn, Nothnagel, wie bereits gesagt, im Herbst 1850 als demokratischer Kandidat für das Amt des Rechnungsführers (Auditors) von Stark County geschlagen.

Kaufmann, der sich bereits in wohlhabenden Verhältnissen befand, gab nun auch seinen Buchhandel auf, verkaufte den Vor-

rat an Philipp Stürhof, der damit eine Leihbibliothek und Buchbinderei verband. Die Herausgabe der Kalender war schon einige Jahre früher eingestellt worden, und das Tabaksgeschäft ward zu einem Spezereiladen erweitert, den Kaufmanns Wittve und Enkel noch im Jahre 1876 fortführten. Seine Neigung zur Philosophie und Schriftstellerei konnte Kaufmann jedoch nicht bezwingen, und so arbeitete er denn in den fünfziger Jahren an einem philosophischen Werk, das er im Jahre 1858 in Cincinnati in der „Volkfreund“ Druckerei setzen und drucken ließ, deutsch und englisch unter dem Titel „Tempel der Wahrheit“ (englisch „Temple of Truth“.) Dieses Buch suchte er dann unter seine Freunde und Bekannten zu verkaufen, womit er sich die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte. Er starb am 27. Juli 1869 in Canton.

Zur Zeit als Kaufmann dieses Buch in Cincinnati drucken ließ, hielt er sich einige Monate lang hier auf und verkehrte jeden Nachmittag in der Gloßner'schen Wirthschaft, wo er mit dem berühmten Brückenbauer, August Möbling, und den Cincinnatier deutschen Größen damaliger Zeit am großen runden Stammtisch zusammen traf. Auch Möbling hatte in Berlin die Vorlesungen Hegels besucht, war aber von den turmhoch zugespitzten Theorien Hegels wieder zu Kant und Fichte zurückgekehrt. Auch Stallo gehörte zu dieser Gesellschaft, der zehn Jahre später sein in Hegel'scher Begeisterung verfaßtes Buch: „General Principles of the Philosophy of Nature“ herausgegeben hatte, aber wieder zur reinen Naturanschauung Humboldts zurückgekehrt war und seitdem Kantianer blieb.

In diesen Gesellschaften, an denen ich als stiller Zuhörer teilnahm, plakten oft die Geister aufeinander, wenn über Philosophie und Mystizismus gesprochen und gestritten wurde. Kaufmann versuchte sich an den Höhen des Unfaßbaren hinaufgeschraubter Theorien Hegels festzuklammern, ja, wenn Möbling oder Stallo erklärten, daß dieses ein endloses Bemühen sei, das nur im Materialismus—gegen den sich Kaufmann vergebens sträubte—einen Ruhepunkt finden könne, dann bemühte dieser sich, die Spitzen des Hegel'schen Thurmes noch höher zu schrauben, die er dann in ein mystisches Phrasengewebe zu verschleiern strebte, aus dem er nie herauszubringen war. An Materialismus, selbst an Feuerbachs

Theorien, glaubte keiner und der Spiritismus war damals noch nicht nach Cincinnati vorgedrungen. Zwischen diesen Beiden Extremen hing Kaufmann in der Mitte, und in diesem Geist ist auch sein Buch gehalten, ein Zwitterding in dunkle Spekulationen eingewoben, worin ich mich—ich kaufte das Buch von ihm—nie zurechtfinden konnte und nach mehrfachen Bemühen legte ich das Buch wieder zur Seite. Ich bin Kantianer geblieben. Trotzdem war Peter Kaufmann doch ein bedeutender Mensch und sein Andenken sollte nicht vergessen werden.

Und nun wieder zurück zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens im Westen jener Zeit. Nach dem bereits genannten Vertrag zu Greenville wurde der südwestliche Teil von Ohio und der angrenzende Distrikt des Staates Indiana der Besiedlung geöffnet. In dem südöstlichen Teil des letztgenannten Staates hatten bereits im Jahre 1802 die Brüder Johann Jakob und Franz Dufour die Schweizerkolonie „Neu Wabash“ gegründet und hier den ersten Wein im Ohiotal angepflanzt, was den Freiherrn D. von Bülow, der 1805 diese Gegend besuchte, zu dem begeisterten Ausspruch in seinem zweibändigen Buch veranlaßte, den Ohiofluß den „Po der Neuen Welt“ zu nennen und daß hier dereinst der Muskateller Wein des Volcanotales reich gedeihen würde. In der Tat hatten auch die Brüder Dufour hier den ersten Wein gekeltert und konnten bereits im Herbst 1806 eine Flasche Ohioer Wein dem Präsidenten Jefferson schicken, die in Washington zur selben Zeit ankam, als Lewis und Clark ihren Bericht über die Entdeckung der Quellen des Mississippi abstatteten, was Emil Klauprecht zu der reizenden Novelle: „Mississippi-Wasser und Ohio-Wein“ anregte, in welcher er schreibt, der Präsident habe das an den Quellen des Waters der Ströme geschöpfte Wasser mit dem am Ufer des Ohioflusses gewachsenen Wein gemischt und getrunken.

In den beiden ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts kam nun eine zahlreiche deutsche Einwanderung, vorwiegend aus Südwestdeutschland dem Elsaß und der Schweiz in das Ohiogebiet, die sich rasch in der Umgegend verbreitete, zumeist um Landwirtschaft zu treiben. Bereits im ersten Viertel des genannten Jahrhunderts entstanden hier eine Anzahl von Deutschen gegründete Ortschaften, wie das im Jahre 1798 von Christian Waldschmidt und einer Zahl Badenser angelegte Städtchen „Neu Deutschland“ (um 1840 in „Germann“ verenglicht), welches rasch

zu einem betriebsamen Orte mit Mühlen und Werkstätten emporwuchs. Hier wurde auch im Jahre 1811 bereits die erste Papiermühle errichtet und von Baldschmidt das erste Papier im Staate Ohio gemacht. Nördlich von Cincinnati gründete Martin Weis das noch heute als „Weis“ bekannte Landstädtchen und von Anton Busenbach wurde etwa zehn Meilen davon entfernt in Butler County die Ortschaft Venedig (jetzt Venice) angelegt. Etwas weiter nordwestlich, im heutigen Preble County, gründete Johann Sayler aus Ludwigshafen am Ueberlingersee in der Markgrafschaft Baden das noch fortbestehende Städtchen Ludwigsburg, das jetzt in Lewisburg umgetauft worden ist.

Um diese Zeit hatte auch die Stadt Cincinnati ihre deutsche Bevölkerung rasch vermehrt, teils durch sogenannte „Roskäuferlinge,“ die bis zum Jahre 1817 von Baltimore durch den reichen deutschen Unternehmer, Martin Baum, für seine verschiedenen Fabriken angeworben, bzw. gekauft wurden. So nennt Farnsworths städtisches Adreßbuch vom Jahre 1819 unter 1713 Namen 187 deutsche, darunter drei Frauen. Aber nicht Cincinnati erhielt die zweite oder dritte deutsche Zeitung in Ohio, sondern das im Miamigebiet, etwa fünfzig Meilen entfernte, von Philipp Gunkel im Jahre 1817 gegründete Städtchen Germantown, das heute nur noch ein kleines Landdorf ist. Im Jahre 1824 aber hatte Germantown eine größere Bevölkerung, als die acht Meilen davon entfernte Stadt Dayton, die gegenwärtig hunderttausend Einwohner zählt. Die Bewohner Germantowns jedoch waren deutsche Philister, Professoren und Gelehrte aus verschiedenen Teilen Deutschlands, denen der „Push“ des Angloamerikaners fehlte.

Einige dieser Gelehrten, die hier acht bis zehn Jahre später, als die Studenten und Professoren von Belleville, Ill., das gewöhnlich als das älteste sog. „Lateinische Settlement“ des Landes genannt wird, bereits eine Kolonie „Lateiner“ bildeten, mögen den wißbegierigen Lesern in Kürze namhaft gemacht werden:

Dr. Karl Otto Wolpers war vorher Professor am Gymnasium in Wolfenbüttel gewesen. Er wollte in dieser Gegend Landwirtschaft betreiben und ist dabei verbannt.

Dr. Ludwig Henrich, angeblich der Sohn des großherzoglich sächsischen Gesandten an der Bundesversammlung vom Jahre

1819, hatte den philosophischen Doktorgrad von der Universität Göttingen erlangt und war dann Privatdozent in Leipzig gewesen. Die anfangs der zwanziger Jahre herrschende „Demagogerie“ hatte ihn 1824 nach Amerika getrieben. Ueber sein späteres Leben fehlt die Nachricht.

Dr. Daniel Christian Ludwig Lehmuß, den wir bereits in Canton getroffen haben, war aus Rothenburg an der Tauber gebürtig und außerordentlicher Professor der Mathematik in Sena gewesen. Auch ihn hatte die „Demagogenverfolgung“ hierhergetrieben. Näheres über ihn findet man im X. Band meiner „Gesammelten Werke,“ Seite 421 ff.

Dr. Wilhelm Frank, ehemals Professor der Botanik an der Universität Heidelberg, kam mit seinem Schüler, dem Grafen Franz Jenison-Walworth, nach Amerika, um in Ohio mit diesem gemeinsam botanische Studien zu machen. Dr. Frank ging im Jahre 1839 nach New Orleans, um als freiwilliger Arzt während einer gelben Fieber Epidemie zu dienen und ist dort im selben Jahr an dieser Krankheit als Opfer seines Berufs gestorben. Graf Jenison betrieb später in Dayton, O., einen Blumen- und Obstgarten und starb daselbst in wohlhabenden Verhältnissen. Nachkommen von ihm leben noch in Dayton und Columbus, Ohio.

Dr. Christian Eschich, ein Württemberger, der in Tübingen Medizin studirt hatte, ließ sich um jene Zeit in Germantown als praktischer Arzt nieder und blieb hier ansässig. Er gelangte später in Besiz der Schäffer'schen Druckerei und ließ 1835 oder 1836 den bekannten Theologen, Georg Walker, von Canal-Dover, O., kommen. Beide gründeten dann hier das religiöse Wochenblatt „Der Protestant“ (1837), mit dem Walker noch im selben Jahr nach Cincinnati übersiedelte, wo das Blatt bald darauf einging, Walker in den politischen Journalismus übertrat und mit August Renz den „Deutsch Amerikaner“ gründete. Ueber Walker siehe meine Ges. Werke, Band XII, Seite 112 ff.

In den vierziger Jahren kam noch der bekannte Justizrat Gronenweg aus Bielefeld hierher, um Landwirthschaft zu betreiben. Derselbe kehrte jedoch später wieder nach Deutschland zurück.

Außer diesen Männern der Wissenschaft kamen auch zwei Kaufleute hierher: Jakob Köhne aus Diepholz im Hannover'schen,

der in Bremen im kaufmännischen Geschäft gedient hatte, hier schon 1823 einen Kramladen gegründet hatte, später Bürgermeister und Postmeister von Germantown war, aber 1856 nach Cincinnati fortzog, wo er im hohen Alter gestorben ist. Der zweite war Franz Arens, der Gründer von Arenzville in Illinois, der jedoch 1827 als Hausirer nach Kentucky ging und schließlich nach Illinois kam, wo er das bereits genannte Städtchen gründete, sehr reich wurde und dann nach Beardstown im selben Staate zog, wo er die erste englische Zeitung westlich von Springfield gründete und redigirte und gestorben ist. Er war aus Blankenberg im Regierungsbezirk Köln gebürtig.*

Um das deutsche Leben, das hier zwei Jahrzehnte lang geherrscht hat, vollständig zu schildern, muß noch hinzugefügt werden, daß im Jahre 1824 von Scheid und Rohrer eine Bierbrauerei gegründet wurde, in welcher im Jahre 1828 das erste Lagerbier in den Vereinigten Staaten von Friedrich German, aus St. Johann bei Saarbrücken gebürtig, gebraut wurde. Philipp Scheid, ein Vetter Germans, zog später nach Madison im Staate Indiana fort, wo er wieder eine Brauerei erbaute. Fritz German aber zog nach Cincinnati, dann nach Terre Haute und schließlich nach Louisville fort, wo er lange Jahre die populärste deutsche Wirthschaft betrieb, als „Bier-Fritz“ allgemein bekannt war und im Jahre 1849 gestorben ist. Nachkommen von Rohrer, der die Brauerei in Germantown fortbetrieb, leben noch in jener Gegend als wohlhabende Farmer; die Brauerei jedoch ist eingegangen.

Die mit der Scheid und Rohrer'schen Brauerei verbundene Schankwirthschaft war zu jener Zeit der Sammelplatz des gesamten Deutschtums von Germantown. Hier war der Stammtisch, an dem die Gelehrten sich allabendlich versammelten und zu Kannegießern pflegten. Auch hervorragende Amerikaner kamen vielfach hierher, theils um das deutsche Leben kennen zu lernen, theils auch um von Heinrich und Lehmuß deutschen Unterricht zu nehmen, wie die beiden späteren Gouverneure von Ohio, Thomas Corwin und Salmon P. Chase, der Schatzamtssekretär Lincoln und nachheriger Präsident des Ver. Staaten Supreme-

* Köhne, dem ich das Wesentliche der Geschichte von Germantown verdanke, sagte, er sei in Remscheid in der Rheinprovinz geboren. Der Irrtum ist verzeihlich, denn Blankenberg (nicht Blankenburg, wie Gustav Körner schreibt) ist ein kleines Dorf in der Nähe von Remscheid.

gerichts. Auch der Geschichtsschreiber von Ohio, Caleb Atwater, gehörte eine zeitlang dieser Gesellschaft an. So wurde Germantown im ganzen Westen damals berühmt.

Die Zeitung aber folgt dem Volk, das sie liest. Es ist nun leicht anzunehmen, daß Eduard Schaffer, der, wie wir schon gesehen haben, ein wanderlustiges Temperament besaß, durch die Nachricht von dem blühenden deutschen Leben in Germantown angezogen wurde und so sein Arbeitsfeld als Buchdrucker und Zeitungsgründer hierher verlegte. Anfangs Juli 1826 hatte er seine Druckerei in Canton an Johann Sala verkauft und bereits zwei Monate später wurde von ihm eine neue Druckerei in Germantown eröffnet. Am Donnerstag den 4. September 1826 erschien aus seiner Druckerei die erste Nummer der „National Zeitung der Deutschen.“ Das war gewiß der hochtönendste deutsche Zeitungsname im ganzen Lande und es wurde mir von Herrn Köhne versichert, daß auch der geistige Inhalt des Blattes dem Titel entsprochen habe. Der „Westliche Beobachter“, welcher am 11. September das Erscheinen der ersten Nummer der „National-Zeitung“ berichtet, stellt dem neuen Konkurrenten das Zeugniß der Respektabilität aus. Das Blatt wurde von Schaffer mehrere Jahre herausgegeben und ging 1833, sammt der Druckerei in den Besitz von Dr. Espich über.

Redakteur der „National Zeitung“ bis zum Herbst 1829 war Dr. Lehmus, der dann nach Canton ging und am „Westlichen Beobachter“ Theilhaber wurde, wie ich bereits mitgeteilt habe. Lehmus hat auch eine Geschichte der „Lateinischen Kolonie“ von Germantown im Jahre 1840 in der „Alten und Neuen Welt“, als er Redakteur dieses Blattes war, unter dem Titel „Die Emigranten“ veröffentlicht. Eine kurzgefaßte Biographie von Lehmus habe ich im X. Band meiner Werke, Seite 421 mitgeteilt, in welcher er auch als Dichter auftritt.

Nach Lehmus' Fortgang wurde Dr. Espich Redakteur des Blattes und, als Schaffer im Sommer an der Cholera starb, auch wie gesagt, Eigentümer der Druckerei. Ob und wie lange da die „National Zeitung“ noch fortgesetzt wurde, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Auch ist es mir nicht gelungen, nur eine einzige Nummer des Blattes aufzutreiben, deren Blätter, wie es scheint, vollständig im Sturm der Zeit verweht sind.

Im selben Jahre des Erscheinens der „National Zeitung“ (1826) erhielt auch Cincinnati seine erste deutsche Zeitung: „Die Ohio Chronik.“ Von diesem Blatt ist auch keine einzige Nummer bis jetzt aufgefunden worden und alles was wir darüber wissen, verdanken wir Klauprechts „Deutscher Chronik in der Geschichte des Ohiothales,“ worin berichtet wird, die Zeitung sei im pennsylvanisch-deutschen Kauderwelsch geschrieben worden.

Von der ältesten bisher aufgefundenen deutschen Zeitung Cincinnati „Der deutsche Patriot,“ befindet sich eine Nummer in meinem Besitz, No. 5, vom 12. Oktober 1832. Ich fand dieselbe in Mt. Sterling, Ky. Das Blatt (12 x 18 Zoll groß, vierseitig) war eine Wochenzeitung und wurde von Ludwig Collignon in No. 16 Mainstraße gedruckt, drei Seiten deutsch mit deutschen Typen, die vierte aber englisch. Klauprecht, der kein Exemplar des Blattes gesehen hat und seinen Namen nicht einmal kannte, meint, der ehemalige Charlottenburger Jurist, Albert Lange, der später Staats-Auditor von Indiana wurde, sei der Redakteur gewesen; ich vermute jedoch, das es Christian Burghalter war. Derselbe war Privatsekretär des Fürsten Blücher gewesen, kam 1816 nach Cincinnati, trat 1820 zu den Zitterquäkern über, die in Lebanon, Ohio, ihre Gemeinde hatten, wo ihn auch der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (1825) besuchte, und kehrte ein Jahr später nach Cincinnati zurück. Der Stil des Blattes ist ganz in Burghalters Schreibweise gehalten, von dem ich auch ein Buch in meinem Besitz habe: „Geist der Sprache“ (1840 gedruckt), worin er einen Vergleich der deutschen und englischen Sprache durch Uebersetzungen bietet, indem auf einer Seite der deutsche und auf der gegenüberstehenden der englische Text steht. Das einleitende Gedicht des „Patriot,“ „Freiheits-Lied“ betitelt, ist von Burghalter. (Siehe meine Werke Band X, Seite 453). Der „Patriot“ war eine politische Wochenchrift, vertrat die Kandidatur des Whig Kandidaten Henry Clay gegenüber der Wiederwahl Jacksons in der damaligen Präsidentschaftswahl. Die Artikel des Blattes sind schneidig und scharf geschrieben und boten fast nur politische Polemiken. Lokalneuigkeiten und sonstige Nachrichten waren nur spärlich vertreten. Ich vermute deshalb, daß es eine sog. Kampagne-Zeitung war, die nach der Wahl wieder einschlief.

Im Anfang des Jahres 1833 erhielt Cincinnati auch seine dritte deutsche Zeitung, den „Weltbürger.“ Derselbe wurde von einem Abenteurer, Eduard Hartmann, herausgegeben, der nach dem Erscheinen von nur 14 Nummern und nachdem er die Subscriptionsgelder für einen Jahrgang eingesammelt hatte, mit Zurücklassung vieler Schulden verduftete. Ich besitze vom „Weltbürger“ zwölf Blätter (No. 1 und 14 fehlen mir). Die Zeitung war an Lokal- und anderen Neuigkeiten sehr mager bestellt und brachte fast ausschließlich Nachrichten aus Deutschland, die auch nicht besonders neu waren.

Nach Hartmanns Verschwinden ging die Druckerei mit Zubehör—Hartmann hatte ganz neue Schriften, Presse, usw. gekauft—in den Besitz von Benjamin Hoffinger über, welcher den Namen des Blattes in „Der deutsche Franklin“ umänderte, der noch bis gegen Mitte der vierziger Jahre fortgesetzt wurde. Während der „Weltbürger“ in politischer Hinsicht farblos geblieben war, nahm „Der deutsche Franklin“ für die demokratische oder Jackson Partei Stellung, was schon im Jahre 1834 zur Gründung der fünften deutschen Zeitung dieser Stadt, „Westliche Merkur“, Veranlassung gab. Dieses Blatt, von Burghalter und Höffle herausgegeben, bekannte sich zur Whig Partei. Als aber die Whigs im Frühjahr 1836 einen Cincinnatier, den General William Henry Harrison, zum Präsidentschafts-Kandidaten aufstellten, trat Hoffinger mit seiner Zeitung für dessen Wahl in die Schranken. Man sagte, er habe von den Whigs eine Geldunterstützung erhalten, und außerdem wurde der deutsche „Westliche Merkur“ fallen gelassen und an seiner Stelle trat der englische „Western Mercury“, von Burghalter und Höffle (so hatte dieser seinen Namen anglikt) herausgegeben. Diese englische Zeitung wurde noch mehrere Jahre lang fortgesetzt.

Der Uebertritt des „Deutschen Franklin“ zur Whigpartei verursachte unter den Deutschen Cincinnati, die sich zur Mehrheit der demokratischen Partei angeschlossen hatten, eine große Aufregung, was dann zur Gründung der sechsten deutschen Zeitung, des noch bestehenden „Volksblatt“, die Anregung gab.

Damit sind wir zur Grenze angekommen, die ich für die Abhandlung bestimmte. Ich wollte nur die in vollständige Vergessenheit gesunkene Geschichte des deutschen Journalismus die-

jes Landes, bis zur Ankunft der sogenannten „Dreißiger Einwanderung“ aus dem Grabe wieder befreien. Jetzt treten die von den „Dreißigern“ gegründeten deutschen Zeitungen dieses Landes in die Reihe, deren Geschichte in dem von mir herausgegebenen „Deutsch-Amerikanischen Biographikon“ in zerstreuten Lebensbildern eingehend geschildert ist. Die ersten und bedeutendsten Anfänge desselben sind:

„Die Alte und Neue Welt,“ Januar 1834 von J. G. Weßelhöft in Philadelphia herausgegeben; elf Jahrgänge.

„Die Marylander Staatszeitung“ in Baltimore, seit Mai 1834 von Ganssche und Neumann herausgegeben.

„Die New Yorker Staatszeitung,“ im Dezember 1834 von einer Aktien-Gesellschaft begonnen und bis zur Gegenwart fortlebend. Ihr Herausgeber war eine Aktien Gesellschaft, ihr Drucker Georg Zahm und ihr Redakteur Gustav Adolph Neumann, in dessen Hände die Staatszeitung im Dezember 1836 überging.

„Der Adler des Westens“ in Pittsburg von Schmidt und Stahl 1835 gegründet und herausgegeben und von Jakob Smith (so schreibt er sich) bis 1838 redigirt, worauf das Blatt einging und Stahl nach Cincinnati und Schmidt nach Missouri fortzogen. (Siehe darüber meine „Gesammelten Werke“ X. Seite 425 ff.)

„Der Freiheitsfreund,“ 1835 in Chambersburg, Pa., von Heinrich Rubh begonnen und von Viktor Scriba redigirt, der das Blatt im nächsten Jahr in Besitz erhielt und es nach Pittsburg verlegte, wo es den „Adler des Westens“ verdrängte und noch gegenwärtig als „Volksblatt und Freiheitsfreund“ fort erscheint.

„Der Anzeiger des Westens“ in St. Louis, der von Christian Vinpage und J. B. von Festen 1835 gegründet, bald darauf von Wilhelm Weber redigirt wurde, welcher den „Anzeiger“ später als Eigentum erwarb. Das Blatt hielt sich bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, worauf es von Heinrich Wörntlein als „Neuer Anzeiger des Westens“ fortgeführt wurde, und im Jahre 1861 einging. Später wurde der „Anzeiger“ unter dem alten Namen von Karl Tänzer wieder begonnen und erscheint noch heute in St. Louis als Abendzeitung.

„Das Cincinnatier Volksblatt“ im Mai 1836 von einer Aktien Gesellschaft gegründet und von Heinrich Rödter redigirt und her-

ausgegeben, der es nach zweijährigem Bestehen als Eigentum erwarb. Das „Volksblatt“ erscheint noch und ist die älteste fortlebende tägliche deutsche Zeitung des Landes.

„Der Buffalo Weltbürger“ wurde im Jahre 1837 von Georg Zahm gegründet und ein Jahr lang von Stephan Molitor redigiert. Nach Zahms Tode ging der „Weltbürger“ in die Hände von Franz Ludwig Brunk über. Das Blatt erscheint noch als Wochenblatt des „Buffalo Demokrat.“

„Der Freisinnige“ in Philadelphia im Jahre 1837 von Ludwig August Wollenweber gegründet, lebte nicht lange.

„Die Cleveland Germania,“ 1837 von Ludwig von Wangelin und Eduard Gessenmüller gegründet und redigiert, bestand bis etwa 1849 oder 1850, als das Blatt durch den von August Thieme und Jakob Müller gegründeten „Wächter am Erie“ verdrängt wurde.

„Der Wahrheitsfreund“ 1837 in Cincinnati gegründet, die erste katholische Zeitung des Landes, wurde nominell vom deutschen katholischen Waisenverein herausgegeben und von dem spätern Bischof von Milwaukee, Johann Martin Genni, redigiert. Das Blatt ging später in den Besitz der Buchhändler Gebrüder Benziger über und ist nach mehr als sechzigjährigem Bestehen 1900 eingegangen.

„Der Lichtfreund,“ 1839 von Eduard Mühl in Cincinnati herausgegeben und redigiert, wurde von diesem nach Hermann, Missouri, verlegt, wo der „Lichtfreund“ nach fünfzigjährigem Bestand einging. Es war die erste rationalistische Zeitung des Landes.

Alle übrigen deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten, etliche unbedeutende ephemere Versuche nicht gerechnet, erschienen erst nach dem Jahre 1840.

Der Holländisch-Deutsche Zweig der Familie Washington und einige Washington-Dokumente.

von Curt Joseph Kirch.

Wie nach dem Tode eines jeden Mannes, der in der Geschichte seines Landes eine bedeutende Rolle gespielt hatte, wurde nach dem Hinscheiden General Washingtons von den Geschichtsforschern und Genealogen Amerikas die Frage aufgeworfen: wer war dieser größte unserer Feldherren und Staatsmänner?

In welchem Lande hatte die Wiege seiner Vorfahren gestanden? In welcher Provinz Englands und in welcher Stadt haben die Ureltern unseres ersten Präsidenten gelebt?

Besonders im vorigen Jahrhundert arbeiteten die Historiker der Vereinigten Staaten mit fieberhafter Geschäftigkeit an mehr oder minder glaubhaften Abhandlungen über das Stammgeschlecht der Washingtonfamilie. Die Reichen unserer Republik setzten Preise aus, die es Geschichtsforschern ermöglichten nach England zu reisen, um in alten Kirchenbüchern und Familienchroniken nach Washingtons Urahnen zu forschen. Alle kamen mit Material reich beladen heim, und es entstand ein schier unentwirrbares Labyrinth von Theorien, denen zufolge George Washington der Sprosse dieses oder jenes angesehenen Geschlechtes sein sollte. Auf herrschaftlichen Friedhöfen waren Grabsteine entdeckt worden, die klar beweisen sollten, daß der erste Präsident der Vereinigten Staaten der Nachkomme eines uralten Adelsgeschlechtes ist.

Die Historiker, die den Sohn einer gutbürgerlichen Familie durchaus zum Abstammeling historischer Ritter und Graugrafen machen wollten, forschten in vergilbten Dokumenten nach sagenhaften Persönlichkeiten, um sie der Familiengeschichte des Vaters unserer Republik einzuverleiben, aber sie ließen völlig außer Acht, daß John, der Urgroßvater General Washingtons, einen Bruder James gehabt hatte, der ebenfalls in fremde Länder zog, um eine neue Heimat zu suchen. Die Geschichtsforscher, die Mühe, Geld und Zeit nicht scheuten den von vornherein unmöglich erscheinenden historischen Beweis zu erbringen, daß die Washing-

tons schon vor sieben Jahrhunderten am Hofe der angelsächsischen Könige eine große Rolle gespielt hatten, vergaßen vollkommen, sich die Frage vorzulegen, was wohl aus James wurde, der, wie eine Eintragung in der Familienbibel des Vaters des ersten Präsidenten aufweist, nach Rotterdam gegangen war und dort sein Heim aufgeschlagen und einen Hausstand gegründet hatte. Vielleicht war es kein Versehen. Vielleicht wünschten die amerikanischen Historiker nicht, den Namen des bedeutendsten Mannes der Republik mit einer Familie in enge Beziehungen zu bringen, deren Mitglieder teils im Handelsleben der Niederlande eine Rolle spielten, teils aber hervorragende Stellungen im deutschen Reere einnahmen. Vielleicht wünschen sie nicht, daß es bekannt wird, daß ein Zweig der Familie des ersten Präsidenten des freien Landes par excellence im freiherrlichen Kalender des Almanach de Gotha zu finden ist, daß ein Ururenkel des Bruders des Großvaters Washingtons eine Herzogin von Oldenburg heiratete und durch diese Heirat mit den meisten der gekrönten Häupter Europas in verwandtschaftliche Beziehungen getreten ist.

Wie dem auch sei—bis zum Jahre 1862 war es nicht bekannt, daß es einen deutsch-holländischen Zweig der Familie Washington gibt, und einem Deutschen blieb es vergönnt, unter ganz eigenartigen Umständen diese für die Amerikaner deutscher Abkunft so interessante Entdeckung zu machen.

Friedrich Rapp, ein bekannter Anwalt und Schriftsteller, der in Deutschland und Amerika hoch angesehen war, entdeckte unter ganz eigenartigen Umständen die Existenz eines deutsch-holländischen Zweiges der Familie Washington. Er wußte sich die Familienregister der Familien zu beschaffen. Er scheute die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gewiß mit Beschwerlichkeiten verbundene Reise nach Holland nicht, um aus den Familienpapieren der Nachkommen des James Washington ergänzende Abschriften zu machen, und als er Glied an Glied gefügt und in rastloser Arbeit die Kette geschlossen hatte, übergab er der New York Historical Society das Familienregister der europäischen Familie Washington. Das weiter unten angeführte Begleitschreiben, das der Gabe beigelegt war, macht eine jede Erklärung unnötig.

Friedrich Rapp war am 13. April des Jahres 1824 in Hamm

in Preußen geboren, und starb am 27. Oktober 1884 in Berlin. Er war in den Jahren 1842 bis 1845 Student der Universität Heidelberg, und studierte auf der Berliner Universität Jurisprudenz. Er war bis zum Jahre 1848 in seiner Heimatstadt Hamm und in Unna als Anwalt tätig. Er war einer der begeistertsten Anhänger der freiheitlichen Ideen in Deutschland, wurde in verschiedene politische Unternehmungen verwickelt und war gezwungen im Jahre 1848 sein Heimatland zu verlassen. Nachdem er sich wenige Monate in Frankfurt am Main aufgehalten hatte, mußte er nach Belgien fliehen. Er wandte sich im Jahre 1849 nach Paris, wo er die Erziehung des Sohnes des Alexander Herzen übernahm. Während er im Hause Herzens weilte, überlieferte er zwei seiner Werke ins Deutsche. Im Jahre 1850 faßte er den Entschluß nach Amerika auszuwandern. Er begab sich nach New York, wo er bis zum Jahre 1870 blieb, und als Anwalt tätig war. Im Jahre 1860 war er Präsidentschaftselektor des Staates New York, und im Jahre 1867 wurde er zum Einwanderungskommissär ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis zum Jahre 1870, in dem er sich zum ständigen Aufenthalt nach Deutschland begab. Im Jahre 1871 wurde er Mitglied des deutschen Landtages. Im Jahre 1868 schon war er von der Universität Bonn zum Ehren doktor der Philosophie promoviert worden, und andere Ehren wurden ihm von deutschen Universitäten und gelehrten Gesellschaften zuerkannt. Unter den vielen Werken, die er im Laufe der Jahre verfaßt hatte, sind von bleibendem historischem Werte folgende: „Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten“ (Göttingen 1854) „Das Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben“ (Berlin 1858; New York 1859); „History of Slavery in the United States of America“ (New York 1858) „Der Soldatenhandel der deutschen Prinzen mit Amerika“ (1775-83) (Berlin 1864) „A History of German Immigration into America“ (New York 1867) „On Immigration and the Commission of Emigration“ (1870) und „Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten“ (Berlin 1871). Kurz vor seinem Tode hat er eine Geschichte des deutschen Buchhandels zu schreiben begonnen. Er konnte das Werk nicht vollenden. Die Fragmente sind im Jahre 1886 erschienen und etwas später ein Anhang seiner nachgelassenen Schriften.

(Begleitschreiben, das, an die New York Historical Society gerichtet, dem Familienregister in der Handschrift des Herrn Knapp beigelegt war und im Archiv der Gesellschaft verwahrt wird.)

Während eines Besuches in Deutschland im Sommer des Jahres 1862 lernte ich im Büro unseres Konsuls in Frankfurt am Main, William Murphy, einen jungen Mann kennen, der die Absicht hegte nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und sich als Freiwilliger in unserer Armee anwerben zu lassen. Er sprach auf dem amerikanischen Konsulat vor, um sich über die Aufnahmebedingungen im Heer zu unterrichten, namentlich aber um Mittel und Wege ausfindig zu machen, wie er noch vor seiner Ankunft in unserem Lande ein Offizierspatent erwerben könnte.

Wenn ich mich recht erinnere, war er ein Leutnant der bayerischen Armee gewesen, und aus dem von ihm zur Schau getragenen freimütigen Benehmen, besonders aus seinem Akzente ging hervor, daß er ein Süddeutscher war. Aus einem mir unbekannten Grunde gab er später seine Absicht auszuwandern auf.

Im Verlaufe des ersten seiner später zahlreichen Besuche führte er als einen der Beweggründe, die ihm den Eintritt in die amerikanische Armee erleichtern sollten, an, daß er ein Namensbruder und entfernter Verwandter des größten Bürgers Amerikas ist. Nach seinem Namen gefragt, der während der formellen Vorstellung nicht deutlich vernommen worden war, nannte sich der ungefähr 22 Jahre alte Mann Baron von Washington.

Um seine Verwandtschaft mit dem Vater unserer Republik nachzuweisen, zeigte er einen Stammbaum der Familie Washington, zu der er gehörte, vor, der theils in deutscher theils in holländischer Sprache verfaßt war.

Dieser Stammbaum wurde mir durch die gütige Vermittlung des Konsuls Murphy überlassen, und mir gereicht es zur besonderen Ehre, dieses interessante und wichtige Schriftstück unserer Gesellschaft, einem der ältesten und bedeutendsten historischen Institute unseres Landes, zum Geschenke zu machen.

Wegen der großen Krisis, der das Land seit meiner Rückkehr unterworfen war, war ich abgehalten worden, das Schriftstück früher in Ihre Hände gelangen zu lassen.

Zu einer Zeit, in der das Schicksal einer großen Nation durch Waffenglück entschieden wird, kann es der patriotische Bürger nicht über sich bringen, historische Forschungen zu betreiben. Er

kann nicht, während die Augen Aller auf die unmittelbare Gegenwart gerichtet sind, sich die Zeit mit historischen Spielereien vertreiben.

Aber jetzt, nach dem Abschlusse eines ruhmreichen und ehrenvollen Friedens, gehe ich ohne Bedenken daran, mich auch an den kleinsten Erinnerungen und Wahrzeichen entschwundener großer Zeit zu erfreuen, die unbedeutend in sich selbst, eine gewisse Wichtigkeit annehmen, da sie mit dem Namen eines großen und guten Mannes so eng verknüpft sind.

Der Stammbaum des deutsch-holländischen Zweiges der Familie Washington geht bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts zurück auf James Washington, den Bruder von General George Washingtons Urgroßvater John.

Schon im Jahre 1650 wanderte James nach Holland aus, während sich John mit seinem Bruder Andrew im Jahre 1656 nach Virginien begab. James Washington ließ sich in Rotterdam nieder, und heiratete Clara van der Lanen, die Tochter des Bürgermeisters der Hafenstadt.

Er hatte fünf Kinder. Das älteste und jüngste Kind waren Söhne. Der Älteste, Samuel, starb unvermählt, während Jacob, der Jüngere, im Jahre 1689 einen Sohn gleichen Namens erhielt, der sich im Jahre 1724 mit Maria Wijnant vermählte. Die beiden sind die Ureltern des europäischen Zweiges der Familie Washington. Die näheren Angaben über Beruf und Leben der Nachkommen sind aus dem Stammbaum ersichtlich, den ich nach dem holländischen Familienregister ergänzt habe.

Nur noch einige allgemeine Bemerkungen seien mir gestattet. Während die Erfahrung lehrt, daß Familien, die durch drei Generationen in hervorragender Weise am öffentlichen Leben teilnahmen, Glücksgüter erwarben und vornehme Heiraten schloßen, sich eine kurze Zeit auf dem Höhepunkt der errungenen Stellung behaupten, und sich nach und nach ein allmählicher Niedergang bemerkbar macht, trifft dies bei dem europäischen Zweige der Familie Washington nicht zu.

Jacob, der nur ein Friedensrichter in Rotterdam gewesen war, ließ seine drei Söhne sorgfältig erziehen, und alle drei bekleideten angesehenen Stellungen im Dienste der niederländischen Regierung.

Einer einer Enkelsöhne, der im Jahre 1778 geborene Jacob,

belleidete den Rang eines Generalleutnants in der bayrischen Armee, wurde in den Freiherrenstand erhoben und heiratete die Erbin eines alten deutschen Adelsnamens. Der jüngste seiner Söhne, der im Jahre 1833 geboren worden war, ist der junge Mann, der Offizier in der amerikanischen Armee werden wollte.

Dessen Bruder Max heiratete die Herzogin von Oldenburg, und wurde daher mit einer der ältesten souveränen Familien Europas verschwägert. Das Haus Oldenburg ist die Stammlinie des Hauses Holstein Gottorp, das Rußland Kaiser gegeben hat, und durch Prinzessin Alexandra, Gattin des Prinzen von Wales, mit dem englischen Throne eng verknüpft ist.

Der holländische Zweig der Familie Washington weist zwar keine so hohe Verbindungen auf, als der bayrische, aber die männlichen Mitglieder der Familie nehmen eine hervorragende Stellung unter den Bürgern des Landes ein.

Jacob Washington, ein anderer Urenkel des ersten Jacob, starb im Jahre 1845 in Surabaya als Rontreadmiral der holländischen Marine. Dessen Schwester Johanna Cornelia heiratete einen wohlhabenden Bankier im Haag, Cornelius L. Keurenaar, und deren Kinder, die das Geschäft des Vaters übernommen haben, befinden sich im Besitze des Familienregisters des holländischen Zweiges der Familie Washington.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß die holländischen Mitglieder des europäischen Zweiges der Familie Washington eifrige Mitglieder der englischen Kirche in Holland sind, daß aber die Angehörigen des deutschen Zweiges der Familie, höchstwahrscheinlich infolge der Heirat des Jacob mit einer bayrischen Ständedame, strenggläubige Katholiken sind.

Das folgende Familienregister ist eine genaue Abschrift des Originals, das, in deutscher und holländischer Sprache verfaßt, in den Sammlungen der New York Historical Society aufbewahrt wird.

J a m e s W a s h i n g t o n verließ in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts England, das von Bürgerkriegen heimgesucht war, und ließ sich in Rotterdam nieder.

S e i n B r u d e r J o h n begab sich nach den englischen Kolonien in Amerika, ließ sich als Pflanzer nieder und war der Großvater des Gründers der amerikanischen Union, George Washington.

James Washington heiratete im Jahre 1650 in Rotterdam Clara von der Lanen, Tochter des ehemaligen Bürgermeisters der Hafenstadt.

Dieser Ehe entsprossen:

Samuel starb ledig

Elisabet starb ledig

Maria verheiratet mit C. Konigh in Rotterdam

Johanna

Jacobus.

1687—Dezember. Johanna heiratet Robert Millingh, Pastor der englischen Kirche in Leyden und später im Haag.

1689—Dezember. Geburt des Jacobus Washington in Rotterdam.

1711 13ten Juli wurde Jacobus zum Anwalt promoviert, zur Rechtspraxis zugelassen und zum Friedensrichter der Stadt Rotterdam ernannt.

1712 13ten Juni starb im Haag Johanna Washington, Gattin des Robert Millingh.

1724 24ten Oktober. Jacobus Washington heiratet Catharina Maria Wynnagh.

1725 25ten August. Geburt eines Sohnes, der in der englischen Kirche getauft wird und den Namen Jacobus erhält.

1728 20ten November. Geburt eines zweiten Sohnes namens Jan.

1730 26sten August. Geburt eines Sohnes, der den Namen Daniel erhält.

1737 19ten Juni. Geburt eines Sohnes, der Robert getauft wird.

1738 1ten Juni. Tod des genannten Robert.

1749 — Mai. Jan wird im Büro der Generalstaaten zum Beamten ernannt.

1749 — Oktober. Jacobus, Cornet in der Landesarmee, heiratet in Campen Catharina de Blande.

1750 1ten August. Geburt einer Tochter Catharina Maria.

1752 21ten Dezember. Geburt eines Sohnes Jan.

1755 21ten Dezember. Geburt einer Tochter, die Suzanna Cordelia getauft wird.

1756 30ten Juni. Geburt eines Sohnes Pieter Antonie.

1756 12ten Dezember. Der Regierungsbeamte Jan heiratet in Amsterdam Maria Petronella Steal.

1757 — Januar starb Suzanna Cordelia.

1757 24ten Januar starb Jacobus Washington im Alter von 68 Jahren.

1758 11ten Februar starb Frau Catharina Marie Wynnang, Gattin des Jacobus Washington im Haag.

1758 25ten Juni starb Maria Petronell Steal im Haag.

1758 1ten Juli starb Pieter Antonie Washington in Tilburg.

1760 16ten November. Jan Washington heiratet in zweiter Ehe Elisabeth Wagener in Amsterdam.

1762 28ten Dezember. Jacobus, ein Sohn des Jan Washington und der Elisabeth Wagener, geboren.

1763 28ten Dezember starb Jacobus Washington, Unterleutnant, im Alter von 37 Jahren in Leerdam.

1763 7ten Dezember starb Frau Elisabeth Wagener im Haag.

1764 28ten Oktober. Daniel Washington heiratet Maria Elisabeth Terr im Haag.

1765 17ten März. Jan Washington vermählt sich zum dritten Male, mit Debina Johanna Styger in Amsterdam.

1767 24ten November. Dem Paare wird ein Sohn geboren, der in der englischen Kirche im Haag getauft wird und den Namen Johannes erhält.

1768 21ten August. Fräulein Catharina Maria Washington vermählt sich mit Johannes Albertus Schloffer, Doktor der Medizin in Amsterdam.

1769 3ten März starb die junge Frau und ihr folgte am 20ten desselben Monates ihr Gatte im Tode nach.

1769 3ten März. Ein Sohn des Jan Washington und seiner Gattin Styger, namens Daniel, getauft und stirbt am 15ten Februar 1770.

1770 21ten Juli. Denselben Paare eine Tochter geboren und Suzanna Cornelia getauft.

1772 25ten August. Denselben Paare ein Sohn geboren, dessen Name Daniel ist.

1775 10ten Juni. Denselben Paare eine Tochter geboren. Sie erhält in der Taufe den Namen Elisabeth Cornelia.

1775 28ten November starb Frau Maria Elisabeth Terr, Gat-

tin des Daniel Washington, Militärauditeurs im Haag, ohne Erben zu hinterlassen.

1777 2ten Februar. Daniel Washington heiratet in zweiter Ehe Elisabeth Cornelia Hoogstad im Haag.

1778 26ten Jan. Dem Paare wird ein Sohn geboren, der in der Domkirche im Haag getauft wird und den Namen Jacobus erhält.

1781 27ten Juli. Abermals ein Sohn geboren, der den Namen Daniel erhält.

1781 28ten September. Jacobus Washington zum Beamten in der Regierungskanzlei der Generalstaaten ernannt.

1782 15ten Oktober. Jan Washington wird zum Steuereinknehmer und staatlichen Kollektor ernannt.

1785 10ten Februar wurde Jan Washington jun. dem Büro seines Vaters als Unterbeamter zugeteilt.

1786 10ten Oktober starb Daniel Washington, Advokat und Militärauditeur, im Haag im Alter von 57 Jahren.

1786 10ten Oktober. Jan Washington, Sohn des Jacobus, wurde zum kommandierenden Hauptmann einer Kompagnie des Infanterieregimentes Boeltardy ernannt.

1788 28ten April. Hauptman Jan heiratet Jo. Ca. van Bommel in Bergen op Zoom.

1789 25ten September starb Frau Elisabeth Cornelia Hoogstad, Witwe des Daniel Washington in Nordwijk, wo sie begraben wurde. Sie hinterließ zwei unmündige Söhne, Jacobus und Daniel.

1789 9ten November starb Fräulein Suzanna Cornelia Washington im Alter von 19 Jahren und vier Monaten. Sie wurde in der Domkirche im Grabgewölbe der Frau E. C. van Hoogstad beerdigt. Die Verstorbene war die Braut des Pieter Van Den Swet, eines Großkaufmannes in Amsterdam.

1790 9ten November. Geburt eines Sohnes Jacobus der Eheleute Jan Washington, Sohn des Jan und J. C. Bommel.

1791 12ten Juni. Jan Washington Jr. vermählt sich in Laandam mit Anna de Lauge.

1793 13ten März starb im Haag Elisabeth Cornelia Washington im Alter von 17 Jahren und wurde von ihrer Schwester beerdigt.

1797 12ten Dezember starb im Haag Frau Anna de Lauge Washington, Wittin des Jan Washington Jr, ohne Erben zu hinterlassen.

1800 27ten September starb im Haag Jan Washington im Alter von 72 Jahren.

1801 7ten Mai starb Jan Washington, Sohn des Jacobus, im Alter von beinahe 49 Jahren auf dem Landgute Nienvenhoven, nahe der Stadt Galtsteren.

1802 20ten Mai vermählte sich Jan Washington Jr. in zweiter Ehe mit Maria Kruel in Haag.

1802 17ten Oktober heiratete Daniel Washington, Sohn des Jan, Johanna Cornelia van der Polden im Haag.

1803 23ten Mai wurde eine Tochter des Paares geboren, die den Namen Sebiana Johanna erhält und in der Conventkirche getauft wird.

1804 23ten März. Jan, Sohn des Jan Washington und der Maria Kruel, geboren und in der Conventkirche getauft.

1805 2ten März. Cornelia Margaretha Johanna geboren, die zweite Tochter des Daniel Washington und der J. C. van der Polden.

1805 26ten April starb das Kind im Alter von 13 Monaten.

1806 14ten März wird dem Ehepaar ein Sohn geboren und in der Conventkirche Jan getauft.

1806 22ten März starb in Rotterdam Frau Levina Johanna Styger, Wittve des Verstorbenen Jan Washington, im Alter von 70 Jahren.

1806 5ten November. Dem Ehepaar Daniel Washington und Ja. van der Polden ein Sohn geboren, der den Namen Jacobus erhielt und in der Conventkirche getauft wurde.

1807 25ten September starb in Bergen op Zoom Frau Johanna Catharina van Bommel, Wittve des Hauptmannes Jan Washington, Sohnes des Jacobus.

1808 4ten September. Daniel Washington, Sohn des Daniel, vermählt sich mit Carolina Julie Dorothea Marcard te Stade.

1809 30ten April vermählte sich Jacobus Washington, Sohn des Jan, mit Johanna Sprong te Leerdam.

1809 10ten Mai. Dem Ehepaare Daniel Washington und Johanna Cornelia van der Polden eine dritte Tochter geboren, die

in der Kirche Amsterdams getauft den Namen Johanna Maria erhielt.

1810 22ten Januar. Geboren Sevina Petronella Johanna, Tochter des Jan Washington und seiner Gattin Maria Kruel, im Haag.

1810 18ten September. Susanna Johanna Cornelia Washington, Tochter des Daniel, Sohnes des Jan und Johanna Cornelia van der Polten, geboren und in der Kirche von Amsterdam getauft.

1811 10ten Oktober starb die kleine Tochter des Daniel Washington und der J. C. van der Polten, die am 10ten Mai 1809 geboren worden war und den Namen Johanna Maria erhalten hatte.

1811 30ten Oktober. Johanna Cornelia, zweitgeborene Tochter des Jan Washington und der Maria Kruel, im Haag geboren, und in der Conventkirche getauft.

1811 23ten November. Frau C. J. van der Polten, Gattin des Daniel Washington, schenkt einem Sohne das Leben, der einige Stunden nach der Geburt stirbt.

1811 9ten Dezember starb die kleine Tochter Cornelia Margaretha desselben Ehepaars, die am 2ten März geboren worden war.

1812 17ten Februar starb ein anderes Kind desselben Ehepaars Suzanna Johanna Cornelia, geboren am 18ten September 1810.

1812 2ten September Elisabeth Frederika Johanna geboren, Tochter des Jacobus Washington, Sohnes des Jan und der Johanna Sprong in Amsterdam. Getauft in der Amstedkirche.

1813 22ten März Cornelia Elisabeth, Tochter des Jan Washington und der Maria Kruel, geboren, und in der Conventkirche im Haag getauft.

1813 6ten September starb Daniel Washington, Sohn des Daniel, im Alter von 32 Jahren.

1814 17ten November starb Sevina Petronella Johanna, die am 22ten Januar 1810 geboren worden war.

1814 13ten Dezember starb Cornelia Elisabeth, geboren am 11ten März 1813.

1815 — Mai. Jacobus G. H. Washington vermählt sich in Brielle mit W. D. Luy, derselben Stadt.

1816 25ten März wird dem Paare ein Sohn geboren, der den Namen Joan Hendrick erhält.

1816 1sten September. Johanna Petronella Elisabeth, Tochter des Jan Washington und der Maria Krueel, im Haag geboren und in der Conventkirche getauft.

1817 27ten August. Johanna Catharina Washington, Tochter des Jan G. S. Washington in Brielle geboren.

1818 1ten September. Alleta Amilia Jacomina, Tochter des Jacobus Washington, Sohnes des Jan, und der Juliana Sprong, im Haag geboren und in der Conventkirche getauft.

1819 18ten September. Jacoba Dorothea, Tochter des Jan G. S. Washington, in Brielle geboren.

1822 28ten Juli heiratete Jacobus Washington, Sohn des Kämmerers, Obersten und Adjutanten seiner Majestät des Königs von Bayern und Ritter mehrerer Orden, die verwitwete A. C. M. A. L. M. G. van Löchner zu Gattenbach, geborene Barones von Berger, Dame des Ordens der heiligen Anna.

1823 21ten Juli starb Sebina Johanna, geboren den 23ten Mai 1803.

1828 12ten Februar starb Joan Hendrick, geboren den 25ten März 1816.

1825 14ten September. Joan Hendrick, zweitgeborener Sohn des Jan G. S. Washington, in Brielle geboren.

1827 28ten Februar starb Frau Johanna Cornelia Washington geborene van der Polden.

1827 11ten November Louis Charles Auguste Maximilian Gebhart, Sohn des Jacobus Washington, Sohnes des Daniel, und der A. C. M. S. M. G. de Berger geboren. Seine Majestät der König von Baiern war Pathe des Neugeborenen.

1829 3ten August. Maximilian Emanuel Willibald Jan Bernhard Gebhart, zweitgeborener Sohn des Jacobus Washington, Sohn des Daniel, und der A. C. M. A. L. M. G. de Berger geboren.

1829 23ten Juli starb Daniel, Sohn des Jan, im Alter von 57 Jahren.

1832 5ten Januar. Jan Washington, Sohn des Jan Washington, Enkel des Jan und der Maria Krueel, wurde das Offizierspatent in der niederländischen Armee verliehen.

1832 21sten November vermählte sich Johanna Cornelia Washington, Tochter des Jan und der Maria Kruel, mit Cornelius Lodewyk Reurenaar im Haag.

1836 3ten Januar starb Jan Washington, Sohn des Jan, im Alter von 68 Jahren.

1836 26ten April. Anna Maria, Tochter des Cornelius Lodewyk Reurenaar und der Johanna Cornelia, geboren.

1837 26ten Mai starb das vorerwähnte Kind.

1838 17ten September. Jan August, zweitgeborener Sohn des Cornelis Lodewyk Reurenaar und der Johanna Cornelia Washington, geboren.

1840 22ten Juli. Maria Kruel, Witwe des Jan Washington, Sohnes Jans, im Haag im Alter von 55 Jahren gestorben.

1843 11te Dezember starb in Gauda Frau Wilhelmina Dorothea Washington Lux im Alter von 56 Jahren.

1845 25ten März starb in Luzabaya Jacob Washington, Contreadmiral, Ritter des militärischen Orden des Heiligen William, im Alter von 39 Jahren. Ein Sohn des verstorbenen Daniel und der J. C. van der Bolden Washington.

1846 17ten Januar starb in Gauda Jan Hendrick Washington, der einzige Sohn des J. G. S. Washington und der Wilhelmina de Lux, im Alter von 20 Jahren.

1846 19ten Januar Johanna Maria Reurenaar, Tochter des Cornelis Lodewyk und der Johanna Cornelia, Geb. Washington, im Haag geboren.

1846 17ten Juni starb in Rotterdam Jacobus Washington, Sohn des Jan, im Alter von 84 Jahren.

1847 8ten Oktober starb im Haag Johanna Maria, die am 19ten Januar 1846 das Licht der Welt erblickt hatte.

1848 29ten Juni vermählte sich Johanna Catharina Juliana Washington, älteste Tochter des Jacobus Gerret Gildebrand Washington und der W. D. Lux, mit J. Lux.

1849 9ten Juni Johanna Cornelia Louisa, Tochter des Cornelis Lodewyk Reurenaar und der Johanna Washington geboren.

1851 24ten September starb das neugeborene Kind im Haag.

1853 3ten Dezember. Johanna Cornelia, Tochter des vorerwähnten Ehepaars, im Haag geboren.

1858 27ten September starb in Bergen op Zoom Johann Jacobus, der älteste Sohn des J. Luz und der J. C. J. Washington.

1860 14ten Oktober starb im Haag Johanna Petronella Elisabeth Washington, die jüngste Tochter des Jan Washington und der Maria Kruel, im Alter von 44 Jahren.

1861 10ten September starb in Delft Göst Cornelis Lodewijk Reurenaar.

Nachfolgende Daten befinden sich in der Handschrift des Baron Karl Theodor von Washington, in dem Archive der New York Historical Society, und wurden Herrn Murphh, seinerzeitigem Konsul der Vereinigten Staaten in Frankfurt am Main, zum Geschenke gemacht.

1830 starb die Gattin des Jacob Baron von Washington.

1833 24ten Januar vermählte sich Jacobus Baron von Washington mit Carolina Baroneß von Segeffer auf Brunnegg.

1833 27ten Oktober Carl, Baron von Washington geboren.

1840 30 April starb Carolina Baronin Washington, geborene Baroneß Segeffer auf Brunnegg.

1848 7ten April starb Jacobus Baron von Washington, Kammerer und Generaladjutant des Königs von Bayern.

1851 1ten Februar starb Ludwig Baron von Washington, Leutnant im dritten bayerischen Infanterieregiment.

1855 15ten August vermählte sich Maximilian Baron von Washington mit Frederica, Herzogin von Oldenburg.

1856 2ten August George Baron von Washington geboren.

1858 — Juni Stephan Baron von Washington geboren.

(Eine Geschichte der Taten der Barone Washington, namentlich des Generals Jacobus, der eine Rolle in der bayerischen Armee gespielt hatte, befindet sich im freiherrlichen Taschenbuche des Almanache de Gotha. In einem im Jahre 1840 erschienenen Büchlein, das General Baron Jacobus Washington zum Verfasser hat, ist eine genaue Beschreibung seines Lebens niedergelegt. Ich habe es für überflüssig gehalten, die gegenwärtig lebenden Mitglieder der freiherrlichen Familie Washington anzuführen, da der gothaische Kalender hierüber vollkommen Aufschluß erteilt.)

Washingtons Monument

Es hat lange gedauert, ehe das amerikanische Volk dem toten Helden das geplante Monument in Washington erbaute. Ein Jahrhundert ist verstrichen. Der Name Washington ist der Ab-

gott der Nation. Ich glaube es wäre nicht nur von Interesse, sondern von Wichtigkeit eine nur wenig bekannte Thatfache, die meines Wissens nach niemals vorher in deutscher Sprache erschienen ist, zu erwähnen: Daß nämlich die General Assembly von Virginien, nicht zufrieden mit der Saumseligkeit des Kongresses, der Jahre verstreichen ließ, ehe er das dem größten Sohne Virginien's versprochene Monument ausführte, beschloß, die Gebeine Washingtons unter einem vom Staate Virginien erbauten Mausoleum im Staate Virginien zur letzten Ruhe zu betten. Folgendes ist die Uebersetzung der Originaldokumente und der Briefe, die mit dem Neffen Washingtons, Bushrod, respektive mit Martha Washington gewechselt wurden.

Die Uebersetzungen sind nach den veröffentlichten Originaldokumenten angefertigt, die im Jahre 1799 und im Jahre 1815 in den diesbezüglichen Nummern des "Boston Weekly Messenger" erschienen sind. Die Nummern befinden sich in meinem Besitze.

Resolution der General Assembly des Staates Virginien.

("Boston Weekly Messenger" 22ten Februar 1816)

Richmond 18ten Februar 1816.—Herr Merzer hat gestern im Abgeordnetenhause eine interessante Resolution eingebracht, die einstimmig passiert wurde: „Wenn der Kongreß keine Anstalten macht seine Pflicht zu tun, hält es Virginien an der Zeit, die Ehrenschuld seinem größten Sohne gegenüber abzutragen“.

In der Sitzung der General Assembly wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, daß seine Excellenz der Gouverneur des Staates Virginien autorisiert wird, eine Korrespondenz mit dem ehrenwerthen Bushrod Washington zu eröffnen und ihn zu ersuchen, die Erlaubniß zu erteilen, die irdischen Ueberreste des geliebten Sohnes des Staates, des General George Washington, von dem Familienbegräbniß in Mount Vernon nach der Hauptstadt des Staates zu überführen und unter einem Monumente zur letzten Ruhe zu bestatten, das auf öffentliche Kosten errichtet werden wird, und das für alle Zeiten ein Zeichen der Verehrung und Liebe eines dankbaren Volkes sein wird. Ferner wurde beschlossen, daß im Falle der ehrenwerthen Bushrod Washington zu der geplanten Ueberführung der Gebeine des ersten Präsidenten

seine Einwilligung gibt, in jeder Stadt, Ortschaft und in jedem Dorfe und in den Landbezirken ein Komitee aus drei oder mehr Mitgliedern bestehend, ernannt wird, das Gaben und freiwillige Beiträge zu sammeln berechtigt ist, die die Errichtung des Denkmals ermöglichen. Um das Monument zu einem wirklichen Volksdenkmal zu machen, zu dem ein jeder nach seinen Mitteln beitragen kann, soll von niemand ein größerer Betrag als 10 Dollars angenommen werden. Die Kommissäre sind verpflichtet über die eingelaufenen Spenden genau Buch zu führen und monatlich an das Zentralkomitee in der Staatshauptstadt Bericht zu erstatten und Geld und Sammellisten abzuführen. Die Sammellisten werden in einem Kasten verwahrt unter dem Grundstein des Monumentes in einer unzerstörbaren Metallbüchse aufbewahrt werden.

Ferner soll ein Komitee von fünf Herren ernannt werden, denen die Pläne für das Monument und später die Erbauung anvertraut werden soll, und die später die Ueberführung der Gebeine Washingtons überwachen und die Ceremonien der Denkmalsenthüllung anordnen sollen. Dieses Exekutivkomitee soll einen Tag festsetzen, an dem die Ueberführung der teuersten Reliquien des Staates Virginien überführt werden sollen, und daß dieser Tag im ganzen Staate als ein Danktagungstag proklamiert werden soll, an dem in allen Kirchen des Staates Gott Dank abgestattet werden wird, daß er in seiner Gnade einen Helden Virginien schenkte, der war, ist und sein wird „der Erste im Krieg—der Erste im Frieden—und der Erste in den Herzen seiner Landsleute“.

(“Boston Weekly Messenger” 29ten Februar 1816)

Wie noch in allgemeiner Erinnerung sein dürfte, wurde vom Kongreß der Vereinigten Staaten, kurz nach dem Ableben Washingtons an die Familie des verschiedenen Präsidenten ein ähnliches Ersuchen gestellt, wie vor wenigen Tagen von der Legislatur Virginien's. Das Ersuchen des Senates wurde von Martha Washington bewilligt. Der Leser wird vor Scham erröten, wenn er erfährt, daß die folgende Korrespondenz, die seinerzeit stattgefunden hat, die einzigen Schritte sind, die in dieser Angelegenheit unternommen wurden, und daß seither die Errichtung eines Monuments vollkommen in Vergessenheit geraten ist.

Am Montag, den 13. Dezember 1799 unterbreitete der Abgeordnete Marschall folgende Resolution dem Abgeordnetenhause, die nemine contradicente angenommen wurde: Der Senat und das Abgeordnetenhaus der Vereinigten Staaten von Amerika, haben beschlossen, daß ein Marmormonument von den Vereinigten Staaten in der Bundeshauptstadt Washington errichtet werde, und daß die Familie des dahingeshiedenen Generals Washington ersucht wird, zu gestatten, die Gebeine unter dem Monumente zur ewigen Ruhe zu bestatten. Das Monument soll die verschiedenen Phasen im Leben des großen Mannes veranschaulichen.

Am Montag, den 8ten Januar übermittelte der Präsident folgenden Brief den beiden Häusern des Kongresses:

Verehrte Herren Senatoren, und Abgeordnete:

In Uebereinstimmung mit dem Ersuchen in einer der Resolutionen, die am 21ten Dezember im Kongreß passiert worden sind, übergab ich eine Abschrift der Beschlüsse meinem Sekretär, Herrn Shaw, der sie der Frau Washington zusandte, und in einem Begleitschreiben der unvergänglichen Verehrung des Kongresses der Persönlichkeit des Generals gegenüber Erwähnung tat, sein Beileid anlässlich des schweren Schlages aussprach, der ihr vom Ratschlusse Gottes zugefügt wurde, und ersuchte, die Gebeine des ersten Präsidenten in Washington unter einem Monumente zu bestatten die Erlaubniß zu geben. Ich lege die Antwort der vom amerikanischen Volke allverehrten Dame bei, die den schweren Schlag noch nicht überstanden hat, und die sich, wie ihr geliebter Gemahl, stets dem Willen des Volkes zu fügen bestrebt ist.

Ich hoffe Sie überheben mich der Aufgabe, dem Inhalt des Briefes der Frau Washington Worte der Erklärung hinzuzufügen.

Aber das amerikanische Volk und die beiden Häuser des Kongresses müssen dankbar das Opfer anerkennen, das die Wittve des Generals bringt, wenn sie die Ueberführung der Gebeine ihres Gatten nach der Bundeshauptstadt gestattet.

John Adams.

Brief der Frau Washington.

Mount Vernon, 31ten Dezember 1799.

Geehrter Herr:

Obwohl ich mit unsagbarem Schmerze die große Prüfung, die mir die göttliche Vorsehung auferlegte, tragen muß, kann ich keinen einseitigen Standpunkt einnehmen, wenn das Volk der Vereinigten Staaten beschloßen hat, dem Andenken meines verstorbenen Gatten den Tribut der Liebe und Verehrung zu zollen. Im Bewußtsein, daß seine Dienste und seine heißesten Wünsche stets der Wohlfahrt des amerikanischen Volkes galten, gereicht es mir zu großem Troste, daß das Volk seine Bestrebungen und seine Thaten anerkennt und ehren will.

Unzählige Beispiele im alltäglichen Leben des großen Toten, den ich die Gnade hatte zum Gatten zu besitzen, haben mich gelehrt, den Willen des Volkes über die eigenen Wünsche zu stellen; so muß ich dem Ersuchen des Kongresses Gewähr geben; ich glaube, es ist unnötig, zu erwähnen, wie groß das persönliche Opfer ist, das ich bringe, wenn ich dem Wunsche des Volkes willfahre.

In dankbarer Anerkennung der Beileidsäußerungen, die Sie in eigenem und im Namen des Kongresses Ihrem letzten Schreiben beigefügten, bin ich Ihre gehorsame und ergebene Dienerin

Martha Washington.

An den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

(“Boston Weekly Messenger” 4ten April 1816.)

Brief des Gouverneurs von Virginien an den Neffen Washingtons.

Geehrter Herr:

Es bereitet mir und meinen patriotischen Gefühlen große Genugthuung, die Pflicht, die mir in der beigefügten Resolution der General Assembly übertragen wurde, durchzuführen.

Ich vereinige meine eigene Bitte mit der des Volkes des Staates Virginien, daß Sie die angesuchte Erlaubnis erteilen, die Gebeine des verehrten Generals Washington und seiner im ganzen Lande nicht weniger verehrten Gattin nach der Staatshauptstadt zu überführen und unter einem Monumente, das auf Volkskosten erbaut werden wird, zur ewigen Ruhe zu bestatten.

Diese Bitte wird von den Vertretern des Geburtsstaates des großen Mannes nicht in der eitlen Hoffnung ausgesprochen, daß der Ruhm unseres ersten Präsidenten größer werden könnte,

sondern als der Ausdruck der unvergänglichen Dankbarkeit und Verehrung seiner engeren Mitbürger, die durch das Denkmal in ihrer Hauptstadt an die Thaten des größten Bürgers Virginien's erinnert und zum Nachstreben angepornt werden würden.

Wir wissen, daß Sie ein großes persönliches Opfer bringen, wenn Sie unserem Wunsche nachkommen, aber wir hoffen, daß Sie die brennendsten Wünsche der Bewohner Virginien's berücksichtigen werden.

W. C. Nicholas.

An den ehrenwerten Bushrod Washington,

Stadt Washington.

Antwort des Bushrod Washington an den Gouverneur des Staates Virginien.

(*"Boston Weekly Messenger"* 4ten April 1816.)

Washington, 18ten März 1816.

Geehrter Herr:

Es ist mir nicht möglich in Worten den Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die mich beherrschten, als ich Ihren Brief und die Resolution des gesetzgebenden Körpers des Staates Virginien erhielt und las, daß es der Wunsch des Volkes unseres Heimatstaates die Gebeine meines verehrten Onkels nach der Staatshauptstadt zu überführen und unter einem Monumente, das auf Kosten des Volkes erbaut worden ist, zu bestatten.

Die Natur Ihres Ersuchens, die Einstimmigkeit des Beschlusses und die Worte, aus denen die Verehrung und Liebe dem theueren General gegenüber spricht, haben in mir Gefühle der Dankbarkeit erweckt, die ich kaum beschreiben kann.

Die von ihnen angeführten Motive sind so überzeugend und so folgerichtig, daß ich alle persönlichen Empfindungen, die es mir schwer machen würden die Gebeine des Generals und seiner Gattin aus der Familiengruft nach Richmond zu überführen, überwinden und die angesuchte Erlaubniß mit schwerem aber dankerfüllten Herzen gestatteten würde.

Aber Pflichten, die heiliger sind, als die eigenen Gefühle, Pflichten, die mir auferlegt sind, gestatten es nicht, daß ich die Einwilligung zu Ihren Plänen gebe, und die mir vorschreiben, die Gebeine der unvergeßlichen Dahingegangenen in der Familiengruft zu belassen. Es war sein eigener Wille, hier beerdigt zu werden, und sein Wille ist mir Gesetz, das zu umgehen ich nie

wagen würde. Er selbst hat letztwillig anbefohlen, daß seine irdischen Ueberreste hier bestattet werden, und ich kann ihn nicht von den nahen Verwandten, die ihn auch im Tode umgeben, trennen.

Ich ersuche Sie, mein Herr, der gesetzgebenden Körperschaft des Staates Virginien meinen tiefgefühlten Dank abzustatten, und zu bemerken, daß persönliche Rücksichten niemals der Ausführung der gefaßten Pläne im Wege gestanden hätten. Trotz der heiligen Pflicht, die mir auferlegt ist, und die mir ein anderes Vorgehen nicht gestattet, wird es mir schwer Ihnen den abweisenden Bescheid zukommen zu lassen.

Gestatten Sie mir noch zum Schlusse die Bemerkung, daß die befürwortenden Ausdrücke, die in Ihrem Briefe enthalten waren, diese Antwort für mich umso schwerer und peinlicher machen.

Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung

B u s h . W a s h i n g t o n .

An seine Erzellenz W. C. Nicholas,
Gouverneur von Virginien,
Richmond.

Nachtrag.

Carl Theodor Washington, der im Jahre 1862 die Absicht hatte nach Amerika auszuwandern und im Heere der Nordarmee Dienste zu nehmen, gab sein Vorhaben auf und ersuchte im Jahre 1863 um Wiederaufnahme in den Verband der bayerischen Armee, aus der er im Jahre 1861 ausgeschieden war. Er vermählte sich in Gries bei Bozen am 18ten April des Jahres 1893 mit Marie Gräfin von Butler-Clonebough gen. Haimhausen, die am 22ten August 1848 in Haimhausen, dem Stammsitz ihrer Familie, das Licht der Welt erblickt hatte. Baron Washington starb am 8ten Februar 1897 in Erdning. Er hatte den Rang eines bayerischer Oberstleutnants a. D. bekleidet und war königlich bayrischer Rämmerer gewesen.

Seine Witwe befindet sich am Leben und spielt in der Hofgesellschaft Münchens und Wiens eine hervorragende Rolle. Sie ist wegen ihrer Wohltätigkeit und Frömmigkeit bekannt und hat ein Armenhaus und Spital für unheilbare Kranke in ihrem Heimatsort gegründet, das den Namen ihres Gatten trägt.

Ein Bruder des Barons Carl Theodor war Peter Klimar Otto Karl Georg, der am 13ten Juli 1856 in Poels das Licht der Welt erblickte und sich im Jahre 1883 mit Gisela Gräfin Welser von Welserheimb, der Tochter eines alten österreichischen Adelsgeschlechtes, in Poels, Steiermark, vermählte. Er trat in die österreichische Armee ein und nahm vor wenigen Jahren als Dragonerrittmeister seinen Abschied. Er lebt auf dem Stammgute seiner Gattin, dessen Verwaltung er übernommen hat. Das Paar ist kinderlos geblieben.

Anfänge und Entwicklung der Musik und des Gesanges in den Vereinigten Staaten während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von H. A. Rattermann

Im 4ten Kapitel des zweiten Bandes von A. B. Faust's Buch: "The German Element in the United States", beginnt dieser seine Abhandlung über Musik mit der Aufschrift: „Musik. Ungünstige Zustände vor 1850“ und bietet dann, in einem wirren Anäuel, ohne auf irgend welche Einzelheiten klar und bestimmt hinzudeuten, als den Zustand dieser von den Deutschen in unserm Lande vorzüglich gepflegten Kunst, zwischen 1800 und 1850 ein trostloses Bild, eine kulturleere Wüste, die nur von der satirischen Kritik der Madame Trollope belebt wird. Man fragt sich unwillkürlich: Sollte es in diesem halben Jahrhundert wirklich hier so trostlos öde gewesen sein? Es gab doch damals schon viele eingewanderte Deutsche im Lande des Westens, sollten diese nicht eine einzige Harfe oder Flöte mitgebracht haben, damit auch hier die Kunst der seelischen Empfindungen im künftigen Heim fortklingen möge? Hatten sie alle das deutsche Lied, das drüben in jener Zeit auf dem Gipfel der Größe stand, so ganz und gar vergessen, daß kein Echo davon hier widerhallen konnte?—Das sind Fragen, die beim Lesen des genannten Kapitels jedem Deutschen auffallen müssen.—Diese angebliche Oede auf dem Felde der Tonkunst mit Leben und Farben auszustatten, ist der Zweck der nachfolgenden Abhandlung. Ich bin es mir wohl bewußt, daß auch dieser Aufsatz noch mangelhaft ist, weil mir in vielen Fällen die nötigen Quellen fehlen, aber es ist doch ein Bild, das uns zeigen wird, daß auch damals es im Westland nicht ganz so ungünstig aussah, als es von Herrn Faust behauptet wird.

* * *

Anglia non cantat! (Der Engländer singt nicht!) ist ein altes Sprichwort, das sich noch bis in das 19. Jahrhundert vollgültig bewährt hat; denn die englischen „ditties“ und „glees“, die zuerst im 18. Jahrhundert ihren Anfang hatten, sind zu unbedeutend, um die Engländer als eine singende Nation zu bezeichnen. Es darf

hier allerdings nicht bis auf die alten Minstrels, Barden und Skalden zurückgegriffen werden, denn diese sind dem Norden und Westen Europa's gemeinsam und haben mit dem modernen Gesang und der modernen Musik keine Verwandtschaft. Es fehlt dem Engländer gewiß nicht die Lust, Musik zu hören, zu genießen, allein Musik selbst zu schaffen, aus dem eigenen Geiste vorzubereiten, dazu mangelte bis in die Neuzeit dem Engländer jeder Sinn.

Wenn der Engländer auf seine musikalischen Größen hinweist, so nennt er *Händel* und *Haydn*. Mit dem erstgenannten beginnt im 18. Jahrhundert die Musikepoche Englands, aber beide waren Deutsche, von denen Händel die letzte Hälfte seines Lebens in England verbrachte. Haydn hat England nur zweimal besucht; seine beiden Oratorien, „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten,“ sind jedoch englischen Texten angepaßt, die auch in England ihre ersten Aufführungen erlebten.

Nach Händels Tode wurde *Johann Christian Bach*, einer der Söhne des großen *Johann Sebastian Bach*, königlicher Kammervirtuose in London, zu dessen Zeit auch der junge *Mozart* England besuchte und allerorts großen Beifall fand. Um das Jahr 1790 gründete der deutsche Violinist, *Johann Peter Salomon* in London ein Symphonie Orchester, bzw. eine Reihe Konzerte, dessen Ausübende fast ausschließlich deutsche Musiker waren. Von diesem Orchester oder vielmehr dessen Leiter wurde Haydn zu seinen beiden Besuchen nach London eingeladen, und für die Londoner Aufführungen komponirte er eine Reihe Symphonien und die bereits genannten Oratorien. Darum nennen die Engländer, wenn man sie nach ihren musikalischen Größen befragt, Händel und Haydn, und beide waren Deutsche.

Noch bis weit ins 19. Jahrhundert dauerte dies Vorgehen der musikalischen Größen vom Auslande fort. Auch *Karl Maria von Weber* besuchte England zwecks Aufführung seiner Oper „Deron“, die er für das Convent-Garden Theater in London komponirt hatte, und starb daselbst in der Nacht, während sein „Freischütz“ zu des Meisters Benefiz aufgeführt wurde. Er sowohl wie *Mendelssohn*, der mit seinen beiden Oratorien „Elias“ und „Paulus“ die britische Hauptstadt entzückte, sind deutsche Musiker, die zu den Größen ihrer Zeit gerechnet werden.

Ein paar Erstlingschwalben, die auch für England eine Musik-epoche ankündigten, waren der irländische Ländichter des „Bohemian Girl“, Michael Balfe, der für seine Musikschöpfungen in den Adelsstand erhoben wurde, und William Vincent Wallace, ebenfalls ein geborener Irländer, dessen Oper „Maritana“ noch dann und wann aufgeführt wird. Letzterer hatte in Dresden unter Weber seine Studien gemacht, und man fühlt bei ihm leicht den Einfluß Weber's heraus. Erst in der Neuzeit scheint auch für England ein Musikleben aufzublühen, wie die Namen von Arthur Sullivan, dem Komponisten der Oper „Pinafore“, Goring Thomas, dem Komponisten der Kantate: „The Swan and the Skylark“, und Sir Edward Elgar, dem Komponisten des Oratoriums: „The Dream of Gerontius“, anzudeuten scheinen. Diese Werke haben sich auch weiterhin verbreitet. Allein ihre Geschichte liegt der Neuzeit zu nahe, um uns hier berühren zu können.

Auch in Amerika, das zuerst von Engländern bevölkert wurde, finden wir diesen Mangel an Gesang und Musik, bis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Deutschen sich zahlreich in Pennsylvanien niederließen, die dann die Lust am Gesang und der Musik mitbrachten und vor allen Andern sie hier übten. Wir lesen in der Geschichte, wie diese frommgläubigen Gemüther, „Siebentägar Widertäufer“ und „Herrnhuter“, ihren Gottesdienst mit Gesang und Musik erfüllten, und wie die angelsächsischen Nachbarn voll Staunen und Verwunderung diese hohe Kunst belauscht und bewundert haben.

Die andern deutschen Kirchen der Lutheraner und Reformirten, und besonders die katholischen, die neben dem Choralgesang, wie wohlbekannt, die figurirte Musik besonders eifrig pflegten, förderten die Tonkunst schon im 18. Jahrhundert in diesem Lande weit mehr, als das englische Chant-singen. So wird im Jahre 1790 ein deutscher Musiker, Organist und Gesanglehrer, Herr Seim (Vorname fehlt) in Philadelphia genannt, unter dessen Leitung am 19. November 1790 ein Konzert zum Besten der deutschen katholischen Dreifaltigkeitskirche aufgeführt wurde. Da es wohl das älteste uns überlieferte deutsch-amerikanische Konzert-

* Die englischen Gesänge sind Handels Oratorien entnommen.

programm ist, so möge es hier unverfälscht mitgetheilt werden, wie es in der „Philadelphischen Correspondenz“ veröffentlicht wurde.

Zum Besten der Heiligen Dreifaltigkeits-Kirche
Ein Concert geheiligter Musik.

Wird in der Halle des Collegii in der Vierten-Straße, Freitag, den 19ten dieses, des Abends um sieben Uhr präcis, aufgeführt werden.

Erster Theil.

1. Große Oubertüre.
2. Chorus. Glory to God in the highest,* von Herrn Heims Chor.
3. Solo auf der Clarinette von Herrn Wolf.
4. Solo—To God the mighty Lord, von einem jungen Frauenzimmer.
5. Violin Quartett.
6. Solo. Comfort ye my People, von einem jungen Frauenzimmer.
7. Chorus.—Grateful Notes and Numbers bring. Solo von einem jungen Frauenzimmer, Chorus von Herrn Heims Chor.

Zweiter Theil.

1. Oubertüre.
2. Chorus, Lift up your heads, von Herrn Heims Chor.
3. Sonate auf dem Forte Piano, von Miß Moller, noch nicht zehn Jahre alt.
4. Duetto, „Gott ist mein Lied“ von einem jungen Frauenzimmer und Herrn.
5. Solo auf der Baßgeige (Violon-cello?) von einem Liebhaber.
6. Chorus. Let All the Lands with Shouts of Joy. Das Solo von einem jungen Frauenzimmer, der Chorus von Herrn Heims Chor.

Subskriptionen für sechs Concerte werden von Herrn Jacob Delers in der Frontstraße angenommen, zu zwey Thaler jede.

Sechs Jahre später, im Winter 1796-97, hielt der deutsche Kunstphilosoph, Gustav Anton von Seidenhof, in Philadelphia sogar Vorlesungen über Musik, Poesie und Declamationen, aber aus den Texten, die später in Deutschland gedruckt wurden, läßt sich ersehen, daß er nur den musikalischen Ausdruck, das Vokalifiren und Phrasiren behandelt hat, und da die Musiknoten den Texten nicht beigegeben sind, weiß man nicht einmal, ob die Vorträge auf dem Clavier oder auf andern Instrumenten illustriert wurden. Soviel über das was das 18. Jahrhundert auf dem Felde der Musik in diesem Lande vorgebaut hat. Die Militärmusik, welche mehrere der deutschen Hülfstruppen der Engländer mitgebracht hatten, und von denen viele deutsche Musiker nach dem Frieden hier zurückgeblieben sind, kann uns nicht be-

schäftigen, da jene Zeit für unsere Betrachtung zu weit zurückliegt und nur sehr dürftige und unbestimmte Nachricht darüber vorhanden ist.

Obwohl diese kirchlichen und weltlichen Klänge nicht ganz verstummt, so verhallte die Kunde darüber doch während der aufgeregten Jahre des Freiheitskriege und später durch die Stockung der deutschen Einwanderung bis etwa zum Schluß des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. Als aber die Einwanderung nach dem Hungerjahr 1817 und infolge der sogenannten Demagogenverfolgung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts sich wieder neu belebte, da dauerte es auch nicht lange, bis die Musik hier frisch aufzublühen begann und dann das weite Land mit ihren Melodien erfüllte. Auf das Kirchenlied folgte auch das weltliche Lied und die mehr volkstümliche Musik, die, weil ihnen keine stolzen Tempel geweiht waren, wie den geistlichen Schwestern, ihre Heimat in bescheidenen Orten, wie im Theater, in Tanzlokalen und selbst in den Wohnhäusern und auf den Gassen suchen mußten. Aus diesem Grund ist auch die Kunde darüber selten. Die weltliche Musik fand lange Zeit keine Hama, welche diese Kunst mit mächtiger Posaunenstimme der Geschichte verkündete, wie ihre glücklichere religiöse Schwester.

Um diese Zeit verbreitete sich auch nach Europa die Kunde von dem Aufleben der Musik und Kunst in diesem Lande, und da man schon damals die Nachricht von dem Reichtum und der Liberalität der Bewohner dieses Landes in der alten Welt ausposaunte, so lockte es zuerst einzelne und später immer mehr Musiker und Künstler herüber, um hier reiche Dollarernten zu halten, oder auch wol um sich hier eine zukünftige Heimat zu begründen.

Ob dieser Ruf von der Liberalität der Amerikaner den Künsten und besonders der Musik gegenüber, auf wirkliches Kunstverständnis begründet war, muß freilich stark bezweifelt werden. Es wurde fashionabel und das Geld floß, das genügte. Vielleicht auch jetzt zum Teil noch. Franz Joseph Grund, seit etwa 1824 in Amerika und als Professor in Boston lebend, entwirft in seinem 1839 gedruckten Buch (Cotta's Verlag), „Die Aristokratie in Amerika“ (Band II, Seite 25 ff.) den damaligen Zustand in Bezug auf Künste und besonders Musik schildernd, ein Bild, wie es in Boston dem so viel gerühmten amerikanischen

Athen, damals zugeht, wie folgt. Eine englische Sängerin von höchstens mittelmäßiger Begabung trat in Boston in einem Konzert auf, das von Grund besucht wurde. Ein Bostoner Freund hatte ihn dazu eingeladen und bemerkt, die Dame sei von London an einige der reichsten und angesehensten Bürger jener Stadt empfohlen worden, und Grund fährt dann im Zweigespräch mit dem Freunde fort:

„Gält man hier die reichsten Leute für Kenner der Musik?“ fragte Grund.—„Allerdings“, antwortete der Freund, „Sie werden immer finden, daß der reichste Mann das erste Signal zum Händeklatschen gibt, worauf die weniger Begüterten auch ihren Beifall auszudrücken wagen. Unsere Gesellschaft ist so klein, daß man jedes Glied derselben kennt, und daß keines sich eines Etikettenfehlers schuldig machen darf, ohne sich sogleich die ganze Clique zu Feinden zu machen. Wir haben hier eine größere soziale Tyrannei, als man sie irgendwo in Europa antrifft. Jedes moralische, politische oder religiöse Prinzip wird zur Glaubenshyrannei gemacht, und es predigen sogleich tausend unfehlbare Kaufleute auf der Börse und in den Comptoirs die bekannte Doktrin, „Nulla salus extra ecclesiam“. (Kein Heil außer der Kirche.)

Während wir so die haute société von Boston kritisirten, trat Mrs. M. K. aus London auf und wurde, da ihre Moralität von den respektablen Bürgern endossirt war, mit stürmischem Beifall empfangen. Der honorable Herr D. K. gab hierzu das Zeichen mit einem großen oben vergoldeten Stoch, und sogleich fielen die mittlern Interessirten im Centrum ein, bis endlich die Gewerbsleute im Hintergrund denselben widerhallten. Mrs. M. K. verbeugte sich. Erneuerter Applaus—während dessen sie ihre Cherubslippen öffnete und mit sehr vielem gesunden Menschenverstand, das heißt, ohne die Koketterie einer Französin oder die Agacerie einer italienischen Prima Donna, zwei oder drei Strophen einer jener englischen Balladen absang, welche so schön in einem Zimmer und so fürchterlich in einem Konzertsaal klingen. Das Schlimmste war, daß sie, statt der einfachen Melodie, welche in vielen englischen Gesängen äußerst lieblich ist, überall Triller und Variationen anbrachte, welche den Umfang ihrer Stimme und ihrer Schule zeigen sollten und bei den Personen, an welche sie empfohlen war, Anerkennung fanden. Besonders bewun-

berten die Damen, nicht sowohl ihre Stimme, als ihre weibliche Bescheidenheit; denn sie sah auch nicht ein einziges Mal von ihren Noten hinweg auf die vielen galanten jungen Herrn, deren Augen unerrückt auf sie gerichtet waren. . . . Die schöne Engländerin war auf gut englisch liebenswürdig, voll Heiterkeit—der gewöhnlichen Begleiterin eines gewissen Embonpoints—und lächelte beständig—auf ihre Noten.

„Aber wie ist's möglich“ rief ich meinem Cicerone zu, „so etwas zu applaudiren? Ihr Vortrag ist weder einfach, noch brilliant, weder der Ausdruck des Gefühls, noch der Fertigkeit, und dennoch welche allgemeine Anerkennung ihres mittelmäßigen Talentes!“

„Um Gottes Willen!“ erwiederte er, „sagen Sie so etwas nicht laut. Es würde Sie, wenn man es hörte, um das ganze Vergnügen Ihres Aufenthaltes hier bringen. Unsere Elite vergibt keine solche Meinungsverschiedenheit den Mitgliedern ihrer eigenen Clique, viel weniger einem Fremden. Und gar in diesem Fall, wo Herr D. A. und Frau D. A. die Sängerin in Schutz genommen haben. Es wäre hinlänglich, Sie von aller guten Gesellschaft auszuschließen. Dies ist ein freies Land, Herr! ein jeder Mensch darf darin denken was er will, nur muß er es den Andern nicht wissen lassen. Sie könnten jetzt eben so gut einen unserer fashionablen Prediger angreifen, wie diese Sängerin“.

„Wenn Sie das in Boston Freiheit heißen, so gehe ich in kein Konzert mehr, selbst wenn Paganini sich herablassen sollte, vor euch zu spielen“.

„Und doch würden Sie ihre Meinung ändern“, erwiederte er, „wenn Sie ein Oratorium von unserer Hand- und Fädelgesellschaft aufführen hörten. Diese Gesellschaft besteht fast gänzlich aus Gewerbsleuten, die ihren Deutschen Kapellmeister sehr anständig besolden“.

„Sonderbare Stadt“, rief ich aus, „in welcher die arbeitenden Klassen Musik treiben, weil sie daran Gefallen finden, und die Reichen sie aus Verbindlichkeit anhören“.

Diese Darstellung ist hier eingeflochten worden, weil sie sowohl den Zustand der Musik in Boston, der damaligen Repräsentativstadt des Anglo-Amerikanertums, wie auch das musikalische Wesen und Sinnen der Anglo-Amerikaner bis in die Mitte

des 19. Jahrhunderts klar bezeichnet. *Anglia non cantat*. Weiter nach Süden und Westen hin, war es nicht so augenfällig, weil überall die Deutschen schon im Anfang des Jahrhunderts Grund und Boden gefaßt hatten.

In der ersten Hälfte des vorigen (19) Jahrhunderts war, wie bereits gesagt, der Dollar der Anreiz, welcher die Künstler nach Amerika lockte. Als die musikalischen Verhältnisse sich dann allmählig hoben, kamen nach und nach viele Musiker, ausübende Künstler und Dilettanten hierher, die nun frisches junges Leben in die musikalische Dede brachten. Ueber einige derselben, besonders die Deutschen darunter, will ich in plaudernder Weise erzählen, soviel mir darüber bekannt ist. Dabei aber darf nicht vergessen werden, daß es außerhalb des geschilderten Kirchengesangs im 18. Jahrhundert noch immer die Anfangsperiode der musikalischen Entwicklung des Landes war, die sich in den ersten vier oder fünf Dezennien des genannten Jahrhunderts zu regen begann.

Damals klangen hier noch keine großen Orchester mit ihren herrlichen Symphonieen und Kantaten mit hundertstimmiger Instrumentenbesetzung und viel hundert zahlreichen Gesangschören. Das Wort Orchester oder Kapelle war zu jener Zeit noch nicht bekannt. Es gab Musikkorps, gewöhnlich aus Blech-Bläsern von acht bis zwölf Instrumenten zusammengesetzt, die damals „Bands“ (Vanden) genannt wurden. Wenn es hoch kam, fanden sich auch Holzblasinstrumente hinzu, Klarinetten, Flöten, Piccoloflöten und Fagotts und Trommeln, und dann wuchs die Zahl der Bläser zuweilen bis auf fünfzehn oder zwanzig Instrumente, was zu jener Zeit als das höchste galt.

Diese Musikanten, wie sie gewöhnlich schlechtweg genannt wurden, waren fast ausschließlich Deutsche, die sich mit ihrer Fähigkeit ihr ehrlich Brot verdienten, selten befand sich ein Italiener oder Franzose darunter. Die Anglo-Amerikaner brachten es nicht über Pfeife und Trommel hinaus. Streichmusik gab es damals nur für die kleinen Theater-Kapellen, die auch selten über ein Duzend Instrumente stark waren, und außerdem für Tanzmusik. Wenn wir nun sehen, daß es schon damals in einigen der östlichen Städten, besonders in Philadelphia, kleinere Orchester gab, und daß diese zur Begleitung von Gesang verwendet werden

konnten, so haben wir den Gipfel der Musik, wie sie bis in die dreißiger, sogar bis in die vierziger Jahre hier zu finden war, erreicht. Es ist selbstverständlich nicht meine Aufgabe, diese primitiven Anfänge der Musik, von denen die Lokalchroniken aller Orten voll sind, hier näher zu schildern; es sollen nur jene wirklichen Künstler hier namhaft aufgeführt werden, denen wir das Aufblühen der höheren Kunst zu danken haben.

Ein Beispiel aus dem Jahre 1818 mag hier Platz finden: Der englische Reisende J. Cuming, der Pittsburg im genannten Jahr besuchte, schreibt in seinem Buch: "A tour to the Western Country", aus Pittsburg wie folgt: "Several musical amateurs are associated here under the title of Apollonian Society. I visited it by invitation at the house of Mr. F. Amelung, the acting President, and was most agreeably surprised to hear a concert of instrumental music performed by about a dozen gentlemen of the town, with a degree of taste and execution, which I could not have expected at so remote a place. I was particularly astonished at the performance on the violin of Mr. Gabler, a German employed at Gen. O'Hara's Glass House, and who is the leader of the society".

Eine zweite Nachricht liefert uns Herr Charles J. Brede im X. Band. der "German-American Annals", der sie aus Dunlap's "History of the American Theatre" entnimmt: Im Jahre 1829 sei im „Arch Street Theatre“ in Philadelphia ein Konzert von dem Theater Orchester unter der Direktion des Herrn Karl P. Supfelfeld aufgeführt worden und als ausübende Musiker werden folgende Namen genannt: Gamman, Krieger, Widtl, Mepper, Gamman Sr., Rudolphus, Tragetta, Gill, Schmalting, Cortez (Cordes?), Reinhard, Schmitz, Hansen und Krollmann. Von diesen Namen wird Supfelfeld noch viele Jahre später genannt, und wenn der mitgeteilte Name Rudolphus der öfters genannte C. J. Rudolph ist, so muß derselbe schon zehn Jahre früher nach Philadelphia gekommen sein, wie es in der Geschichte des Philadelphia Männerchors berichtet wird, wo sein erstes Auftreten in New York im Jahre 1839 angegeben wird.

Von dieser Art war gewiß auch die Kapelle, welche im Jahre 1825 Lafayette auf seinem Triumphzug durch die Vereinigten Staaten begleitete, obgleich Lavasseur in seinem umfangreichen

Buch, das diese Tournee beschreibt, sagt, es seien lauter Künstler gewesen. Nach dem damaligen Standpunkt der Musik in diesem Lande betrachtet, wird wohl etwas Wahres an dieser Behauptung sein. Ein paar wirkliche Künstler waren jedenfalls darunter, so der nach vollendeter Rundreise nach Cincinnati zurückgekehrte Violinvirtuose, *Joseph Tasso*, der hier seine Tage beschloß. Derselbe war 1805 in der Stadt Mexico geboren, wo sein Vater, ein Italiener, Organist an einer der dortigen Kirchen war. Tasso erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater, zunächst in Mailand und schließlich am Konservatorium in Paris, wo der junge Violinist eben seine Studien beschloßen hatte, als Lafayette seine Amerikareise untrat. In Paris war nämlich aus französischen, italienischen und deutschen Musikern eine Kapelle gebildet worden, die den amerikanischen Freiheitshelden begleiten sollte, und dieser Kapelle schloß sich der junge Geigenkünstler an. Nach der Rundreise löste sich die Kapelle auf und zerstreute sich zumeist in den Städten des Ostens. Tasso etablierte sich hier als Musiklehrer, war 1829 Professor der Musik an einer Mädchen-Erziehungsanstalt, wurde 1839 Direktor der damals gegründeten „Musical Fund-Society“ und 1840 Kapellmeister eines in Cincinnati gebildeten Dilettanten Orchesters, das sich jedoch nicht gehalten hat. Tasso, den ich persönlich kannte, war wirklich ein tüchtiger Musiker, ein Künstler auf der Geige bis in sein hohes Alter. Er zog sich später auf ein Landgut in dem benachbarten Latonia Springs, Ky., zurück, wo er im Alter von 80 Jahren gestorben ist.

Ob der bereits genannte Gupfeld und vielleicht noch andere der Philadelphier Musiker jenes Theaterorchesters mit Lafayette gekommen sind, ist nicht bekannt. Von einem wirklich bedeutenden Musiker, der jener Kapelle angehörte, ist durch mündliche Mitteilung jedoch die Kunde erhalten geblieben: *Karl Zeuner*. Derselbe war im Jahre 1794 in der Universitätsstadt Gießen (Oberhessen) geboren, hatte mit Karl Follen die dortige Universität besucht und an dem Jünglingsbund theilgenommen, war aber von der akademischen Laufbahn zurückgetreten und hatte sich zum Musiker ausgebildet. Zur Zeit als Ludwig Spohr Kapellmeister am Frankfurter Theater war, befand sich auch Zeuner unter den Mitgliedern des Orchesters und wurde mit Spohr befreundet, von dem er eine zeitlang Unterricht in der musika-

lischen Instrumentation erhielt. Auf Spohr's Rat ging er nach Paris, wo er an der Oper als Musiker wirkte, zur Zeit als Lafayette seine Amerikafahrt antrat. Er und sein jüngerer Bruder, Wilhelm Zeuner, der ebenfalls Musiker war, schlossen sich dem Gefolge des amerikanischen Patrioten an. Nach geschlossener Tournee kamen Tasso und Wilhelm Zeuner nach Cincinnati, wo dieser den Musiker an den Nagel hing, sich als geschickter Mechaniker etablierte, eine erfolgreiche Geschäftskarriere durchlebte und im Jahre 1874 gestorben ist. Seiner mündlichen Mitteilung verdanke ich die hier mitgeteilte Kunde.

Bevor ich von dem dritten, bzw. vierten der an Lafayettes Rundfahrt teilnehmenden Musiker berichte, ist es am Platze, über den Rangstreit der amerikanischen Städte als Erst- oder Frühgeburtsorte der Musik etwas zu vernehmen. Nach Lewis C. Elson's „History of American Music“ wird Boston dieser Vorrang eingeräumt, was sicherlich nicht mit den Thatfachen, soweit sie uns bekannt sind, übereinstimmt. Auch nennt Elson Gottlieb Graupner den „Vater dieser Musik“, was sich schon deshalb nicht rechtfertigen läßt, weil Graupner erst kurz vor 1800 nach Amerika kam, während wir aus dem bereits mitgeteilten Programm des Konzerts vom Jahr 1790 gesehen haben, daß schon damals ein gewiß bedeutender deutscher Musiker in Philadelphia einen Chor gebildet hatte, der eine Reihe der vorzüglichsten Chöre Sündels zum Vortrag brachte. Auch zeigt dieses Programm eine Vielseitigkeit, die noch ein volles Vierteljahrhundert später in Boston nicht erreicht wurde. Philadelphia bleibt deshalb das Erstgeburtsrecht als Sitz der Musik, mindestens der weltlichen Musik in Amerika. Boston nimmt nach Philadelphia und Bethlehem, Pa., erst den dritten Platz ein, der ihm nicht bestritten werden soll.

Für Boston ist freilich Graupner der Vater der Musik. Derselbe war Oboist in einer hannoverschen Militärkapelle und nahm im Jahre 1788 als solcher seinen Abschied, um nach England zu gehen. Hier gehörte Graupner der Kapelle des bereits genannten Johann Peter Salomon in London an, als Joseph Haydn seine Kapellmeisterbesuche (1791 und 1793) in der britischen Hauptstadt machte. Erst gegen das Ende des Jahrzehnts (1798 oder 1799) kam Graupner nach Boston, wo er sich als Musiker und Mu-

siklehrer niederließ und später eine Musikalien- und Buchhandlung begründete und Musikalien druckte und verlegte.

Damals gab es in Boston etliche englische Kirchenchöre, die den psalmodischen Gesang pflegten. Auch Gesangsübungen wurden abgehalten und ein kleiner Chor war um das Jahr 1810 gebildet worden, der sich jedoch nicht lange hielt. In allen diesen Bestrebungen machte sich Graupner leitend geltend, wozu ihn auch sein Musikalienhandel und Verlag antreiben mochte. So war es Graupner, der mit Thomas S. Webb und Asa Peabody am 30. März 1815 einen Aufruf an die gesang- und musikliebenden Bewohner Bostons zwecks Gründung einer „Gesellschaft für religiöse Musik“ erließ. Dieser Aufruf leitete zur Gründung der „Sädel und Sändn Gesellschaft von Boston“, die 1815 als das Jahr ihrer Gründung bezeichnet und noch bis heute fortbesteht.

Die Leistungen dieser Gesellschaft waren, wie Elson mittheilt, während der ersten zehn oder zwölf Jahre ihres Bestehens, höchst primitiver Art. Sie hatten eine Organisation, Präsidenten, Sekretär, Schatzmeister und eine Reihe Vorsteher, aber von einem Dirigenten oder musikalischen Leiter war damals keine Rede. Elson entschuldigt dies damit, daß zu jener Zeit der Taktstoch noch nicht allgemein in Gebrauch gekommen war, und fügt in einer Anmerkung Seite 51 hinzu, daß vor 1801 der Taktstoch nicht bekannt gewesen sei. Wir wissen aber, daß man Joseph Haydn vor der Aufführung seiner sechs Symphonien „1791“ in London einen Taktstoch feierlich überreichte, der noch in der Sammlung der „Wiener Musikfreunde“ aufbewahrt wird. An einer andern Stelle berichtet Elson, daß der erste Geiger zum Anfang mit kräftigen Bogenschlag und Kopfnicken die Andeutungen gegeben habe, und bei der ersten Aufführung habe der russische Konsul in Boston die erste Violine gespielt, Graupner aber den—Kontrabaß. Das war gewiß ein Orchester der primitivsten Art, das nach einer andern Andeutung aus höchstens zwölf bis fünfzehn Instrumenten bestanden habe.

Dieser bedeutungslose Zustand änderte sich, als die Gesellschaft einen wirklichen Kapellmeister erhielt: Karl Zeuner. Derselbe hatte nach der Rundfahrt mit Lafayette sich nach Boston begeben, wo er seinen Studiengenossen, Karl Follen, traf, der ihm zum Verbleiben riet und ihm behülflich war, daß er die Kapellmeisterstelle der „Sädel und Sändn Gesellschaft“ erhielt.

Wann Zeuner dieses Amt antrat (1827-1828?) ist mir nicht bekannt, auch nicht wann er aus dieser Stelle schied. Er siedelte später nach Philadelphia über, wo er im Jahre 1850 gestorben ist. Zeuner war ein bedeutender Musiker, der die genannte Gesellschaft auf eine höhere Stufe brachte, die, wie schon Grund bemerkt, in den dreißiger Jahren eine ziemliche Bedeutung in der Musikgeschichte dieses Landes erlangt hatte. Auch als Komponist ist er bekannt. Er schrieb ein Oratorium: "The Feast of the Tabernacle" (Das Laubhüttenfest), das mehrmals mit Erfolg aufgeführt wurde.

In chronologischer Reihe folgte zunächst ein vielleicht noch bedeutenderer Künstler, der sich sowohl als Kapellmeister wie auch als Komponist einen berühmten Namen und von der Georgetown University den Titel eines Doktors der Musik erwarb, Heinrich Dielmann. Derselbe war 1811 in Frankfurt am Main geboren, besuchte das dortige Gymnasium, kam aber bereits, ehe er seine Studien vollendet hatte, im Jahre 1827 mit seinen Eltern nach Amerika. Sie ließen sich in Philadelphia nieder, wo der junge Dielmann, der ein fertiger Geiger und Klavierspieler war, eine Anstellung als Violinist im Theater fand. Schon im nächsten Jahr wurde er Dirigent des Theaterorchesters und im Jahre 1829 ward er zum Kapellmeister des Holiday-street Theaters in Baltimore berufen. 1831 erhielt er die Stelle des Dirigenten der Ver. Staaten Militärkapelle in Washington, D. C., die er zwei Jahre lang bekleidete, während welcher Zeit er seinen "Gen. Jackson's Inaugural March" komponierte, der unter seiner Direktion bei der zweiten Inauguralfeier Jackson's aufgeführt wurde. Dann war er wieder mehrere Jahre als Organist und Musiklehrer in Baltimore tätig, wo er zugleich Leiter einer Musikkapelle war, mit der er im März 1841 an der Einsegnungsfeier des Präsidenten William Henry Harrison teilnahm, für die er den „General Harrison's Inauguralmarsch“ komponiert hatte.

Im Frühjahr 1843 erschien sein erstes bedeutendes Tonwerk, eine Messe für Soli, dreistimmigen Chor (Sopran, Alt und Baß), Orgel und Orchester in F, die er dem Erzbischof McCloskey, dem späteren Kardinal, dedizierte. Diese Messe ist in zahlreichen Auflagen selbst nach Dielmanns Tode in fünfter (1883), bis achter Auflage im Vorlag von Georg Willing & Co. im Druck erschie-

nen. Eine zweite Messe (vierstimmig) ward 1876 dem Pabst Pius IX dedizirt, der Dielmann dafür den Orden der St. Georgius Ritter nebst einer Medaille verehrte. Im Jahre 1848 wurde Dielmann aufgefordert, den Inauguralmarsch für die Einseßungsfeier des Präsidenten Zacharias Taylor zu komponiren, "General Taylor's Inaugural March", der wiederum unter seiner Direktion am 4. März 1849 aufgeführt wurde. Diesmal verlieh ihm die Universität Georgetown den Titel Dr. der Musik und das Diplom wurde ihm vom Präsidenten Taylor persönlich überreicht. Im Herbst 1843 war Dielmann zum Professor der Musik an das katholische Mount St. Marys Seminar in dem Baltimore benachbarten Emmetsburg berufen worden, eine Stelle die er bis zu seinem am 12. Oktober 1882 erfolgten Tode bekleidete.

Dielmann war der bedeutendste Tondichter dieses Landes bis zum letzten Viertel des vorigen (19) Jahrhunderts. Seine Kompositionen sind polyphon, theils katholische Kirchenmusik, theils Märsche und Tänze, alle für Orchester bearbeitet. Sie zählen weit über hundert Nummern und wurden in allen Theilen des Landes aufgeführt. Eine größere Biographie Dr. Dielmanns wurde von mir im 15. Band des „Deutschen Pioniers“ veröffentlicht und findet sich neu abgedruckt im X. Band meiner Werke Seiten 335 ff.

Nur wenige Jahre nach der Ankunft Dielmanns kam ein anderer deutscher Musiker von Bedeutung nach Amerika, Philipp Matthias Wolfieffer. Derselbe wurde 1808 zu Winnweiler in der Rheinpfalz geboren, hatte das Lehrerseminar in Kaiserlautern absolvirt und war dann einige Jahre in Frankenthal Lehrer gewesen. Die unduldsamen Zustände in der Pfalz seit dem Hambacher Fest im Mai 1832 verleiteten ihm den Aufenthalt in der alten Heimat. Im Frühjahr 1833 wanderte er mit einem andern ihm befreundeten Lehrer, Jakob Schmidt, nach Amerika aus, wo Schmidt zuerst in der Stadt New York und später in Baltimore an der Zions-Schule eine dauernde Anstellung fand. Wolfieffer, der eine tüchtige Musikbildung sich angeeignet hatte, fand zuerst in New Haven, Conn., eine Anstellung als Musiklehrer. Im Jahre 1835 ließ er sich in Philadelphia, ebenfalls als Musiklehrer nieder. In dieser stark von Deutschen bewohnten Stadt fanden sich damals mehrere den Gesang lieben-

de Männer zusammen und so wurde am 15. Dezember 1835 hier der erste deutsche Gesangverein Amerikas gegründet, der noch bis zur Gegenwart fortbestehende und blühende „Männerchor“.

Es darf hier kühn hervorgehoben werden, daß die Gründung des Philadelphiaer Männerchors der Wendepunkt und eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Musik dieses Landes war. Das bisherige Einzelwirken, ohne Ziel und Zusammenhang, gelangte nun in einen sich immer mehr erweiternden Kanal, in den bald alle die sprudelnden Bächlein der Musik einem gemeinsamen Strom entgegenfließen konnten. Wir werden dies in der Folge leicht beobachten können.

Zunächst entstanden jetzt, als Nachahmung des Philadelphiaer Vorbildes, in allen von Deutschen stark bevölkerten Städten des Ostens und Westens ähnliche Gesangvereine in Baltimore, New York, Cincinnati, St. Louis, Louisville, und selbst in kleineren Städten Männergesangvereine, unter denen sich bald ein lebendiger Wettstreit entwickelte, der zuerst zu Verbrüderungen und dann zu den immer größeren Sängerfesten führte, von denen später die Rede sein wird. Doch bleiben wir zuerst bei dem Vorbild stehen, dessen Geschichte Dr. Oswald Seidensticker zum fünfzigjährigen Jubiläum desselben in einem stattlichen Buch dargestellt hat.

Die Seele dieses Vereins blieb bis zu seinem am 8. Oktober 1872 erfolgten Tode, der eigentliche Gründer desselben, Wolfstieffer. Er war nicht nur der Urheber und Hauptleiter dieses Vereins, sondern auch der „Niederfranz“ in Baltimore (1836) und der Gesangverein „Aurora“ in Egg Harbor City, beide noch fortlebend, verdanken ihm ihre Entstehung. Schon bald nach Gründung des Männerchors in Philadelphia hatte er seinem Freund Schmidt in Baltimore die Gründung eines Gesangvereins in Vorschlag gebracht, der auch im Dezember 1836 als „Niederfranz“ ins Leben trat, ein paar Monate von Schmidt geleitet wurde, bis im April 1837 Friedrich Lüdekings, aus Neustadt am Rübenberg, Hannover, gebürtig, der seit 1834 als Privatlehrer und Organist an der Michaelskirche in Philadelphia gewirkt hatte, als Lehrer und Organist der Zions-Gemeinde in Baltimore berufen wurde. Er führte die Direktion des „Niederfranz“ bis Januar 1838, wo Wolfstieffer nach Baltimore übersiedelte und während seines vierjährigen Aufenthalts daselbst die Leitung des Vereins

übernahm. Im Jahre 1842 machte Wolfieffer eine Reise nach Europa, um seine geschwächte Gesundheit zu restauriren und kehrte dann nach Philadelphia zurück, wo er die Direktion des „Männerchors“ wieder übernahm und, wie bemerkt, mit Unterbrechungen bis zu seinem Tode fortsetzte.

Wolfieffer ist auch als Tonbildner bedeutend. Eine stattliche Zahl gediegener und ansprechender Kompositionen, sowohl für den Männergesang als auch gemischten Chor und Orchester sind seinem Geiste entsprossen. Darunter sind hervorzuheben die größeren Kantaten: „Das Erntefest“, „Captivity“ (mit englischem Text), „Schön ist das Leben“ und die kleineren Tonwerke: „Das Kinderfest“, „Schön ist der Morgen“, ferner eine „Weihnachtskantate“, eine „Osterkantate“, drei Messen für gemischten Chor, und eine Menge kleinerer Werke: Gesänge für vier Männerstimmen mit und ohne Begleitung, Lieder für eine oder mehr Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte, etc. etc.—Eine ausführliche Biographie Wolfieffers findet sich im XII. Band meiner Werke, Seite 431 ff.

Nach Wolfieffers Wegzug aus Philadelphia war C. Venese bis zum November 1839 Dirigent des Männerchors. Während dieser Zeit wurde das erste Konzert aufgeführt, von dem ein Programm erhalten ist. Bis dahin hatte der Verein nur sogenannte Abendunterhaltungen gegeben. Dieses älteste Programm eines deutsch-amerikanischen Gesangsvereins mag hier ebenfalls als Reliquie aus alter Zeit ganz mitgetheilt werden:

Vierte Diezjährige Musikalische Unterhaltung
des Singvereins:

Der Männer-Chor,

unter Direktion des Herrn C. Venese,

Freitag Abend, den 28. September 1838

Erster Theil.

1. Overture zur Oper: „Die Weiße Frau“ Voieidieu
2. Chor: „Dir möcht' ich diese Lieder weihen“ C. Kreußer
3. Solo: „Land meiner seligsten Gefühle“ C. Keller
4. Chor: „O seht, wie strahlet schön der Morgen“ Auber
5. Terzett: „Du, schon naht das Abendessen“ Mozart
6. Chor: „Gott Amor ist ein Schäfer“ Mozart
7. Quartett: „Im Arm der Liebe ruht sich's wohl“ Winter
8. Chor: „O Isis und Osiris“ Mozart
9. Doppelchor: „Freut euch des Friedens“ Mozart

Zweiter Theil.

1. Introduction und Variationen für Pianoforte Fr. Hünten
2. Chor: „Waterland wir denken dein so gern“ Zumsteeg
3. Duett: „Schwäne kommen gezogen“ Blum
4. Chor: „Heil Preziosa“ E. M. v. Weber
5. Polonaise für Violine mit Begleitung des Pianoforte L. Maurer
6. Chor: „Brüder jung und alt“ Methfessel
7. Sextett: „Die Blumen“ Enders
8. Chor: „Im Wald und auf der Heide“
9. Terzett: „Laß uns zur dunkeln Laube geh'n“
10. Doppelchor: „Freundschaft und Liebe“ Wolfieffer

Es scheint, daß Venefé nicht die allgemeine Zufriedenheit fand, die dem Dirigenten entgegengetragen werden sollte, und es entspann sich bald darauf eine häßliche Polemik, die in den beiden deutschen Zeitungen, dem „Deutsch-Pennsylvanier“ gegen Venefé und der „Alten und Neuen Welt“ als dessen Verteidiger geführt wurde, was Herrn Venefé bewog, die Stelle des Dirigenten niederzulegen.

An seiner Stelle wurde Dr. G. Schmidt der Leiter des Vereins bis zum März 1841. Während dessen Amtszeit erlebte der Männerchor noch eine hochbedeutungsvolle Gelegenheit sich öffentlich hören zu lassen, bei der in der Geschichte von Philadelphia rühmend geschilderten vierhundertjährigen Feier des Entdeckung der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Bei dieser Feier wurde eine von Herrn Eduard Theodor Bösch gedichtete und von Herrn Wolfieffer in Musik gesetzte Hymne vor dem ehrwürdigen alten Unabhängigkeitsgebäude so vortrefflich gesungen, „daß die Bäume rauschten zu dem Gesang des deutschen Männerchors“. Dann aber traten neue Zwistigkeiten ein, wie das ja die Geschichten des fidelen Sängervölkchens überall erzählen, und Dr. Schmidt trat von der Direktion zurück.

Ihm folgte der erste bedeutende Nachfolger Wolfieffers während seines Wegzugs nach Baltimore, Christian F. Rudolph, der 1839 nach New York gekommen war, wo er vielleicht Dirigent des um jene Zeit dort entstandenen Gesangsvereins gewesen sein mag, der nach einer Annahme „Liedertafel“, nach einer andern „Liederfranz“ hieß. Der noch fortbestehende und blühende „Deutsche Liederfranz“ in New York führt sein Bestehen

bis zum Jahre 1847 zurück. Rudolph war ein tüchtiger Klavierspieler und auch als Komponist hat er sich bemerkbar gemacht. Von seinen Liederdichtungen, die in Amerika aufgeführt wurden, werden folgende Chorwerke genannt: „Der Kaiser im Rathskeller“, „Der Traum“, und die für Orchester gesetzte Tanzmusik: „Conversations-Walzer“ und „La belle Ecossaise“. Im März 1841 wurde Rudolph der Dirigent des Männerchors und entwickelte hier eine lebendige Tätigkeit. Ueber seine Bedeutung schreibt Wilhelm Vangenheim, zur Zeit Redakteur der „Alten und Neuen Welt“ in Philadelphia, wie folgt:

„Am 7. d. M. (Januar 1841) besuchten wir ergangener Einladung zufolge die erste diesjährige musikalische Abendunterhaltung des hiesigen Singvereins des „Männerchors“, welche dieses Mal im großen Saale der Masonic Hall gehalten wurde. Die Gesellschaft war zahlreich und die vorgetragenen Musikstücke versetzten uns noch einmal recht lebhaft in Gedanken in's liebe Vaterland zurück, und wer fühlte sich bei den deutschen Tönen, deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschem Weine und in Gesellschaft deutscher Frauen nicht glücklich? Der Männerchor zeigte, daß die edle deutsche Kunst des mehrstimmigen Gesanges, die im Vaterland mehr als in irgend einem Lande der Welt gepflegt wird, auch auf amerikanischem Grund und Boden gedeihen könne, wenn, wie es bei dieser Gelegenheit der Fall ist, die Mitglieder es sich zur Aufgabe gemacht haben, dem würdigen Führer in Allem gern zu folgen, was ihre weitere Ausbildung befördern kann. Der weibliche Chor, welcher an Ausbildung bedeutend gewonnen hat, trug ebenfalls, sowohl einzeln als mit dem Männerchor, einige höchst ansprechende Musikstücke vor.“—Ueber Herrn Rudolph's ferneres Leben und Wirken fehlt die Kunde.

Der letzte und neben Wolfieffer bedeutendste Dirigent des Männerchors vor 1850 war Hermann Torbede. Er war in Osnabrück als Sohn des Domorganisten Christian H. Torbede geboren und hatte sich später unter Heinrich Marschner in Hannover praktisch und theoretisch ausgebildet. Torbede kam im Herbst 1842 als Klaviervirtuose nach Amerika und bereifte als solcher die östlichen Städte Konzerte gebend. Vom März 1843 bis zum Oktober 1844 war er Dirigent des Männerchors, der unter seiner Leitung Romberg's „Lied von der Glocke“ zweimal

mit großem Beifall aufgeführt hat, für jene Zeit ein Ereignis seltener Art. Torbede hatte für den Zweck den Chor für Männerstimmen bearbeitet, weil der unter Wolsieffer gegründete Frauenchor eine zeitlang eingegangen war, bis er später unter Wolsieffer wieder neu belebt wurde. Auch spielten Torbede und Rudolph zu jener Zeit vierhändig Klavierkonzerte von Hummel und Raffbrenner. Im Oktober 1844 kehrte Torbede nach Europa zurück, kam aber bereits im nächsten Jahr mit dem norwegischen Violinvirtuosen Ole Bull wieder nach Amerika, in Gemeinschaft mit dem berühmten Künstler in allen Städten des Landes Konzerte gebend. Zum dritten Mal kam Torbede im Jahre 1855 hierher, wiederum mit Ole Bull Konzerte gebend. Er fand seinen Tod beim Brand des Dampfschiffes „Austria“ am 13. September 1856.

Soweit die Geschichte des Philadelphaer Männerchors und seiner hervorragenden Dirigenten bis zum Jahre 1850, die hier deshalb so ausführlich geschildert wurde, weil dieser Verein nicht bloß der erste, sondern auch tatsächlich das Vorbild aller während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegründeten deutschen Gesangsvereine des Landes war und selbst später noch in den neu auflebenden Orten des Ostens und Westens das Musterbild selbst bis zur Gegenwart geblieben ist. Doch wieder zurück zu den von den amerikanischen goldenen Tönen angezogenen Musikkünstlern, welche die herrschende angelsächsische Tonlosigkeit zum klangreichen Odeum umgestaltet haben.

Philadelphia war und blieb noch bis etwa zum Jahre 1845 der Mittelpunkt des deutschen Tuns und Treibens in diesem Lande. Hier äußerte sich damals das Volks- und Sittenleben der Deutschen kräftiger als irgend sonstwo in den ganzen Vereinigten Staaten. Und daß sich hier die Musik in dieser Periode höher entwickelte, als in irgend einer andern Stadt des Landes, ist bekannt. Gesang und Musik begleiteten alle Festlichkeiten des deutschen Volkes im alten Vaterlande schon seit Jahrhunderten, und daß die von der Heimat fortgewanderten Söhne und Töchter Germanias diesen nationalen Talisman auch nach der neuen Welt mitbrachten, ist leicht begreiflich.

Als seit dem Jahre 1836 die in allen amerikanischen Großstädten ein viertel Jahrhundert lang gepflegten deutschen Militärgesellschaften zuerst unter dem Hauptmann Roseritz in Phil-

adelphia eingeführt wurden, war selbstverständlich auch eine Musikkapelle das nötige Beiwerk dieser germanischen Spielerei. Der Kapellmeister derselben, ein tüchtiger gebildeter Musiker war *Ferdinand Reimann*; und wenn die stattliche „Washington Garde“ durch die Straßen der Quäkerstadt in strammer Haltung marschierte und mit offenem Mund und Augen von den Anglo-Amerikanern angestaunt wurde, dann erregten auch die herrlichen Klänge der Militärkapelle die Gehörnerben der verwunderten Bevölkerung, die so etwas nie gehört hatten.

Im Jahre 1839 wurde auch ein deutsches Liebhaber-Theater in Philadelphia ins Leben gerufen, in welchem Reimann der Dirigent des Theaterorchesters war. Neben kleineren Lustspielen, besonders den *Theodor Körner'schen*, verstieg man sich zuweilen auch höher hinauf, und neben *Schiller's „Räuber“*, „*Rabale und Liebe*“, „*Wilhelm Tell*“ und *Grillparzer's „Ahnfrau“* etc. wurden auch Singspiele aufgeführt: „*Das Donauweibchen*“ von *Kauer*, „*Die Teufelsmühle am Wiener Berge*“ von *Wenzel Müller*, *Joseph Weigl's* liebliche „*Schweizerfamilie*“ etc., und sogar eine eigens für diese Bühne vom Kapellmeister Reimann nach dem *Kogbue'schen* Lustspiel „*Die Brilleninsel*“ komponierte Oper fand bei wiederholten Aufführungen lebhaften Beifall.

Das Jahr 1840 brachte die berühmte deutsche Tänzerin, *Fanny Elßler*, nach Amerika, um hier eine Dollarernte zu halten. Die große Künstlerin hatte ihre eigene kleine Kapelle mitgebracht und beides setzte die amerikanische Bevölkerung in Entzücken. Der damalige Redakteur der „*Alten und Neuen Welt*“, *Christian Daniel Ludwig Lehmus*, berichtet darüber in der Nummer vom 4. Juli 1840 wie folgt: „Am 30. Juni hatten wir das Glück, Fräulein *Fanny Elßler* im Arch-Straßen Theater auftreten zu sehen. Auftreten—nein—schweben sollten wir sagen, und mehr können wir auch nicht zu ihrem Lob beifügen, da sie über alles Lob erhaben ist“. Ein anderer Berichterstatter schreibt: „Sie hat Alles entzückt, tanzte auch den Deutschen das Herz weg“. „Der Geist ward Fleisch“ schrieb ihr ein angesehener Literat in's Album. Ein Gedicht *Lehmus's* in der „*Alten und Neuen Welt*“ verherrlicht die Künstlerin in folgenden Strophen:

Mit Freuden hörten wir von deinem Kommen,
Du schöner Gruß vom theuren Vaterlande,
Von dem so schwer wir Abschied einst genommen.

Uns galtest du als eine Anverwandte;
Und stolz hob sich das Herz im deutschen Busen,—
Die Regung galt der lieblichsten der Rufen.

Du kamst, du siegestst und von tausend Zungen
Ergoß dein Ruhm sich schnell in tausend Strömen,
Als ob die Siege, die du dort errungen,
Dir durch das Weltmeer nachgezogen kämen.
Der Ehlpfen Schweben und der Grazien Haltung
Entzückten uns in deiner Kunstgestaltung.

Wald lehrst du heim zum schönen Donaustrande
Und heiße Wünsche für dein Wohlergehen
Begleiten dich zum fernen Vaterlande.
Wirst du dies Blatt einst jenseits wieder sehen,
Gedenke unser, wie wir Dein gedenken,
Bis diese Welt in Lethe wird versenken.

* * *

Obwohl ursprünglich angekündigt worden war, daß die Künstlerin alle damaligen Großstädte des Landes besuchen werde, beschränkte sich ihre Tournee doch auf die größeren Städte des Ostens, Philadelphia, New York, Boston, Baltimore und Washington. In Cincinnati, Louisville und St. Louis war Alles enttäuscht. Man klagte über dies Mißgeschick, wurde aber mit einem zweiten Besuch, der auch nach dem Süden und Westen ausgedehnt werden sollte, getröstet, aber die Diva kam nicht zum zweiten Mal nach Amerika.

Am 30. November 1841 gab der ausgezeichnete Violoncello Virtuose Gustav Knopp sein erstes Konzert in Philadelphia, und kurz nachher kam auch der damals vielgerühmte Gitarrenspieler Vincent A. Schmidt dorthin, der dann mit Herrn Knopp sich zu einer Konzerttour im Osten vereinigte. Herr Schmidt begeisterte das Publikum besonders mit einem Bravourstück auf der Gitarre, „Der Zapfenstreich“ benannt. Der Männerchor lud die beiden Herren zu ihrer Weihnachts-Abendunterhaltung ein. Beide waren tüchtige Künstler und frohe Lebemänner, lautet ein Bericht aus jener Zeit. Knopp, der sich noch bis zum Jahre 1848 auf und zu in den Vereinigten Staaten aufhielt, kam damals nicht nach dem Westen, wo wir ihn später mit seiner Gattin, Madame Knopp-Gony, einer ausgezeichneten Lautenspielerin, noch öfters antreffen werden.

Im Jahre 1842 kam der in Europa weit und breit berühmte Violoncellspieler, *Max Bohrer*, auf seiner Konzerttour durch Frankreich und England auch nach den Vereinigten Staaten und entzückte durch sein seelenvolles Spiel überall seine Zuhörer. Nach dem in Philadelphia in der „Musical Fund Hall“ stattgefundenen Konzert, schrieb Herr *Maximilian Schele De Vere* eine rühmende Kritik über das Spiel des Künstlers, der das ganze Auditorium wie mit magischem Zauber in's Ellysium versetzt habe. Er fügt seinem längeren Aufsatz in der „*Alten und Neuen Welt*“ noch das folgende Sonett hinzu:

An Eine Dame,

als sie in *Max Bohrer's* Konzert weinte:

Ich kenne zwei Sterne so hell und klar,
Sie sprechen zum Herzen tief und wahr;
Ich kenne zwei Perlen so voll und rein,
Sie quellen aus heiligem Herzensschein.

Die Sterne funkeln voll innerer Lust,
Entzünden wogt in der schwellenden Brust,
Und wie aus goldenem Becher der Wein,
So träuft der Perlen krystallener Schein.

Da ziehet ein Wölkchen rosig und weich,
Und Behmuth schattet der Sterne Reich,
Und schneller rinnen die Perlen bleich.

Die Töne brausen wohl auf und ab,
Sie singen von Liebe, Glück und Grab
Und Perl auf Perl träuft still herab.

Wenige Jahre später wurde der erste Versuch gemacht, ein ganzes Orchester nach Amerika zu bringen. Es war der zur Zeit bedeutendste Rivale des Walzerkönigs *Johann Strauß*, der wegen seiner Tänze ebenfalls berühmte *Josef Gungl*, der mit seiner ganzen Kapelle nach dem gelobten Dollarlande kam. Er hatte es auch in der That auf die amerikanischen Dollars abgesehen und bereits eine Reihe herrlicher Tänze komponirt, um damit in Amerika glänzende Geschäfte zu machen. Die wirklich vorzüglichen Walzer: „*Träume auf dem Ozean*“, „*Venusreigen*“ und „*Delaware Klänge*“ wurden von *Gungl* für die Amerikanerfahrt komponirt und zuerst in Philadelphia, später in Baltimore und New York aufgeführt. Es wird berichtet, daß die Kapelle auch überall

Beifall gefunden habe, die erhoffte Einnahme sei jedoch nicht zufriedenstellend gewesen; und Gungl kehrte enttäuscht mit seiner Kapelle nach Europa zurück, wo er einen Schmähebericht über ihren Empfang im Dollarlande publizierte. Er hatte wohl nicht bedacht, daß einzelne Künstler oder eine so berühmte Tänzerin, wie Fanny Elßler mit ihrer beschränkten Tanzkapelle, ihre Rechnung dabei finden konnten, daß aber die Kosten eines ganzen Orchesters in jenen Jahren die Kräfte der hiesigen Bevölkerung übersteigen durften, zumal die Anglo-Amerikaner dafür noch kaum zur Begeisterung gewonnen werden konnten. Die genannten drei Walzer sind jedoch ein schönes Geschenk, das er diesem Lande gemacht hat, und die noch lange nachher von hiesigen Musikkapellen aufgeführt wurden und Beifall gefunden haben.

Nun mag es genug sein mit den Besuchen von Musikfünstlern, die den Osten dieses Landes beglückten. Bis zum Schluß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind noch viele musikalische Talente an den Gestaden Kolumbias gelandet, allein ihr Wirken reicht nicht über eine kurze Spanne Zeit hinaus und fand kaum einen dauernden Widerhall. So berichtet Gustav Körner in seinem Buche: „Das deutsche Element in den Ver. Staaten“, daß im Jahre 1838 ein deutscher Musiker Schmidt aus Bremen in Boston mit bedeutendem Gehalt angestellt worden sei—wo, wird nicht gesagt, wahrscheinlich wurde Schmidt der Nachfolger Zeuners als Dirigent der Haydn und Händel Gesellschaft. Ferner schreibt Körner, daß im Jahre 1839 Haydn's „Schöpfung“ in Bethlehem, Nazareth und Allentown, sowie im nächsten Jahr in Harrisburg aufgeführt worden sei. Buffalo, N. Y., hatte bereits 1844 einen deutschen Singverein, aber das Nähere über alle diese Nachrichten fehlt. Erst 1848 erhielt Buffalo den noch fortbestehenden Gesangverein „Liedertafel“.

In all dieser Zeit blieb New York, das in der Gegenwart auf dem musikalischen Felde die erste Stelle in Amerika einnimmt, gegenüber Philadelphia und Boston und selbst mehreren kleineren Städten Pennsylvaniens und des Westens, weit zurück. Der bereits genannte Singverein vom Jahre 1839 gibt die älteste Kunde darüber. Bezüglich des Wirkens desselben ist jedoch nichts Näheres bekannt.

Die nächste Nachricht betrifft das langsame Aufblühen der Zn-

strumentalmusik in dieser Stadt. Als ihr frühester Anreger wird der in New York 1802 geborne A. E. Gill genannt, von dem berichtet wird, daß er ein Schüler Ludwig Spohrs gewesen sei, als dieser sich eine kurze Zeit in Dresden aufhielt. Faust nennt ihn nur einen mittelmäßigen Violinpieler, aber einen vortrefflichen Organisator, ohne indessen anzugeben, woher er dies erfahren habe. Gill wird der Gründer der New Yorker „Philharmonischen Gesellschaft“ genannt, die im Jahre 1843 ins Leben trat. Ihre Anfänge waren, wie das zu jener Zeit überall der Fall war, noch sehr bescheidener Art. Theodor Thomas schilderte einst dem Verfasser dieses etwas über ihren Beginn und meinte, die Mitglieder dieser Musikgesellschaft seien anfänglich zur Hälfte Dilettanten und zur Hälfte professionelle Musiker gewesen. Die Zahl der Mitglieder sei bis zur Zeit, als Theodor Eisfeld ihr Dirigent wurde, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig gewesen. Mit Eisfeld's Antritt (1850) als Kapellmeister sei die Zahl auf fünfunddreißig gestiegen.

Gill's Genosse und vorzüglicher Mitarbeiter an dem Aufbau eines Orchesters in New York war Christian Heinrich Timm, dessen Wirken noch weit in die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts fortlebte. Er war 1811 in Hamburg geboren, kam 1835 nach Amerika, ließ sich in New York als Musiklehrer und Organist nieder, wo er im Jahre 1892 gestorben ist. Er wird als ein vorzüglicher Klavier- und Orgelspieler und als tüchtiger Musiker überhaupt geschildert. Timm war einer der ersten Theilnehmer an der Gründung der „Philharmonischen Gesellschaft“ und stets ein unerläßlicher Aushelfer in allen Zufälligkeiten, welche diesen frühen Versuch zur Bildung eines Orchestervereins in New York begleiteten.

Ein zweiter Musiker von Bedeutung, der an der Gründung der Philharmonischen Gesellschaft Teil nahm und als hervorragender Musiklehrer in New York lebte, war Wilhelm Scharfenberg. Er war 1816 in Kassel (Nurheßen) geboren, ein Schüler von F. N. Gummel und wurde später zweiter Geiger in dem Spohr'schen Quartett in Kassel. Scharfenberg kam im Jahre 1838 als Klaviervirtuose nach Amerika und blieb kurz darauf in New York sesshaft, wo er im Jahre 1895 gestorben ist.

Der dritte im Bunde der bedeutenden Philharmoniker, nicht

zwar ihr Gründer, doch ihrer Leiter im ersten Jahrzehnt noch vor dem Jahre 1850, war **Theodor Eisfeldt**. Er wurde 1816 in Wolfenbüttel, Herzogtum Braunschweig, geboren, war von 1839 bis 1843 Kapellmeister am Hoftheater in Wiesbaden gewesen und später wurde er Leiter der „Concerts viviennes“ in Paris, von wo ihn die Märzrevolution 1848 nach Amerika trieb. Er kam in dem genannten Jahre nach New York und gründete hier 1851 mit **Stoll**, **Reyder**, **Eichberg** und **Dresel** die lange Zeit beliebten Quartett-Soireen. Im Jahre 1853 wurde er mit **Timm** der Kapellmeister der Philharmonischen Gesellschaft, später mit **Karl Bergmann** gemeinsam bis 1866, in welchem Jahr er wieder nach Europa zurückkehrte, wo er 1882 in Wiesbaden gestorben ist. **Theodor Thomas** nennt ihn seinen eigentlichen Lehrer. Unter Eisfeldt erreichte die Philharmonische Gesellschaft zuerst ihre hohe musikalische Bedeutung, und wurde so das Vorbild aller späteren Symphonie-Orchester, die gegenwärtig mit den ersten derartigen Kapellen in Europa im Rufe wettsiefern. Dadurch wurde auch New York der Mittelpunkt der Oper in diesem Lande, doch dieses fällt in die spätere Zeit, zu der diese Abhandlung nur die Vorgeschichte darzustellen bestimmt ist.

Das Jahr 1846 brachte noch einen andern bedeutenden deutschen Tonkünstler nach New York, **Ferdinand Fischer**, geboren in Leipzig 1828, woselbst er sich zu einem Klavierspieler ausbildete. In New York ließ er sich als Musiklehrer und Komponist nieder und machte sich besonders dadurch bekannt, daß er bei der Preisbewerbung einer Liederkomposition den ersten Preis erhielt. Er veröffentlichte dann eine Reihe von Kompositionen für das Pianoforte im Verlag von **Schuberth & Compagnie**, die zur besseren Klasse jener Tonwerke gehören. Im selben Verlag gab er auch eine Pianoforteschule für Anfänger heraus, starb aber bereits 1865 inmitten einer Erfolg verheißenden Tätigkeit.

Während so die Bestrebungen auf dem Felde der Instrumentalmusik in New York lebhaft fortgesetzt wurden und zu der alles beherrschenden Stellung leiteten, welche die Handelsmetropole Amerikas während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erflummte, ward es klar, daß auch der Gesang mit der Musik im Allgemeinen Schritt halten müsse. Während jedoch die Instrumentalmusik, weil sie von der Wortsprache unabhängig ist, sich an die Gesamt-

bevölkerung wenden konnte, und besonders an dem Strom von Besuchern der Metropole des Handels und Verkehrs eine starke Stütze fand, mußte der Gesang, weil er sich an eine besondere Sprache bindet, mindestens einen Theil dieser Hülfe entbehren. Ein solcher Gesangverein konnte aber nur ein deutscher sein, denn die hier herrschende englische Sprache ist kaum für den Gesang geschaffen, weil sie für die feineren Empfindungen, die im Gesang ein Hauptmoment bilden, zu schwerfällig ist. So lautet eine englische Uebersetzung des Chores in Wagner's „Tannhäuser“: „Möglange noch der Ruf erschallen!“ wie folgt: „Long may the cry sound through these bowers!“

Mit diesem Text wurde der Chor 1872-1873 in zwei Konzerten gesungen. Das *Staccato* der in der Musik vorkommenden Worte „Cry sound through these“ aber konnte nicht ausgesprochen werden, und der Chor stieß statt dessen nur artikulirte Laute aus. Dies ist wohl der Hauptgrund, daß, trotzdem Englisch die Haupt- und Verkehrssprache des Landes ist und von der Gesamtbevölkerung gesprochen und verstanden wird—mit alleiniger Ausnahme des Gesanges in den englisch-protestantischen Kirchen—in den katholischen wird lateinisch gesungen—nach fast gar kein englischer Chorgesang hier besteht. Noch bis zur Gegenwart gibt es in den ganzen Vereinigten Staaten, neben mehr als tausend deutschen Gesangvereinen in allen Städten und Orten des weiten Landes, kaum ein Bäckerduzend derartiger Gesellschaften, in denen in englischer Sprache gesungen wird. Und das, trotzdem die große Mehrzahl der Texte der besseren und populären Chöre und Lieder längst mit englischen Uebersetzungen hundertfach gedruckt und verbreitet worden sind. Die ungeheure Zahl der überall vorkommenden englischen Zischlaute, die zwischen den Zähnen und Lippen hervorgezwängt werden müssen, *this, that, thou, thee, thine, think, thought, throng, through, with, etc.*, z. B. „I think of thee“, statt „Ich denke dein“, sind eben nicht singbar, und auf die leichte Aussprache kommt es beim Singen hauptsächlich an. Darum ist auch die italienische Sprache, wegen ihres Vokalreichtums die singbarste der lebenden Sprachen. „Anglia non cantat“.

Wohl waren schon früher einige Versuche angestellt worden, in New York einen deutschen Gesangverein ins Leben zu rufen, wie der bereits genannte Singverein vom Jahre 1839, allein diese

fanden noch nicht den rechten Zug zum Gedeihen, bis am 9. bezw. 15. Januar 1847 ein neuer Versuch besseren Erfolg zeitigte. An diesem letztgenannten Tag trat einer der größten und, wenn man die Dauer seines Bestehens in Betracht zieht, in seiner späteren Geschichte wohl der bedeutendste aller Gesangsvereine dieses Landes ins Leben, der seitdem berühmte „Deutsche Liederfranz“ von New York. Aber auch dieser Verein sprang nicht mit einem Satz auf die höchste Stufe der Vollendung, er hatte, wie das bei dem Sängervölkchen überall so vorkommt, auch seine Kinderkrankheiten durchzumachen, an denen so viele schon frühzeitig gestorben sind. Zwar nahm der „Liederfranz“ gleich nach der Gründung einen kühnen Anlauf den Helikon zu erklimmen, das bezeugt schon das Programm des ersten, am 17. März 1847, gegebenen Konzerts, welches unter anderen folgende bedeutende Gesangstücke aufführte: „Das Gewitter“ von Mozart und „Der Herbst am Rhein“ von Panny, beide mit Instrumentalbegleitung (vielleicht Klavierbegleitung) aufgeführt und die Motette von Bernhard Klein: „Der Herr ist groß“.

Der erste Dirigent und vielleicht auch der Hauptgründer des Liederfranz war ein „Professor“ K r a u s k o p f (Vorname wird nicht genannt), welcher, wie es auf dem gedruckten Programm mitgeteilt wird, in Deutschland Dirigent von verschiedenen Gesangsvereinen und Festen gewesen war, so des schweizerischen Sängerbundes, des rheinischen Bundes, des preussischen und bayrischen Sängerbundes, sowie der Chorleiter (Chorus Master) des Beethovenfestes. Auch wird er Doktor der Musik ernannt. Wenn auch etwas Bombastisches in diesen Mitteilungen liegen mag, so scheint der Mann doch nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein, und im Konzert wurden auch zwei Originalkompositionen Krauskopfs aufgeführt: Ein Doppelchor mit Soli, „Sonntagsfrühe“ betitelt und ein kleinerer Chor „Walzer“ genannt. Der Doppelchor wurde auch im zweiten Konzert unter Julius Sechts Direktion wiederholt. Dann heißt es in der Chronik des „Liederfranzes“: das Konzert sei zu Ehren des Dirigenten gegeben worden. Demgemäß mußte bereits ein Ruf von Bedeutung der Ankunft von Krauskopf vorausgegangen sein, daß man ihn gleich beim ersten Auftreten öffentlich feiern konnte.

Trotzdem sollte die Dirigentschaft Prof. Krauskopfs im „Lieder-

derfranz" nicht von langer Dauer sein. Schon bald nach dem Konzert erhoben sich Streitfragen zwischen Dirigent und Sängern, worauf Krautkopf resignirte, aus dem Verein trat und einen neuen Verein, die „Concordia“ gründete. Mit ihm verließen viele Sänger den „Niederfranz“ und es schien, als ob auch er nicht langen Bestand haben sollte. Aber der junge Verein besaß eine kräftige Stütze in seinem Präsidenten, Dr. Hermann Ernst Ludwig, der nun zum Festhalten und zur Eintracht mahnte. Ein neuer Dirigent wurde in der Person eines beliebten Tenorsängers, Julius Secht, gefunden, der die Proben wieder aufnahm, und unter dessen Leitung der „Niederfranz“ in dem Konzert des deutschen Klaviervirtuosen Henri Herz am 6. Oktober zwei Lieder sang: „Jägers Abschied“ von Mendelssohn und „Festmarsch“ von Stunz, die beide in dem zweiten Konzert des Vereins, am 12. November 1847 wiederholt wurden. In diesem Konzert wirkten auch die beiden Musiker, Scharfenberg und Timm mit, welche vierhändig die Ouvertüre zum „Freischütz“ von Weber und eine Fantasie über Melodien aus „Die Wüste“ von F. David spielten.

Aus dem Vergleich dieser beiden ersten Konzert-Programme läßt sich leicht die Ursache des Zwiespalts im Verein deuten: Krautkopf strebte nach der höheren und deshalb auch schwierigeren Kunst, während die Mehrzahl der Sänger dem einfachen Liedergesang zugeneigt waren. Indessen nahm auch diese neue Richtung ein baldiges Ende. Eine leichtsinnige Bequemlichkeit riß ein und die Proben wurden so schwach besucht, daß im Februar 1849 auch Secht resignirte, austrat und die „New Yorker Sängerrunde“ gründete, worauf abermals eine Anzahl Mitglieder aus dem Verein schied. Noch zweimal folgte nun ein Dirigentenwechsel. Nach Sechs Rücktritt wurde Wilhelm Müller, ehemals Musikdirektor in Braunschweig, gewählt, der jedoch nach zwei Monaten den Taftstock wieder niederlegte, worauf Karl Weisheit der Dirigent des „Niederfranz“ wurde, unter dessen Leitung der Verein die Vorbereitung zum ersten östlichen Gesangsfest im Juni 1850 traf.

Während diese Vorbereitungen im Gange waren, entstand kurz vor dem Gesangsfest ein so stürmischer Austritt zwischen Sängern und Dirigenten, daß dieser sofort resignirte und austrat (Mai 1850). In der dadurch entstandenen tiefsten Bedrängniß erschien

dem „Liederfranz“ sein Erlöser. Ein junger Mann, der erst kurz vorher dem Verein beigetreten war, erbot sich, die zum Stillstand gekommene Leitung zu übernehmen, griff auf's Neue zu den Proben, fand die eifrige Unterstützung der Sänger und errang mit ihnen in Philadelphia den Preis. Dieser Mann war Agrikol Paur, unter dessen Direktion der soeben noch hinsiehende Verein nun zu kräftigem Leben emporblühte und schließlich zur ersten Gesang- und Musikgesellschaft des Landes wurde.

Im ersten Drittel des genannten Jahrhunderts erhielt der Westen, oder wie man den Westen damals nannte, das Ohio- und untere Mississippithal, nur geringen Zufluß an bedeutenden Musikern. Der langwierige Fahrweg über die Alleghanies war ein Hemmnis, das zu überwinden sich die meisten Künstler scheuten. Auch die Kanalbootfahrt von Albany nach Buffalo fanden sie zu mühsam, und die Postverbindung (Stage) nahm acht bis zehn Tage in Anspruch, bis das Ohiotal erreicht wurde. Eisenbahnen gab es vor 1848 noch nicht, und die Seereise über New Orleans kam erst um die Mitte der vierziger Jahre in regelrechten Betrieb, konnte aber den bloßen Besuchern des Landes nicht dienen, denn die Berge der Alleghanies bildeten einen hemmenden Wall, der den Westen vom Osten abschloß. Und so blieben die Musiker, Sänger, Schauspieler etc. im Osten, und der Westen mußte sich mit geringeren Anfängern genügen. Philadelphia blieb bis gegen Ende der vierziger Jahre der musikalische und künstlerische Mittelpunkt, besonders soweit es das deutsche Element betraf, wie Boston noch lange das Zentrum für das englische Drama blieb.

Als aber die Städte im Westen aufblühten und rasch an Wohlstand mit den Seestädten des Ostens in Wettbewerb traten, da begannen auch Kunst und Musik hier emporzuwachsen, und Cincinnati wurde nächst Pittsburg die erste Station ihres Siegeslaufes über das ganze Land. Schon mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, als Cincinnati noch ein unbedeutendes Dorf war, zeigen sich hier die frühesten Spuren der harmonischen Kunst. So erzählt S. M. Bradenridge in seinen „Recollections of persons and places in the West“, daß General Wilkinson, der Generalissimus der Ver. Staaten Armee, zwischen 1796 und 1808 eine Musikkapelle in Fort Washington (Cincinnati) unterhalten habe, und Mauprecht fügt in seiner „Deutschen Chronik in der Geschichte des

Ohiothales“ hinzu, daß die Kapelle „Musik von Pleyel, Gluck und Haydn“ gespielt habe, allein über das Personal und den Leiter dieser Kapelle schweigt die Geschichte.

Harvey Gall's städtisches Adreßbuch Cincinnati vom Jahre 1825 meldet, daß im Jahre vorher eine „Apollonische Gesellschaft“ hier ins Leben getreten sei, die 40 Mitglieder zähle und sich im blühenden Zustande befinde. Aber schon das Adreßbuch vom Jahre 1829 weiß nichts mehr davon. Die in diesem Jahr begründete Mädchen-Akademie, an welcher Joseph Tasso, wie bereits berichtet, der Musiklehrer war, scheint eine jener wunderbaren Spekulationen des berühmten Blaustrumpfs, Madame Franziska Trollope, gewesen zu sein, die sich in jenem Jahre hier niederließ und im Handumdrehen französische Sitten und Manieren der jugendlichen Bevölkerung von „Porkopolis“ beizubringen bemüht war. Sie brachte mehrere pariser Putzmacherinnen, einen Tanzmeister, Friseur und einen Maler (Servieu) aus der Seine-Stadt mit nach Cincinnati, und erbaute hier damals das unter dem Namen „Trollopes Folly“ bekannte Bazargebäude, in welchem die Cincinnati Damenwelt mit Bijouterien, Nippes, Spitzen und Kosmetiken zu Modepuppen herangebildet werden sollten. Als dieses Utopien nicht zu Stande kommen wollte und Bankrott machte, kehrte Madame Trollope nach Europa zurück und schrieb ein Buch „Domestic life of the Americans“, das 1832 zugleich in englischer, französischer und deutscher Sprache publiziert wurde, in welchem sie in skandalöser Weise auf Cincinnati und Amerika im Allgemeinen schimpft.

„Ich habe nie ein Volk gesehen“, heißt es darin, „das so ohne Unterhaltungen zu leben scheint, wie die Cincinnati . . . Sie haben keine öffentlichen Bälle und Tänze, außer, wie ich glaube, sechs während der Weihnachtsfeiertage. Sie haben keine Konzerte. Sie haben keine Diner-Gesellschaften. Sie haben ein Theater, das in der That die einzige öffentliche Unterhaltung dieses traurigen kleinen Ortes bildet, aber sie scheinen sich wenig darum zu kümmern und entweder aus Sparsamkeitsrücksichten oder Geschmacklosigkeit wird es nur spärlich besucht. Damen sieht man dort selten, und die große Mehrzahl des weiblichen Geschlechts betrachtet es als eine Beleidigung der Religion, einem Schauspiel beizuwohnen. Es ist in den Kirchen und Kapellen der Stadt, wo

die Damen in vollem Fuß zu sehen sind. Ich bin veranlaßt zu glauben, wenn ein Fremder vom europäischen Kontinent die Stadt durchwandern würde, so würde er glauben, die Bethäuser wären die Theater und Cafés des Ortes“.

Das ist in der That bitter! Aber ganz so schlimm wird es sicherlich nicht mit der Kultur der Cincinnatier Bevölkerung bestellt gewesen sein, denn schon bald nachher vernehmen wir bessere Kunde. Nebenbei trifft das Urteil der Madame Trollope sicherlich nur die durch die Schweinepest reich gewordene Klasse, bei der sie ihre erwartete Gelbernte nicht fand. So schreibt schon 1833 Heinrich von Martels in seinen „Briefen über die westlichen Theile der Ver. Staaten“, daß es in Cincinnati ein „vortreffliches Theater gebe“, das auch gut besucht werde. Wenige Jahre später machte der berühmte amerikanische Tragöde, Edwin Forrest, Cincinnati zu seiner Heimat und der Schauspieler Cornelius Logan siedelte sich bereits vor 1840 in dieser Stadt an, wo er auch gestorben ist. Seine Tochter, Eliza Logan, galt neben Julia Dean als eine der berühmtesten amerikanischen Schauspielerinnen, und beide Damen begannen ihre Bühnenlaufbahn in Cincinnati. Zu jener Zeit wird sogar ein Theaterorchester von zwölf Musikern mit Namen genannt, lauter Deutsche, dessen Dirigent ein geborener Wiener, Franz Joseph Füssig, war (1839).

Der von 1838 bis 1842 in Cincinnati lebende Journalist und rationalistische Schriftsteller, Eduard Mühl, Herausgeber des „Lichtfreund“ in Cincinnati und Hermann, Mo., welcher sich ursprünglich mit dem Gedanken trug, hier eine Musikkapelle zu begründen, schrieb am 25. September 1841 an Heinrich Rödter in Columbus, O., „Mit Musik ist hier (in Cincinnati nämlich) nichts zu machen, die Lehrer und Lehrerinnen möchten sich selbst Unterricht geben, so viele gibt es deren“. Zur Bestätigung dieses mag hier gemeldet werden, daß es zwischen 1835 und 1840 ein volles Duzend Musiklehrer und Lehrerinnen in Cincinnati gab, mit zwei Ausnahmen lauter Deutsche.

Bereits seit 1817 und bis um die Mitte der zwanziger Jahre war eine starke deutsche katholische Einwanderung nach Cincinnati gekommen, die zumeist aus den östlichen Kantonen der Schweiz, aus dem badischen Schwarzwald, Bayern und Elsaß-Lothringen fortgezogen war. Diese bildeten schon im Jahre 1824

eine eigene Gemeinde, die in der damals einzigen kleinen Domkirche Frühgottesdienst abhielten, indessen die englische Gemeinde das Hochamt besuchte. Endlich brach sich die deutsche Untermüdigkeit an der Spitze des irisch-englischen Uebermuths, und sie begründeten eine eigene Kirche, größer und stolzer als die bisherige Domkirche und bereits bei der Einweihung der deutschen Kirche im Oktober 1834 brausten hier die herrlichen Klänge der von Matthias Schwab * erbauten großen Orgel. Und nun begann auch der herrliche Kirchengesang nach dem katholischen Ritus sich zu entfalten. Zur damaligen Zeit gab es, wie bereits bemerkt, viele deutsche Musiker in Cincinnati, welche, da die Musik nicht ganz für ihren Lebensunterhalt ausreichte, sich entweder mit Unterrichtgeben oder einem nebenbei betriebenen Handwerk ernährten.

Dem ideal veranlagten Pfarrer der genannten Gemeinde, Generalvikar Johann Martin Genni, dem späteren Bischof von Milwaukee, war es nun auch besonders um die Föhrung des Kirchengesanges zu thun, und er beriet sich mit mehreren der besten Musiker der Stadt, um eine Gesellschaft der Musikfreunde ins Leben zu rufen, die den Gottesdienst durch gediegene Musik heben sollte. Nachdem er sich deren Mitwirkung ohne Rücksicht auf ihre Konfession gesichert hatte, veranstaltete er auf den 22. November 1838 in der Dreifaltigkeitskirche eine „Cäcilienfeier“, wozu er im „Wahrheitsfreund“ vom 15. November folgenden Aufruf erließ:

„Fest der hl. Cäcilia, Patronin der Musikfreunde.—Auf den 22. dieses Monats fällt das Fest der hl. Märtyrerin Cäcilia. Um die angenehmen Rückerinnerungen an die Feier, welche überall in Europa, namentlich in Deutschland und Italien, alle Tonkünstler und Freunde der kirchlichen Musik zu einem besonderen Feste vereint, auch in Amerika einzubürgern, haben sich mehrere der deutschen Musici entschlossen, eine ähnliche Feier in hiesiger Stadt zu veranstalten, und zwar in der deutsch-katholischen Kirche, um 9 Uhr Morgens. Alle Musikfreunde sind freundlichst zu dieser Feier eingeladen. Es wird dabei eine freiwillige Kollekte erhoben wer-

* Matthias Schwab, ein geborener Würtemberger, hatte bei Walker in Ludwigsburg die Kunst des Orgelbaus gelernt, kam gegen Ende der zwanziger Jahre nach Amerika und begründete 1831 in Cincinnati eine Orgelbauer-Werkstatt, aus der über ein halbes Jahrhundert lang die besten und größten Orgeln des Landes hervorgingen.

den, die zur Begründung eines kirchlichen Musikvereins dienen soll“.

Die Feier fand an dem genannten Tage statt und es wurde unter der Direktion des bereits genannten Domorganisten, Franz Joseph Fügig, eine Messe von Abt Lederer mit Orgel und Streichorchesterbegleitung (acht Violinen, zwei Violas, ein Violoncello und zwei Kontrabässe) aufgeführt, die erste Musikmesse in Cincinnati und vielleicht im Westen der Vereinigten Staaten. Pfarrer Gennicelebrirte das Hochamt. Herr Friedrich Bunte, ein ehemaliger Student der Medizin an der Würzburger Universität, der mit Karl Follen auf dem Schiffe „Cadmos“ nach Amerika gekommen war und sich als Arzt in Cincinnati niedergelassen hatte, spielte die Orgel,* und der bekannte Violinvirtuose, Anton Matn, war der Konzertmeister. Von dem bei dieser Gelegenheit wirkenden Gesangchor sind die Namen, mit Ausnahme der ausgezeichneten Sopransängerin, Frä. Maria Mardian, der späteren Gattin des Herrn Fügig, und ein vierteljahrhundert lang besoldeten Prima Donna des Domchors in dieser Stadt, und des mächtigen Bassängers, Arnold Weigler, ebenfalls als Solist in der Domkirche bis zu seinem Tode (1868) angestellt, der Vergessenheit anheimgefallen. Fügig starb im Jahre 1850 an der Cholera. Seine Gattin überlebte ihn noch achtzehn Jahre lang, als die berühmteste Sängerin Cincinnati der alten Zeit.

Aus dieser Cäcilienfeier ging der erste Gesang- und Musikverein in unserer Stadt hervor, die am 2. Februar 1839 gegründete „St. Cäcilia Gesellschaft bey der deutsch-katholischen hl. Dreifaltigkeits Gemeinde zu Cincinnati“, deren Konstitution 1839 gedruckt wurde. Die Gesellschaft erhielt sich einige Jahre lang, verfiel aber durch Zersplitterung der Kräfte, als mehrere deutsche katholische Kirchen in Cincinnati gegründet wurden. Nach und nach entwickelte sich aus dieser Gesellschaft der erste feste deutsche Gesangsberein, die Cincinnatier „Deutsche Liedertafel“, die zwar schon etliche Jahre ohne bestimmte Organisation unter Leitung von Friedrich Tappe bestanden hatte, aber ihre eigentliche Organisation vom 1. Juni 1844 datierte. Im Anfang des Jahres

* Bunte hat auch eine Messe für Soli und vierstimmigen Chor mit Klavier- oder Orgelbegleitung komponirt, die 1839 im Verlag von Wm. C. Peters & Compagnie in Cincinnati publizirt und viel gesungen wurde. Er war später lange Jahre Organist der Mariakirche in dieser Stadt.

1846 erhielt die „Liedertafel“ in der Gesetzgebung des Staates Ohio einen Freibrief, wohl die erste Gesangs-gesellschaft, welche in den Vereinigten Staaten über den Embryozustand eine gesetzliche Existenz erlangte.

Zur selben Zeit (Februar 1846) wurde Georg Valentin Scheidler zum Dirigenten gewählt. Derselbe war im Jahre 1804 in der Stadt Mainz geboren, ein Bruder der ersten Gattin Spohrs, hatte neben dem Gymnasialbesuch sich zum Musiker ausgebildet und war als tüchtiger Violinspieler in mehreren Städten tätig gewesen. Im Jahre 1843 gehörte er dem Theaterorchester in München an, wo er seine spätere Gattin, Bertha Thiele, eine damals beliebte Opernsängerin kennen lernte und sich mit ihr vermählte. Sie kamen im Herbst 1844 nach den Ver. Staaten, machten eine Konzerttour in den bedeutenden Städten des Ostens, und waren dann auf dieser Fahrt nach Havanna, von dort nach New Orleans, St. Louis und anderen aufblühenden Städten bis nach Cincinnati gekommen, wo sie sich seßhaft niederließen und gemeinsam Musik- und Gesangunterricht gaben. Scheidler und seine Gattin traten bis gegen Ende der vierziger Jahre öfters in Konzerten auf, so 1845 und 1846 in Gesellschaft mit dem bereits in Philadelphia genannten Violoncellvirtuosen, Gustav Knoop und dessen Gattin, Madame Knoop de Grey, einer, wie schon gesagt, berühmten Lautenspielerin jener Zeit.

Unter Scheidler blühte die „Liedertafel“, deren erste Dirigenten der bereits genannte Fritz Tappe und der Lehrer Georg La Barre gewesen waren, zu einem der bedeutendsten Gesangsvereine des Landes empor. Hatte die „Liedertafel“ bis dahin nur den Männergesang zur Unterhaltung der Mitglieder gepflegt, so wurden jetzt Festlichkeiten und öffentliche Konzerte veranstaltet. Zwar hatte die Liedertafel bereits 1844 und 1845 je ein Weihnachtsfest gegeben, welche mit Viedersingen, einem geschmückten Tannenbaum mit allerlei kleinen Geschenken, die durch das Loos an die teilnehmenden Damen vertheilt wurden, echt deutsche Feste waren, die mit einem Festessen und Ball abschlossen, aber es war bei Familienfesten der Mitglieder und deren Frauen und Töchter geblieben. Jetzt wurde dieses Kreis auch auf die Oeffentlichkeit ausgedehnt. Den Anfang bildete das am Sonntag, den 31. Mai 1846 veranstaltete „Sängerfest auf dem Bald Hill“, das mit einer Dampfboot-

fahrt nach dem Festplatz, einem Konzert im Freien, einem gemeinsamen Festessen unter den schattigen Waldbäumen des herrlichen Parks, Tanz und Spielen gefeiert wurde.

Der im Jahre vorher gegründete „Gesang und Bildungsverein deutscher Arbeiter“ unter ihrem Dirigenten Eduard Daum war hierzu als Mitteilnehmer eingeladen und das Fest gestaltete sich zu einer innigen Verbrüderung. Gemeinsame Chöre: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder“ von Kalliwoda, „Du kleidest nackte Reben“, von Scheidler, „Cantores amant humores“ von Marschner, „Den Noach mag ich leiden“, von Ludwig Bihl, und „Unsere Wiesen grünen wieder“, wurde unter Scheidlers Direktion aufgeführt und als Einzelnummern sangen der Gesang- und Bildungsverein Rüdens „Freiheit wohnt auf Bergen“ und die „Liedertafel“ „Das ist der Tag des Herrn“ von Kreutzer. Auch eine Musikkapelle, das unter Leitung von Johann Martin Strobel gebildete „Columbia Orchester“, das noch bis zum Bürgerkrieg die bedeutendste Musikkapelle des Westens war, nahm Teil an dieser Festlichkeit durch Aufführung einiger Ouvertüren, Begleitung einzelner Solovorträge durch Frau Bertha Scheidler (Sopran), Anton Niedke (Tenor) und Wilhelm Runge (Bariton), sowie durch das Spielen der Tanzmusik. Das Fest verlief in schönster Harmonie, ungestört von den englischen „Loaferbanden“, die damals gern alle deutschen Vergnügungen durch Rausereien und flegelhaftes Eingreifen zu stören bemüht waren. Der von der Stadt entfernte Festplatz und die Tatsache, daß alle Teilnehmer vorher ein Billet für die Bootfahrt und den Eintritt zum Festplatz lösen mußten, hielt das Gefindel fern.

Es ist bemerkenswert, daß dieses Sängers- oder vielmehr Verbrüderungsfest genau an denselben Tag 1846 stattfand, an dem in Philadelphia ein gleiches Verbrüderungsfest der drei dortigen Vereine „Männerchor“, „Harmonie“ und „Liedertafel“ und des Baltimorer „Liederfranz“ unter Woljoeffers Direktion stattfand.*

Diese Bald Gill Feste wurden von der Liedertafel und dem Gesang- und Bildungsverein noch mehrere Jahre lang fortgesetzt und beim dritten derselben (1848) schloß sich auch der eben gebildete

* Siehe Oswald Seidenstiders „Geschichte des Männerchors in Philadelphia“ Phila. 1885, Seiten 29 und 30, wo dieses Fest eingänglich geschildert wird. Westlich von den Alleghanies gab es damals nur die zwei Cincinnatiere Vereine.

„Schweizer Gesangverein“ unter seinem Dirigenten Emanuel Hinzen an. Von dem Fest des Jahres 1847 wurde eine Schilderung in den von Klauprecht und Menzel damals herausgegebenen „Cincinnati Fliegenden Blättern“, der ersten auf dem Lithographierwege in diesem Lande publizierten Zeitung, veröffentlicht. Später hat Emil Klauprecht diese Feste durch ein dramatisches Gedicht: „Das Sängersfest auf dem Bald Hill, oder die weißen und die rothen Rosen. Lokal-Posse mit Gesang in drei Aufzügen“ verewigt, das in den von Klauprecht und Fenneberg 1850 herausgegebenen „Westlichen Blättern“ gedruckt wurde. Aus diesen Festen entwickelte sich dann das erste größere Gesangsfest dieses Landes und die Gründung des „Deutschen Sängerbundes von Nord-Amerika“ (1849), von dem später die Rede sein wird.

Noch ein anderer Erfolg muß dem ersten Bald Hill Fest zugeschrieben werden, der deutsche Einfluß auf die anglo-amerikanische Bevölkerung von Cincinnati, die dadurch den ersten Rinderschritt auf dem musikalischen Felde zu wagen begann. Seit den Tagen der Madame Trollope waren fünfzehn Jahre vergangen. Mehrfache Versuche, der Bevölkerung dieser Stadt eine höhere kulturelle Bildung auf dem musikalischen Gebiete beizubringen, waren entstanden; so 1839 die „Musical Fund Society“ und 1840 das unter Tassos Leitung stehende Dilettantenorchester, aber ihre Erfolge waren nur gering und verblaßten bald im Strudel des Geschäftslebens. Doch die Wandervögel der Kunst und Musik kamen immer häufiger: Ole Bull und Torbede, die Knoops und die Scheidlers, der Bariton Sänger Wilhelm Runge und der jugendliche Klaviervirtuose Louis M. Gottschalk, etc., etc. Im Jahre 1846 erhielt die Ver. Staaten Garrison in dem Cincinnati gegenüberliegenden Newport eine Musikkapelle unter Direktion des deutschen Kapellmeisters Joseph Witt und im selben Jahre wurde eine Musikschule an dem Jesuiten Kollegium gebildet, die unter Leitung des in Nancy geborenen Musiklehrers Xavier Vincent gestellt ward, und nun gab es gelegentlich Konzerte, die vorwiegend von den Deutschen besucht wurden.

Allmählig löste sich auch unter diesen Einflüssen die harte Kruste von den Herzen der Amerikaner, besonders weil einige ihrer jungen Damen jetzt Gesang- und Musikunterricht erhielten; und als gar noch der bereits genannte, 1829 in New Orleans geborene

Louis M. Gottschalk, auf einer Besuchsreise von Paris in New Orleans, St. Louis, Louisville und Cincinnati im Januar 1846 als musikalisches Wunderkind angestaunt wurde, da hieß es dann: "*Our own musical genius*", und auch die Anglo-Amerikaner nahmen bewußt oder unbewußt Anteil an den Ereignissen der Zeit.

Diesen veränderten Zustand in der Volksstimmung der Amerikaner nahm der seit 1828 als Musiklehrer in Cincinnati lebende Schwede Victor Williams (sein ursprünglicher Name soll Wils oder Wilhelmi gewesen sein) wahr und unter seiner Direction ward im Sommer 1846 ein englischer Musikverein gegründet, die "*American Amateur Association*", die am Freitag den 16. April 1847 Haydn's Oratorium „Die Schöpfung“ in der damals neuen Melodeon Halle aufführte. Verfasser dieses hat als vierzehnjähriger Knabe, die Altstimme singend, an dieser ersten Aufführung der Schöpfung im Westen des Landes theilgenommen und erinnert sich eines drolligen Vorfalls, der bei dieser Aufführung stattfand, noch lebendig.

Der Dirigent, Herr Williams, war mehr ein begeisterter Liebhaber, als ein ruhiger Leiter, der mit kalter Besonnenheit seine Truppen aufmarschieren läßt, um den sicheren Sieg zu erringen. Zu jener Zeit war das Wasserstoffgaslicht noch nicht allgemein in Cincinnati in Gebrauch gekommen. Die Straßenbeleuchtung der Stadt bestand noch aus Oellampen und nur wenige der angesehensten Geschäftshäuser hatten das Gaslicht eingeführt. Zu diesen gehörte die neugebaute Melodeon Halle, das vornehmste Konzertlokal der Stadt. Der große Konzertsaal wurde durch einen mächtigen Kronleuchter erhellt, der mehr als hundert Lichtflammen lieferte. Auch die Bühne wurde durch Gaslichter beleuchtet, und alle diese Flammen konnten durch einen Hahn, der sich hinter der Bühne befand, an- oder abgedreht, heller oder dunkler gehalten werden. Das bewog Herrn Williams phantasiereichen Geist, dem Publikum eine Ueberraschung zu bereiten.

Das Vorspiel der Schöpfung hat Haydn zu einer Darstellung des Chaos gebildet, in welchem alle Instrumente in düstern Akkorden wild durcheinander wogen. Während dieses Vorspiels ließ Herr Williams das Licht nur halb andrehen, um später, wenn der Bassänger die Einleitung: „Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde“, bis zu der Stelle, „Und Gott sprach: Es werde Licht!“

singt, worauf dann der Chor einfällt: „Und es ward Licht!“ Bei diesem letzten Wort, das vom Orchester mit einem aufleuchtenden Akkord wundervoll musikalisch illustriert wird, sollte der Mann am Sahn das Licht zur vollen Helle aufdrehen. Aber, o weh! der Mann drehte verkehrt und der Saal ward stockfinster. Nur zwei Lämpchen an beiden Enden der Bühne brannten noch. Das Auditorium sprang erschrocken von den Sitzen auf und es wäre eine Panik entstanden, wenn nicht der Hallendiener vorgetreten und das Publikum zum Sitzenbleiben ermahnt hätte: er würde sogleich wieder die Lichter anzünden. Bald trat er mit einer Lichtstange in den Saal und wieder strahlte der Kronleuchter in vollem Glanze. Noch einmal begann das Vorspiel, aber jetzt bei hellen Lichte. Das Oratorium wurde nun ganz durchgeführt und errang rauschenden Beifall.

Die Amateur Association unter Victor Williams bestand bis zum Frühjahr 1854, als sie das Oratorium „David“ von Neukomm aufführte, womit der englische Versuch dann auf lange Zeit einschloß. In der Zwischenzeit hat die Gesellschaft, mit Ausnahme der Jahre 1850-1852, als die Cholera zeitweilig alles Leben niederdrückte, noch Gändels „Messias“ (1848), Mozarts 12. Messe (1849) und Haydns Jahreszeiten (1853) aufgeführt. Man muß jedoch nicht denken, daß die Amateur Association aus lauter Anglo-Amerikanern bestand. Das mitwirkende Orchester war mit zwei oder drei Ausnahmen aus deutschen Musikern zusammengesetzt. Auch die Männerstimmen des Chores waren vorwiegend deutsch. Nur die Frauenstimmen waren fast ausschließlich junge Amerikanerinnen, Schülerinnen der von Herrn Williams geleiteten Gesangsschule. Das Verdienst, auch das Amerikanerthum für Gesang und Musik zu interessiren, gebührt vor allen Andern Victor Williams. Als in den fünfziger Jahren der Gesangunterricht in den öffentlichen Schulen Cincinnati eingeführt wurde, ward auch Williams einer der fünf ersten Musiklehrer derselben. Er ist in Cincinnati im Alter von mehr als achtzig Jahre gestorben.

Jener zweite oder dritte fehlgeschlagene Versuch, auch die Anglo-Amerikaner für die Produktion von Gesang zu interessiren, bestätigt aufs Neue den Spruch: „Anglia non cantat.“ und Heinrich von Martels hatte Recht, als er 1833 schrieb: „Der kaltherzige Amerikaner wird, wenn er seine Lieblings-Melodien hört, bis in

den dritten Himmel entzückt und es ist dieses umso merkwürdiger, da wohl keine Nation so wenig musikalische Anlagen hat, als er“. Diese Lieblingsmelodien waren zu jener Zeit und sind noch bis ins zwanzigste Jahrhundert, außer „Yankee Doodle“, „Hail Columbia“ und „Star Spangled Banner“, die Neger-Minstral-Gesänge: „O carry me back to Old Virginny“, „Maryland my Maryland“ (die deutsche Tannenbaum Melodie) etc. etc.

Unter den Städten des Südens nahm damals New Orleans sicherlich auf musikalischem Gebiet die erste Stelle ein. Von Franzosen gegründet und bis zum Ankauf von Louisiana eine französische Stadt, mit geringer pfälzisch-deutscher Beimischung, bewahrte sie diesen Charakterzug auch, trotz der späteren Vermengung mit angelsächsischen Elementen, bis zur Zeit des Bürgerkrieges. Schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts besaß New Orleans eine stehende Oper, und das französische Theater galt als ein notwendiges Bedürfnis für die Unterhaltung des leichtfertigen Kreolenbölckleins. Als musikalischer Leiter der Oper wird schon in den zwanziger Jahren ein Lothringer genannt, Charles Gottschalk aus Nancy, von dessen Sohn Louis M. Gottschalk bereits die Rede war. Als in den dreißiger Jahren die Seefahrt und die deutsche Einwanderung über New Orleans in Aufnahme gelangte und mit den östlichen Seestädten in Wettbewerb trat, da mehrte sich auch die deutsche Bevölkerung hier, und das musikalische Leben ging allmählig aus den französischen in deutsche Hände über. Bereits im Jahre 1838 wurde ein deutscher Gesangsverein: „Liederfranz“ gegründet, aber von dem Wirken desselben und seinem Leiter fehlt die Kunde, nur der Name des Präsidenten, Dr. Mutenrieth, ist erhalten geblieben. So viel ist indessen bekannt, daß schon in den vierziger Jahren zahlreiche Musiker, Sänger und Schauspieler in den Winterzeiten New Orleans besuchten, die hier stets lebhaften Beifall und reiche Geldernten fanden. New Orleans bildete damals die erste Staffel, auf welcher europäische Künstler, die den Westen aufsuchten, das Land betraten. Das sporadisch wiederkehrende gelbe Fieber ließ ein dauerndes Aufblühen des deutschen Gesangs und der Musik während der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nicht zu Stande kommen.

Zunächst Cincinnati war St. Louis damals der bedeutendste Anziehungspunkt deutscher Einwanderer und deutschen Lebens.

Die Kunde von dem Aufblühen der Musik und des Gesanges in jener Stadt ist jedoch bis gegen Ende der vierziger Jahre noch ziemlich dürftig. Zwischen 1835 und 1837 gründete *Heinrich Kasper*, ein geborener Rheinländer aus St. Goarshausen, eine Art Musik- und Zeichenschule, „Polymnia“, in welcher sowohl Klavier- und Gesang- als auch Zeichenunterricht erteilt wurde. Näheres über den Erfolg dieser Schule ist nicht bekannt. Als Kasper im letztgenannten Jahre eine Anstellung als Zeichner und Gehülfe des späteren berühmten Feldherrn der Konföderierten, Robert E. Lee, im Fluß- und Hafen-Vermessungsdienst erhielt, ließ er die Musik- und Zeichenschule fahren. Zunächst wurde am 3. Dezember 1838 ein „Singverein“ in St. Louis gegründet, der unter der Leitung des tüchtigen Musikers *S. Robyns* stand, so berichtet Gustav Körner, allein auch da mangeln die näheren Lebensäußerungen desselben. Ein dritter Versuch war die von *S. Weber* im Jahre 1840 in jener Stadt ins Leben gerufene „Singakademie“. Diese wird sich wahrscheinlich bis gegen Ende der vierziger Jahre gehalten haben, denn schon 1848 begründeten Balmer und Weber eine Musikalien Verlags-handlung, was auf ein reges Musikleben schließen läßt, denn eine Musikalienhandlung ohne musikalische Käufer läßt sich nicht denken.

Der Aufruf zur Teilnahme an dem ersten Sängerfest in Cincinnati im Frühjahr 1849 ließ ein neues Lebenszeichen von St. Louis vernehmen, indem sich ein „Männerchor“ von dort anmeldete, der jedoch nicht zum Feste kam. Statt seiner ließ sich im Dezember 1849 der „Sängerbund“ von St. Louis zum Anschluß an den Bund melden; zum Fest in Louisville 1850 kam jedoch statt seiner eine „Cäcilien-gesellschaft“ von St. Louis, die im Konzert das Call'sche Lied „Viel tausend Sterne prangen“ als Einzelsvortrag sang, und dann wiederum von der Bildfläche verschwand.

Indem wir uns jetzt in den anderen Städten des Westens umsehen, finden wir, daß in Cleveland, Ohio, bereits gegen Ende der dreißiger Jahre die musikalisch gebildete Gattin des Predigers *Marardt* sich als Musiklehrerin etablirt hatte, und Gesang- und Klavierunterricht erteilte. Im Jahre 1840 entstand hier ein deutscher Sängerverein, der neun Jahre später sich als „Cleveland Gesangverein“ unter *Friedrich Abel* als Dirigent organisierte und im Jahre 1850 dem „Nordamerikanischen Sängerbund“

beitrat. Um diese Zeit war auch in Detroit die „Harmonie“ unter John N. Marx's Direktion gegründet worden, die fast zur selben Zeit sich dem Bunde anschloß.

Schon ehe in Cleveland und Detroit sich das musikalische Leben zu entwickeln begann, hatte sich in der kleinen, aber stark von Deutschen bewohnten Stadt Canton, im Staate Ohio, ein Gesangsverein „Niederfranz“ unter Leitung des Musiklehrers Ernst Rothnagel gebildet (1839), der sich jedoch auflöste, als Rothnagel im Jahre 1847 zum Superintendent der Musik an das Staats-Blindeninstitut in Columbus, Ohio, berufen wurde. Unter Rothnagels Leitung entstand dann im Anfang des Jahres 1848 in Columbus der „Männerchor“, einer der bedeutendsten Gesangsvereine des Landes, dessen Direktion 1850 in die Hände von Otto Dresel überging.

Von hervorragender Bedeutung in der geschichtlichen Entwicklung unseres Themas ist, außer den bereits genannten Städten des Westens nur noch die Stadt Louisville, Ky., zu nennen. Hier hatte bereits in den Jahren 1846, 1847 der Dekorationsmaler Fritz Volkmar die Gründung eines Gesangsvereins angestrebt, allein erst am 12. Februar 1848 gelang es ihm, eine Anzahl junger Männer für eine solche Gesellschaft zu interessieren, die an dem genannten Datum als „Niederfranz“ unter der Direktion von Heinrich Schäfer ins Leben trat. Als Volkmar, der eben geschäftlich Cincinnati besuchte, dann am 4. Juni dem dritten Wald Hill Feste bewohnte, wurde zwischen ihm und den Cincinnatiern Sängern zuerst die Idee ausgesprochen, eine enge Verbindung der Sängervereine des Westens durch alljährlich zu veranstaltende Gesangsfeste herzustellen. Zwischen den Mitgliedern der Cincinnati Liedertafel und dem Louisviller Niederfranz fanden seitdem mehrfache Korrespondenzen statt, und Einladungen zu wechselseitigen Besuchen von Konzerten, Bällen und sonstigen Unterhaltungen wurden eifrig gepflegt. So lud der Niederfranz in seiner Versammlung vom 14. Dezember 1848 laut Beschluß die Sängervereine Pittsburg und Cincinnati brieflich zu dem am Sylvesterabend in der Oddfellow-Halle abzuhaltenden Balle ein, mit der Hinzufügung: „um über die Gründung eines „Sängerbundes“ auf dem Wege des mündlichen Austausches sich rascher einigen zu können“.

Der erste offizielle und von Erfolg begleitete Schritt wurde durch den Beschluß der Liedertafel von Cincinnati vom 19. Januar 1849 getan, welcher lautet: „Beschllossen: daß ein Komitee von sieben Mitgliedern erwählt werde, um für eine allgemeine Versammlung verschiedener Liedertafeln und Gesangvereine bestimmte Formen vorzulegen“. Das so ernannte Komitee bestand aus den Herren: Dirigent Runge,* Grönland, Wiedke, Mülsen, Siebern, Ruhl und Lange. Am 29. Januar legte das Komitee den Plan zu einem allgemeinen Sängerkongresse vor, welcher angenommen wurde, dem zufolge die beiden anderen Cincinnatier Vereine: „Gesang und Bildungsverein“ und „Schweizerverein“, eingeladen wurden, in Gemeinschaft mit der „Liedertafel“ als Festgeber an dem Feste Teil zu nehmen, was von den beiden Vereinen angenommen wurde.** Um das Fest so glänzend als möglich zu gestalten, wurde beschllossen, alle deutschen Sängervereine in den Vereinigten Staaten dazu einzuladen, zu welchem Zweck das Fest-Komitee einen Aufruf in den deutschen Zeitungen des Landes ergehen ließ. Die Antworten hierauf fielen jedoch nur dürftig aus. Kein einziger Verein aus den östlichen Städten hielt es der Mühe wert, nur zu antworten, trotzdem noch besondere Einladungsschreiben an folgende östliche Vereine abgeschickt worden waren: an den „Männerchor“, „die Liedertafel“, „Eintracht“ und den „Sängerbund des Arbeitervereins“, alle in Philadelphia; an den „Niederfranz“ in New York, den „Sängerverein“ in Pottsville, Pa., den „Sängerverein“ in Reading, Pa., an die „Harmonie“ in Pittsburg, den „Orpheus“ in Boston und den „Niederfranz“ in Baltimore. Nur der „Sänger-

* Der Dirigent der Liedertafel, Scheidler, war schwer erkrankt und starb bereits am 12. Februar 1849. Als stellvertretender und nach Scheidlers Tode als regelmäßiger Dirigent wurde Wilhelm Runge gewählt, unter dessen Leitung auch das erste nordamerikanische Gesangkongress stattfand.

** Die Geschichte des „Nordamerikanischen Sängerbundes“ und der sieben ersten Gesangkongresse desselben: 1849 in Cincinnati; 1850 (17, 18, 19, 20 Mai) in Louisville; 1851 in Cincinnati; 1852 in Columbus, O.; 1853 in Dayton, O.; 1854 in Canton, O.; und 1855 in Cleveland, O., ward von mir im „Deutschen Pionier“, Jahrgänge 11, 12 und 13 ausführlich geschildert und auch über das erste Fest des „Nordöstlichen Bundes“, vom 16 bis 19 Juni 1850 in Philadelphia abgehalten, wurde hier mitgeteilt, worauf hier im Besonderen hingewiesen wird.

bund“ in Philadelphia sandte ein Schreiben, in welchem er Musikalien zum Verkauf anbot. Auch im Westen meldete sich nur eine beschränkte Zahl Vereine zur Teilnahme; außer den drei Cincinnatiern stellten folgende Vereine ihre Teilnahme in Aussicht: „Niederfranz“ und „Orpheusverein“ in Louisville, „Männerchor“ in Columbus, O., „Deutscher Gesangverein“ in Madison, Ind., „Deutscher Niederfranz“ in Milwaukee, Wis., und „Männerchor“ in St. Louis. Von diesen erschienen nur der „Niederfranz“ und der „Gesangverein“ von Madison, sowie eine Delegation des Louisviller „Orpheus“ beim Feste.

Trotz dieses dürftigen Entgegenkommens bemühte sich das Komitee, das Fest so bedeutungsvoll als möglich zu gestalten. Und in der That, das Sängerfest in Cincinnati, welches unter der Direktion von Wilhelm Runge am 31. Mai, 1, 2, 3. und 4. Juni 1849 abgehalten wurde, bildet eine Epoche in der Geschichte der Musik dieses Landes, die selbst die durch größere Teilnahme erfolgte Nachahmung in Philadelphia im Juni 1850 nicht zu verdunkeln vermochte.

Ehe noch durch eine gedrängte Schilderung des Festes und seine Bedeutung diese Abhandlung zum Schlusse gelangt, mag eine kurze Nachricht über den musikalischen Leiter desselben hier eingeschaltet werden: Wilhelm Runge wurde um das Jahr 1816 in der Stadt Bremen als der Sohn eines dortigen Kaufmannes geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die Jugenderziehung genossen, besuchte er zwei Jahre lang die Universität in Göttingen, kehrte dann nach Bremen zurück und war eine zeitlang im Geschäfte des Vaters tätig. Was ihn im Jahre 1843 nach Amerika führte, ist nicht recht klar. Er trat zuerst in New Orleans als Bariton Sänger in Konzerten auf, und machte dann eine Kunstreise durch den Süden und Westen des Landes, bis er sich im Jahre 1844 in Cincinnati als Gesangs- und Musiklehrer niederließ. Nach Scheidlers Tode wurde Runge Dirigent der Liedertafel, blieb aber nur bis zum 24ten August in dieser Stelle. Im Jahre 1854 heiratete er die Witwe Scheidlers und verließ mit derselben Cincinnati. Er starb im Anfang des Jahres 1861, indem er sich durch Zufall auf der Jagd erschoss. Mehrere damals im Verlag von Eduard Buehler in Cincinnati mit englischem und deutschem Notentext publizierten Lieder für eine Baritonstimme tragen die Bemerkung: „As sung by Mr. Wm. Runge“.

Und nun zum Gesangsfeſt zurück. Ein Feſtkomitee unter dem Vorſitz von Hermann M. Grönland war emſig bemüht, die nöthigen Vorbereitungen zum Feſte zu treffen. Für die fremden Sänger ward gaſtliche Aufnahme in Familien beſorgt, und als ſie am Morgen des 31ten Mai mit dem Dampfboot ankamen, wurden ſie vom Empfangskomitee abgeholt und nach dem mit Fahnen und Guirlanden geſchmückten Hauptquartier, der neuen Forſtmanns Halle geleiten, wo ein Feſttrunk und ein Smibiz für ſie bereit war und ihnen die Gaſtkarten überreicht wurden. Am Nachmittag gab es Ausflüge auf die bewaldeten Hügel in der Umgebung der Stadt, und Abends fand die Generalprobe für das am nächſten Abend in der ebenfalls reich geſchmückten „Armory Hall“ (den ſpäteren Gehers Aſſembly rooms) zur Aufführung gelangte Konzert ſtatt. Da es das erſte Programm eines amerikaniſchen Geſangsfeſtes iſt, ſo mag es als Erinnerungsblatt hier Abdruck finden:

Erſter Teil.

1. Chor der Cincinnatier Sänger: Sängergruß C. Zöllner
2. Allgemeiner Chor: „Herbei, herbei du trauer Sängerkreis“ Mozart
3. Chor des Orpheus Vereins von Louisville.*
4. Chor der Cincinnatier Liedertafel: „Dir möcht' ich dieſe Lieder
weihen“ C. Kreutzer
5. Chor des Louisvilleer Liederfranz: „Mein Lebenslauf iſt Lieb
und Luſt“ Volkslied
6. Chor des Geſangs und Bildungsvereines von Cincinnati: „Das
Alpenhorn“ Strach
7. Chor des Schweiizervereines von Cincinnati: „Macht der Töne“
. Strach
8. Allgemeiner Chor: Die Kapelle „Was ſchimmert dort auf dem
Berge ſo schön“ C. Kreutzer

Zweiter Teil.

1. Allgemeiner Chor: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ Reichhardt
2. Chor des Columbuſer Männerchor.*
3. Chor des Schweiizervereines: „Der Morgen“ Baumann
4. Chor des Geſangs- und Bildungsvereines: „Soldaten-Trink-
lied“ Franz Abt
5. Chor des Liederfranz: „Wir kommen uns in Dir zu baden“ Silcher
6. Chor der Liedertafel: „Das iſt der Tag des Herrn“ . . Kreutzer
7. Allgemeiner Chor: „Ein Leben, wie im Paradies“ . . . Zöllner

* Dieſe beiden Nummern fielen aus, weil der Orpheus Verein nicht zahlreich genug, und der Columbuſer Männerchor gar nicht zum Feſt gekommen war.

Die Einzelnummern des Programmes wurden im allgemeinen sehr gut gefungen, auch fanden die Gesamtschöre wohlverdient reichen Beifall, besonders das Zöllnersche Rheintweinelied, welches wiederholt werden mußte. Die Zahl der Sänger, die bei diesen Gesamtschören mitwirkten und deren sämtliche Namen erhalten und im „Deutschen Pionier“ (Jahrgang 11, Seiten 59 und 60) mitgeteilt wurden, war 118. Der Besuch des Konzertes entsprach jedoch keineswegs den getroffenen Erwartungen. Es waren etwa vierhundert Zuhörer im Saale. Das Hallenkonzert war indes nicht der wichtigste Teil des Festes, es war ja nur der erste Versuch zur Anbahnung der später so bedeutungsvollen deutschen Massenchöre dieses Landes. Von allergrößter Wichtigkeit war die durch die Generalversammlung von Samstag, den 2ten Juni erfolgte Gründung des „Deutschen Sängerbundes von Nordamerika“.

Am Vormittag des genannten Tages fand im Hauptquartier, der Forstmanns Halle, die Versammlung aller Teilnehmer des Festes statt; Hermann M. Grönland, der Präsident des Festkommittees, führte den Vorsitz, und Heinrich Eßmann fungierte als Sekretär. Folgendes sind die Verhandlungen dieser Sitzung, wie sie dem Protokoll entnommen im „Deutschen Pionier“ (Jahrgang 11, Seite 53, 54,) von mir mitgeteilt wurden, und die hier, da der Pionier vergriffen und kaum allgemein mehr bekannt sein dürfte, neuen Abdruck finden mögen.

Versammlung der Teilnehmer des ersten Deutsch-Amerikanischen Gesangsfestes, gehalten zu Cincinnati, am 2ten Juni, 1849.

Nachdem in Kürze der Zweck der Versammlung auseinandergesetzt war, wurden folgende Beschlüsse angenommen:

Beschlossen, daß das abgehaltene Gesangsfest zu Cincinnati welches als erster Versuch dieser Art, zwar durch Nichterscheinen verschiedener Vereine, die ihre Mitwirkung versprochen, nicht so glänzend, als zuversichtlich erwartet wurde, ausgefallen, doch als sehr gelungen betrachtet werden kann, und in dem Sinne fortgesetzt werden soll.

Beschlossen, eine regelmäÙige Korrespondenz, nicht allein mit allen uns schon bekannten Gesangsvereinen, sondern auch mit denen, welche noch nicht in direkter Verbindung zu uns gestanden haben, zu unterhalten, zum Zweck näherer Vereinigung, Zentralisierung des geschäftlichen Verkehrs unter ihnen und des Austausches von Liedern und Musikalien; und zwar, daß diese Verbindung sich nicht nur auf die Gesangs-

vereine von Nordamerika, sondern auch auf diejenigen in Deutschland ausdehne.

Beschlossen, daß zur Ausführung dieses ein Zentralkomitee aus 7 Personen erwählt werde, dessen Obliegenheiten vorzüglich darin bestehen sollen, sich Kenntniß über das Vorhandensein von Gesangsvereinen zu verschaffen, für Erleichterung des Austausches von Noten und Unterstützung zu musikalischen Leistungen zu sorgen, und überhaupt soviel wie möglich zur Hebung des Deutschen Gesanges in den Vereinigten Staaten beizutragen.

Beschlossen, daß dies Zentralkomitee während des ersten Jahres seinen Sitz in Cincinnati hat, ferner nur bis zum nächsten Gesangsfeste in Funktion bleibt, und daß nach Ablauf dieser Zeit ein neues Komitee ernannt werde. Jedoch kann das ausscheidende Komitee sowohl in einzelnen Theilen, als im Ganzen wieder erwählt werden.

Beschlossen, daß das Zentralkomitee sich selbst ergänzen darf, doch im Falle, daß von den 7 Mitgliedern die Majorität auf einmal ausscheidet, es sich nur durch eine neue Wahl der betreffenden Gesangsvereine wieder vervollständigen darf.

Beschlossen, daß das erste Zentralkomitee möglichst gleichmäßig aus den Gesangsvereinen zu Cincinnati gewählt werde, und da augenblicklich nur drei derselben hier bestehen, aus jedem zwei Mitglieder, die jedoch selber Sänger sein müssen, durch Ballottierung binnen 14 Tagen zu ernennen sind. Diese so ernannten sechs Mitglieder erwählen einen Präsidenten, entweder unter sich oder aus den Mitgliedern der resp. Vereine. Im Falle sie unter sich wählen, hat der betreffende Verein die Vakanz auszufüllen.

Beschlossen, daß auch diejenigen Vereine, welche Vokalmusik in Verbindung mit Instrumentalmusik pflegen, zur Teilnahme an den künftigen Gesangsfesten zugelassen werden.

Beschlossen, daß das nächste Gesangsfest im Frühjahr 1850 in Louisville, Ky. gehalten werden soll, wobei es den dortigen Sängern überlassen bleibt, den Tag desselben zu bestimmen.

Beschlossen, daß die Auswahl der Gesammtchöre vom Zentralkomitee ausgehe, nach vorheriger Verständigung mit den Vereinen, in deren Wohnort das Gesangsfest stattfindet.

Beschlossen, daß die Vereinigung der bei dem ersten im Westen der Vereinigten Staaten zu Cincinnati gehaltenen Gesangsfeste repräsentirten Gesellschaften „Deutscher Sängerbund von Nordamerika“ genannt werde, und daß dieser Verein vom 2ten Juni 1849 datiere. Die Begründer desselben sind Lieberfranz aus Louisville, Ky., „Gesangverein“ aus Madison, Ind., „Liedertafel“, Gesangs- und Bildungsverein“ und „Schweizerverein“, die drei letzten aus Cincinnati. Sämmtliche Gesangsvereine der Vereinigten Staaten sind eingeladen, diesem Bunde beizutreten, und demzufolge sich an das Zentralkomitee zu wenden.

Beschlossen, das Bedauern der Versammlung auszudrücken, daß diejenigen Vereine, welche ihre Zusage zur Teilnahme am Gesangsfeste dem

Anordnungs-Komitee mitgeteilt hatten, durch Umstände verhindert, nicht bei dem Feste erschienen sind.

Beschlossen, daß das Festkomitee, dafür zu sorgen hat, die Namen derjenigen, welche bei dem Gesangsfeste, als Sänger mitgewirkt haben, kalligraphisch abgefaßt, den teilnehmenden Vereinen zur Erinnerung an das Fest zu überreichen.

Beschlossen, daß dem Festkomitee, welches mit unermüdlichem Eifer und mit Aufopferung sich der zweckmäßigen Anordnung des Festes hat angelegen sein lassen, der Dank der Teilnehmer zu erkennen gegeben werde. (Die Versammlung erhob sich hierauf von den Sitzen).

Beschlossen, daß dies Protokoll so viel wie möglich in den Vereinigten Staaten durch die deutschen Zeitungen bekannt gemacht werde.

Das erste Zentralkomitee, welches nach diesen Beschlüssen gewählt wurde, bestand aus folgenden Herren: Hermann M. Grönland (Präsident), Peter Ruhl, Heinrich Severing, Bernhard Warvig, August Hansemann, Gottlieb Eichmann und Dr. Johannes Peyer. Es ist hier am Platze, etwas über Herrn Grönland mitzuteilen, wenn derselbe auch als Musiker oder Sänger nicht bedeutend war. Denn ihm muß das Zustandekommen des ersten Gesangsfestes, sowie die Gründung des Bundes hauptsächlich zugeschrieben werden. Hermann Martin Grönland wurde am 4ten Juni 1814 in Tzehoe, Holstein geboren. Bereits als Kind kam er mit seinen Eltern nach der Stadt Hamburg, wo er seine Zügenderziehung genoß und sich zum Maler ausbildete. Nach dem Tode seiner Eltern begründete er in Hamburg ein eigenes Atelier, und begann als Portraitmaler eine ziemlich hoffnungsvolle Karriere. Auch versuchte er sich nicht ohne Erfolg auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei. Da kam der große Hamburger Brand im Jahre 1842 und beraubte ihn seines ganzen Vermögens. Völlig mittellos und ohne Lust sich in Hamburg von neuem emporzuarbeiten, durchwanderte er als Maler die Holstein- und Ditmarschen Lande, überall den reichen Bauern ihre Physiognomien kopierend und Seelandschaften aufnehmend. Ein Freund, den er auf dieser Wanderschaft kennen lernte, überredete ihn, mit nach Amerika auszuwandern, und so kam er im Jahre 1844 nach der neuen Welt. In Cincinnati, wo er sich noch im selben Jahre niederließ, verlegte er sich wieder auf sein Malerfach, malte Portraits und Landschaften, und schließlich Banner und Fahnen, auf welche letzterem Felde er rasch einen populären Ruf erlangte. Bald nach seiner Ankunft trat Grönland der „Liedertafel“ bei, und

wurde einer der eifrigsten Agitatoren zur Gründung des Nord-amerikanischen Sängerbundes, war sechs Jahre lang Präsident des Bundes und wurde später zum Ehrenmitglied desselben ernannt. Grönland starb in Cincinnati am 13ten Juni 1882.

Und nun zum Schlusse des Festes. In goldiger Pracht stieg die Sonne am Morgen des 3ten Juni, dem dritten Festtage empor. Es war am Sonntag Morgen. Am Fuß der Ludlow Straße lag der Dampfer „Beauty“, Kapitän Frazier, mit dampfendem Schlothe zur Abfahrt nach dem Festplatze, dem „Wald Hill“ bereit. In der Stadt war die Bevölkerung bereits beim frühen Tagesgrauen auf den Beinen, um sich für den Ausflug vorzubereiten. In hellen Schaaren strömte sie mit ihren Frauen und Töchtern die Stadt hinab dem Fuß der Ludlow Straße zu, und um sieben Uhr zogen die Vereine in Prozession, mit Musik und Fahnen voraus, eine Vereinigte Staaten Flagge als Bundesflagge führend, nach der Dampfbootlandung. Kurz nach sieben Uhr fuhr der bis zu seiner vollen Kapazität geladene Dampfer stromaufwärts, dem etwa sechs Meilen entfernten „Wald Hill“ entgegen.

Dieser herrliche Hügel war ebenfalls geschmückt und die grünen Lauben mit Flaggen und Mottos dekoriert, luden die ankommenden Gäste freundlich unter ihre schattigen Blätterdächer zum Platznehmen ein. Das frische Grün der Bäume, der weiche Rasenteppich, der heitere blaue Himmel, alles wetteiferte miteinander, um auf die zahlreichen Festteilnehmer den angenehmsten Eindruck zu machen.

Nachdem die angekommenen Sänger sich mit dem frischen Saft der Reben gelabt und die schöne Aussicht auf die am Ohio-strom und dem kleinen Miamißuß gelegenen romantischen Hügel genossen hatten, begannen die für die Morgenunterhaltung bestimmten Gesänge, die, von sämtlichen Sängern ausgeführt, eine zauberische Wirkung auf alle anwesenden Hörer ausübten.

Mittlerweile strömen von allen Seiten Tausende von Menschen, teils mit dem hin und zurückfahrenden Dampfboote, teils in Omnibussen und Rutschen und teils zu Fuß wandernd dem Festplatze zu. Es wird von einem Berichterstatter im Volksblatt behauptet, daß am Nachmittag sich gegen fünf tausend Menschen auf dem Festplatze befanden, die überall am Hügel in Familien- und Freundeskreisen gruppiert auf dem grünen Rasen unter schat-

tigen Bäumen gelagert, das vollendete Bild eines deutschen Volksfestes darboten.

Am Mittag fand an den auf dem Festplatz hergerichteten Tafeln ein großes Festmahl statt, an welchem über tausend Gäste teilnahmen. Für die Sänger und deren Damen, welche man in der Mitte der Tische zusammengruppierte, damit auch bei der Tafel gesungen werden konnte, waren die Gedecke mit roten und weißen Rosen belegt. Während des Essens wurde die Mahlzeit mit Gesang und Musik, Reden und Toasten gewürzt, wobei Dr. Preyer vom Schweizerverein die Festrede hielt.

Nach Beendigung des Festmahles begann der zweite Teil des Festprogrammes. Drausend quollen die Harmonien hervor aus den kräftigen Männerkehlen, die damals noch vom Urwald bewachsenen Höhen, welche kaum 50 Jahre zuvor der wilde Kriegesgesang belebt hatte, durchdringend, bis sie unten in den Thälern leise verhallten.

Deutsch=Amerikanischer Festchor.

(Gedicht von Emil Klauprecht.)

Stimmt an, stimmt an mit kräft'gem Jubelklang,
Ihr Brüder all die frohen Festeslieder.
Hier, wo des Mohawks wilder Schlachtgesang
Noch jüngst gebraut ins stille Tal hernieder.
Der Wald verschwand und martig Weinlaub schlingt
Jetzt um die Städte fröhlich seine Mantel;
Wo Kampfbrennt, das Weil zur Hand die Krieger sanken,
Das Lied vom Deutschen Vaterland erklingt.

Entfaltet hoch im blauen Himmelszelt
Und laßt im Lusthauch flattern die entrollten,
Das Sternenbanner einer neuen Welt
Nun auch die alten Farben, schwarz=roth=golden.
So soll im neuen freien Heimatland
Ein deutsches Leben fröhlich sich entfalten,
Und Deutschland einst in Einigkeit sich neu entfalten,
Umschlungen von der Freiheit goldnem Band.

Das ist des Deutschen treues Vaterland,
Wo ungehemmt der Lieder Ströme quellen,
Sei's am Ohio, an des Rheines Strand,
Am stillen Meer, beim Schlag der Nordseewellen.
Laßt brausen denn in voller Jubellust,
Durch Tal und Höhen, hall's das Echo wieder:
Dir Freiheitsland, Dir Deutsches Land, Dir Land der Lieder
Ein dreifach hoch aus deutscher Männer Brust.

Abends wurde das Fest auf dem „Bald Hill“ durch ein von Herrn Müller, einem ehemaligen Berliner Pyrotechniker, veranstaltetes Feuerwerk beschlossen, das allgemein gefiel.

Auf dem Festplatze selber verlief das Fest bis zum Ende in ungetrübtester Heiterkeit und Freude. Nicht so auf den Wegen und Zugängen zum Festplatze. Hier hatte sich eine Bande anglo-amerikanischer „Rowdies“ angesammelt, um die vom Festplatz nach dem Dampfboot Zurückkehrenden zu insultieren. Es fielen aber keine besonders ernstlichen Störungen vor, denn die Deutschen achteten nicht auf das flegelhafte Gebahren des anglo-amerikanischen Loasertums. Dieses hatte es hauptsächlich auf die Erbeutung der Sängerfahnen abgesehen; da man jedoch ihre Absicht erfahren hatte, so wurden die Fahnen von einem Komitee durch die Weinberge im Norden herum bei dem heutigen Linwood vorbei, nach dem Fluß gebracht, wo sie den eben von Pittsburgh kommenden Dampfer signalisirten, der sie aufnahm und nach der Stadt führte.

Während die Deutschen Cincinnati in ihrer Gesamtheit an dem Feste teilnahmen oder außerdem dem Erfolge desselben ihren Beifall zollten, stand die englische Bevölkerung demselben entweder apathisch oder sogar feindselig gegenüber. Dies bezieht sich nicht nur auf das Volk, sondern auch auf die englische Presse, von denen nur der von den Deutschen damals viel patronisierte „Commercial“ am 1ten Juni in wenigen Zeilen mittheilt, daß die „German bands“ eine Festlichkeit veranstaltete. Die anderen Blätter blieben mit Ausnahme einer hier wiederzugebenden Besprechung, stumm und der „Central Watchman“, eine puritanisch religiöse Zeitung, schiebt sogar das kurz nachherige Erscheinen der Cholera in Cincinnati auf das Sängerfest, indem sie schreibt, daß die „dutch singers with their intemperate jubilee, drinking the sour wine, have brought the cholera upon us“, „eine Meinung“ sagt Klauprecht, „der viele Muckerseelen beigestimmt hätten“.

Von den deutschen Zeitungen brachte der „Deutsche Republikaner“, dessen Redakteur Emil Klauprecht war, die besten Berichte, die damals als vorzüglich galten, mit dem heutigen Unternehmungsgeist der Tagespresse jedoch keinen auch nur annähernden Vergleich aushalten könnten. Das „Volksblatt“ meinte

zu seinen mageren Nachrichten vor und während des Festes auch noch nach Schluß desselben: „Die deutschen Sängervereine werden hoffentlich bei anderen derartigen Gelegenheiten nie vergessen, daß ihr erster Versuch solche Feste zu veranstalten, von der deutschen liberalen Presse zuerst unterstützt und ihm somit ein Erfolg gesichert wurde, und in Zukunft auch sie nur der mächtige Hebel für Beförderung solcher Zwecke sein kann“.

Die „Gazette“ welche während des Festes ebenfalls stumm geblieben war, bringt von allen englischen Blättern den besten Rückblick. Es ist gewiß interessant zu vernehmen, was eine englische Zeitung, die damals und seitdem als die orthodoxe Leiterin der angelsächsisch-puritanischen Ideen im Westen gilt, über das Fest zu sagen hatte, weshalb ihr Artikel hier ganz folgen mag.

THE FESTIVAL ON BALD HILL. The German population of our city had a celebration on sabbath last on Longworths farm on Bald Hill, above Columbia about six miles from the city. The attendance was very large. The avenues to the place of festivities were crowded all day with persons passing to and from. At noon there were at least 2000 people on the ground. This festival was held after the manner they are held twice the year in Germany, on the second Sunday in June, about the time the grapes blossom, and when they are gathered at the fall. The exercises were music, speaking, and feasting. A sumptuous dinner was served and native wine flowed freely. The music on the high hill, in the midst of a pleasant grove, by nearly two hundred singers, was grand beyond our power of description. Enjoyment seemed to be the object of all, and about the whole assembly there was an air which spoke plainly as words:

Let us be young again,
And o'er the grassy plain,
Gambol like children and give care the slip;
Forgetful of distress
And mental stateliness,
Let us in happy glee the goblet sip.

We do not think the Sabbath under all circumstances a proper day for festivals of this character, but we think, they should at proper times be much more frequent than they now

are. Americans do not allow themselves enjoyment enough of this kind.

In our too plodding homes
We ponder over tomes,
Ledger and daybook, till we quite forget
That there are fields and bowers,
And riverbanks and flowers,
And that we owe our languid limbs a debt:
A debt most sweet to pay,
A needful holiday,
A brain-refreshing truce, 'mid intellectual strife
That fought too keenly out, impairs the mortal life.

“Bald Hill” is an advantageous spot for the holding of such holydays. It is easy of access and on the summit are handsome groves and pleasant walks, from which is afforded a wide prospect, taking in several villages, a long stretch of the Ohio, and many enchanting Views of the Miami river scenery”.

So also hatte die deutsche Musik und das sinnige Gemütsleben der Germanen bei gebildeten Anglo-Amerikanern den ersten Eindruck gemacht, und die spätere Siegeslaufbahn des deutschen Gesanges festlich eingeleitet. Ein halbes Jahrhundert später, folgten die großen Mai-Musikfeste Cincinnati's, von denen das zwanzigste in diesem Jahre (1912) so großen Anklang in der musikalischen Welt gefunden hat, das Erbteil des gesamten amerikanischen Volkes, das aus dem mühsam aufgebauten Werk der Deutschen jetzt den großen Nutzen zieht. Und wenn auch während der verflossenen fünfzig, sechzig Jahre die Deutschen bei ihren Ausflügen vielfach von den Yankee-Zanhagel durch flegelhafte Störungen zu leiden hatten, die deutschen Sänger und Musiker hielten treu zu ihren kulturellen Bestrebungen, bis endlich doch das Anglo-Amerikanertum sich für besiegt erklären mußte.

Zwar hatte das Fest ein kleines, für jene Zeit aber bedeutendes Defizit hinterlassen, zu dessen Deckung sich die Sänger mit einer Kopfsteuer belasteten, die in wöchentlichen Raten von je 10 Cents entrichtet werden mußte. Dafür trugen sie aber das Bewußtsein in der Brust, daß sie einen großen Wurf getan hatten, den ihnen die Geschichte mit goldenen Lettern ins Gedächtnis schreiben würde.

Auch eine süße Erinnerung an diese Stunde wurde ihnen durch das glutüberströmende Danksschreiben bereitet, das die Louisville'r Sänger in der Louisville'r und Cincinnati'er Zeitung aussprachen:

Dankagung.

Mit tiefem glühenden Dankgefühl im Herzen und traurigen Worten auf den Lippen sind wir zurückgelehrt in unsere Stadt. Dank Euch, Ihr Lieben, für Eure freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft, die Ihr bei Gelegenheit unseres gemeinschaftlichen Beisammenseins, bei dem großen Gesangsfeste, welches vom ersten bis zum vierten Juni in Cincinnati gehalten wurde, an uns bewiesen habt.

Dank dir, Du edle Nacht der Töne, die Du solches bewirkt hast. Heil uns, liebe Brüder, mögen wir vereint fortzuschreiten in dem beschlossenen Sängerbunde Nordamerikas, und möge dieser Bund ein immer enger werdendes Band um uns schließen.

Der Niederfranz.

Die Zeit hat die Cincinnati'er Vereine hinweggeweht, an deren Statt dreißig neue deutsche Gesangsvereine ins Leben getreten sind. Aber der Louisville'r Niederfranz ragt noch als mächtige Säule aus der Vergangenheit empor und wird im Jahre 1914 das 34te Fest des Bundes in der Stadt an den Fällen des Ohio als Ehrengastgeber feiern, ein glorreiches Fest der Erinnerung, daß das Fundament, welches die Deutschen in den ersten 50er Jahren des verfloßenen Jahrhunderts hier gelegt haben, nun zum erhabenen Tempel der Musen emporgewachsen ist, der selbst über den atlantischen Ocean strahlend seine majestätische Kuppel erhebt und zum Wettkampf mit dem tausendjährigen Europa herausfordert.

Die zwei nächsten Deutschamerikanischen Gesangsfeste, das zweite des Bundes in Louisville im Mai 1850 und das erste Fest im Osten in Philadelphia im Juni 1850, bei welchem der nordöstliche Sängerbund gegründet wurde, der in diesem Jahre sein 20tes Gesangsfest in Philadelphia gefeiert hat, sind in ihren Vorgängen und Erfolgen von dem hier eingänglich geschilderten ersten auf amerikanischen Boden gefeierten Feste nicht wesentlich verschieden. Die späteren, mehr als 50 (mit den kleineren mehr als 100) Feste im Westen und Osten fallen in die Neuzeit.

Das geschilderte erste in Cincinnati gefeierte Sängerfest bildet den Schluß des bescheidenen Anfangs und den Beginn der glorreichen Vollen dung der aus kleinem Samen so stolz emporgewachsenen Palme, die jetzt allseitig bewundert wird. Wenn heute

in diesem Lande viele hundert (noch fast ausschließlich deutsche) Gesangsvereine, und in allen Großstädten der Vereinigten Staaten stattliche, bereits berühmte Symphonie-Orchester die musikalische Kunst auf den Gipfel gehoben haben, so darf nicht vergessen werden, daß sie ihre Erfolge jenen geringen Anfängen zu danken haben. Auf dem Acker, den diese ersten Säemänner bepflanzt und kultiviert haben, konnten die Großmeister Theodor Thomas, Karl Bergmann, Agrikol Bauer, Leopold Damrosch, Anton Seidl, Xaver Schwarzenka, Frank Vanderstuden, und hundert Andere leicht reiche Ernte halten, wo sie ohne diese Vorarbeiten nur die harten Krusten des unbefäeten Bodens gefunden haben würden.

Und nun frage ich zum Schlusse Herrn Professor A. B. Faust: Waren die Zeiten vor 1850 in Bezug auf Musik und Gesang wirklich so ungünstig, wie er sie geschildert hat?

THE GERMANS OF CHICAGO AND STEPHEN A. DOUGLAS IN 1854

BY F. I. HERRIOTT, PROFESSOR IN DRAKE UNIVERSITY

Among the elements and forces that suddenly came together in January 1854, producing the "tornado" in opposition to the passage of the Nebraska bill that so astonished and enraged Senator Stephen A. Douglas, the Germans constituted a factor of great potency—much more influential than their mere number in the population would suggest and more important than has been realized by American historians. The opposition of Germans to the passage of that celebrated measure was instant, direct and positive; and so pronounced was their antagonism that it became, in the writer's judgment, a decisive consideration in critical junctures in the passage of the bill through Congress.¹ Moreover, the tremendous disturbance thereby resulting among the Germans was a major cause in disturbing their political alignments; shaking and almost shattering their loyalty to the Democratic party, with which three-fourths of the Germans were then affiliated, inducing secessions in large numbers in 1856; and it set in motion among them the forces in opposition to slavery that made the Germans a determining factor in the overthrow of the Democratic party in 1860 and in the exaltation of Abraham Lincoln.²

¹ The grounds for the assertion above the writer set forth in a paper entitled "Senator Stephan A. Douglas and the Germans in 1854" read before the State Historical Society of Illinois, at Springfield, May 24, 1912. The article which here follows includes a summary of one and an enlargement of another division of that paper.

² The premises warranting the statements above respecting the decisive influence of the Germans in the national success of the Republican party in 1860 the writer has set forth in some part briefly in an article entitled, "The Germans of Davenport and the Chicago Convention of 1860," *Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter* for July, 1910, pp. 156-163; and in the two following unpublished addresses:

"The Germans and the National Republican Convention of 1860"

The revulsion among the Germans produced by the Nebraska bill and its important political consequences in 1854 have been pointed out by several latter-day historians; but so far as the writer can discover only one has indicated either the major or the minor causes producing that revulsion and the ensuing revolt.¹ The fact merely is asserted. With respect to causes, either philosophical objections or patriotic disapproval of the violation of a sacred compact is assigned or implied as the single motive arousing them in opposition.² Prosaic, practical considerations that might affect Germans immediately in purse and person and peace of mind are not referred to or suggested as the efficient causes producing their agitation and determining their conduct. Moreover, except a reference to the number of German newspapers opposing the passage of the Nebraska bill, no mention is made in our stock histories of any of the actual developments among the Germans indicating the nature and intensity of their opposition or its range and volume; and only one writer has referred to any of the important episodes in which Germans were conspicuous that directly affected the course of public opinion and Congressional debates.³ If one seeks particulars in the *Memoirs* of

delivered before the German American Historical Society of Illinois at Germania Maennerchor Hall, Chicago, April 7, 1911; and

"Massachusetts, The Germans and the Chicago Convention of 1860" read before the State Historical Society of Illinois at Evanston May 17, 1911.

¹ Professor Benj. Terry, *Die Heimstätten-Gesetz-Bewegung* in the Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Jahrgang 2, beginning April, 1902—see especially the issues for October, pp. 1-11, and April, 1903, pp. 24-39.

Mr. Ernest Bruncken had made ready to give us many of the details bearing upon the German secession from the Democratic party in 1854 when he discontinued his interesting studies in 1904—see particularly his *German Political Refugees* reprinted from the Geschichtsblätter of 1904.

² Von Holst, *The Constitutional and Political History of the United States*, IV, 426-430; Rhodes, *History of the United States*, I, 495; and Faust, *The German Element in the United States*, II, 126-133.

³ Mr. Wm. Vocke cited later.

Gustav Koerner or in the *Reminiscences* of Carl Schurz, both prominent actors in the anti-slavery debates, astonishment is the net result of his examination for neither gives nor suggests illuminating details that indicate that the Germans had a very practical interest in the results of legislation affecting national policy pending in Congress at the time.

In what follows some of the practical considerations arousing the Germans in 1854 are displayed.

I.

Owing to the loss of so many of the important records, it is probably not feasible to determine when the people of Chicago became aroused over the introduction of the Nebraska bill by Senator Douglas and began to bestir themselves in active opposition to its passage. This condition is especially adverse with respect to the Germans, the files of the *Illinois Staats Zeitung* being unavailable. In general the people of Chicago, and especially the Germans, became alarmed and began to organize in opposition to the repeal of the Missouri Compromise about as soon as the people of the eastern cities.

The attitude of the American press of Chicago was somewhat uneven. The *Daily Democratic Press* maintained a masterly silence until February, merely retorting once anent the repeated thrusts of a contemporary because of its silence, that others should attend to their own business and allow others the same privilege. The first editorial expression in the *Daily Tribune*, perhaps the foremost anti-slavery organ west of Ohio, was not until January 25: Other matters—such as the Bedini riots in Cincinnati, the Maine liquor law, or the “Temperance” question, then a burning issue in Chicago, “Young Ireland” and sundry like matters—engaged the attention of its editors. The first paper to raise the hue and cry and the most energetic in attacking Douglas’s bill during the month of January was the *Daily Journal*. On January 10 it led off with a vigorous editorial that began with the sentiment: “Senator Douglas in bowing the knee to Baal goes his whole length. * * * * It is not to be expected of men who live for the sole purpose of enjoying official station

that they shall ever be manly, noble or independent." The *Journal* maintained a steady running fire upon Douglas and his bill in its editorial and news columns during January. Its energy may be inferred from the fact that on January 16, 17, 19, 24, and 28 editorials or reprints of articles, denouncing the Nebraska bill appeared. The *Journal* reprinted on January 28 and took special pains to call the public's attention to "The Appeal of the Independent Democrats in Congress to the People of the United States:"—a document which, we shall see, was designed to arouse the foreign born generally, and the Germans in particular, in opposition to Douglas's bill.

The first sign in Chicago of organized public protest against the Nebraska bill was a meeting called for Sunday, January 29, six days following Senator Douglas's formal announcement in the Senate that he accepted Senator Dixon's amendment specifically repealing the Missouri Compromise and would incorporate it bodily in his bill. The American papers make almost no mention of the meeting. A call or notice of it appeared in the *Daily Journal* of January 29 without comment. It merely states that a meeting is to be held to discuss the Kansas-Nebraska bill. There is no indication whether natives or foreign-born were foremost in calling it. No report of its occurrence or proceedings appears to be extant; and the loss of the files of the *Illinois Staats Zeitung* leaves one in some doubt as to the makeup of the meeting, but there is some warrant for concluding that it was a meeting of foreign-born residents;—a fact that may account for the absence of any particular notice of it in the American press of the city.

Mr. William Vocke, one of the Founders and the first President of the German American Historical Society of Illinois, in an address delivered at Bloomington in 1900 commemorating the part taken by the Germans and the German Press in the formation of the Republican party in Illinois, makes the claim that to the Germans of Chicago belongs the distinction of calling and holding the first public meeting in the North to protest against the introduction and passage of the Nebraska bill. It was called, he informs us, at the suggestion, or

under the leadership of Mr. George Schneider, then editor of the *Illinois Staats Zeitung*, to meet January 29 and probably the meeting referred to in the *Journal* mentioned above and the one asserted by Mr. Vocke are one and the same.¹ Mr. Vocke in 1854 as throughout his life was alertly interested in practical political events in Chicago; and then or subsequently was a member of the working staff of the *Zeitung* and his statements are founded probably upon either personal recollections of the meeting or familiarity with the files of that paper wherein an account of its proceedings was given.

The fact that the meeting or conference on the 29th attracted no notice and elicited no comment in the American press suggests the conclusion that there could have been little or no vehemence of expression and no violence in the proceedings with respect to Senator Douglas. Had there been, the fact would have immediately affected native partisans and disturbed alignments in local politics, city and county and the city press would have promptly indicated their appreciation of its consequences.

Mr. Vocke's claim that the Germans of Chicago enjoy the distinction of having the first meeting in the North in opposition to the Nebraska bill is not quite true—although nearly so. A call for a mass meeting of all opposed to the Repeal of the Missouri Compromise, "regardless of creed or politics" or race was in circulation in New York City on January 20 but the meeting did not occur until Monday, January 30.² Mr. Rhodes tells us that a similar meeting took place in Cleveland, Saturday night, January 28.³ Americans seem to have been the prime movers in both instances.

The next Anti-Nebraska demonstration in Chicago of any consequence seems to have been a meeting on the night of February 8. It was the result of a call signed by approximately 400 persons who declare themselves "opposed to the abrogation of the restrictions and prohibitions of the Missouri Compromise, an act which time and the public faith have

¹ *Transactions of the McLean County Historical Society*, III, 53.

² *N. Y. Herald* Jan. 21 and Feb. 1.

³ *History*, I, 465.

made sacred." By far the major number of signers seem to be Americans; among the number being J. F. Farnsworth, two years later elected to Congress, Wm. Duane Wilson and N. B. Judd. One finds, however, a number of German names or those that suggest foreign parentage among the signers: Mr. George Manniere, Francis Hoffman, Gustav Kammerling, Charles Sonne, Henry Dollman, J. B. LeMaitre, August Cossell, A. Vail, A. D. Sturdevant, H. W. Zimmerman, Henry Vreland, F. Kahle, Wm. Prosser and others.¹ The account of the meeting, as given in the *Tribune*, does not indicate that the Germans took a prominent part in the proceedings, although Mr. Hoffman was made one of the Vice-presidents, or that any emphasis was placed upon the particular interest of the foreign born in the effect of the passage of Douglas's bill.²

For the next month and more nothing worthy of note took place. The *Staats Zeitung* under the editorial charge of Mr. Schneider assisted by Mr. H. Hillgaertner maintained a vigorous and steady opposition to the course of Douglas. Their editorial work was greatly augmented by the efforts of Mr. Edward Schlaeger who was about that time beginning the publication of the *Deutsch-Amerikaner*. In the forepart of February the *Zeitung* expressed a view of Douglas and his relations to the Nebraska bill that was probably universally held then, and has been held since, by the critics of his course in disturbing the famous compromise of 1820: Douglas, it proclaimed, was simply working for favor with the South with his bill so that he could secure its support of his prospective candidacy for the Presidency; but "Keine deutsche Stimme für einen Douglas!"³

One may discern by slight signs in the columns of the *Tribune* the realization by the public of the influential part played by Germans in public affairs and concern as to their course with respect to political affairs, signified by the frequency with which their work or activities or interests are noted and commented upon. Thus on January 16 it reprints

¹ *Chicago Daily Tribune*, Feb. 7, 8.

² *Ib.* Feb. 9.

³ Quoted in *Anzeiger des Westens*, St. Louis, Feb. 8.

an article from the *Quincy Whig* on "The German Press in America"; on Feb. 24 an editorial on "The German Press on the Nebraska Bill"; on March 7 another on "The Germans and Free Labor"; and on March 13 it reprints a vigorous article from the *N. Y. Evening Post* entitled "Excluding Free Labor from the Territories," in which the interests of the German freeman and homeseeker are referred to. Beginning with its issue of March 17 the *Tribune* devoted columns to the Germans for the several issues.

On March 16, Thursday evening, there occurred a mass meeting of Germans at South Market Hall. No preliminary notice thereof appears to have been published in either the *Journal* or the *Tribune*. Nevertheless on that night the Hall was packed with militant Germans assembled to express their opposition to Senator Douglas and his Nebraska bill. Prior to that meeting German feelings anent the repeal of the Missouri Compromise, while expressed with force and point, had not exceeded in intensity those of the native born; but on March 16 German indignation in Chicago concentrated with tremendous intensity and burst forth with a violence that shook the city and shocked the country, with serious consequences, immediate and remote. In order to appreciate the meeting and its aftermath we must realize what there was involved in the Congressional debates at Washington and in the legislation pending that so aroused the Germans of Senator Douglas's home city—Germans, too, who up to that time had for the most part constituted the most powerful corps of his staunchest supporters.

II.

Even before Senator Douglas had announced (Jan. 23) his acceptance of the amendment of Senator Dixon of Kentucky which flatly provided for the repeal of the Missouri Compromise and thereby opened up the vast regions of the then unsettled West to owners of slaves, many of the German papers had begun to train their guns upon the proposed repeal. By February 1 most of their leading organs were declaring it undesirable and unwise; and the majority were

denouncing it as both hostile to the general welfare and obnoxious to the interests of Germans in particular. The objections of the German press were in no sense metaphysical or sentimental in character or origin. They were the issue of direct and immediate interest in their own welfare as Germans; and the spontaneous and vehement expressions of alarm and protest from eastern shores to western frontiers were at once the voice of instinct and conscious intelligence and sound judgment.

To Germans three matters in American policy and politics were of paramount concern; and each and all were put in jeopardy by Senator Douglas's bill.

First, the repeal of the Missouri Compromise necessarily precipitated a renewal of the discussion of Slavery and the extension thereof into the new territories and such a discussion Germans well knew, (for many of them had learned it in the violent debates of 1848-1850) threatened the stability of the Union; and to the Union the hopes of refugees from European oppression were anchored.

Second, Slavery meant ultimate, if not immediate degradation of German character, as some of the hideous features of the enforcement of the Fugitive slave law painfully suggested to them. White and slave labor could not coexist in the Far West without making ordinary manual labor impossible for the selfrespecting German; social disesteem would make life unbearable for himself and family.

Third, a free Homestead bill was pending in Congress and the German was "land hungry." A home and a home site in fee simple, an estate in farm land in his own right was the heart's desire of the German immigrant and slavery and its guardians stood malevolently athwart his hopes. For several years southern senators and representatives had steadily and successfully opposed the homestead bills in Congress and in the discussions and proceedings had exhibited decided nativistic prejudices against the foreign born, and the Germans in particular. Just at this time Germans were especially sensitive to this prejudice on another account.

Since 1848 Germans had ardently desired intervention by

the United States in behalf of the revolutionary parties of Germany, Hungary and Italy and they had their hopes blighted chiefly by the opposition of pro-slavery champions. Moreover, "forty eighters" had had their wrath stirred by courtesies and honors done to the Pope's Nuncio Bedini, by the Senate at Washington and these were interpreted to be additional signs of the alliance of the pro-slavery party with the enemies of German freedom.

The direct and personal interest of the Germans in the consequences of the repeal of the Missouri Compromise was signified most conspicuously perhaps in the conduct of the anti-slavery leaders in Washington. Senators Chase and Sumner and Representatives Joshua R. Giddings and Gerrit Smith and others joined in issuing to the public "The Appeal of the Independent Democrats in Congress to the People of the United States," dated January 22. It was this Appeal that aroused Senator Douglas to furious wrath and produced the explosion in the Senate chamber on January 30 in which he assailed Senators Chase and Sumner for language used by them therein. In that document a direct plea was made to the Germans. A few sentences taken from the forepart and the latter part of the Appeal will show how direct was the plea to German interest.

We arraign this bill as a gross violation of a sacred pledge; as a criminal betrayal of precious rights; as part and parcel of an atrocious plot to exclude from a vast unoccupied region immigrants from the old world, and free laborers from our own states, and convert it into a dreary region of despotism, inhabited by masters and slaves.

* * * * *

From the rich lands of this large territory, also, patriotic statesmen have anticipated that a free, industrious, and enlightened population will extract abundant treasures of individual and public wealth. There, it is expected, freedom loving emigrants from Europe, and energetic and intelligent laborers from our own land, will find homes of comfort and fields of useful enterprise. If this bill shall become a law, all such expectation will turn to grievous disappointment. The blight of Slavery will cover the land. The Homestead law, should Congress enact one, will be worthless there. Freemen, unless pressed by a hard and cruel necessity, will not and should not work beside slaves. Labor cannot be respected where any class of laborers is held in abject bondage.

We earnestly request the enlightened conductors of newspapers printed

in the German and other foreign languages to direct the attention of their readers to this important matter."

It was the slashing adjectives of the first paragraph quoted that so enraged Senator Douglas, and we may well suspect that his wrath was in no small part the result of his appreciation of the tremendous effect his bill would have upon the minds of his own German constituents and upon the Germans of the Northwestern states generally. It will be noticed that the Appeal in the extracts given is addressed in its argument first to the foreign born, those resident and those in Europe contemplating emigration, and not primarily to natives seeking homes in the new territory; and it is not insignificant that both Chase and Giddings to whom the authorship of the Appeal is accredited both hailed from a state wherein Germans were potent, easily holding the balance of power at the polls.

It was such facts here briefly summarized that in major part explain the first protests of the German press and of German mass meetings against Douglas's Kansas-Nebraska bill during January and February. During March, however, German opposition to the bill suddenly upheaved in terrific fury and it burst upon Douglas's head in his own home city. We must appreciate certain changes in Douglas's original bill that were wrought in the Senate in March in order to realize the causes producing such demonstrations of intense feeling among the Germans.

Except the object of the bill itself there was little in the measure Douglas at first personally urged to which Germans could object on the ground of direct discrimination. One clause, however, created adverse inquiry and suggested prejudice. The privileges of suffrage and holding office in the new Territories was to be confined to "citizens" or to those who had "declared their intention" to become citizens and who further had taken "an oath to support the constitution of the United States and the provisions of this act." These clauses seemed to squint towards an adverse policy as regards immigrants; and much sharp criticism was directed against the language and the supposed design thereof.

On March 2, Senator Clayton of Delaware moved to amend the clause just mentioned by confining the rights of voting and office holding solely to citizens of the United States. In spite of vigorous opposition the amendment passed by a narrow majority—the vote being 23 to 21. Senator Douglas and his colleague James Shields both voted against it but neither spoke against it.

The Clayton amendment should it become a law would mark a radical change—a reversal in fact—in the liberal policy of the national government of half a century in respect of the foreign born in our national polity. It would be the first national nativistic statute since the repeal of the Alien and Sedition laws of malodorous memory. Thus amended the Nebraska bill passed the Senate on the morning of March 4 by a vote of 37 to 14. Senators Douglas and Shields of Illinois both voting for the clause denying the franchise and the benefits of office to aliens resident in the new territories.

Professor Von Holst curtly dismisses the Clayton amendment in his elaborate account of the agitation in 1854 with a bare mention, as a matter of slight importance, and that only in the parliamentary manoeuvres in the progress of the bill through Congress; but if the writer does not wholly misjudge the political situation in 1854 Clayton's amendment was a fact of primary importance. It was the same discrimination that had previously been incorporated in Homesteads and other land bills in Congress to the indignation of Germans and it was the same discrimination that Senator Clayton himself later had placed in the Homestead bill then pending in the House. The Clayton amendment was a blazing fact that in German eyes made lurid the logic of the propagandists and defenders of slavery and luminous the dangers to Germans in their success in securing the right of way to Slaveholders in the Far West.

With these facts in mind we may now more effectually appreciate the motives actuating the Germans of Chicago in their meeting on Thursday evening, March 16 in South Market Hall, in the passage of the resolutions adopted and in the extraordinary proceedings thereafter.

¹ Von Holst *Ib.*, 434, 453.

III.

The prime mover in calling or bringing about the meeting in South Market Hall on the night of March 16 seems to have been Mr. Edward Schlaeger, editor of *Deutsch-Amerikaner*. The assembly was called to order by Mr. F. Wagner. Mr. C. Leverance, a merchant, was elected President. The Vice-Presidents were Messrs. Weiman, Limberg, Lepsche, Wunderle, Otto, Busse, and Pfund. The Secretaries were Messrs. Geo. Schneider and F. Baumann. The Committee appointed to draft resolutions to express the sentiments of the meeting was composed of H. Hillgaertner, E. Schlaeger, F. Baumann, C. Ludje and A. Hendrick. It has not been feasible to secure accurate information about all of the persons just named, relative to given names, ages, occupations and careers, but the writer's best information is to the effect that all of them were men of achievement and local distinction among the Germans of Chicago, as merchants, hotel keepers, publishers, editors. Mr. R. B. Hoeffgen was the founder and first editor of the *Zeitung* and at that time was probably intimately associated with its management under Mr. Schneider's editorial supervision.

While the committee was out preparing its resolutions various speakers addressed the meeting. At some time during the preliminaries an incident occurred that bid fair for a while to frustrate the purpose of the meeting and convert it into a disorderly assembly. Some facetious or patriotic friends of Judge Douglas varied the program considerably by cutting off the gas. In the Egyptian darkness that prevailed confusion and uproar ensued and riotous disturbances and the failure of the meeting threatened. Many so concluded and were leaving the Hall. Suddenly above the hubbub was heard in trumpet tones the voice of Alderman Francis A. Hoffmann saying: "When I sit in darkness the Lord shall be my light." "Whatever you have spoken in darkness shall be heard in the light." "To the upright there ariseth light in darkness." Silence fell upon the excited crowd and order reigned; and the exodus stopped. Quick witted persons soon discovered the point of trouble and restored the lights. Instantly there flashed forth from the

ready speaker the words: "The darkness is passed and the light now shineth." "You are now called out of darkness into marvelous light" and there "will be brought to light hidden things of darkness:" and more equally to the point.

Alderman Hoffmann, although at the time engaged in banking, an occupation that rarely conduces to success in oratory or elocution, had years before, while resident in Germany been a Lutheran preacher; and he possessed histrionic ability to a marked degree. His apt and luminous quotations from the Book of Books and his telling voice gave him perfect mastery over the turbulent elements of the meeting. One who was present informs the writer that the effect of his speech was electric. It was that performance and the speech he made at South Market Hall that created public confidence in his ability and lead two years later to his nomination by the new Republican party for the office of Lieutenant Governor—an honor which he could not appropriate because of a technicality affecting his naturalization but which did not operate when he was nominated and elected in 1860.¹

How many and who addressed the meeting cannot be definitely stated. The *Tribune* and the *Journal* mention only the effort of Alderman Hoffmann. The *Democratic Press* states that Messrs. Hoffmann, Schlaeger and James Breck addressed the assembly. Only one of the speeches *in extenso* seems to have been preserved although the *Tribune* announced that several of them were to be translated into English for general circulation. The *Journal* reproduces a considerable portion of Mr. Hoffmann's speech. Speeches by Germans in opposition to Douglas's bill are so difficult to recover in these days that its reproduction here is worth while on this and other counts. Alderman Hoffmann was a banker of distinction in the city of Chicago at the time. For sometime he had enjoyed intimate personal relations with Senator Douglas in both business and politics; his home no less than his bank parlor being a place of frequent resort for Illinois's senior senator when the

¹ The writer's authority for the above respecting Francis A. Hoffmann are Mss. letters written him by one who was present at the meeting in South Market Hall and knew Alderman Hoffmann intimately.

latter was in Chicago. But the Nebraska bill and its amendments overwhelmed personal admiration of the abilities of the "Little Giant" and fondness for the man and he broke the party ties that for so long had firmly held him. Further than this the sentiments of Mr. Hoffmann in March, 1854 are not irrelevant or immaterial or strange in these strenuous days (July, 1912) when the bitterness of party strife seems certain to rend party alignments that were first formed in the storms produced by the Nebraska bill.

The *Journal* tells us that "loud calls" were made for Mr. Hoffmann who addressed the meeting as follows:

"It is one of the greatest blessings imaginable, to be a citizen of so great, glorious and free a nation as that of this Union; but every privilege has connected with itself certain duties which must be performed by those enjoying such privileges. It is the sacred duty of every American citizen to scrutinize the acts of his legislators, and vigilantly watch the actions of those who have been commissioned with the enactments of the laws of his country. To perform that duty we are here assembled!"

"Stop!" I hear from some corner of the House, "Stop!" "Remember the party! We are bound to uphold it! The leading members of the party stand united on this question!" Yes, gentlemen, the party, the party, the Democratic party, and its leaders, that is the watch word. I am for party organization, I have been a faithful adherent of the democratic party, for the last fourteen years. I honestly and firmly believe that the principal doctrines of that party are truly republican; but justice is paramount to party, and the dictates of conscience and humanity are superior to those of my party leaders. If the party is to rule us with an iron rod—if the party is to dictate measures, at which humanity shudders and against which justice cries out; then gentlemen, we had better break the chains which fetter us to that party, and tear asunder the ties which connect us with its leaders. We cannot, we will not sacrifice liberty to party interests, we cannot, we will not consent without a murmur, that the curse of slavery should blight one inch of that territory which is forever sacred to and set aside for liberty! But there is as yet no danger. This is not a party test, or a party measure.

Gentlemen, I have always had the utmost respect, I might say adoration, for that man (Douglas). We had good reason to be proud of him as one of the most prominent statesmen of the Union; we respected him the more, because by perseverance and integrity he had raised himself out of the humble workshop of a mechanic to one of the most noble positions in the world—but he has betrayed the trust which the people have placed in his hands and tonight we weep over the fall of a great man in Israel. Henceforth we cannot acknowledge his claims to our esteem.

On the 6th day of May, 1820 it was solemnly declared by the Representatives of the Union that Slavery should be forever prohibited—forever prohibited! When the “Champaign Ruelds” at his coronation raised his hand toward Heaven and swore by the Eternal, that he would grant a liberal constitution to his subjects, nobody expected that he would perform this sacred pledge; for it is known that Kings and Tyrants will redeem their promises only when it suits their convenience or interest. But when the representatives of a free and glorious Republic solemnly pledge and promise a thing, then, gentlemen, the world has a right to expect, and does expect, that those pledges will be sacredly kept, that those promises will be faithfully performed.

We have no inclination whatever to interfere with the rights of the South, and though we may not be able to comprehend the consistency of a man, who with one hand holds the scroll containing the declaration of Independence and in the other grasps the lash, with which to drive his fellow men, though it may be beyond our comprehension how a freeman can enslave his fellowmen, yet we submit. We peaceably submit to which politicians call the right of the South—But when that terrible curse Slavery advances, when supported and invited by Northern dough-faces, it is pressing onward, when it threatens, in spite of all former contracts and compromises, to set its unholy foot on the free ground of the North, then gentlemen we should and will arise in a body, and will cry out! So far, but not farther! and we will not be subdued by the cry of party, party! The choice is easy made between freedom and party, between liberty and slavery, between right and wrong. The freemen will strike for the former and never consent to the latter.

There is yet another feature in said bill, or rather in its amendment, which alone is sufficient to brand the whole of the bill with the marks of condemnation. Foreigners are deprived of the privilege of voting. That Amendment, gentlemen, is the Devil's cloven foot sticking out without covering. Such is the love of the Democratic Senate for the hard-toiling immigrant, that they place him politically on the same basis with the slave whom they consider a chattel! O! Democracy! where are thy blushes! What is the object of this amendment! To advance slavery, to prevent foreigners from settling in that country, and casting their vote in favor of free labor, and in opposition to that terrible system of making capital out of the blood of their fellow men.

In translation Alderman Hoffmann's speech no doubt loses much of its vigor and vivacity compared with its force and flavor in the original German. Nevertheless, we can well imagine that uttered by him under the intense excitement of the occasion with the orator's fervor and abandon, it had a decided effect, and we can easily believe the *Journal* when it says that the speaker was “frequently interrupted by ap-

plause" and that he concluded "amid the deafening cheers of the whole assemblage."

IV.

Upon the conclusion of Mr. Hoffmann's speech Mr. Baumann came forward and for the committee presented the resolutions agreed upon. The various sections as he read them were greeted with rounds of applause and vociferous approval, if we may believe contemporary prints. No one could complain that the resolutions lacked either pith or point. They dealt with the matters in issue with characteristic German frankness, not to say bluntness. There is no hesitation, no qualification in denouncing slavery as an abomination and in branding their senior Senator at Washington as a demagogue, a disgrace and a traitor whose work was menacing the public peace and their personal welfare. That Douglas might possibly have substantial reasons in law and the traditions of the constitution for the position he had taken they could not conceive or concede. That he ought to be driven summarily from public life is a necessary and pressing conclusion; and Northerners who concur with him and sanction his course were supine and servile, the tools of his vaulting ambition, or conspirators in collusion with Slavocrats plotting to get for the Black beast of Slavery the right of way in the North as well as in the West. The resolutions, like Mr. Hoffmann's speech are worth reproduction and they are given at length:

Whereas, the present attempt of the South to introduce slavery into Nebraska Territory and thereby to increase the preponderance of the slaveholding interests in the Union is not a solitary measure, but a logical consequence of similar previous acts and an ominous prophecy of further attack upon Northern liberty.

And Whereas further, the Democratic party and its leaders have, by their sycophancy to the South called forth this outrage; it is therefore,

Resolved, That we deem it high time to make war, not only against the Nebraska bill but in general to stand upon the offensive, rather than that of the defensive, reducing the slaveholding interest from its present position of a leading power to what it really is, a local institution existing by sufferance.

Resolved, That we deem those the worst enemies of liberty and republicanism, who by the lying pretence of upholding the sovereignty of the people in introducing slavery in the territories of the United States,

make the attempt to import Southern aristocracy, and Southern contempt of free labor into the North, and thereby endanger the liberty-loving and independent spirit of the North.

Resolved, That in the amendment of the Nebraska bill reducing the Free foreigners to the position now occupied by the slaves, who is politically without any rights, and depriving him of all influence against the phalanx of slave holders, we perceive a spirit particularly inimical to us Germans, pioneers of the West, as we are, that we have lost our confidence in, and must look with distrust upon, the leaders of the Democratic party, to whom, hitherto, we had confidence enough to think that they paid some regard to our interests.

Resolved, That an organization of the liberty-loving German element is necessary, in order to prevent the present organization from being any further an instrument in the hands of the slave power.

Resolved, That we especially consider Stephen A. Douglas as an ambitious and dangerous demagogue, that we consider him a blemish upon the honor of the State of Illinois, and deem it our duty to (do) our best to rid ourselves of him as quick as possible.

Resolved, That we express our deepest condemnation at the servile manner at which our legislature has hurried itself into an endorsement of the Nebraska bill.¹

The resolutions were adopted unanimously, without amendment. Immediately thereafter, however, a Mr. Wiese introduced a supplemental resolution that went further and said explicitly what doubtless was in the minds of the members of the Committee on resolutions in framing their resolutions. It is as follows:

Resolved, That we consider the political career of Senator Douglas is terminated, and that he is deprived of public confidence and subject to general indignation, that we do not deem him worthy any longer to represent the state of Illinois in Congress and we therefore expect him to resign his seat in the Senate immediately.

Such a demand approximated the "Recall" of present day discussion, a method of government ardently advocated by most of the German radicals between 1850 and 1860, notably by Karl Heinzen.

One point in the resolutions only need be referred to. Aside from Senator Douglas and the commendors of his bill in Illinois the resolutions appear to be addressed chiefly, if

¹The translation of the Resolutions as they appear in the *Tribune*, March 20, is followed. In some instances there are slight differences in wording in that found in the *Journal*, March 17.

not solely to the Democratic party. The fact is significant because the meeting, if we may rely upon an assertion of the *Tribune*, was composed wholly of Germans, and Germans who had theretofore voted with the Democratic party and were staunch supporters of Senator Douglas. Such denunciation of the course of the Democrats and of Douglas in particular was a demonstration all the more decisive.

Either just before, or immediately following the adoption of the resolution offered by Mr. Wiese, Mr. Schlaeger was called for and addressed the meeting; but his speech was not reproduced although some of his sentiments are reported. He said that it "was high time the German population ceased being led by the nose by demagogues of the Democratic party. They must organize for themselves and be independent of the opinions of others." The *Journal* says that he made a "very Free-soilish speech" and that after denouncing Douglas he praised Wm. H. Seward. More of the speech of Mr. Breck is given. From the account given one might infer that he was not a native German as he confessed that he was not very conversant with the German language. He dwelt upon the injustice of the discrimination against aliens inflicted by the Clayton amendment. "The native born American can go to Nebraska," he said, "and take his place as a free citizen, but the German would have no more voice in making the laws he obeyed, than the slave brought from Alabama. There was no self-government in Nebraska after all the bluster that was made about non-intervention. The man who introduced this famous measure was here labeled (referring to a portrait) The Benedict Arnold of 1854. It was a correct superscription and the stigma would attach to the traitor's name as long as the country had a history."

It is clear from what has been presented that the objections of the Germans of Chicago to the Kansas-Nebraska bill were in no wise metaphysical, sentimental or transcendental in character or origin. Their revolt from the Democratic party was not the issue of academic disapproval of the bill or aesthetic dislike of slavery. The Germans were aroused by what

seemed to them a menace and a direct attack upon their welfare as Germans.

V.

The proceedings in South Market hall did not conclude with the speeches and the passage of the resolutions. They had a lurid climax. On the wall of the hall, or on a transparency was displayed during the meeting a likeness of Senator Douglas. It was adorned with a hempen cravat and labeled as we have noted—"The Benedict Arnold of 1854." At the close of the proceedings, whether by previous plan or by some spontaneous suggestion born of the moment does not appear, it was taken down and thence out upon the street and elevated upon a standard. A procession was formed upon Michigan avenue. With a band discoursing music at its head a great throng proceeded via Clark to Randolph street, thence to Court House Square. There the effigy was hung and burnt, the *Tribune* tells us, "amidst the hisses, groans and hurrahs of the largest number of people ever before assembled in the city on any public occasion." The general comments of the *Tribune*, penned two days following indicates how intense the feeling against Douglas was among the Germans:

Chicago, the home of Judge Douglas, has again expressed its reprobation of the author of the Nebraska outrage in a manner which will not soon be forgotten.

Never before has the public indignation of this city been manifested against any public man to the extent that it was carried in this case. * * * * It (the throng in the Court House Square) was confined almost entirely to the German citizens who appeared to have come in swarms from every part of the city, to participate in the movement. We believe no native citizen participated in it, though none present seemed to have any sympathy for the object of indignation, or to censure the persons engaged in hanging and burning it.

A year ago Judge Douglas counted his friends by thousands. Now with the exception of a few office seekers and office holders there is no one to utter a single word in his defense. Never did a public man fall so low, in so short a time, in the estimation of his political and personal friends and neighbors. With the German citizens, especially, upon whose support he seemed to rely under any and all circumstances, there is but one sentiment expressed and that was expressed in the exhibition on the public square, on Thursday night.

The burning of Judge Douglas's effigy in his home city by those who had been his most loyal supporters was a seven days sensation in the city and state; and it produced much recrimination. Douglas's friends denounced the indignity in scathing terms: while his critics and enemies were divided, some deploring, some defending or palliating. The *Journal* commented coolly upon the "strange procedure" of the Germans in "burning their idol whom they had worshiped so long. * * * * We are no advocates of effigy-burning, yet if the personal and political friends of anybody choose to signify the sundering of the ties which have hitherto bound them, in this manner, we suppose 'there is no law agin it.' " The *Daily Democratic Press* in its issue of Monday (March 20) declared that it had yet to hear "the first word of approval of that act;" but it did not attack the parties who had initiated and carried forward the affair, and a correspondent took its editors (and all editors of the Whig or anti-slavery press of Chicago) sharply to account for not promptly and vigorously denouncing the outrage. The *Springfield Journal* repelled the charge of its contemporary at the state capitol, the *Register* that the Whig press of the state generally approved the conduct of the Germans, saying: "This hanging in effigy is denounced by men of all parties. . . ."

The Tribune, however, (March 25) in a lengthy leader frankly and plumply defends the course of the Germans in burning Douglas in effigy. In an elaborate and subtle argument it analyses the logical and ethical and legal phases of the use of "pictorial illustration" as a means of expressing intense feelings publicly and the propriety of resorting to such mock ceremonies indicative of what the participants would like to have done with one who had grossly betrayed their trust and placed their peace and welfare as citizens in jeopardy. It was a powerful plea; but one admires the subtleties and sinuosities of the argument; he is not much impressed with the righteousness of the conclusion.

Germans were much divided, as were the natives, anent the affair. It would be interesting to know how such responsible editors as Messrs. Hillgaertner, Schlaeger and

Schneider commented upon it but the loss of the files of the *Deutsch-Amerikaner* and the *Zeitung* precludes knowledge. One indignant German wrote the *Press* (March 18) a sharp letter denouncing the outrage upon Judge Douglas in no uncertain terms. The present writer possesses a letter from one who was present at South Market Hall and still recalls vividly the occasion and he asserts that none of the influential Germans approved or endorsed the burning of the effigy. An examination of a number of contemporary German papers published in various states discloses the fact that the act of their fellow countrymen in Chicago is neither commended nor denounced—a fact that may signify lack of approval.

VI.

The aftermath of recrimination following the meeting in South Market Hall and the *auto da fe* in the Court House Square was not bound by the confines of the city or of the state. They were the subject of animadversion later in Congress. They became the excuse, if not the cause, of adverse reflections upon the character and conduct of Germans not only in Chicago but in the country at large, and of adverse action in that body by Southern Senators that proved to be detrimental to the dearest wishes of Germans in one case and might have been a most serious injury in another relationship.

A homestead bill was pending in the Senate. As it passed the House of Representatives its benefits were confined to the "heads of families" and to "citizens of the United States." Both conditions or restrictions constituted grievous discriminations in effect against Germans. It denied the privilege of free homesteads to unmarried men anxious to acquire premises for a home. It probably was designed to work denial to Germans who had come to our shores but had left their wives and children in Germany pending the time when they could earn enough to pay their passage to the United States. And it presumably denied heads of families the right to enter and cultivate government land prior to fulfillment of the prerequisites of naturalization. Senator Wade of Ohio on

April 19. had moved to amend the House bill by giving foreigners equal privileges with natives. In the debate engendered Senator Adams of Mississippi opposed the amendment, giving various reasons, among others the following:

Have you not seen, Sir, within the last few months, petitions presented here and laid upon your table, remonstrating in the name of foreigners, against the action of this body? Not content with that, have you not learned through the public newspapers, that a mob of foreigners, assembled together and hanged in effigy an honorable member of this body? What does that indicate? If the act indicates anything, or has any significance, it is that, in the estimation of those men, the individual referred to, the Chairman of the Committee on Territories, (Mr. Douglas) ought to be hung by the neck until he is dead; and for what, Sir? For doing his duty to the Constitution, to his oath, and to his country.

Other Southern Senators exhibited like antipathies toward the foreign born, and, while not citing the conduct of the Germans in Chicago on March 16, they expressed similar sentiments: and Senator Adams's vote with theirs again prevented the passage of a satisfactory Homestead bill to the great disappointment of the Germans in particular.

The vigor of the effect produced by the finale of the German mass meeting at South Market Hall upon Senator Adams may best be realized in the character of a bill introduced by him in the Senate at the opening of the succeeding session of Congress. On December 6. he gave notice that he would ask leave to present a bill "to amend the act to establish a uniform rule of naturalization, and to repeal the acts heretofore passed on the subject." On December 11. he submitted such a bill that provided for the extension of the period of probation for the alien desiring to become a citizen of the United States from five to twenty-one years, the law to affect only immigrants who might arrive in our ports subsequent to the passage of the bill. Senator Adams asked leave and was granted the privilege somewhat out of the ordinary, to give the considerations that prompted him to offer the bill before it could come up regularly for debate. In the course of his speech he said:

"I ask the Senators to cast their eyes over this country and see the number of foreigners, (who often march in procession to the

polls) controlled frequently by a single mind, selecting for us our most important officers. See the riots and mobs in our cities—look at their protest on your journals against the passage of laws to secure to our citizens the right of self-government; then see them hang in effigy an American Senator for having the honesty and independence to mete out equal justice to all sections of this confederacy; see the organization of a party known as the German Progressive Republican party whose avowed object, among other things, is to abolish the Sabbath—that holy day of rest * * * * and then tell me if you do not see danger.”

He repeats at length his speech of April 19. on the Homestead bill, and after disclaiming that he was then, or in this instance, influenced by the prevalent nativistic notions then collectively known under the term Know Nothingism, he asserted: “When I learned the indignity offered to Senator Douglas by a German mob, I determined to introduce this bill.”

Senator Adams pleaded in vain during that session to secure favorable action upon his extreme proposal; but he was persistent. On June 30. 1856 he forced a reluctant Senate to consider his bill and presented in a strong speech an extensive array of arguments for its adoption; but again without avail.

The episode in the Court House Square, while subject to adverse criticism, did not justify the particular discrimination of and emphasis upon the Germans as the chief offenders in such proceedings. They may have been influenced by the example of Puritan patriots and philosophers in Boston, and in Cambridge thereby, who in February had hung the senior Senator of Illinois in effigy in the public commons of those classic cities. Later, in Trenton, near by Princeton, Senator Douglas again received the same distinguished consideration: likewise in Auburn, Seward's home city, and in Buffalo and Utica, New York and in Cleveland, Ohio. And apparently Americans were the only promoters and performers in those exhibitions of intelligence and patriotism.

The biographers of Douglas dwell much upon the protest of the clergy of Chicago (March 29.) against the Nebraska bill (among the signers of which were five or six Germans, if we may take their names as an index), but none of them

notice the actions of the Germans at North Market Hall or pursuant thereto in the Court House Square. Of the two the protest of the clergy was the less serious as regards his political fortunes. Douglas's own course respecting several bodies of protestants, it seems to the writer, demonstrates the fact. He repelled the harsh language of the New England clergymen's protest in scathing terms. He retorted to the charges of the clergy of his home city in powerful rejoinders—in a public letter April 6 and in a speech in the Senate May 8. But not once during the heated debates of 1854, either in Washington or later in his home city, or on the hustings, did Douglas, so far as the writer can discover, hurl back a single hot word to his German constituents. Was he indifferent to their conduct respecting him? No one who appreciates the political traits and solidarity of the Germans, or who knows Douglas's superior political acumen as a party strategist and tactician, would so conclude. His silence anent the Germans was golden: for it was the very essence of political wisdom. Germans constituted one of the most powerful corps among his supporters. He knew that the Nebraska bill—especially as amended by Senator Clayton—was obnoxious to Germans in the extreme. He knew also that argument would avail nothing. Soft words could not appease their anger and scorching rejoinders would but make their wrath cyclonic. Douglas knew too that German votes go with German voices—a consequence not always true when preachers protest. The writer believes that it was his clear apprehension of the fury of German opposition that caused him to advise Colonel Richardson to resort to the tactical manoeuvres whereby the bill was passed in the House without the Senate amendment.

Christian Esselen.

Eine Charakterstudie aus der Vergangenheit.

Von G. A. Rattermann.

Das alleinige Streben nach dem Nützlichen
und Notwendigen ziemt den Menschen nicht.
Krisistoteles.

Ueberblicken wir das Feld des deutschen Geisteslebens in diesem Lande vor ungefähr einem halben Jahrhundert, so fallen uns mächtige Ruinen in die Augen, hingeschwundene Größen, die der Sturm der Zeit zertrümmert hat, von denen nur noch Lückenhaftes vorhanden ist, gewaltige Klüfte, die kaum wieder zu überbrücken sind, weil es bereits am Material mangelt, um ihren Bau wieder lebensfrisch herzustellen. Was nicht in der Zeit eingeerntet wird, geht gewöhnlich im Wintersturm des Weltgetriebes verloren. Wie manche Größe aus den Tagen der „Zwanziger“, „Dreißiger“ und „Achtundvierziger“ deutschen Einwanderung ist im Laufe der Zeit in die Vergangenheit hinabgesunken und vergessen worden.

Indem ich dieses am Abend meines Lebens schreibe, wachet die Erinnerung an die Tage meiner Jugend wieder auf. Es waren stürmische Zeiten, als die Männer von 1848 in diesem Lande erschienen und eine neue Kultur in der neuen Welt zu schaffen sich bemühten. Das war ein geistiges Wogen und Wallen, ein Lärmen und Toben, ein sprudelndes Bewegen und Brausen, wie es die amerikanische Republik nie vorher und seitdem nie wieder gesehen hat. Und dann vergingen die Jahre und es ward allmählig ruhiger und stiller, bis mit dem Bürgerkrieg das gewaltige Lebensdrama jener Zeit zu Grabe getragen wurde. Nur wenigen Größen jener Tage hat die Geschichte ein rühmendes Denkmal gesetzt, die Mehrzahl wurde vergessen, darunter auch der wirklich bedeutende Geist, dessen Andenken neu aufzufrischen diese Blätter bestimmt sind.

Christian Esselen wurde im Jahre 1823 in der Stadt Paderborn, Westfalen, geboren, wo sein Vater preussischer Beamter am Civilgericht war. Derselbe ließ sich wenige Jahre spä-

ter an das Appellationsgericht in Hamm, Westfalen, versetzen, wo der junge Esselen seine frühe Jugendzeit verlebte und mit dem in der amerikanischen Geschichte bekannten Journalisten und Geschichtsschreiber Friedrich Rapp aufwuchs. Nach vollendetem Primärunterricht trat der junge Esselen im zwölften Lebensjahr in das vortreffliche Gymnasium dieser Stadt ein, das unter Leitung von Dr. Friedrich Rapp, dem Vater seines Jugendfreundes, stand, und er bewährte sich hier als einer der aufgewecktesten Schüler, der in weniger als vier Jahren den ganzen Kursus bewältigte. Esselen absolvierte nach Schluß des Jahres 1840-41 das Gymnasium mit einem glänzenden Abiturium.

Es mag hier eingefügt werden, daß in Hamm, wie fast auf allen Gymnasien und Akademien Deutschlands zu damaliger Zeit, die Hegel'sche Weltanschauung gelehrt wurde, deren zugespitzte Richtung nur im Materialismus ihren Ausgang und Ruhepunkt fand und finden konnte. Die ontologische Schwärmerei Hegels, welche die Wesenheitslehre der Dinge behandelte, mußte, da der Ursprung der Dinge eben ein Geheimniß der Natur blieb, zum Entstehen alles Lebens aus der Materie hinleiten. Die Schüler wurden, wie bereits gesagt, zu Materialisten herangebildet, und da sich weder der Anfang noch das Ende der Dingwelt erklären läßt, entweder Träumer oder Weltmerzler, sie wurden Naturphilosophen ohne Basis für ihre Naturanschauungen, und ihr erregter unruhiger Geist verlor sich im Nirvana.

Nach vollendetem Gymnasialkursus entschloß sich der junge Esselen für das Studium der Rechtswissenschaft und wählte die noch von Kotted her berühmte Universität Freiburg in Baden als den geeigneten Tummelplatz seines Studentenlebens und das passende Getreidefeld, auf dem er seine Einsaat des kommenden Wirkens zu ernten hoffte. Es ist nicht klar, ob der junge Esselen sich aus eigenem Antriebe für das juristische Studium entschloß, oder ob vielleicht sein Vater, der zum Richter des Appellationsgerichtes in Hamm befördert worden war, ihn dafür bestimmte, und Freiburg als passende Hochschule in Vorschlag brachte. Kurz, der angehende Student begab sich bereits im Sommer 1841 auf die Reise, machte eine Fußtour von Hamm nach Düsseldorf, von wo er mit einem Rheinschiff die Reise nach Freiburg fortsetzte. Die Erinnerung an diese Rheinfahrt, die malerischen Gärten und Weinberge

und waldbefränzten Hügel mit ihren Burgen und Schöffern hat Effelen fünfzehn Jahre später in dem einleitenden Gedicht seines Cyklus „Urwald und Ruinen“ wieder aufgefrischt:

„Ja, Rosen, wilde, rothe Rosen blühn
An den Ruinen dort im Epheugrün,
Dort, wo der Rhein in Silbermogen glänzt,
Dort, wo die Rebe rings die Hügel kränzt,
Im Niederwald an alten grauen Mauern,
Am Rolandsbogen hoch, wo alte Mythen
Noch länger wie die starren Felsen dauern,
Da pflückten wir der Jugend Rosenblüten“.

In Freiburg war Effelen bald als der Mittelpunkt des akademischen Lebens bekannt, und seine Universitätsgenossen und Freunde, von denen mehrere nach Amerika sich flüchten mußten, sprachen noch lange nachher mit großer Begeisterung, sowohl von der jugendlich heiteren Frische und Empfänglichkeit für das mit Naturschönheiten gesegnete Oberrheintal, als auch von den eminenten Talenten, welche der damals ungemein liebenswürdige Jüngling offenbarte und die zu den weitestgehenden Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Dem eisernen Fleiß, mit dem er seinem Studium oblag, gesellte sich die Frische der Jugend, die alle Reize der Natur fesselten. Ausflüge wurden nach dem badischen Schwarzwald, dem benachbarten Elsaß, nach Rolmar, Breisach und Basel gemacht, die zur Zeit der Sommerferien 1842 sich zu einem Besuch der Schweiz ausdehnten. In dem bereits erwähnten Gedichtscyklus „Urwald und Ruinen“ schildert Effelen mit Begeisterung die Eindrücke, welche die Schweiz in der Umgebung des Vierwaldstätter Sees auf ihn geübt hat.

Das trockene Studium der Juristerei wurde ihm bei diesen Naturanschauungen leidig, und so verließ er Freiburg im Herbst 1842 und ließ sich als Student der Philosophie und Naturwissenschaften an der Universität Heidelberg einschreiben. Hier lernte er Feuerbach und Moleschott kennen, und die von diesen genialen Männern verfolgte Richtung sagte seinem skeptischen Sinn besonders zu. Sein Eifer in dem Erfassen des Wesens des Materialismus leitete ihn selbst über die Spitzen der Hegel'schen Philosophie in die Annahme der alleinigen schöpferischen Urkraft der Natur hinein, in den unbegrenzten Glauben an die Materie.

Im Herbst 1843 wechselte er jedoch wiederum die Universität

und das Studium, indem er sich jetzt für den ärztlichen Beruf vorbereitete. In Berlin ließ er sich als Student der Medizin einschreiben, was mit seinen Neigungen für die Ergründung des tierischen Organismus und der Lebensäußerungen der Körperwelt harmonirte. Allein schon im nächsten Jahr zog ihn die Militärpflicht aus diesem Studium fort. Vermöge der angeerbten Stellung seiner Familie wurde er als Kadet der Potsdamer Garde du Corps einverleibt, wo er bis zum Portepeé-Lieutenant vorrückte. Dem Paradedienst aber wußte er wenig Geschmack abzugewinnen, vielmehr verstärkte es ihn noch in seinem Haß gegen das preußischen Zwangsregiment. Nach abgelaufener Dienstpflicht war er eben im Begriff, seine medizinischen Studien wieder aufzunehmen, als ihn die Märztage 1848 mit in den Strudel des Volksaufstandes gegen tyrannische Gewalt fortrissen. Der Leibgarde-Offizier war jetzt ein glühender Freiheitskämpfer in den Barrikaden der preußischen Hauptstadt, der an dem Sieg des Volkes über seinen Herrscher eifrigen Anteil nahm.

Als dann der besiegte König mit der schwarz-rot-goldenen Binde am Arme sich in den Straßen zeigte und sich selbst als den Führer der deutschen Volksfreiheit proklamirte, ward das siegreiche Volk sofort durch diese erheuchelte Sympathie besiegt. Im törichtsten Jubel glaubte es die Revolution als beendet, die noch nicht einmal über den trügerischen Glanz des blutig erkauften Anfangs hinausgekommen war. Zu denjenigen, die an dieses Trugbild nicht glaubten, gehörte der junge Esselen. Er kehrte nach seiner Heimat in Westfalen zurück und empfand hier, daß er mit seinen Ansichten über Volksfreiheit nicht mit seiner Familie, nicht mit der dortigen Bürgerschaft mehr zusammenstimmte. Er überzeugte sich persönlich, daß nicht nur das Interesse der besitzenden Klassen, der Beamten und des Adels sich dem Vorranschreiten der Revolution widersetzen, sondern daß auch im eigentlichen Bürgertum eine unerklärliche Liebe zum königlichen Hause waltete. Die alte Tradition von der Treue gegen den König, zu dessen moralischer Rettung der Prinz von Preußen (später Wilhelm I.) aufgeopfert werden mußte, erwachte wieder. Das Volk aber, im Grimm über den wüsten Taumel, in den es sich hatte hineinreißen lassen, vereinigte jetzt seinen ganzen Haß gegen die wenigen jungen Leute, denen es mit der Sache ernst war und die auf wirklich revolutionärem

Boden standen. Selbst die Familienbände wurden zerrissen, um die Reihen der wirklich Radikalen zu sprengen, und dieses gelang so gut, daß die Republikaner sich ein anderes Feld für ihre Tätigkeit suchen mußten.

Auch der junge Effelen wurde so aus der eigenen Familie gerissen. „Revolutionäre Katastrophen“ schreibt er in seiner Abhandlung: „Männer und Szenen aus der Revolutionszeit“, „haben eine furchtbare Seite ihrer Wirkung im Familienleben, daß sie mit rücksichtsloser Hand auseinander reißen. Es ist natürlich, daß in einer Familie, wo verschiedene Generationen sind, auch verschiedene Interessen und Weltanschauungen existieren, und daß dasjenige, was dem Jüngling nicht nur als sein Ideal, sondern als seine Pflicht erscheint, daß dies dem Vater als eine Torheit, als ein Verbrechen vorkommt. . . . Freilich im Rausch jener Leidenschaften, welche damals die Jugend entflammten, hatte man nicht Zeit zu diesen ernststen Reflektionen. Die Bewegung riß die Gemüter hinauf und herunter und es mischte sich eine Trivialität in die ernste Bewegung, über welche der Philister erschrad. In solchen revolutionären Zeiten sind die Menschen losgebunden, und es gibt sich Jeder, wie er ist, ohne sich an die alten Regeln des Herkommens und der Sitte zu binden“. *

In dem ruhig besonnenen Westfalen war der Revolutionsrausch schon nach wenigen Wochen verflüchtigt, und das nüchterne Alltagsgewand hatte den kriegerischen Mantel wieder in die Kumpfkammer gebannt. Die getreuen Bürger wunderten sich sogar darüber, daß sie wirklich so kühn gewesen waren, gegen den guten Landesvater ihre Stimme erhoben und der Volksfreiheit zugejubelt zu haben.

Ganz anders stand es in dem benachbarten Rheinlande. Die revolutionäre Bewegung nahm hier gleich von vornherein die doppelte Richtung, an der sie nachher zu Grunde ging, die Verquickung des radikalen Sozialismus mit dem einfachen Streben nach bürgerlicher Freiheit. Eine solche Strömung war zu dieser Zeit im übrigen Deutschland noch nicht einmal in ihren Anfangsstadien vormarkiert, neben der konstitutionellen Bourgeois-Richtung zugleich die sozial-demokratische Bewegung des Arbeiterstandes. Der volksfreiheitsliche Gedanke war in der Rheinprovinz dem übrigen

* Effelens „Atlantis“ Neue Folge Band 7, Seite 208, 209.

Deutschland weit voraus, und in Süddeutschland waren die Begriffe noch viel unklarer und verworrener als im Norden.

Köln war zu jener Zeit der Mittelpunkt der republikanischen Volksbewegung. Hier ergingen sich die Bürger in patriotischen Reden über Deutschlands Einheit, das Parlament, die Märzerrungenschaften und derartigen schwarz-rot-goldenen Ergüssen im Stollwerck'schen Saale; hier ließ sich die volltönige und doch milde Stimme Rabeaux' hören, und Robert Blum feierte hier seine Triumphe auf der Rednerbühne. Während jedoch diese Bewegung in Phrasen sich auflöste und sich damit begnügte, Deputationen über Deputationen nach Berlin zu senden, ging hier eine geheime Strömung unter dem Arbeitervolke vor sich, die von den Kommunisten in die Hand genommen und geleitet wurde. Köln war damals das Rendezvous vieler vormärzlicher Flüchtlinge, die von Paris, Brüssel und London aus den kommunistischen Arbeiterbereinen kamen, und die mit ihren sozialistischen Ideen die guten Philister tränkten. Diese Bewegung ging jedoch ihren sichern Weg und gewann auch unter der Kölner Bürgerschaft einen Anhang. Ein Kölner Arzt, Dr. Gottschalk, erhob sich in diesen sozialistischen Kreisen zum Führer, und unter seiner Leitung ward sie bald befestigt und gewann in der „Neuen Rheinischen Zeitung“, an der auch Freiligrath redaktionellen Anteil nahm, einen starkkräftigen Vertheidiger.

Im Zwiespalt mit der eigenen Familie hatte auch der junge Esselen das elterliche Haus verlassen und war nach dem bewegten Köln gekommen, wo er in den Arbeiterkreisen willkommene Aufnahme fand und zur Mitarbeiterschaft an der Neuen Rheinischen Zeitung hinzugezogen wurde. Mittlerweile war auch das deutsche Parlament im Mai 1848 in Frankfurt a. M. zusammengetreten, und Esselen ward als Berichterstatter dieser Zeitung dorthin gesandt, um Korrespondenzen zu liefern. Da er ein Mitglied des Kölner Arbeiterbundes war, sollte er auch dessen Interessen wachsam beobachten und agitatorisch durch Volksversammlungen, Reden u. s. w. auf die Nationalversammlung einzuwirken suchen.

In Frankfurt entdeckte der junge, feurige Esselen bald, daß die ganze Revolution noch in einem Chaos sich befand und daß das Verständniß der Lage selbst bei denen mangelhaft war, die man zu

Führern gewählt hatte. „Wir kamen“, schreibt er, „nach Frankfurt hin zur Zeit als der Fünfziger-Ausschuß (das Vorparlament) dort tagte und müssen gestehen, daß es eine der unfähigsten politischen Versammlungen war, die jemals in einer so wichtigen Zeit eine Rolle gespielt haben. . . . Diese Versammlung, der die große Aufgabe zu Theil geworden war, die Revolution in das friedliche Bett der parlamentarischen Entwicklung hineinzulenken, sah aus, wie irgend eine Kasino-Gesellschaft, die sich kannegießernd über die Tagesfragen unterhält. Wir erinnern uns noch, daß wir einen norddeutschen Kaufmann in den Römersaal treten sahen, voll Begierde, die Robespierre und Dantons, die Washingtons und Jeffersons der deutschen Revolution zu sehen. Als er die gemüthliche Versammlung sah, fragte er erstaunt: „Ist das Alles“? *

Ueber das Parlament selber urtheilt Effelen gemäßigter, als dies von den Radikalen jener Tage gewöhnlich geschah. Da diese Zeiten der Vergangenheit angehören und ziemlich in Vergessenheit gerathen sind, mag es für die Leser wohl interessant sein, hier den sonst begeisterten Augenzeugen zu vernehmen: „Bei jeder verlorenen Sache“, schreibt er, „muß es einen Sündenbock geben, dem man die Schuld der gescheiterten Unternehmung zuschreibt. So auch mußte für die gescheiterte Revolution ein Sündenbock gefunden werden, gegen welchen man alle Klagen und Vorwürfe los werden konnte, welche der Unmut über eine getäuschte Hoffnung nur eingeben mochte. Diese traurige Rolle hat das Frankfurter Parlament gespielt. Man hat die Mitglieder desselben für den Niedergang der Revolution verantwortlich machen wollen und einen Haß auf das „Professoren-Parlament“ gehäuft, welcher vielleicht nur von der Verachtung, mit welcher die deutschen Regierungen das Parlament behandelten, übertroffen wurde. Und doch ist dieses Parlament nicht allein schuldig; es kann sich decken durch das Volk, aus dem es hervorging, und das in erster Reihe für den Untergang der Freiheit verantwortlich ist. Wir stehen dieser Bewegung wohl so unparteiisch gegenüber, daß wir fragen können: Wer hat in diesen Zeiten keinen Fehler gemacht? Hat nicht die radikale Partei vielleicht die größten Fehler gemacht? Wo war eine Klarheit und Sicherheit

* „Atlantis“ Band 7, Seite 215.

über das, was errungen werden mußte; wo war das politische und soziale System, auf dessen Verwirklichung die Revolution hinarbeitete; wo war die Einmütigkeit der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Richtung der Bewegung? Dadurch, daß von den radikalen Elementen jedes mögliche Maß überschritten wurde, und man alle Bedingungen einer geschichtlichen Entwicklung vergaß, beraubte man die Revolution ihrer besten Kräfte, die sich natürlich gleich anfangs so sehr in Widerspruch zu der öffentlichen Meinung stellten, daß sie im weiteren Verlauf der Bewegung nicht den nötigen Einfluß darauf haben konnten. Der Hauptfehler der Revolution lag daran, daß man höchstens über das einig war, was man zerstören wollte, nicht aber über das, was man aufbauen wollte. Dieser Fehler vereitelte auch die Arbeiten des Parlaments.

„Man hat so viel über die schlechte Zusammensetzung des Parlaments geredet und geschrieben,—aber konnte man denn von dem deutschen Volke ein anderes Parlament verlangen? Waren in dieser Versammlung nicht alle die verschiedenen Elemente, Verufe, Ansichten, Tendenzen vertreten, die im Schooße der deutschen Nation selbst enthalten sind? Die Beamten, die Militärs, der Adel, die Geistlichkeit, waren im Parlamente nicht mehr und stärker vertreten, als in der Nation selbst, und hatten hier keinen stärkeren Einfluß, als dort. Dies waren die reaktionären Elemente. Das Zentrum, die feige, charakterlose Bourgeoisie, vorzüglich durch die Abgeordneten der Hansestädte vertreten, betrug sich im Parlamente gerade so, wie im gewöhnlichen Leben. Und die radikale Seite, die äußerste Linke, war unter sich ebenso uneinig und in der Versammlung ebenso in der Minorität, wie in ihrer Stellung im Volke und im praktischen Leben. Wir sind daher nicht berechtigt, dieses Parlament als eine Mitzrepräsentation des deutschen Volkes hinzustellen. . . .

„Die Versammlung in der Paulskirche ist häufig bildlich dargestellt, so daß selbst derjenige, welcher den Beratungen nicht beigewohnt hat, sich eine Vorstellung davon machen kann. Indessen wäre es wohl ein mißliches Ding, wollte man dieses Bild mit jenen berühmten Bildern, der Unterzeichnung der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, deren Original im Kapitol zu Washington hängt, oder dem Schwur in der Ballhausnacht während der ersten französischen Revolution vergleichen. In der revolution-

nären Versammlung Deutschlands war weder jene eifige, energische Ruhe, jene nüchterne Besonnenheit und Festigkeit, welche Hancock und seine Mitgenossen charakterisirt, noch jene Begeisterung, jene wilde Leidenschaft, jene heroische Stimmung, mit welcher der französische Adel und die Geistlichen ihre Privilegien auf den Altar des Vaterlandes niederlegten.“*

Dieser Darstellung Esselens, der doch zu den radikalsten der Radikalen jener Zeit und Begebenheit zählte, kann man gewiß die Unparteilichkeit nicht absprechen. Auch über die einzelnen Männer des Parlaments spricht er mit der gleichen Ruhe und Würdigung. „Allerdings waren unter diesen Autoritäten Männer“, schreibt er, „die man nicht umgehen konnte. Männer wie Arndt, Dahlmann, Beseler, Gervinus, Welcker u. s. w. konnte man wohl nicht in einem deutschen Parlamente entbehren, selbst wenn sie ihre Zeit nicht mehr begriffen und unter den damaligen Verhältnissen wirklich ein politisches Unglück waren. Aber sie repräsentirten eine Seite des deutschen Wesens, ein Stück deutscher Geschichte, welches das deutsche Volk nicht vernachlässigen und vergessen wollte und konnte. Hatte man nicht das Recht, von diesen Leuten zu erwarten, daß sie sich ebenso brav und standhaft zeigen würden, wie unser deutscher Verranger, der alte Uhlant, der treu zur Fahne der Freiheit stand und dieselbe niemals verleugnet hat?

„Das eigentliche Talent in der Versammlung war unbedingt auf Seiten der Linken, aber leider machte sich das Talent mehr auf der Rednerbühne, in den Klubs und Volksversammlungen geltend, als in den Bureau-Ausschüssen und Komitees. Was den Herren abging, war Geschäftskenntniß. Es galt auf jenem Posten, nicht nur schöne Reden zu halten, sondern zu arbeiten. Es bestand in Deutschland derselbe Mangel, wie in Frankreich; man hatte in den Reihen der Demokratie genug glänzende Talente, Männer der Wissenschaft und Kunst, große Redner und Schriftsteller, Dichter und Journalisten, aber keine Geschäftsmänner, die organisiren und die Verwaltung leiten konnten. In Frankreich mußte die provisorische Regierung nach den Männern des alten Regime zurückgreifen, um die Ministerien und Departements in Ordnung zu halten; in Deutschland war der Mangel

*) „Atlantis“, Band 7, Seiten 216-217.

an administrativen und diplomatischen Talenten in der revolutionären Partei womöglich noch größer. Mit schönen Reden allein aber kann man keine Revolution machen. In Bezug auf diesen Punkt leistete man allerdings in der Paulskirche viel. Wir können die Reden von Demosthenes und Cicero in die Hand nehmen, wir finden nicht mehr Korrektheit und Logik, nicht mehr Glanz und Schwung, nicht mehr Begeisterung und Effekt, als in manchen Reden von Simon von Trier, Babeux und besonders von Robert Blum, von dem manche Reden wahrhafte Meisterstücke zu nennen sind. Der Strom seiner Rede floss so ruhig und gleichmäßig dahin, daß man glauben sollte, daß Alles vorher vorbereitet, gemeißelt und gefeilt worden sei, und doch waren diese Reden in den meisten Fällen improvisirt und ein Ergebnis der momentanen Debatte.

„Ueberhaupt fehlte es dem deutschen Parlamente und namentlich dem Klub im Donnersberg nicht an Intelligenz und Talenten, aber es war kein revolutionäres Feuer darin. In einer oft zu bemerkbaren Selbstgefälligkeit koquettirten die meisten dieser Herren mit der Revolution aber hüteten sich, Ernst damit zu machen. . . . Es fehlte an eigentlichen Volksmännern, die das Leben, namentlich der unteren Klassen, mit seinen Leiden und Bedürfnissen kannten; die meisten Mitglieder des Parlaments hatten sich mehr in Bibliotheken und Amtsstuben aufgehalten, als im Volke. Allen mangelte mehr oder minder die politische Vorschule, welche in den vormärzlichen Zeiten vollständig durch bureaukratische Mauern verschlossen war. So konnte denn ein Resultat nicht ausbleiben, das man in den ersten Tagen des Parlaments voraussehen mußte, und das sich von Tag zu Tag deutlicher und unvermeidlicher anzeigte“.*

Die Reaktion.

Wie bei jeder Kirchweihe und jedem Jahrmärkttsfest außer den Hauptanziehungen immer noch Nebenattraktionen eine Rolle spielen, um das schaulustige Volk zu unterhalten, so hatte auch Frankfurt zu jener Zeit neben dem Haupt-Zirkus (dem Parlament) noch mancherlei kleine Schaustellungen, welche die bewegten Gemüther des Volkes in beständiger Aufregung hielten. Volks-

* „Atlantis“ Bd. 7, Seiten 218-219.

versammlungen wurden fast jeden Tag auf der „Pfingstwiese“, dem Festplatz der Frankfurter, abgehalten, wobei es oft sehr tumultuarisch herging. Von den benachbarten Städten und Dörfern, Bingen, Hanau, Aschaffenburg, Altmannshausen, Homburg und selbst den entfernteren Städten wie Mainz, Köln u. s. w. kamen große Schaaren nach der damaligen Hauptstadt, und in allen Gasthäusern, Schenken, Weinstuben und Klubs mangelte es an Kannegiebereien nicht.

Im Juni tagte auch ein sog. demokratischer Kongreß in Frankfurt, welcher aus Abgeordneten mehrfacher Arbeiter-Vereinigungen zusammengesetzt war. In diesem Kongreß, der zwei Tage dauerte, und welcher die vorgeschrittenste Seite der ganzen Bewegung bildete, war auch Esselen als Delegat des Kölner Arbeitervereins thätig. Den Vorsitz führte Julius Fröbel, Verfasser der „sozialen Politik“, der auch kurz nachher nach Amerika kam, und Prof. Bayrhöffer aus Marburg war Sekretär. An diesem Kongreß nahm auch der junge Hermann Kriege theil,* der beim Ausbruch der Revolution im März aus New York nach Deutschland zurückgekehrt war, um als begeisterter Mitarbeiter an dem Bau der deutschen Republik mitzuwirken. Geribert Nau, Dr. Gottschalk und Esselen gehörten zu den bedeutendsten Rednern dieses Kongresses.

Erreicht hat der Kongreß allerdings nichts anderes, als daß er eine Reihe Beschlüsse annahm, in welcher er sich für eine deutsche Republik in kräftiger Weise erklärte. Aber diese Beschlüsse standen nur auf dem Papier und verhallten im allgemeinen Durcheinander, welches damals herrschte. Gleichwohl meint Esselen, der Demokraten-Kongreß habe wohl die entschiedensten und radikalsten Elemente in sich gefaßt, die sich an der Bewegung von 1848 betheiligt hätten, „in und außerhalb des Parlamentes“. Daß diese Vereinigung so vieler Volksführer und Delegaten der Volksvereine, verstärkt durch die äußerste Linke des Parlamentes, nichts anderes zu Stande bringen konnte, als eine papierne Deklaration ihrer halb kommunistischen, halb republikanischen Prinzipien und eine Organisation, die eben auch nur auf dem Papier stehen blieb, hätte die radikaleren Parteiführer etwas vorsichtiger machen sollen.

* Ueber Kriege siehe Gustav Körner: „Das deutsche Element in den Ver. Staaten“, Seite 128-129.

Zunächst waren es die Volksversammlungen auf der Pöngst-
wiese, die noch von irgend welcher Bedeutung waren. Aber auch
diese verliefen sich im Sande überschwänglicher Schönrednerei.
„Wenn eine solche Versammlung organisiert war“, erzählt Esselen,
„und die populären Männer des Parlaments oder der Volks-
und Arbeiter-Vereine ihre Reden begannen, dann horchte Alles
mit der größten Aufmerksamkeit, und die Stille wurde nur durch
ein donnerndes Bravo! unterbrochen. Da hörte man die weiche,
melodische Stimme des Herrn Rabeaux, der niemals zum Volke
sprach, ohne allgemeine Aufmerksamkeit zu finden; Robert Blum
sprach in seiner klassischen und ruhigen Weise; Bogt warf wichtige
Bemerkungen dazwischen, und Ludwig Simon von Trier ent-
wickelte seine ganze Beredsamkeit. Das Volk jubelte und jauchzte,
es war fröhlich und guter Dinge.“* Aber mit Gemütsfeiern und
Schönrednerei macht man keine Revolution. Dadurch wurden
nur noch die jungen begeisterten Männer, denen es mit der Re-
volution Ernst war, im Zügel gehalten.

In dieses wechselvolle Wogen und Bewegen schlug plötzlich
wie ein elektrischer Funke die Nachricht von dem Juni-Aufstand
in Paris hinein und setzte die phlegmatischen Gemüter in lichte
Flammen. Der Pariser Aufstand war aus gleichen Ursachen ent-
sprungen worden, welche die Revolutionen im Februar und März
herborgehruft hatte: dem Druck des Proletariats durch die Ueber-
macht des Kapitals, gegen welchen Druck sich die Volksmassen,
bzw. die Arbeiterklassen drohend erhoben, um den Alp von der
Brust mit Gewalt zu verdrängen! Und wiederum gährte es im
ganzen Volke. Aber die Militärgewalt Cavaignacs knallte die
Aufständigen zu Hunderten nieder, daß das Blut und Gehirn
der Aufrihrer auf den Straßen von Paris verspritzt wurde. Ueber
diese Revolte und ihren Eindruck, den die Nachricht in Frank-
furt machte, schreibt Esselen in der genannten Abhandlung:

„Man weiß heute noch nicht, ob diese Katastrophe, so groß und
gewaltig sie war, am Ende oder am Anfange der sozialen Bewe-
gung stand, ob sie eine neue Aera der menschlichen Gesellschafts-
bildung und Entwicklung eingeleitet hat, oder ob sie nur der letzte
Verzweiflungskampf einer mit der Natur der Menschen im Wider-
spruch stehenden Doktrin war. Die Zeit wird diese Frage lösen.

* „Atlantis“, Band 7, Seiten 345-346.

So viel ist indessen gewiß, daß die Junirevolution der entscheidende Moment in der ganzen Bewegung war, und daß von den blutigen Höhen dieser großartigen Tragödie herab das Schicksal für lange Zeit bestimmt wurde.

„Nun, wir wollen hier nicht auf die nähere Beschreibung dieses imposanten Dramas eingehen, sondern nur die Wirkung schildern, welche dasselbe in den damals uns umgebenden Kreisen hervorbrachte. Man muß sich die Frankfurter und seine Philister vorstellen, um die ganze Wirkung der Ereignisse und die entsetzliche Furcht, welche die Nachrichten von Paris hervorriefen, begreifen zu können. Es war keine „Panik“, es war die Verzweiflung des Spielers, der so eben „*va banque*“ gesagt hat und mit stierem Auge auf den grünen Tisch hinblickt. Es war ein Anblick, der wohl selbst einen gutherzigen Menschen zur Schadenfreude reizen könnte, die feisten, behäbigen, so impertinent wohlhabenden Börsenwölfe Frankfurts vor der Börse stehen zu sehen, die neuesten Nachrichten von Paris erwartend. Der Verbrecher, der aus den Händen der Jury sein Urteil erwartet, kann nicht ängstlicher sein, als diese Leute. Sie hatten Recht in ihrem Sinne. Es handelte sich damals darum, ob das bestehende soziale Fundament der menschlichen Gesellschaft, auf welchem sich jene Herren so bequem eingerichtet hatten, stehen bleiben sollte oder nicht. Es trat damals dem erdichteten Reichtum der Staatsrenten und Staatsschulden die eigentliche Quelle alles wirklichen Reichtums, die Arbeit, entgegen, und es zeigte sich der Gegensatz, welcher der Stachel des ganzen Jahrhunderts war und sich noch in mannigfachen Kämpfen offenbaren wird, auf einmal in seiner ganzen Gewaltbarkeit.

„Wieder tausend Arbeiter todt auf dem Pflaster in Paris!“ hieß es in der telegraphischen Depesche. Hurrah! welch ein Jubel, welche strahlenden Gesichter! „Wieder ein Arbeiterviertel zusammenkartätscht!“ Die Fonds stiegen wie im Luftballon in die Höhe. „Die Vorstadt St. Antoine ist genommen!“ Man hätte Cavaignac gern unter die Heiligen versetzt. So kam denn die Nachricht von Bombardement von Paris und von der sogenannten „Rettung der Gesellschaft“, welche die eigentliche Devise des darauf folgenden französischen Kaisertums wurde. Die Wirkung zeigte sich sofort in allen Mienen, in allen Augen, in allen Reden.

Die Leute der Börse, die Beamten, die Militärs, die Philister aller Sorten und Namen, welche bisher die bescheidensten anspruchsfloßesten Menschen gewesen waren und sich gewiß begnügt hätten, wenn man sie nur in Ruhe ließ, sie richteten jetzt wieder die Köpfe in die Höhe und wurden sich auf einmal unter der schwarz-rot-goldenen Kokarde wieder ihres Poppes bewußt. Sie witterten den Rückgang der Revolution auch für Deutschland; sie sahen voraus, daß jetzt der Revolution die Lebensader unterbunden sei, die Kurse der Staatsrenten, besonders der russischen, stiegen, was wollte der deutsche Philister mehr?

„Es mag lächerlich klingen, aber vielleicht waren die Börsenleute die Einzigen, welche die wirkliche Tragweite dieser Katastrophe zur rechten Zeit beurteilten. Unter den Arbeitern in Deutschland herrschte eine gemischte Stimmung. Man wußte nicht recht, was man von einer Revolution halten sollte, welche im Namen der Republik, der Freiheit und der Menschenrechte und mit der Hilfe von Nationalgarden niedergeworfen wurde. Während im Volke die Stimmung unbehaglich und unentschieden war, benutzte im Parlamente die äußerste Rechte sich der Situation jener politischen Edeln, welche die größte politische Servilität unter den gesinnungstüchtigsten Phrasen zu verstecken wußten. Der Anfang der allgemeinen Reaktion war gemacht; man fing zunächst an, mit den revolutionären Arbeiter-Vereinen aufzuräumen. Das Geschrei über Kommunismus und die von demselben drohenden Gefahren war das stehende Thema in den meisten Zeitungen und den „honetten Gesellschaften“. Man begann die Arbeitervereine in die Acht zu erklären“.

Bei den Volksversammlungen in Frankfurt äußerten sich diese Nachrichten in tumultuären Auftritten. Einige der tollkühnsten Köpfe wurden dadurch angefeuert, zur neuen Revolution mit Waffengewalt aufzureizen. Aber die Frankfurter Polizei und Bürgerwehr, die während der Tagung des Parlamentes doppelt verstärkt worden waren, machten kurzen Prozeß damit und verhafteten mehrere der lautesten Agitatoren unter Anklage der Aufreizung zur Friedensstörung, darunter Dr. Gottschalk und Esselen. Ob man sie einem Verhör unterwarf und danach ihre Haft bestimmte, berichtet Esselen nicht. Im Parlament machte Hugo Weßendonk freilich den Versuch, die Angelegenheit einer Prüfung

durch einen Ausschuß zu unterziehen, allein der Antrag scheiterte am Widerstand der Rechten, dem sich auch das Zentrum anschloß, und die Gefangenen blieben bis gegen Mitte September in Haft. Hierüber schreibt Esselen das Folgende:

„Da saß man denn mitten in dem schönen Sommer der Freiheit hinter vergittertem Fenster und wohlverwahrtem Schloß und Riegel. Die Gefängnisse sind darnach gebaut, den Blick himmelwärts zu wenden, denn das Fenster ist mit Brettern verschlagen, die nur oben eine Lücke haben, durch welche man einen schmalen Streifen des blauen Himmels sehen kann. Das Dach eines benachbarten Hauses fiel in dieses Sehfeld; oben war ein Storchennest und die gravitatischen Bewegungen dieser ernsthaften Vögel vertrieben dem Gefangenen manche langweilige Stunde. Von unten her drang der Lärm der Stadt in die einsamen Räume; Militärmusik, Trommellärm, das Rasseln der Wagen, die tausend durcheinander schwirrenden Stimmen des Volkes mischten sich zu einem sonderbaren Tongemälde, und wann die Militärmusik unten an der Constablerwache das Lied spielte, „Was ist des Deutschen Vaterland u. s. w.“ schauten wir die schmutzigen Wände des engen Gefängnisses an und hatten die Antwort, auf die Frage.

„Als wir nach etwas mehr als zwei Monaten durch einen Spruch des Appellationsgerichtes freigesprochen wurden, nachdem man vergeblich mehrere Klagen gegen uns probirt hatte,—mit der bemerkenswerten Versicherung, daß wenn wir wieder nach Frankfurt zurückkämen, man wenigstens ein halbes Jahr gegen uns inquirieren würde, fanden wir die Zustände ziemlich verändert. Wir hatten in der ganzen Zeit keine Kunde von der Außenwelt und keine Zeitungen gelesen, und umso mehr mußte uns die veränderte Physiognomie der politischen Zustände auffallen. Die revolutionäre Bewegung war bedeutend rückwärts gegangen, das Volksleben und seine entstehende Organisation war auseinander gefallen; die Reaktionäre von oben herab bis zu dem kleinsten Klaffer fühlten sich wieder munter, und Deutschland hatte statt der Revolution den—Reichsverweiser“.

Raum waren Esselen und seine Mitgefangenen aus der Haft entlassen, als sich abermals eine Katastrophe vorbereitete, die schlimmer ausfallen sollte, als der dritthalb Monate früher ver-

suchte Aufstand. Am Sonntag, den 17. September, war eine neue Volksversammlung auf der Pfingstwiese veranstaltet worden, die von weit und breit von bewaffneten Männern besucht wurde. Diese Versammlung verlief noch ziemlich ruhig, allein die drohenden Massen deuteten auf einen revolutionären Ausbruch, weshalb der Gemeinderat von Frankfurt das Kriegsgefeß proklamiren ließ. Das veranlaßte am nächsten Tage eine Revolte des Volkes gegen die Bürgerwehr, wobei mehrere Menschen auf beiden Seiten getödtet und verwundet wurden. Zu gleicher Zeit waren auch Abteilungen des preussischen Militärs von Darmstadt und Mainz requiriert und Frankfurt in Belagerungszustand versetzt worden. Zwar wurde diese Angelegenheit im Parlamente aufgenommen, allein nach langen Debatten und Verhandlungen kam nichts dabei heraus, als daß die Sache an einen Untersuchungs-Ausschuß verwiesen wurde,* wo die Sache endlich zur Vertagung des Parlaments und zum Rumpiparlament in Stuttgart führte.

An dieser Revolte war auch Effelen einer der aktivsten Teilnehmer. Als aber das preussische Militär in die Stadt einrückte, da sahen die Leiter wohl ein, daß der Aufstand ein verfehlter sei; und noch am Abend gelang es den Haupt-Anführern aus der Stadt zu entfliehen. Nach einem kurzen Aufenthalt im Versteck in der Rheinpfalz fühlten sie bald, hier auf die Dauer nicht in Sicherheit verbleiben zu können, und so entwichen sie dann über die französische Grenze nach Weißenburg. „Hier mischte sich mit dem Gefühl, daß wir geborgen seien“, schreibt Effelen, „die sonderbare Empfindung, zu wissen, heimatlos und flüchtig in der Welt zu sein, von Eltern und Geschwistern getrennt, aus dem Berufe geschieden, ein Spiel des Zufalls und der Ereignisse, die uns immer von der Schattenseite ansahen, zu sein. Es ist gut“, meint er, „daß uns in solchen Momenten nicht Zeit und Ruhe bleibt, um die ganze Situation zu überschauen und sich Alles genau zu überlegen; daß man mit Illusionen sich die Wirklichkeit verhüllt, sonst wäre das Gefühl überwältigend gewesen. Aber es ist mir im Leben immer so gegangen, daß ich das Schicksal von der leichten Seite hingenommen habe, aber durch kleine Nadelstiche des Unglücks verbittert wurde“.†

* Stenographischer Bericht des Parlaments, Band III, Seite 2217 ff.

† „Atlantis“ VII, Seite 423-424.

Es ist gewiß interessant, heute nach Verfluß von fast zweidrittel Jahrhundert jene Zeit und ihre Zustände wieder in Erinnerung zu rufen, die so viel dazu beitrugen, daß die Vereinigten Staaten einen bedeutenden intellektuellen Zuwachs aus Deutschland erhielten, der sich später an den politischen und kriegerischen Ereignissen des Landes hervorragend beteiligte. Ich folge deshalb der Schilderung Effelens, wie er sie nach Jahren der Ruhe in der „Atlantis“ (VII, S. 424 ff.) niederschrieb.

„Von Weixenburg nach Straßburg:—„obwohl wir gerade die politischen Verhältnisse nicht vom optimistischen Standpunkte ansahen, waren doch noch manche Anhaltspunkte gegeben, um unseren Hoffnungen auf eine baldige Aenderung der Bewegung zum Anker zu dienen. Die Revolution hatte noch viele Herde und Mittelpunkte: Frankreich stand noch als die Republik der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ da; Italien stand bewaffnet im Felde und Rom war noch eine Republik; von Ungarn hörte man fast jeden Tag neue Siege; und in Schleswig-Holstein hatte man eine Armee, welche jeden Augenblick zu revolutionären Zwecken hätte verwendet werden können. Man brauchte sich also nicht auf die Parlamente in Frankfurt, Wien und Berlin, die damals noch allesamt in Tätigkeit waren, zu verlassen, um eine günstigere Wendung der Dinge zu erwarten. So glaubten wir denn selbst manchmal, mit der ganzen Schaar der Helden von den Schlachtfeldern von Randern und Staufen, welche in Straßburg eine große Tapferkeit mit dem Munde entwickelten, daß es „bald wieder losgehen würde“, und dachten nur einen kurzen Spaziergang ins Freie gemacht zu haben, als wir die Grenzen Deutschlands überschritten.

„Es war in einer grauen herbstlichen Morgendämmerung, als wir das alte Straßburg mit seinem Dome vor uns sahen. Langsam rollte der schwere Postwagen durch das Festungstor und die engen Gassen, und bald standen wir vor dem Münster, dessen Turm aufragend fast in der Dämmerung verschwand. Ein Deutscher kann wohl nicht ohne tiefe Bewegung dieses Denkmal der Vergangenheit ansehen, das trotz der Tricolore immer noch ein Stück von Deutschland ist, und wenn wir auch keine Bewunderer des Mittelalters sind, so können wir doch einer Zeit den Respekt nicht versagen, welche solche Denkmale hinterlassen hat.

„Straßburg war damals voll von deutschen Flüchtigen, meistens von der Feder- und Strube-Bewegung, und es war ziemlich unerquicklich, in dieser Gesellschaft zu verkehren, denn man fand nicht die Stimmung welche die Situation dieser Leute erforderte und den Ernst, der in der Sache lag. Dieser oder Jener war in sich gebrochen dadurch, daß er hatte Heimat, Familie und Beruf verlassen müssen;—aber die jüngeren Leute, Studenten, Arbeiter u. s. w., nahmen die Sache leicht und suchten mit großen gewaltigen Phrasen und dem trefflichen Elsäßer Wein allen Fürsten in der Welt ein Schnippchen zu schlagen. Es war merkwürdig, welch eine glänzende Gesellschaft dort in den Straßburger Cafés zu finden war, und von welchen heroischen Thaten man dort zu hören bekam. Da war Alles Oberst und General, und die Jungen, die noch keinen Bart hatten, ließen sich doch wenigstens Hauptmann schelten. An Zivil-Kommissären, Mitgliedern irgend einer provisorischen Regierung u. s. w. fehlte es nicht. Aber merkwürdiger Weise, die gemeinen Soldaten waren nicht da. Wenn man die Reden und Erzählungen dieser Leute hörte, so begriff man wirklich nicht, wie nur ein einziger Preuße noch am Leben geblieben war, und verwundert sahen wir uns in der fremden Umgebung um, die uns in vieler Beziehung an Don Quixotes berühmte Historie erinnerte.

„Die badischen Flüchtlinge hatten einen ziemlich lebhaften Verkehr mit ihren Freunden und Anverwandten jenseits des Rheines. Von Offenburg, Kehl und andern Städten kamen die Eltern und Geschwister herüber und brachten gute Hoffnungen und, was manchem Flüchtling noch lieber war, etwas Gutes aus der heimatlichen Küche und einige Kronenthaler aus den häuslichen Ersparnissen mit. Die revolutionäre Bewegung war ziemlich populär unter der Bevölkerung Badens, und wenn auch die Alten nicht selbst mitmachten, verdachten sie es doch den Jungen nicht, wenn sie sich in das tolle Treiben mischten. Auch fehlte es in Straßburg nicht an Invasionsplänen und allerlei Versuchen, über den Rhein hinüberzugehen; man hatte Verbindungen mit dem andern Ufer angeknüpft, und mancher Freischärler lief des Morgens an die Rheinbrücke, um zu sehen, ob am andern Ufer nicht die rote Fahne aufgezogen sei. . . . Es lag etwas Eigentümliches in diesen Zusammenkünften; der Rhein mit seinen

hier rasch hinstürzenden Wellen, die Brücke mit dem lebhaften Verkehr, drüben Kehl und das badische Ufer, im Hintergrunde die dunkeln blauen Linien des Schwarzwaldes, nebenan die lustigen französischen Soldaten, denen das Kehler Bier auch schmeckte, dazu ein altes Studenten- oder Freischarenlied: so waren diese improvisirten Feste ein Zeugniß von dem unverwüßlichen Humor oder vielmehr von dem unzerstörbaren Leichtsinne, der diese Leute beseele. Man dachte immer nur an den nächsten Tag, wenn man überhaupt noch etwas dachte, und trieb sich in der ungebundensten Laune dahin. Die Straßburger Bevölkerung zürnte deshalb nicht und blieb bis zum letzten Augenblick den Flüchtlingen gewogen. . . .

„Mit einer verzeihlichen und erklärlichen Neugier las man natürlich die Zeitungen, die fast jeden Tag neue, verunglückte Volkserhebungen berichteten, und von denen wir vergebens die Kunde von irgend einem großen Ereigniß erwarteten. Das große und schöne Café Gade auf dem Kleber Plage, in dem die meisten deutschen Zeitungen auflagen, war belagert von den Flüchtlingen, welche dort längst erwartete Neuigkeiten zu vernehmen kamen. Endlich kam die Nachricht von den Wiener Oktoberszenen, von dem Tode Robert Blum's u. s. w. und von dem Berliner Staatsstreich an. Die Ermordung Robert Blum's brachte nicht nur in unseren Kreisen, sondern auch in der französischen Gesellschaft eine gewaltige Aufregung und Erbitterung hervor; man hörte den Namen Blum's überall, und nach dem ganzen Eindruck, den dieses Ereigniß hervorrief, hätte man den Ausbruch einer neuen allgemeinen Volkserhebung voraussehen sollen.

„Robert Blum ist als der eigentliche Repräsentant der Acht- undvierziger Bewegung zu betrachten, wie sie von dem freisinnigen und gemäßigten Theile des Publikums verstanden wurde. Er theilte die guten Motive dieser Bewegung, aber ist auch für die mangelhafte Ausführung derselben verantwortlich. Ohne Kommunist zu sein und auf irgend eine soziale Stelle zu reflektiren, war Robert Blum ein treuer Freund des arbeitenden Volkes, aus dessen Reihen er ja selbst hervorgegangen war. Ein prinzipieller Feind der Monarchie und Hierarchie, sah er weit genug, um zu wissen, daß kein politischer Fortschritt möglich sei ohne den moralischen und intellektuellen; und daher sein Kampf

gegen den Papismus und das Sektenwesen überhaupt. Rein und lauter in seinen politischen Motiven, wie Gold, fehlte es ihm doch nicht an Ehrgeiz, welcher allerdings manchmal bis zur Eitelkeit herunterkam; aber niemals hat er der persönlichen Eitelkeit irgend einen Freund oder ein Prinzip geopfert. Als Redner groß, hätte er als Staatsmann noch größer werden können, aber die diplomatische Fähigkeit fehlte ihm, wie fast jedem deutschen Revolutionär. Mit einem scharfen, klaren Verstande begabt und jenem echten deutschen Sinn, der sich vor Illusionen und Extravaganzen hütet, überschätzte Robert Blum die Bewegung, ihre Motive und ihre etwaigen Resultate nicht, und dies war wohl die Schuld an jener legitimen, versöhnlichen parlamentarischen Haltung, die er zur Zeit des Vorparlaments und in der ersten Zeit der Frankfurter Versammlung beobachtete. Er wäre der Mann gewesen, im Frühjahr 1848 einen Schlag zu führen, aber er wollte nicht. So gehörte er selbst im Anfange nicht einmal der äußersten Linken an, sondern der gemäßigten Fraktion derselben. Als er zur Erkenntniß kam, daß es mit dieser legitimen, verfassungsmäßigen Revolution nichts sei, als er einsah, daß die Bewegung im parlamentarischen Geleise festgefahren sei, ging er nach Wien, um dort Blutzeuge der Freiheit zu werden, die keinen redlicheren und aufopferungsfähigeren Freund gehabt hat, als ihn.—Blum hat dem deutschen Volke ein inhaltschweres Testament hinterlassen mit den Worten: „Aus jedem Tropfen meines Blutes wird ein Rächer für die Freiheit entstehen“, aber dieses Testament scheint vergessen zu sein, und das deutsche Volk hat noch eine große Blutschuld gegen die Manen des Märtyrers von der Brigittenau abzutragen.“

Aber auch im republikanischen Frankreich rumorte es zu jener Zeit gewaltig. Hier stand die Nationalwahl eines Präsidenten vor der Thür, ein dreischneidiges Gefecht: General Cavaignac war der Kandidat der Bourgeoisie, Ledru Rollin galt als Vertreter des radikalen Elementes und des sozialistischen Arbeitertums, und Louis Napoleon pochte auf die Glorie seines Oheims ohne sonst ein spezielles Prinzip zu vertreten. Schon während des Wahlkampfes wurde es klar, daß der Bonapartismus den Sieg davon tragen würde. Vielleicht jedoch sah Esfelen zu schwarz, indem er schreibt, daß ganz Frankreich von Spitzeln und Lohndie-

nern Napoleons überlaufen worden sei, so daß man kaum wagen dürfe, seine Meinung frei zu äußern, ohne in unangenehme Verwickelungen und Chicanereien mit der Polizei zu gerathen. Aber es zeigte sich doch offen, daß die französische Republik blindlings wieder in den Imperialismus hineintaumeln würde. Was immer auch über Intriguen, Wahlmanöver und schließlich über Wahlbetrügereien vorgebracht wurde, die Tatsache bleibt fest, daß der Napoleonismus zur Zeit der politische Glaube war, und der zehnte Dezember 1848 gab die Bestätigung, indem Louis Napoleon mit überwältigender Mehrheit gewählt wurde. Damit war das fehlende Glied der Kette wieder hergestellt, die Reaktion war wieder ein Ganzes, und die Revolution in Europa hatte ihr Ende erreicht.

Heute, nachdem durch die deutschen Waffen von 1870-1871 der Napoleonismus wieder vernichtet wurde, ist es wohl interessant genug, die folgende Schilderung Esselens über die damaligen Zustände in Elsaß-Lothringen wieder aufzufrischen. Esselen erzählt: „Während unseres Aufenthalts im Elsaß fand eine Feier statt, welche für uns Deutsche ein ganz spezielles und eigenartiges Interesse hatte: das zweihundertjährige Jubiläum der Einverleibung des Elsaß mit Frankreich. Es konnte wohl nur dem deutschen abstrakten Kosmopolitismus gelingen, Teilnehmer an einem Feste zu sein, welches alle nationale Sympathien und jedes nationale Selbstgefühl empfindlich kränken mußte. Der Jubel des damals noch republikanischen Frankreichs über eine historische Thatfache, welche auf der schwärzesten Seite deutscher Geschichte geschrieben ist, die Vergleichung zwischen den damaligen politischen Zuständen Frankreichs und Deutschlands, welche diesem Jubel den Schein einer Rechtfertigung geben, der Enthusiasmus, der während dieses Festes sich von Tausenden von Stimmen in deutscher Mundart kund gab, Alles dies gab dem Feste eine angenehme Beimischung, welche nur durch den echt republikanischen Charakter desselben gemildert wurde. Damals war es noch im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, im Namen der Republik und der allgemeinen Völkerfreiheit, daß man sich über eine Eroberung des Mittelalters freute, die Deutschland eines seiner schönsten und besten Länder beraubte. Das Fest wurde nicht als eine Feindseligkeit gegen Deutschland aufgefaßt, selbst nicht von den

enragirtesten Franzosen, sondern vielmehr als eine Verbindung beider Nationen, ein Mittelglied zwischen zwei Völkern, die in ihrer ganzen Kultur und Litteratur sich gegenseitig durchdringen und bestimmt sind, noch einmal vereint die Verbindung der Geistesfreiheit mit politischer Freiheit im europäischen Staatsleben zu vertreten. Man betrachtete Elsaß und Lothringen gewissermaßen als die Brücke, über welche das deutsche Element und der deutsche Geist nach Frankreich marschirt, nicht mit den Waffen in der Hand und oberhend, sondern mit deutscher Sprache, deutscher Kultur, deutscher Treue und Tapferkeit. Das Experiment, welches mit dem Elsaß angestellt wurde, zeigt uns, welche Vorteile wir dereinst von der Völkersolidarität zu erwarten haben. Elsaß und Lothringen, immer noch deutsch dem innersten Wesen nach, aber stolz auf die Verbindung mit einem großen und kraftvollen Ganzen, sind unstreitig mit die besten Provinzen Frankreichs. . . . Der Elsässer hat manche Ursache, Frankreich dankbar zu sein, welches die letzten Reste des Feudalismus von seinem Boden verjagte. Am andern Ufer des Rheines findet man noch genug Spuren davon; in Frankreich existirt nicht nur kein Adel, sondern es ist auch unmöglich jemals wieder einen herzustellen. Dies weiß auch der elsässische Bauer. Er ist stolz auf seinen Code Napoleon und seine bürgerliche Freiheit. . . .

„In diesem Sinne sagte man denn auch das Fest der Annexion auf. Bezeichnend war eine Aeußerung, die ein Redner beim großen Banquet machte. „Wir sind“, sagte er, „nicht Franzosen geworden, als man die Schlüssel der Festung Straßburgs übergab, sondern als man die Republik proklamirte und dem König den Kopf abschchnitt.“ Ja, dieses Fest war das letzte Erlöschen des republikanischen Feuers in Frankreich. Es war ein prachtvoller Anblick, auf dem Broglie ein bewaffnetes Volk von ca. 200,000 Mann zu sehen—alle Linienregimenter und die gesammte Nationalgarde des Elsaß, Deputationen der gesammten Armee und Nationalgarde von Paris und sämmtlichen Provinzen,—wie sie bei feierlichem Klange der Militärmusik die Marseillaise anstimmten, auf die Straßburg wohl ebenso stolz ist, als auf seinen deutschen Münster. Ueberall verfolgten uns in jenen Tagen die Töne dieses Liedes, in welchem alle Empfindungen ausgedrückt sind, die überhaupt nur eines Menschen Herz bewegen können.

Die Illumination des Münsters im bengalischen Feuer war ein Anblick, den wir niemals vergessen werden. Er flammte in drei Farben auf wie eine Feuerfäule. Der Glanz war so groß, daß die ganze Gegend erhellt war, man bis Rehl von dem Schein noch sehen konnte und man weithin im Badischen Lande die letzte Flamme der französischen Revolution sah.—Jetzt ist Alles vorbei und der Rhein macht keinen Unterschied mehr zwischen Freiheit und Despotismus.“ *

Die stets sich mehrenden Nachrichten von der immer weiter um sich greifenden Reaktion in Deutschland bewirkten eine sich häufende düstere Stimmung unter den Flüchtlingen in Frankreich, und die anfänglichen Hoffnungen auf eine glückliche Wendung der Ereignisse schwanden mehr und mehr dahin. Eine unbehagliche Ratlosigkeit bemächtigte sich der meisten Flüchtlinge, wie die Aussichten sich immer mehr trübten. Als nun noch die Wahl des Bonapartisten sich hinzugesellte, da fühlten alle wohl mehr oder minder, daß auch Frankreich ihnen nicht lange ein Zufluchtsort bleiben würde. Eine allgemeine Internierung aller Flüchtlinge im Innern Frankreichs ward bestimmt, und die Polizei machte kurzen Prozeß.

Indessen lag noch die Schweiz lockend vor ihren Blicken, und ein allseitiges Ueberfiedeln nach der Republik der Alpen war die Folge. Die Schweiz war damals das gelobte Land der politisch Exilirten, und dorthin ward denn auch die Pilgerschaft Esselens und einer großen Zahl seiner Mitverbannten angetreten. Ueber Basel ging die Reise (sie fuhren mit der Post) nach Bern, der alten Patrizierstadt und Bundeshauptstadt der Schweiz. Hier blieben sie eine zeitlang, allein ihr Aufenthalt war nicht besonders günstig für sie, denn die Stimmung der Bevölkerung im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen, war, wie Esselen schreibt, ihnen gegenüber kalt und rauh, wie der winterliche Alpenwind, dem die Stadt Bern bedeutend ausgesetzt ist. So wie daher die ersten Anzeichen des Frühlings kamen, ging es nach Genf, und in der That, die hohen Erwartungen, welche sie von der Stadt Rousseau's hofften, wurde nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen. „Deutschland“, schreibt er, „hat hübsche, angenehme Städte; in Heidelberg und am Rhein lebt es sich prächtig und die süd-

* „Atlantis“, VII, S. 430-432.

deutschen, wie die norddeutschen Städte zeigen jede in ihrer Art besondere Reize. Aber wer in Genf gelebt, mag alles andere vergessen. Ueber diese glückliche Stadt hat die Natur alle ihre Reize ausgeschüttet und die schroffe Majestät der Alpen, mit ihren Bergen, Felsen und Gletschern mildert sich an den Ufern des silbernen Sees zu einer idyllischen Landschaft voller Behaglichkeit und mit allen den Reizen der Abwechslung geschmückt.

„Genf war zu jener Zeit das Rendez-vous der Sozialdemokraten aus fast allen Ländern Europas. Der französische Sozialist und der italienische Patriot, der verbannte Russe und der deutsche Junghegelianer trafen hier zusammen auf dem Boden, wo Voltaire und Rousseau gewandelt hatten, und der noch heute von den Erinnerungen jener großen Männer belebt ist. Es war ein interessantes Zusammentreffen dieser verschiedenen Leute und Ansichten, und man hatte Gelegenheit genug den Charakter der verschiedenen Bewegungsmänner kennen zu lernen. Obgleich alle diese Leute auf dem radikalen, revolutionären Boden standen und ein gemeinsames Schicksal trugen, gab sich doch eine merkwürdige Verschiedenheit der Ansichten und Anschauungen kund, und es war unschwer, die verschiedenen nationalen Typen in diesen Männern zu erkennen. Unter den Italienern war immer noch viel Schwärmerie und spezifisch italienischer Patriotismus; Mazzini, der sich damals abwechselnd in Duchy, bei Lausanne und in einer der Vorstädte von Genf aufhielt, träumte noch immer von dem römischen Weltreiche, das zum dritten Mal der Zentralpunkt der Menschheit werden sollte, und von einer neuen Religion der Humanität, deren Hauptsitz Rom sein sollte. Daß das ozeanische Leben an die Stelle des Mittelmeer Lebens getreten und die anglosächsischen Nationen in dem Weltverkehr die Stelle der romanischen Völker eingenommen hatten, dies war eine Tatsache, die nicht zu dem spezifischen Patriotismus der italienischen Verbannten paßte.

„Unter den französischen Flüchtlingen, unter denen einer der hervorragendsten Felix Pyat war, beschäftigte man sich viel mit den sozialistischen Fragen, und die verschiedenen Systeme, welche in Paris nacheinander aufgetreten waren, fanden ihr Echo in der Emigration. Die französische Regierung war beunruhigt über die Nähe so vieler Flüchtlinge an der französischen Grenze und

reklamirte schon damals gegen den Aufenthalt derselben, ohne indessen etwas anderes tun zu können, als die Stadt mit geheimen Spionen zu überschwemmen. Die Fazy'sche Regierung stand auf dem besten Fuße mit den Flüchtlingen, namentlich den Franzosen, und man ließ sie nicht durch polizeiliche Chikanen belästigen. Die deutschen Flüchtlinge, welche in Genf waren, trieben sich namentlicher Weise in Uneinigkeit und Hader umher; persönliche und sachliche Differenzen rissen diese Emigration auseinander, und man konnte an manchen Eigenschaften dieser Emigration merken, an welchen Gründen die Befreiung Deutschlands scheitern sollte.

„Das gesellige Leben in Genf war nichtsdestoweniger sehr angenehm; der soziale Charakter der Genfer steht auf einer hohen Stufe; von Fremden und Flüchtlingen reich und groß gemacht, an der Grenze dreier Länder gelegen, den Austausch der Ideen zwischen denselben bildend, von einem permanenten Schwarm von Fremden durchzogen, trägt die Stadt einen durchweg kosmopolitischen Charakter, und der Fremde fühlt sich vom ersten Augenblick darin heimisch. . . . Zu allen diesen Annehmlichkeiten des Genfer Lebens kam nun noch die herrliche Natur, die wundervolle Umgebung der Stadt, welche die schönsten Spaziergänge bot, die man nur in der Welt finden kann. Dann ging es hinaus auf den Gipfel des Saleve, von dem man eine großartige Aussicht auf das Becken des Genfer Sees nach der einen und die Kette des Montblanc auf der andern Seite hat, eine etwas beschwerliche Tour, zu der sich indessen selbst Damen entschlossen;—dann wählten wir den bequemeren Weg am Seeufer nach Morges und Rolles hin, zwischen den Gärten und Willen hindurch, die in der Nähe von Genf mit einem seltenen Geschmac angelegt sind. Wir beneideten die Millionäre in diesen Landhäusern kaum, denn wir dünkten uns fast ebenso reich, wenn wir auch nur wenige Sous in der Tasche hatten, denn die Lebensbedürfnisse und vor Allem der Wein sind dort so billig, daß man sich für eine geringe Summe in den Besitz der nöthigen Genüsse setzen kann. Es war ein sonderbares Leben; in der Erinnerung kann man kaum begreifen, wie man es führen konnte. Ohne Heimat, ohne Beruf, ohne Geld lebte man dahin, wie der Vogel in der Luft, frei, sorgenlos, kaum an den nächsten Tag denkend, ei-

nem unüberwindlichen Leichtsinne hingegeben. Welchen Eindruck macht doch die natürliche Umgebung, das Klima und die Gesellschaft auf den Menschen! Als wir später in dem nebligen Holland unter den fischblütigen Niederländern waren, da war es anders; da glaubten wir kaum noch leben zu können“.

Außer der herrlichen Natur waren es auch einige Bekanntschaften, die Esselen unter den angesehensten Bürgern Genfs machte, und deren Verkehr ihn zu angenehmer Tätigkeit ansporneten. Er nennt in seinen Erinnerungen die Namen Kössinger, Galeer und Fazy. Von diesen schildert er die beiden ersten als durchaus freisinnige Männer, während er James Fazy mehr als einen Diplomaten mit französischen Neigungen hinstellte. Galeer war es, der ihn zu schriftstellerischen Arbeiten anregte, ihn teils an seinem eigenen Journal vertretete, teils ihm die Anstellung als Korrespondent für deutsche und französische Zeitungen verschaffte. Außerdem dichtete Esselen hier sein Trauerspiel „Cola di Rienzi“, das, wie berichtet wird, in Deutschland gedruckt wurde—obwohl Reiser's Katalog dasselbe nicht als publiziert auführt. So verstrich ihnen in Genf die Zeit in ungetrübtester Weise.

Es ist ein eigentümlicher Zug im Menschenleben, daß die Jugend selbst unter bedrängten Verhältnissen sorglos in die Welt blickt und sich selten um die Zukunft bekümmert. Der Jugend hängt der Himmel voller Geigen, und ihre Hoffnung klingt aus tausend Saiten einer magischen Harfe immer in den vollsten Akkorden. Und doch waren sie hier heimatlose Flüchtlinge, denen die Rückkehr ins Vaterland, in die Familien- und Freundeskreise mindestens vorläufig gänzlich verschlossen war. „Es war ein sonderbares Leben“, schreibt Esselen, „und in der Erinnerung kann man kaum begreifen, wie man es führen konnte“.

Dieses leichtsinnige Getriebe konnte jedoch nicht ständig fortgesetzt werden, denn mit dem Fortschreiten des Frühlings drängte sich doch Allen das Gefühl auf, daß es einmal ein Ende nehmen müsse, dieses tatenlose Lotterleben.

Da kam im Mai 1849 die Kunde von dem Aufstand in Baden und nun gab es für sie in Genf kein Bleiben mehr. In Begleitung eines Freundes, Dr. Alfred Michel aus Bamberg, fuhr Esselen über Lausanne und das Münstertal in möglichster Eile nach Basel. An einer einsamen Poststation begegneten sich die zwei-

ischen Bern und Basel fahrenden Postwagen. Hier vernahmen sie die erste Kunde von der Militärrevolte in Baden und von der Bedeutung, welche dieser Aufstand genommen hatte. Da eine nach Italien reisende Sängerin ihnen diese Nachricht mitteilte, glaubten sie, die Freiheitsgöttin selber habe ihnen diese Kunde gebracht und sie zu größerer Eile zwecks Teilnahme angespornt.

So hoch aber wie sich ihre Hoffnungen hier aufspannten, so tief sollten die Erfüllungen in der Wirklichkeit sinken. Es ist hier nicht am Plage, Esselen's Kritik des Badischen Aufstandes und die Ursachen seines Mißlingens näher mitzuteilen, weil dieses nicht zur Lebensgeschichte unseres Helden gehört. Wurde ihm ja jede Teilnahme an dieser Erhebung in barscher Weise vertweigert. „Baden und die Pfalz“, schreibt er, „hatten bloß die Aufgabe, das Terrain zu bilden, auf dem die allgemeine deutsche Revolution sich organisiren konnte; statt dessen aber machte man eine spezielle Badische Affaire daraus. Zum Schreiber dieser Zeilen (Esselen) sagte ein Mitglied des Landesausschusses in Karlsruhe, er habe in Baden nichts zu tun, er solle nach Westfalen gehen und dort Revolution machen. Die Preußen und überhaupt die Norddeutschen konnte man in der Badischen Revolutionsarmee niemals recht leiden“. Es gelang Esselen und seinem Freunde nicht, in das Badische Revolutionsheer als Freischärler Ausnahme zu finden, und so wurde ihr Aufenthalt hier tatsächlich vertrödelte. Nach der Schlacht bei Waghäusel (21. Juni 1849) zog sich das Badische Revolutionsheer nach der Schweiz zurück und Esselen und die andern Revolutionäre folgten.

Zum zweiten Mal kam nun Esselen nach Genf, allein sein Aufenthalt daselbst sollte nicht von Dauer sein. Er sah auch bald ein, daß sein Wirken auf dieser Bahn und sein Leben überhaupt ein verfehltes sei. Sein intimster Freund, Galeer, an dessen Zeitschrift er bis dahin schriftstellerisch tätig gewesen war, und für die er jetzt eine Geschichte der badischen Revolution schrieb, starb wenige Monate später am Schlag und vernichtete somit den letzten Hoffnunganker seiner Fahrt auf dem Meer der Zukunft. In der Kantonsregierung war jetzt ein Umschwung gegen die Flüchtlinge eingetreten, die nicht länger mehr geduldet werden sollten, weil sie allzulaut für eine neue Revolution das Wort führten; und als man nun die sogenannten „Führer“ auswies, wie Karl Heinzen,

der, als er Mittellosigkeit vorschüttete, vom Schweizer Bundesrat mit Gewalt nach Savre und von dort nach England transportirt wurde, da fühlte auch Esselen, daß seine Stunde gekommen sei und erwirkte sich einen Paß über Frankreich nach Holland.

In Utrecht begann Esselen jetzt seine medizinischen Studien fortzusetzen und hörte hier die Vorlesungen des berühmten Physiologen Mulder über Chemie. Allein die Hoffnungen auf einen später gesicherten Lebensberuf, da ihm jede Aussicht auf eine Rückkehr nach Deutschland abgeschnitten war, zerfloßen im Nebel der Ungewißheit, und so entschloß er sich dann zur Fahrt über Savre nach Amerika. Wie lange sich Esselen in Holland aufhielt, ließ sich nicht mehr ermitteln. Es scheint, daß er von der elterlichen Familie etwas Unterstützung erhielt, in der Hoffnung, wie bemerkt, auf eine Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimath, als diese sich jedoch als illusorisch erwies, und die Hülfsmittel allmählig verfliegten, reifte in ihm der Entschluß, nach der neuen Welt überzusiedeln, um auf eigene Hand hier sein Glück zu versuchen.

Im Herbst 1852 landete Esselen in New York, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Ohne eigentlichen Beruf, wenn man den eines politischen Schriftstellers unberücksichtigt läßt, blieb ihm außer dem Journalismus keine andere Wahl. Er erhielt auch bald nach seiner Ankunft in New York einen Ruf als Redakteur des soeben in der Gründung begriffenen Wochenblattes „Michigan Journal“ und siedelte deshalb sofort nach Detroit über. Da jedoch Esselen seine radikalen Ansichten auch hier vorleuchten ließ, zerfiel er bald mit dem Unternehmer des Blattes und schied deshalb aus der Redaktion desselben.

Nun begann Esselen seine eigene litterarische Thätigkeit, die ihn nicht bloß für die damalige Zeit, sondern auch für die Geschichte berühmt gemacht hat: die Herausgabe seiner philosophischen Zeitschrift „Atlantis“, die zuerst im Mai 1853 als Wochenblatt in Detroit begonnen wurde und von der 52 Nummern erschienen sind. Das war kein Neuigkeitsblatt nach den allgemeinen Begriffen, und der gehobene Ton, in welchem die „Atlantis“ redete, verschaffte dem Herausgeber einen ausgebreiteten Bewundererkreis, der sich weit über die Grenzen Detroits und Michigans ausdehnte. Aber pekuniäre Seide spann er damit nicht und das Unternehmen drohte zu zerfallen.

Da erschien seinem Geiste eine rettende Hülfe. In Milwaukee, das schon damals als das deutsch-amerikanische Athen sich zu entwickeln begann, fand Esselen einen Mann, Heinrich Harpfe, der etwas Geldmittel besaß und sich für sein Unternehmen interessirte. Mit diesem trat Esselen in Theilhaberschaft, und nun erschien die „Atlantis“ in neuer Ausstattung als Monatschrift in Octavform. Mit sichtlicher Herzensfreude tritt der geistreiche Herausgeber im Vorwort vor seine Leser:

„Wenn wir wiederholt die Art und Weise, wie wir unsere Aufgabe auffassen, dem Publikum mittheilen“, schreibt er, „so möge man hierin kein unberechtigtes Selbstgefühl, sondern nur ein unablässiges gewissenhaftes Streben erblicken, unserer Pflicht zu genügen und dem Publikum gerecht zu werden. Die Stellung eines Publizisten ist mit vielen Verantwortlichkeiten umgeben. In Deutschland, wo die Litteratur in längst gewohnten Bahnen einherwandelt, kennt jeder Zweig derselben seine Rechte und Pflichten ziemlich genau; der Schriftsteller weiß, was sein Publikum von ihm erwartet und diese Kenntniß erleichtert ihm die Erfüllung seiner Pflichten bedeutend. Anders in Amerika. In der Nähe des Urwalds ist man litterarischer Bestrebungen noch wenig gewohnt; man kann fast sagen, daß der Publizist sich nicht nur sein Publikum, sondern auch seinen Beruf erst selbst bilden muß. Während es in der Natur der Sache und in den Bedürfnissen des Publikums liegt, daß die Anforderungen an den Tageschriftensteller hier größer sind, wie drüben, können die litterarischen und wissenschaftlichen Kräfte, welche ihm hier zu Gebote stehen, nicht im Mindesten mit den Hülfsmitteln verglichen werden, welchen die wissenschaftlichen Anstalten dem europäischen Publikum bieten. Zu diesem Mißverhältniß gesellen sich noch die Schwierigkeiten, welche aus der eigenthümlichen Zusammensetzung des deutsch-amerikanischen Publikums entstehen, eines Publikums, welches die verschiedensten Bildungsstufen, Ansichten wie Anforderungen in sich schließt. Da es nun aber bei der übermächtigen Konkurrenz der englisch-amerikanischen Litteratur aus innern und äußeren Gründen für die deutsche Litteratur unumgänglich notwendig ist, sich an alle Klassen der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zu wenden, so sieht derselbe das bunteste Gemisch von Anforderungen und Erwartungen vor sich, und es bedarf aller Aufrichtigkeit und

Gewissenhaftigkeit von Seiten des Publizisten, um in diesem Wirrwarr nicht den geraden Weg und die Konsequenz zu verfehlen. Daß uns trotz dieser Schwierigkeiten unser Beruf sehr lieb und wert ist, dies gestehen wir gerne und ohne Vorbehalt ein. Die unbedingte Freiheit, welcher sich die Presse dieses Landes erfreut und die durch allen Parteidogmatismus, durch alle materiellen Schwierigkeiten nicht gebrochen werden kann, muß Jeden, welcher europäische Pressverhältnisse gekannt hat, zur Freude und Dankbarkeit stimmen. Die Nothwendigkeit einer befreienden, aufklärenden Presse ist hier viel größer, als in Europa, wo man am Ende der Worte genug gewechselt hat und Taten sehen dürfte. Auf dieser Nothwendigkeit beruht die allgemeine Achtung des Publikums vor der Presse, eine Achtung, welche den Schriftsteller selbst zur Achtung seines Berufes und damit zu treuer Pflächterfüllung aufordert. Die Frühlingsfreude, die Mailust, mit welcher jeder strebende Mensch werdende, aufblühende Verhältnisse betrachtet, muß uns beleben, wenn wir in dem allgemeinen Wettstreit des Voranstrebens auch die Fortschritte der Presse beobachten und an denselben teilnehmen können. Wer den deutsch-amerikanischen Journalismus, wie er vor zehn Jahren war, mit dem heutigen vergleicht, wird über die Mangelhaftigkeit der gegenwärtigen Litteratur gewiß nicht vergessen, welche große, schnelle Fortschritte dieselbe gemacht hat. In dieser Beziehung vermehrt jeder Blick in die Vergangenheit unsere Hoffnungen auf die Zukunft. Die Litteratur jeder Art hat, wenn sie dem Fortschritt und der Wahrheit gewidmet ist, hier eine große, weite Sphäre der Wirksamkeit vor sich: in den religiösen Verhältnissen, in der Politik, in allen Gebieten der Wissenschaften verlangt man nach Licht, und die öffentliche Meinung bedarf ebenso sehr der „Ärärung“, wie unser fruchtbare Land und unsere dichten Urwälder“.

Aber auch Eifelen fällt in den Fehler aller „Achtundvierziger“, daß er die ihm völlig unbekannte Vergangenheit ohne Prüfung verurteilt und die Gegenwart über Gebühr hochstellt, wenn auch nicht mit der brüßten Manier Schlägers oder Börnsteins. Er bewahrt auch in der Kritik den hohen Grad der Mäßigung und Würde. Nachdem er z. B. die hohe Stufe der geistigen Gelehrtenwelt Europas gebührend gelobt hat, zieht er für Amerika den folgenden Vergleich: „Schon die erste oberflächliche Bekanntschaft mit

dem amerikanischen Volke zeigt uns, daß hier die großen Unterschiede in der Bildung, diese Licht- und Schattenseiten der Kultur nicht existiren. Der amerikanische Boden scheint dem Genius nicht günstig zu sein; selbst die großen Männer Amerikas, die Herren seiner Geschichte, tragen den Stempel der Mittelmäßigkeit an sich; selbst ein Washington, ein Franklin haben den Lorbeer, den die Geschichte ihnen um das Haupt gewunden hat, mehr ihrer Ausdauer, Konsequenz, Gewissenhaftigkeit und Klugheit zu verdanken, als einem außerordentlichen Genie, einem kolossalen Uebergewicht des Verstandes über jene brillanten staatsmännischen Eigenschaften, welche einen Perikles, einen Cäsar, einen Friedrich II. auszeichneten“.*

Man darf Effelen diese schiefe Beurteilung der beiden großen Amerikaner nicht allzuscharf auf der Goldwaage der Thatfachen abwägen, gesteht er ja selber ein, daß es von ihm nur eine „oberflächliche Bekanntschaft“ mit der amerikanischen Geschichte war, die ihn zu diesem Urtheil verleitete. Er kannte die griechische, römische und die Geschichte Friedrichs II. sehr wohl, aber die amerikanische nur „oberflächlich“. Franklin und Washington hatten mit einem jungen, noch sozusagen in den Kinderjahren stehenden Volke, gegenüber den hochorganisirten Griechen und Römern zu Perikles und Cäsars Zeiten, und mit dem starckfräftigen Militärzustande Preußens zu Friedrich des Großen Zeit sich zu vergleichen, um eine gerechte Würdigung zu erlangen. Bei den genannten europäischen Völkern waren die Staatsorganisationen eine vollendete Thatfache, hier mußte erst eine solche Organisation geschaffen werden. Friedrich der Große hatte eine mächtige Militärorganisation zu seiner Verfügung, Washington mußte eine solche aus nichts heranbilden, und nebenbei hatte die aus zwei Millionen bestehende amerikanische Bevölkerung gegen das zehnmal so starke England den Kampf zu bestehen, und die armen Kolonien konnten keine drei- oder viermal so starke Hülfarmee wie das reiche Großbritannien sich kaufen, und gegen dieses Uebergewicht hatte Washington zu kämpfen und dasselbe durch Strategie zu überwinden. Hat doch selbst Friedrich der Große Washingtons Bedeutung als Kriegesherr anerkannt.—Effelen hätte noch Thomas Jefferson und Thomas Paine hinzuzählen sollen und die Helden

* „Atlantis“ zweite Folge I, Seite 7.

der amerikanischen Unabhängigkeit wären gezeichnet, die aus den niedrigsten Anfängen eine geordnete Nation in vollster Gestaltung schufen, und dann wird auch der absprechendste Kritiker diesen Männern ihre erhabene Größe, Staatsweisheit und politische Bedeutung selbst gegenüber den genannten Männern der Vergangenheit nicht versagen können.

Selbst in ihren Schriften sind, philosophisch betrachtet, diese Helden Amerikas den gerühmten Vorbildern gegenüber vollständig ebenbürtig. Man denke nur an Washingtons „Abschieds-Adresse“, an Jeffersons „Unabhängigkeitserklärung“ und an Thomas Paines „Zeitalter der Vernunft“, und für Franklin hat bereits einer der größten Kritiker Deutschlands, J. G. v. Herder, das Urteil gesprochen.

Weit richtiger zeichnet Esselen den Zustand der amerikanischen Schriftstellerei, indem er schreibt: „Die amerikanische Litteratur ist sehr reich an nützlichen, brauchbaren Werken, aber sie besitzt keine Sterne erster Größe; der katalische Quell der Poesie fließt spärlich; die politischen Reden im Kapitol überschreiten selten die Grenze des Gewöhnlichen; in den Wissenschaften sieht man wenig große, überraschende Leistungen. Dies ist ein Mangel—aber wird er nicht mehr wie aufgewogen durch die Verbreitung der notwendigsten Bildung, der notwendigsten Kenntnisse durch alle Klassen der Bevölkerung hindurch? Man klagt so viel über den Mangel an wissenschaftlichen Sinn in Amerika, und mit recht, aber ich glaube, man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn man die Menge, die Quantität der Bildung, welche in Amerika verbreitet ist, mit der Qualität Kultur, welche wir drüben vorfinden, vergleicht, das Verhältnis sich günstig für Amerika herausstellen wird“.

Nachdem Esselen auf diese Weise alle Aufgaben durchgesprochen hat, die von einem deutsch-amerikanischen Publizisten gefordert werden dürfen, kommt er zum Schluß zu folgendem Resultat: „Durch diese Betrachtungen kommen wir zu einem Schlusse, der sehr gut zu dem Gange der modernen Kultur überhaupt und zu den Resultaten, welche wir aus den aufblühenden Naturwissenschaften gewonnen haben, paßt. Die Bildung, Kultur und Wissenschaft in Amerika ist durchaus eine erfahrungsmäßige. Der Schluß der Induktion ist in Amerika der gebräuchliche. Freilich

müssen wir zugeben, daß alle Kenntnisse und Wissenschaften, welche jemals über diesen Erdball verbreitet worden, nur aus der Erfahrung entstanden sind, aber sie wurden nicht immer als erfahrungsmäßige erkannt und behandelt. . . . Wie nun überhaupt eine Folge der reiferen Einsicht und deshalb auch der größeren Bescheidenheit in wissenschaftlichen Dingen die Unterwerfung der Vernunft unter die Erfahrung in fast allen Wissenschaften durchgesetzt hat, so scheint gerade Amerika das Terrain zu sein, wo die Erfahrungswissenschaften, unbehindert von allen Vorurteilen und Gewohnheiten der Vergangenheit, ihre volle und reiche Entfaltung finden. . . . Ein Jahrhundert wie das unsrige, vorbereitet durch zwei große Revolutionen und eingeleitet mit dem Kanonendonner von ganz Europa, ist bestimmt, die größten Ereignisse zu gebären, welche jemals der Griffel der Geschichte in unvergänglichem Marmor einschrieb. Sehen wir diesen Ereignissen mit Hoffnung und Freude, aber auch mit Ruhe und Selbstvertrauen, entgegen und berücksichtigen wir bei jeder ängstlichen und verwirrten Katastrophe, daß wir mit Allem versöhnt sind, was wir erkennen!“

Die Hoffnung Effelens, daß sein Lieblingsprojekt nunmehr gesichert sei, sollte sich jedoch nicht bestätigen. Bereits nach dem Erscheinen der ersten zwei Lieferungen der „Atlantis“ zog sich Garpe von der Teilhaberschaft zurück, die, statt Gewinn, nur ein weiteres Verschlingen der Geldmittel versprach. Wiederum stand Effelen nun auf sich selbst angewiesen da, allein er besaß noch den Glauben an einen endlichen Erfolg und wandte sich jetzt nach Chicago, wo ihm die Herausgeber der „Illinois Staatszeitung“ Unterstützung versprochen. Die nächsten zwei Lieferungen seines Journals erschienen denn auch in der Druckerei des genannten Blattes, aber damit erreichte auch die Hülfe ihr Ende, und Effelen mußte sich, um die Herausgabe der „Atlantis“ fortzusetzen zu können, anderweitig umsehen. Am Schluß des 4. Heftes berichtet er darüber wie folgt:

„Die Fortsetzung der „Atlantis“ wird in Dubuque, Iowa, im Monat November erscheinen. Dort bin ich durch den Besitz einer eigenen neuen Druckerei in den Stand gesetzt, die Monatshefte regelmäßig erscheinen zu lassen. Während ich nebenbei im Vereine mit Herrn Stuber, einem praktischen Buchdrucker, die

„Soma Zeitung“, ein politisches Wochenblatt, herausgebe, erscheint die „Atlantis“ für meine eigene Rechnung fort.“—Aber auch diese Erwartung wurde ihm zu Wasser. Die genannte Zeitung erschien zwar unter dem Namen „National Demokrat“ und vielleicht war Esselen der erste Redakteur des Blattes, allein es hielt sich nicht lange und seine „Atlantis“ ist nicht in Dubuque erschienen.

Während ihn das Schicksal finanziell so unerbittlich bis zum Ende verfolgte, fand er auf der andern Seite allwärts warme Freunde, die seinen Geist und sein Genie bewunderten und ihm neue Hoffnungen und Unterstützung zuwandten. Statt daß die „Atlantis“, wie versprochen, in Dubuque erschien, erhielt er um diese Zeit eine Einladung von August Thieme und Jakob Müller, die in Cleveland, Ohio, den „Wächter am Erie“ herausgaben, als Mitredakteur des „Wächters“ einzutreten, und die Zusage, seine „Atlantis“ hier regelmäßig fortsetzen zu können. Und nun erschien auch die Zeitschrift ein ganzes Jahr hier ununterbrochen weiter.

In Cleveland wurde im Anfang des Jahres 1855, zwecks Vermittelung der freisinnigen Deutschen und Anglo-Amerikaner die Begründung einer englischen Zeitschrift dieser Richtung auf Aktien begründet: „The Ohio Liberal“ und Esselen zum Hauptredakteur berufen. Er entwickelte nun eine lebendige Tätigkeit, wobei ihm Herr John S. Klippart, zur Zeit Staats-Ackerbau-Kommissär von Ohio, als Mitarbeiter und Uebersetzer treu zur Seite stand. Die Haltung und der Gedankenreichtum des Blattes fand viele Anerkennung, aber die erwartete kräftige Unterstützung blieb aus und das Unternehmen ging bald zu Grunde.

Esselen siedelte dann wieder nach Detroit über und übernahm neben der „Atlantis“ die Redaktion des „Michigan Volksblatt“, welche er mit großem Eifer führte. Aber die Eigentümer verkauften das Blatt plötzlich, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen, und die neuen Besitzer änderten dessen Richtung, indem sie es zur demokratischen Partei wandten und die Wahl von Buchanan zum Präsidenten unterstützten. Sie suchten Esselen zu bewegen, die Redaktion des jetzt demokratischen Blattes zu übernehmen, allein er wies dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück. Von der „Atlantis“ erschienen nun nur drei Lieferungen in Detroit, als um diese Zeit der Herausgeber des „Buffalo Telegraph“, Philipp

H. Bender, ihn ersuchte, seine Tätigkeit und Kräfte diesem Blatte zu widmen. Da die Richtung der „Telegraphen“ mit seinen Gesinnungen übereinstimmte, so ging Effelen gern auf diesen Vorschlag ein und trat am 9. April 1856 die Redaktion an. Auch setzte er seine ihm so fest ans Herz gewachsene „Atlantis“ hier volle zwei Jahre fort, bis zum August, 1858, als er New York sich zum Wohnsitz wählte, von wo ihm Rudolph Verow günstige Offerten machte.

Ueber die unablässige Wanderung der „Atlantis“ und ihres Herausgebers schrieb Effelen bei seiner Ueberfiedlung von Detroit nach Buffalo in der April Nummer 1856: „Den Abonnenten der „Atlantis“ wird es wohl gleichgültig sein, von welchem Ort sie dieselbe bekommen. Sie werden sich erinnern, daß ich immer und unter schwierigeren Verhältnissen, als den gegenwärtigen, dem Unternehmen treu geblieben bin, und mir deshalb auch das Vertrauen bewahren. Der Umzug wird keine Unterbrechung, wenigstens keine längere wie eine einwöchentliche, erleiden. Der Druck und Satz der „Atlantis“ wird einer alten und bewährten Office übergeben, und ich bin durch den Wegfall eines Theiles der Kosten in den Stand gesetzt, schwereres Papier zu verwenden, wie auch hauptsächlich mir die Hilfe von tüchtigen Mitarbeitern und die nötigen litterarischen Hilfsmittel zu sichern“.

Und an einer andern Stelle: „Wären wir nicht durch innere und äußere Verhältnisse dazu gezwungen worden, wir würden auch diesen Schritt unterlassen haben. Aber bei dem Zustande der buchhändlerischen Verbindungen und der Beschaffenheit des Publikums ist es notwendig, daß ein mäßiges Kapital einem solchen Blatte, wie der „Atlantis“ zu Gebote stehe, und wenn man dasselbe nicht besitzt, muß man es eben durch andertweitige Arbeit ersetzen“.

Die in Buffalo erschienenen Lieferungen der „Atlantis“ sind an Ausstattung, Druck und Papier unbedingt vorzüglich, die besten, nicht aber dem geistigen Inhalte nach. Sie entbehren die Frische der ersten Jahrgänge, fallen mehr auf die Teilnahme seiner Mitarbeiter und den Wiederdruck europäischer wissenschaftlicher Publikationen, als auf seine eigene Tätigkeit. In den aufgeregten Jahren 1857-1860, als die politischen Wogen des Landes so furchtbar hoch gingen, raubte ihm die Redaktion des „Tele-

graph“ fast die ganze Zeit, so daß für seine „Atlantis“ nur wenig Muße übrig blieb. So beschränkte sich die schriftstellerische Arbeit des Herausgebers auf ein Geringes, und die Original-Artikel fielen fast ganz auf einige seiner Freunde, wie Friedrich Münch (Jar West), Dr. Eduard Dorsch, Theodor E. Einzelmann, Dr. Karl Rösch u. A., während die größte Masse auf in Europa publizierte Schriften fiel, darunter der Abdruck der Biographien von Condorcet, Ampere u. s. w. aus Arago's nachgelassenen Werken. Dadurch verminderte sich das Interesse des amerikanischen Lesepublikums immer mehr und mehr, und die Abonnementszahlungen blieben aus. Was sollte auch das gemischte Deutschthum hierlands für Gefallen an den französischen gelehrten Schriften finden? Die wenigen deutschen, wissenschaftlich gebildeten Männer erhielten die Schriften von Arago u. A. schon aus Europa und den Andern sagten sie nicht zu. Dieses mag auch der Hauptgrund gewesen sein, warum Esselen sich Anfangs August 1858 entschloß, nach New York überzusiedeln, wo er hoffte, von der politischen Journalisterei loszukommen und die eigene Tätigkeit wieder seinem Lieblingswerk, der „Atlantis“ zuwenden zu können. Auch erwartete er in der von Deutschen zahlreich bewohnten Weltstadt eine lebhaftere Unterstützung zu finden, als in den westlichen Städten.

Aber auch in New York sollte ihm der erhoffte Weizen nicht blühen. Zwar wurde noch der VIII. Band der „Atlantis“ vollendet und der IX. Band begonnen, von dem ein paar Lieferungen erschienen sind, in welcher er ein episches Gedicht „Babylon“ begann, das unvollendet geblieben ist, als ihn infolge der aufreibenden geistigen Zustände eine Gehirnkrankheit (Gehirnerweichung) befiel, welche seine Uebersiedlung ins Hospital auf Wards Eiland nöthig machte, wo er im Mai 1859 starb.*

* Die hier mitgetheilte Lebensgeschichte Esselens aus den zerstreuten Schriften desselben zusammengestellt, wie sie in der „Atlantis“ in mancherlei Artikeln erschienen, war nur mit großer Mühe zu einem geordneten Bilde zu gestalten, doch sind alle Angaben direkt aus seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen worden. Das „Deutsch-Amerikanische Conversations-Lexikon“ bringt in 13 Zeilen, die noch voller Irrtümer sind, keine zuverlässige Kunde über Esselen's Leben und Wirken. Ein kurzes curriculum vitae in einem Brief von Herrn Paul Löser, dem langjährigen Redakteur der „New Yorker Staatszeitung“ an den Ver-

Die Bedeutung Esselens liegt in seinen Schriften, besonders in den Bänden seiner „Atlantis“. Diese ist eine eigenartige Erscheinung in der deutschen Litteratur Amerikas, obwohl nicht der erste, jedoch der bedeutendste Versuch, die Philosophie unter den Deutschen hierlands zu popularisiren. Zwar hatte Samuel Ludwig in seiner „Fackel“ schon versucht, den religiösen Radikalismus oder vielmehr den Atheismus volkstümlich zu machen, allein es war mehr Renommisterei darin, als Philosophie, wie Eduard Mähl ganz richtig schreibt.* Esselen hingegen beschränkte sich nicht auf dieses verneinende Gebiet, er greift tiefer in die Naturgeschichte ein, als Ludwig. Gleichwohl blieb auch Esselen, in Folge seiner Jugenderziehung unter dem Einfluß von Hegel's und Feuerbach's Schwärmereien über das Wesen der Dinge, auch in seinem späteren Leben einseitig befangen; er war und blieb Materialist. Diese Richtung ließ sich wohl in einer höheren Lehranstalt behandeln, aber wie sollte das gewöhnliche Volk, das in und mit den alten Lehren und Begriffen der Religion aufgewachsen war, eine solche Richtung fassen?

Aus diesem Grunde beschränkte sich die Leserschaft der „Atlantis“ auf eine im ganzen Lande zerstreute Anzahl höher gebildeter Männer, die auf den Universitäten und Akademien Philosophie studirt hatten. Das Volk aber wurde dem Unternehmen entfremdet, weil es die Richtung, die hier verfolgt wurde, nicht fassen konnte. Dadurch versiegten dem Herausgeber der „Atlantis“, der, in seiner Jugend in wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen, keine Not kannte, die Mittel und es wurde das Unternehmen außerordentlich schwer, und öfters gerieth er in Geldnot, aus der ihn hilfreiche Freunde wieder befreiten. Esselen aber hatte festen Glauben an den schließlichen Erfolg seines Strebens bis zum Ende.

Sein Journal aber ist, wenigstens die acht Bände der Oktavausgabe—der erste als Wochenblatt ist vergessen—ein Sammel-

fasser dieses, brachte außer der Nachricht über den Geburtsort und Tod ebenfalls nur geringe Information; doch bat mich Herr Löfer, diesem hervorragenden deutschen Schriftsteller Amerikas einen Platz in meinem „Biographikon“ zu gönnen, was ich hiermit erfülle.

* Siehe Brief Mähl's an Heinrich Rödter im XII. Band meiner gesammelten Werke, Seite 221.

werk eigener Art, in welchem die Zeit der Geisteskämpfe des Deutschtums dieses Landes sich lebendig abspiegelt. Die Fragen des Dualismus (die Lehre vom Körper und Seele) oder des Materialismus (die Annahme von der bloßen Lebensäußerung der Körper auf die Gehirnthätigkeit, als eine Verleugnung der Seele) wurden in der „Atlantis“ aufs eifrigste abgehandelt und oftmals nicht frei von Erbitterung vertreten. Die Hauptkämpfer für die materialistische Weltanschauung waren Dr. Gustav Blöde—der sich jedoch später zum Spiritismus wandte—Adolph Douah, und Dr. Eduard Dorsch; die Vertreter des Dualismus waren Friedrich Münch (Far West), Dr. Karl Rösch und Johann Bernhard Stallo, letzterer nur mit einem Aufsatz in der November Nummer 1855. Eßelen selber, obwohl ausgesprochener Materialist, äußerte sich mehr durch die Auswahl der Schriften aus den radikalen Publikationen Europas, besonders der französischen Philosophen Condorcet, Ampere u. A., als durch eigene Arbeiten. Ein einmaliger Versuch, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, wo keine Vermittelung möglich war, mißlang ihm vollständig.

Diesen Streit hat der Philosoph Stallo in eben dem Aufsatz in der „Atlantis“ höchst treffend geschildert, indem er schreibt: „Dem Versuch einer Kritik des Materialismus stellt sich die große Schwierigkeit entgegen, daß wir es mit einem Namen zu thun haben, der bei den Vielen, die auf diesen Namen hin selig werden, der verschiedenartigsten Deutung unterliegt. Weder der Klerus noch die Laien der neuen Kirche sind über die Säkungen ihrer Lehre einig. Hat man irgend einem der Wortführer des Materialismus die Widersprüche oder die Sinnlosigkeit seiner Behauptungen nachgewiesen, so erhebt sich sofort die ganze übrige Gemeinde und verwahrt sich feierlich gegen die Irrtümer des Einzelnen. Lehrt z. B. Karl Vogt: das Hirn sondere die Gedanken ab, wie die Nieren den Urin, oder wie die Leber die Galle, so wird ihm das von seinen Glaubensgenossen als eine Privatan sicht in die Schuhe geschoben (obwohl er beiläufig gesagt, keineswegs der Urheber dieser geistreichen Betrachtung ist). Weist man einem Andern nach, daß mit dem freien Willen eben aller Wille geläugnet wird, indem der Ausdruck „freier Wille“ eine Tautologie ist, sofern die Freiheit das innerste Wesen des Willens aus-

macht,—daß der Materialist mit der moralischen Zurechnungsfähigkeit also eine Tatsache läugnet, die er wenigstens als ein von der Erfahrung Gegebenes stehen lassen sollte, wenn er sie nicht in seine endlose Konstruktion von Grund und Folge hineinfließen kann; so schüttelt wieder der Materialismus diesen Staub von seinem Mantel. Und so scheint es überhaupt kaum einen Teil des gerühmten Systems zu geben, den nicht Dieser oder Jener von der großen Jüngerschaft austrieße, ohne deswegen das System selbst als unhaltbar anzugeben“.

Wenn Stallo in dieser Weise den Streit als unendlich zeichnet, so sind die Vertreter der anderen Seite, sofern sie die Sache als disputabel betrachten und mit Verweisen zu bekräftigen versuchen, in genau derselben Lage. Die Geheimnisse der Natur und ihrer Kräfte sind eben unlösbar. Ohne mich zu einer Ansicht pro et contra in diesen Fragen zu verpflichten, darf ich jedoch, trotz diesen Widersprüchen, die dem menschlichen Geist sich ewig aufdrängen, die Meinung aussprechen, daß die „Atlantis“ Esfelen's eins der geistreichsten Journale war, die in diesem Lande das Licht erblickten; aber dem großen Publikum blieb sie darum fremd.

Außer dieser seiner philosophischen Tätigkeit war Esfelen auch ein nicht unbedeutender Dichter, welchem wie es bei allen Dichtern dieser Weltanschauung der Fall ist, der Pessimismus immer und immer vorleuchtet, der stets zum trüben Weltchmerz ausartet. Die nachfolgenden Gedichte, alle der „Atlantis“ entnommen, werden dieses bezeugen:

Urwald und Ruinen.

Ein Cyklus von Gedichten von

Christian Esfelen.

I.

Wie? Wär' es möglich?—Reise Glockentöne
Fernster Erinnerungen klingen an mein Ohr
Und zaubern mir die Welt in alter Schöne
Mit neuen, frohen Hoffnungen empor.
Darf ich es wagen, diesem Traum zu trauen,
Schreckt nicht die bange, harte Zeit mich ab?
Darf ich es wagen in mein Herz zu schauen,
So vieler langvergessener Wünsche Grab?

Ich habe lang genug gezürnt der Zeit,
 Gehadert mit dem Vollen, dem feilen, schlechten;
 Doch bin ich jetzt des Haberns, Zürnens leid;
 Will nicht mit mir, nicht mit den Andern rechten!
 Es mag die Welt nur um mich weiter tosen,
 Mein Herz ist gegen ihren Sturm gefeit!
 Vorwärts! Der Weg ist lang, die Welt ist weit,
 Und selbst am Abgrund blühen uns noch Rosen.

Ja, Rosen, wilde rothe Rosen blüh'n
 An den Ruinen dort, im Epheugrün,
 Dort, wo der Rhein in Silberwogen glänzt,
 Dort, wo die Rebe rings die Hügel kränzt;
 Bei Heidelberg, an alten grauen Mauern,
 Am Rolandsbogen hoch, wo alte Mythen
 Noch länger, wie die starren Felsen dauern,
 Da pflückten wir der Jugend Rosenblüten.

Jetzt irrt im Urwald fern der müde Fuß;
 Es braust der Sturm im Wipfel hoher Eichen;
 Der flücht'ge Hirsch erwiebert nicht den Gruß,
 Und mürrisch sieht den Wä'r man weiter schleichen.
 Wir steigen Berg hinauf und Berg hinab,
 Bis zu der zweiten Wildniß fernstem Ort;
 Was seh' ich? Wilde Rosen streuen dort
 Die Blätter auf ein unbekanntes Grab.

Die Rosen, die wir in dem Urwald finden,
 Die Rosen, die auf den Ruinen blüh'n,
 Wir wollen sie zu einem Kranze winden,
 Zum alten Sinnbild heil'ger Phantasien.
 Wo nur ein Grab ist, blühen Veilchen, Rosen,
 Wo nur ein Grab ist, blüht die Poesie:
 Drum stirbt der Dichter und die Dichtkunst nie;
 Selbst hier nicht, wo des Urwalds Stürme tosen.

II.

Fort, Schiffer, fahre in den See!
 Zum Ruderschlag die Weisel
 Die Sterne blicken aus der Höh'
 Und winken: Gute Reisel
 Ein milder Wind fährt durch die Flut
 Und murmelt stille Lieder;
 Und wie die Welt rings um uns ruht,
 Still blicken auch wir nieder.

Wir blicken nieder in die Flut,
Und auf die Felsen drüben,
Und in das Herz, darinnen ruht
Das Bild von unsern Lieben.
Schau'n zu den Sternen in die Höh,
Die funkeln heute prächtig;
Und uns umschleicht ein seltsam Weh,
Gespenstisch, mitternächtlich.

Der alte Rigi dort, er strebt
Gigantisch auf zum Himmel,
Und Berg an Berg die Kuppe hebt,
Chaotisches Getümmel.
Auf Gletscher fällt des Mondes Schein
In weiter Nebelferne;
Tief in den Wogen klar und rein
Es spiegeln sich die Sterne.

O stilles Wasserparadies,
Von Felsen eng umschlossen;
Wo ist die Einsamkeit so süß,
Wie ich sie dort genossen?
Das ferne Grübli an dem Rand
Des Sees, die Tells Kapelle:
Das ist geheiltes, heil'ges Land,
Der Freiheit liebste Stelle.

O, welche Träume träumten wir
Dort in des Tales Stille!
Das war des Dichters Jagdbrevier,
Der Märchen reiche Fülle.
Und jetzt—verlassen haben wir
Die liebliche Idylle,
Für fremdes Land und fremdes Streben,
Für kalter Menschen kaltes Leben Vertauscht.

Nicht mehr die stille Wasserbahn,
Nicht mehr das liebe, kleine Tal;
Wir treiben auf dem Ocean
Schiffbrüchig ohne Ziel und Wahl.
Das ist ein wildes, hast'ges Leben,
Ein rast- und ruheloses Streben!
Vorwärts! Vorwärts, wir eilen schnelle,
Doch nimmer kommen wir zur Stelle.

Wild donnert der Niagara
Den neuen Heimatsgruß uns zu;
Weit liegt des Sees Spiegel da,

Weit auch des Urwalds ernste Ruh;
 Der Dampf kann nicht den Raum verwinden,
 Endlos dehnt sich der Prairie Meer:
 Der Mensch kann keine Grenze finden
 Für seiner Wünsche endlos Heer!

Fort, fort nach Kansas! ruft man dort,
 Nach Californien, fort und fort!
 Wo ist ein Land, das weit genug,
 Zu hemmen diesen wilden Flug?
 Wo ist ein Herz, das sich beschränkt
 Auf kleiner Wünsche kleines Ziel;
 Ein ruhig Herz, das sich versenkt
 In seiner eig'nen Träume Spiel?

Wo ist die liebliche Idylle
 Der Jugend, jenes kleine Tal,
 Des Waldes löstliche Stille,
 Die Phantasien ohne Zahl?—
 Vorwärts, du Tor! Wer wird noch fragen?
 Die Welt ist weit, die Welt steht offen;
 Das Spiel ist hoch und hoch das Hoffen,
 Und großer Sieg folgt großem Wagen!

III.

Urwald, Ruinen!—Wer gab mir das Zeichen?
 Wer wies zu diesem Wilde mir die Spur?
 Mein Kind, dem Urwald muß ich dich vergleichen,
 Dem stillen, heil'gen Tempel der Natur.
 Da herrscht ein ernstes, feierliches Schweigen
 Des Windes, Waldes Rauschen hört man nur,
 Und von den Leidenschaften unsrer Tage
 Vernimmt man keinen Jubel, keine Klage.

Ein dichtet Laubdach deckt den düstern Raum,
 Hindurchzublicken wagt die Sonne kaum,
 Nur selten schickt sie einen Strahl hinab
 Tief in des Urwalds schattenreiches Grab.
 Da ist kein Wald von Rosen und von Reben,
 Nicht lacht uns dort des Frühlings Blumenleben,
 Stumm stehen da die Fichten und die Eichen.—
 Und diesem ernststen Schauspiel willst du gleichen?—

Wann bringt der ersten Liebe Morgenlicht
 In deiner Seele tief verborg'ne Räume?

Der Frühling, der des Eises Dede bricht,
Wann weckt er auf der Liebe zarte Keime?
Wo ist der Gott, der das Orakel spricht
Und löst der Jugend ahnungsvolle Träume?
O, wolle nicht zu früh das Schicksal fragen:
Wenn du's nicht weißt, ich will es dir nicht sagen.

Noch auf dem Felsen die Ruine steht,
Dort, wo der Wind in schrillen Tönen weht;
Halb liegt der Turm zerschmettert im Gebüsch,
Halb ragt er in die Höh' noch, led und frisch,
Schon mancher Blickstrahl schlug ein Loch hinein,
Das sieht man an den breiten Mauerspaltten;
Noch schlingt sich stützend Epheu um den Stein
Und will das morsche Ding zusammenhalten.

Ja, Epheu und auch wilde Rosen klettern
Dort auf die grauen, moosbedeckten Trümmer,
Wo Nachtigallen ihre Lieder schmettern,
Und silbern glänzt des Mondes sanfter Schimmer.
An diesem Felsen heften tausend Sagen
Und tausend Märchen aus der alten Zeit:
Willst du nicht auch die grauen Mauern fragen
Um all die Wunder der Vergangenheit?

Sie, ein Jahrhundert voller Blut und Schlacht
Hat erst den stolzen Bau zum Fall gebracht;
Doch eine kleine Stunde reicht oft hin
Zu brechen eines Mannes stolzen Sinn;
Dem Dämon bleibt sein Opfer unverloren;
Da hilft nicht Priester, nicht Gebet und Sühne:
Dum ist das Zeichen wahr, das ich erkoren:
Dein Herz ist Urwald, meines, ach! Ruine.

IV.

Du fragst, wo bleiben meine Lieder?
Mein Kind, horch nicht auf sie,
Wid nicht in jenen Krater nieder
Erstorbner Poesie.
Horch auf das Frühlings Waldgesänge,
Schau' in der Sonne golden Licht,
Dort findest Farben du und Klänge,
In meinen Liedern aber nicht.

Mein Lied, es ist kein Frühlingslied,
 Das durch die Wälder klingt,
 Vor dem der grimme Winter flieht,
 Bei dem das Eis zerpringt.
 Kein Lied, dem Hoffnungsflamme glüht,
 Bei dem der Liebe Rose blüht,
 Das Herz an Herz und Lipp' an Lippe zieht
 Und jubelnd ein Geheimniß dir verräth.

Mein Kind, es ist kein Glodenklang,
 Der zum Gebet die Frommen ruft;
 Nicht Flötenton, nicht Orgelklang,
 Kein Wiegenlied, kein Lied an stiller Gruft.
 Willst du dich freuen, suche andre Lieder,
 Und willst du weinen, komme nicht zu mir,
 Mir ist die Lust, das Leid auch schon vorüber,
 Und keine Täuschung kann ich bieten dir.

Mein Lied, es ist ein Windstoß, schrill und kalt,
 Der durch die Wildniß braust.
 Er pfeift durch Prärien und durch Wald,
 Daß es den wilden Thieren graust.
 Es stäubt der Schnee, es ächzt der Baum,
 Bei Urwalds Winterlied,
 Es flieht vor ihm der letzte Traum,
 Der deiner Jugend blüht.

V.

Auf einer Schlittenfahrt von Monroe nach Toledo

Fort, fort! Laß Roß und Schlitten fliegen
 Schnell durch den winterlichen Wald!
 Das ist ein köstliches Vergnügen,
 Doch heute ist es fast zu kalt.
 Schon liegt der Wald im weißen Kleide;
 Hell spielt die Sonne auf dem Schnee,
 Doch weht der Wind mit scharfer Schneide:
 Vortwärts! Bald winkt uns schon der See!

Wie aus dem Schnee die Bäume ragen,
 Das ist ein schwarz-weiß preussisch Bild!
 Raum kann der Wald die Würde tragen,
 Er ächzt von Schneelast angefüllt.
 Hier streben noch die stolzen Eichen,
 Die niemals Wetter hat erschreckt;
 Dort liegen schon die Urwalds-Leichen,
 Mit Winters Leichentuch bedekt.

Still ist es rings! nur Reitschenschlag
Und Rossstampfen durch den Wald;
Ein Ast der unterm Schneedruck brach
Und dessen Krachen weithin schallt.
Der blaue Specht pocht an dem Baum,
Der schlaue Fuchs schleicht still bedächtig weiter;
Sonst ist es leblos in dem weiten Raum,
Und unsre Träume sind uns nur Begleiter.

Was seh ich, Dämme künstlich aufgeführt,
Und Pfähle, Schwellen, Balken dort zur Seite?
Welch Menschenwerk hat sich hierher verirrt,
Und wurde schon so früh der Wildniß Beute?
Verfall'ne Eisenbahn * mit Dämmen, Brücken,
Versteckt im Schnee und zugebedt mit Zweigen,
Raum erst gebaut und schon in tausend Stücken,
Wie kann man mir ein solches Schauspiel zeigen?

Im Urwald schon Ruinen,—welch ein Bild!
Ein Bild von wilder, ungemessener Sucht,
Von hast'ger Habgier, die sich nimmer stillt,
Die schon im rauhen Urwald Schätze sucht.
Vorwärts drängt sich die wilde Flucht
Der Beutesucher, vorwärts! heißt es wild;
Doch die Natur in ihrem ruh'gen Walten,
Bringt bald den wilden Beutesturm zum Halten.

Im Urwald schon Ruinen!—Der Gedanke
Des Menschen kennt nicht Raum noch Raß und Schranke.
Ein kleines Beispiel hier im großen Leben,
In dem wir alle rastlos voranstreben,
Wir alle woll'n der Zukunft Blüten pflücken,
Eh sie des Frühling's Sonne wach geküßt;
Doch sehn wir unsre Pläne schon zerstückten,
Eh noch der erste Sieg gewonnen ist.

Im Urwald schon Ruinen! fort nach Westen!
Nach Kansas fort! Vertreibt den roten Mann!
Fort mit der Zukunft letzten, letzten Reiten,
Greift schnöb' der Kinder Eigentum schon an!
Schon jetzt ist Urwalds ferne Einsamkeit
Dem Bürgerkrieg, der Sklaverei geweiht!
Und dort, wo noch der Wildniß Eichen ragen,
Dort muß man jetzt Ruinen schon beklagen!

* Der Unterbau der Manhattan-Eisenbahn, einer verunglückten Speculation aus dem Jahre 1839-1841, vermodert dort.

Im Urwald schon Ruinen!—Heimatland
 Der Freiheit, stolze Riesenrepublik!
 Kaum daß der Freiheit erste Säule stand,
 So brach sie schon in Trümmer Stüd für Stüd.
 Noch deckt der Urwald diese weiten Räume,
 Doch in Ruinen liegt der Freiheit Dom:
 Vortwärts! vortwärts! Was sollen diese Träume?
 Kalt weht der Wind und Abend dämmert schon.

VI.

Liebchen, kennst du die Mär', wie einst der treffliche Maler
 Mit einem Zug des Pinsels die lachenden Mienen des Kindes
 Wandelte in ein weinendes Antlitz?—So geht es uns oftmals
 Wenn wir die Welt und uns selbst und unsere Zukunft betrachten.
 Rosig erscheint uns oft im frischen Lenz das Leben;
 Lustig hauchte der Wind uns an mit Frühlingsgerüchen;
 Sonne spiegelt sich herrlich im Fluß, in dem wir erblicken
 Schöner Erinnerungen und schönerer Hoffnungen Bildniß.
 O, dann vertrauen wir uns und unserem Schicksale Alles,
 Dünken uns groß und edel, erfüllt von dem Hauche des Gottes,
 Glauben, daß wir noch Glück, ja daß wir noch Liebe verdienen,
 Fühlen in unserer Brust ein großes, gewaltiges Streben,
 Denken uns Menschen zu sein, wie der Dichter die Menschen sich bildet.
 Gute, genießende, glückliche Menschen, denen das Schicksal,
 Denen der Tod selbst nur als ein freundlicher Engel erscheint.
 Das ist ein seltenes Glück; doch öfters kommen die Stunden
 Träge und trübe daher, ein trauriges Leichengefolge
 Längst gestorbener Wünsche und nie vergessenen Hoffens,
 Stunden, wo wir den Mut verlieren, die Zukunft zu glauben,
 Wo wir den Mut verlieren, in's eigene Herz uns zu schauen,
 Und Erinnerung an früheres Glück selbst uns Gift ist und Stachel.
 Liebchen, da hilft kein Trost, da hilft kein Lächeln und Rosen;
 Selbst nicht des Dichters Lied vermag den Kummer zu lindern;
 Selbst Musik, die süßen, weichen, schmeichelnden Töne,
 Regen nur mehr noch auf den nagenden, heimlichen Kummer,
 Gießen nur neues, glühendes Gift in die blutende Seele.—
 Solcher Stunden verlebt' ich schon viel; doch wo ist der Maler,
 Der mit dem Pinselstrich das Weinen in Lachen verwandelt?
 —Alle sind wir ja Kinder, denn Launen beherrschen uns Alle.

VII.

„Kommt, Kinder, kommt!“—„O, Mutter, es ist kalt.
 Wir können nicht mehr weiter.“—„Kinder, fort
 Nur immer fort und fort, wir finden bald

Den längst ersehnten, sicheren Ruheort.“—
 Wild heult der Wind durch Prärie und durch Wald
 Und übertönt der Kinder flehend Wort.
 So geht es fort, das Kind neben dem Greise:
 Ein armer Bettlerzug.—Wohin die Reise?

Dort, seht ihr den Ohio? Prächtig blinkt
 Des Eises Spiegel in der Wintersonne!
 Dort liegt das Land, das Sklaven Freiheit winkt,
 Der letzte Schritt noch, und dann ist's gewonnen.
 O Winter, bist du hart und ungestüm,
 Doch bauest du den Sklaven sich're Brücken,
 Dank Dir!—Da ziehn die armen Neger hin!
 O möge ihnen ihre Flucht doch glücken.

Leb' wohl du Heimatland, du sonn'ger Süden,
 Leb' wohl! schon weht um uns der kalte Nord,
 Lebt wohl, ihr Armen, die wir von euch schieden,
 Ihr Brüder, Schwestern, hört das Abschiedswort!
 Bald kommt der Tag, die Sklaven kommen wieder.
 Es weht der Freiheit Banner, Süd und Nord.
 Bald kommt der Tag, wo alle Menschen Brüder!—
 So tönt der Negermutter Abschiedswort.

Die Flucht gelingt, der Fluß ist überschritten,
 Doch noch verfolgt sie des Gesetzes Fluch.
 Sie bergen sich in ihrer Brüder Hütten,
 Um auszuruhen für den Weiterzug.
 Doch horch! was lärmt es dort auf Markt und Gassen,
 Sich wälzend zu der Negerhütte hin?
 Die Jagd ist los, der Bluthund losgelassen,
 Das Wild ist da und groß ist der Gewinn!

Und Schuß auf Schuß und Schlag auf Schlag, es kracht
 Die Thür', sie wankt; ein Stoß noch und sie fällt;
 Die Mutter nimmt ihr Kind, wahnsinnig lacht
 Sie, während sie es in den Armen hält.
 Ein rascher Stoß—und dann ist es vorbei
 Frei ist das Kind, denn Tod und Grab macht frei.
 Ein Opfer ist der Sklaverei genommen:
 Jetzt mögen nur die Hund' und Gäscher kommen!

Seht ihr im Kapitol zu Washington
 Die großen Bilder alter Zeiten schon?
 Columbus schaut mit stolzem, ernsten Sinn
 Zur neuen Welt, Westindiens Rüste hin.
 Die Plymouth Pilger, Flüchtlinge wie heute,—
 Wo auch der Freimann des Exiles Deute,—

Die Polakontas, lieblich, engelmild,
Washington's edles, ernstes Helmbild.

Welch schöne, köstliche Erinnerungen!
Wer wäre nicht vor Ehrfurcht hier durchdrungen!
Doch fehlt ein Bild noch in den weiten Hallen,
Es würde ganz besonders gut gefallen:
Die Negermutter mit dem blutenden Kind,
Die Häfcher und die Hunde, die im Namen
Der Union, das Wild zu fangen kamen!—
—Meint ihr nicht, daß dies Bild den Preis gewinnt?!

VIII.

An die Amerikaner.

Land der Freiheit, Land der Zukunft, wie hab' ich dich falsch gefunden!
Hier wie drüben, meine schönsten letzten Träume sind geschwunden,
Hier wie drüben ist die Freiheit nur ein leeres, kaltes Wort.
Laß uns geh'n, laß uns fliehen von den kalten Menschen fort!

Kalte Menschen, rauhe Fitten, glüh'nder Sommer, Wintersnot!
Ja, das Leben hier ist Sterben und die Zukunft ist der Tod.
Bis zum letzten Saum des Urwalds reicht des Schicksals wilder Fluch,
Der uns freubend aus dem Paradiese unsrer Heimat trug.

Also jürnt und klagt wohl Mancher; also tönt manch hartes Wort:
Statt der neuen Heimat finden hier wir den Verbannungsort.
Ostwärts fliegen unsre Wünsche, meermwärts über Berg und Thal,
Dort zu finden alte Freunde, dort zu leiden alte Qual.

Sieh, dort in den Kasematten sitzt ein ernster bleicher Mann,
Dem schon manche Träne über die gefurchte Wange rann;
Der schon manche schlummerlose Nacht im Kerker durchgewacht,
Dem schon manchmal hat des Wahnsinns wilde Frage zugelacht.

Durch die Gitterspalten blickt er, sieht die Wollen droben ziehen:
„Könnt' ich mit den Wollen“, sagt er, „in die Ferne doch entfliehen,
Könnt' ich fliegen, könnt' ich segeln weit über den Ozean,
In der neuen Welt zu suchen neuen Strebens neue Bahn!

„Licht und Luft! O, könnt ich jagen in des Urwalds Berggreib;
Wann weht Morgenwind doch wieder um die heiße Stirne mir?
Wann seh ich des Meeres weiten Silberspiegel vor mir liegen;
Seh', wie Wollen, Segel, so auch meine Wünsche westwärts fliegen.

„Denn dort, wo die Quelle rieselt, in des Waldes stillster Mitte,
Fern von Menschen, fern von Sorgen, baue ich mir eine Hütte,
Hör des Frühlings frohe Lieder, trohe wilder Sonnenglut;
Freue mich, wenn in des Winters Leichentuch die Erde ruht.

„O, nichts weiter nur als Freiheit, Licht und Luft und Raum genug,
Raum für meine Phantasien, meiner Träume wilden Flug.
Nur ein Freundschaftsbündniß mit der großen herrlichen Natur;
Das ist kühnes Strebens Ende, stolzer Wünsche letzte Spur“.

Erschaut der Mann und sieht zum Himmel, den die Abendglut umsäumt,
Sinkt auf's harte Lager nieder, wo er heitre Träume träumt;
Träumt von Blumen und von Quellen in das Urwalds Paradies:
Ja, der Wildniß Blumen machen selbst des Kerkers Träume süß.

IX.

Am ersten Frühlingsstag.

Liebchen, lange genug hat der häßliche Winter gewüthet,
Siehe jetzt leuchtet herab goldener, herrlicher Tag.
Milder wehn die Winde, es träufelt der Schnee von den Dächern;
Dort auf dem Strome das Eis bricht mit gewaltigem Krach.
Das ist der erste Tag, das erste Nähen des Frühlings,
Lausche ihm achtsam nur alle die Schönheiten ab!
Mag mit tausend mehr Reizen der Frühling später auch prangen,
Ist doch sein erster Kuß immer der größte Genuß.
Ist doch der erste Strahl einer wärmeren, milderen Sonne
Freundlicher uns, als nachher glühenden Sommertags Pracht.
So ist es auch in dem Leben, so auch in dem Frühling der Liebe,
Wenn uns zum ersten Mal ahnungsvoll Amor begrüßt;
Wenn des Stolzes Kälte durch freundliche Augen besiegt wird,
Wenn man das Glück nicht begreift, wenn man das Glück kaum nur
ahnt;
Wenn man zuerst der Leidenschaft süßen und heimlichen Stachel,
Wenn man zuerst das Bild tief in dem Busen bemerkt;
Wenn wir verwundert uns fragen, wie ist uns dies alles geschehen,
Hat der Genius auch uns wider Willen besiegt?
Siehe, dann gehen nicht flüchtig die ersten Stunden vorüber,
Blicke achtsam dich an, schaue ins eigene Herz!
Denn du findest den ersten, den sicheren Zauber der Liebe
Niemals wieder, wie dann; niemals ist wieder solch Fest.
Freue dich drüber mit dir, genieße die heitern Gedanken,
Die das werdende Glück werdender Liebe dir gibt!
Rolle dir auf die Zukunft voll glänzender, glücklicher Bilder;
Reich wird die Phantasie, reicher das Leben dir sein!
Aus der Liebe entspringen dann tausend glückliche Träume,

Wenn sie auch selbst dir genügt, läßt sie dich doch nicht allein.
 Ruhm und Ehre, das ganze Gefolge glänzenden Hoffens
 Stellt mit der Liebe sich ein, folgt der Lieb' auf dem Fuß;
 Schwelge in diesem Träumen, in einem Zuge genieße
 Alles Glück, was die Welt, was dir die Liebe nur heut;
 Laß von den ersten Strahlen der freundlichen Sonne des Frühlings,
 Laß von der ersten Glut schmelzen das Eis von der Brust!
 Siehe, denn morgen vielleicht schon lehret der Winter uns wieder;
 Wild und mit Ungeßüm brauset der Nordwind daher,
 Wiederum deckt sich der Strom mit der glänzenden Decke des Eises,
 Ach! und der Frühling erscheint uns noch so fern, noch so fern!

X.

Geselligkeit im Winter.

Das war getanzt, das war gesprungen,
 Das war ein rechtes Faschingsfest!
 Die Gläser haben hell geklungen,
 Man trank die Freude bis zum Rest.
 Mag wild auch draußen Nordwind wüten,
 Der Winter gibt uns höchste Lust;
 Er schmückt ja selbst das Eis mit Blüten,
 Mit Blumen auch der Menschen Brust.

Welch Fest! welch längst ersehnte Tagel
 Du schöner Weihnachts-Tannenbaum!
 Ja, deine Kinderjahre frage
 Nach diesem immergrünen Traum!
 Es reicht von Fest zu Fest der Reigen
 Dreikönigsfest und Faschingstag,
 Und nimmer will der Jubel schweigen,
 Ob auch der Pfaffe zürnen mag.

Konzerte hier, dort Maskenbälle,
 Champagner hier und Rheintwein dort.
 Es glänzt der Saal in Tageshelle
 Und die Musik tönt lustig fort;
 Die Freundschaft klingt in tausend Zungen,
 Und auch die Liebe schleicht sich ein,
 Und wenn der letzte Ton verklungen,
 Bleibt die Erinnerung lang noch dein.

Fern in des Urwalds stiller Hütte
 Da herrscht auch des Winters Glück,
 Die Mutter in der Kinder Mitte
 Schickt sich entgegen Gruß und Blick

Dem Vater, der mit schnellem Schritte
Kommt von der reichen Jagd zurück,
Und bei des Sturmwind's wildem Gange
Ist bald das Fest im vollem Gange.

So feiert Winter seine Feste,
Dort im Palast, im Blochhaus hier;
Er ladet viele muntre Gäste,
Doch niemals naht sein Jubel mir.
Mein Winterfest, es ist gar stille,
Es nimmt auch Niemand Theil daran;
Es ist nur eine schwarze Grille,
Die ich nicht mehr verbannen kann.

Laßt nur den Nordwind um mich sausen,
Das ist mein einzig Winterlied;
Laßt nur den Schneesturm mich umbrausen,
Vor dem der wilde Bär selbst flieht.
Zu keinen andern Tönen passen
Die Lieder, die durch's Herz mir ziehn:
Erinnerungen, die nur hassen,
Und Hoffnungen, die nicht mehr blühn.

XI.

Aus dem Auswandererschiff.

Prächtig liegt dort des Ozeans Spiegel vor unsern Augen,
Wie geschmolzenes Silber; es baden sich drinnen die Strahlen
Glühender Sommer Sonne und bilden tausende Funken,
Die auf den steigenden, sinkenden Wellen erscheinen, verlöschen.
Frisch weht der Morgenwind über die Flut und kräuselt die Wellen,
Bläht die lustigen Segel, die in die Ferne verschwinden;
Treibt den Nebel hinweg, den die dunkle Nacht hat geboren,
Treibt auch den Gram hinweg von unsrer bekümmerten Stirne,
Gram ob verlorener Heimat und ungewiß anglicklicher Zukunft.

Ja, dort liegt schon das Schiff und harret der armen Verbannten.
Alles ist schon am Platz und es herrscht ein geschäftiges Treiben;
Ballen und Fässer werden gewälzt, die Taue befestigt
Und die Matrosenlieder ertönen im munteren Chöre.
Kopf an Kopf gedrängt, stehn dort die Schaaren der Wandrer
Auf dem Verdeck, und schauen zum letzten Mal noch herüber,
Ob nicht ein Gruß noch erschallt aus dem Munde der Freunde am Ufer.
Jetzt geht es fort; ein Hurrah ertönt aus den Reihn der Matrosen;
Tücher werden geschwenkt und die letzten Grüße geteuschelt,
Manche verstoßene heimliche Thräne auch fällt in die Fluten.

Sieh dort den Greis mit silbernem Haar, was treibt ihn herüber,
Sich in der neuen Welt ein baldiges Grab noch zu suchen,
Konnt' er nicht sterben daheim?—Ihm blüht eine liebliche Tochter
Fern in dem Urwald des Westens, ein kleiner, munterer Enkel
Dort auf der einsamen Farm; ihn will er küssen und herzen,
Dann ist's genug gelebt und der Tod kann sein Opfer empfangen.

Dort die muntere Maid mit dem rosig blühenden Antlitz,
Fröhlich blickt sie über das Meer, nicht fürchtend die Tiefe;
Ihre Heimat winkt dort wo der Geliebte verweilt,
Der den Soldatenrod mit Amerika's Freiheit vertauschte.
Liebt er mich noch, so fragt sie sich oft; ja, er muß mich noch lieben,
Fügt sie vertrauend hinzu und ein Lächeln umspielt ihre Lippen.

Ernsteren Sinnes lehnt sich ein Mann auf die Brustwehr des Schiffes,
Schaut in die Tiefe hinab, als ob er dort irgend was suchte,
Schaut zum Himmel hinauf und begleitet die fliegenden Wolken
Sehnsuchtsvoll, die den Weg in die westliche Heimat ihm zeigen;
Was er dort sucht? gewiß, ein köstliches Gut ist die Freiheit,
Goldene, glückliche Freiheit, die er im Kerker der Heimat
Lange vergeblich ersehnt, ach! ob er wohl drüben sie findet?

Wie viel Wünsche schlummern hier im Bauche des Schiffes!
Welch ein Gemisch von Hoffnung und Furcht, von Vertrauen und Zagen!
Ja, eine Welt ist hier, wie in Noah's Arche versammelt,
Eine Welt verschiedener Gedanken, verschiedenen Strebens.—
Einer nur blickt ohne Tränen nach Ost, ohne Jubel nach Westen,
Nichts bleibt ihm hüben zurück und nichts kann er drüben noch hoffen.—
Wehe dem Schiffe, es ist dem Sturm und Abgrund verfallen;
Nichts in der Welt kann den retten, der nicht mehr die Hoffnung gerettet!

XII.

Am Bosphorus.

Prächtig strahlt die Abendsonne auf des Meeres stillen Spiegel,
Säumt mit ihren goldnen Strahlen dort den Palmwald auf dem Hügel;
Blickt dort auf den Minaretten, auf den Kuppeln, auf den Zinnen,
Ladet ein zu stillen Träumen, zu dem süßen Spiel der Rinnen.

Zum Gebete ruft der Imam; doch wo bleibt die fromme Menge?
Auf den Gassen tost ein lautes wildvertworrenes Gedränge,
Trommeln und Trompeten tönen, und es schallen fremde Zungen,
Daß der Ruf des Priesters wird von rauschend wildem Lärm verschlungen.

Sieh den Franken, den Wertwegenen, wie er durch die Gassen schreitet!
Welch ein Mendegbous er heute wohl sich wiederum erbeutet?
Und der Pfaff in schwarzer Kutte schleicht sich lüftern um die Ecken;
Und der trunkne Brite fluchet, daß die Weiber rings erschrecken.

Still verschwiegen liegt der Garten, zwischen Palmen, zwischen Rosen,
Heiligthum der Liebe, wo die Blumen und die Vögel kosen,
Wo die Wellen und die Winde leise nur vorüber rauschen,
Das verliebte Spiel der Houris ganz verstoßen zu belauschen.

Das verborgne Spiel der Liebe, wie in alten Griechentagen,
Wo in Aphroditens Hainen man das Kühnste durfte wagen;
Wo die Liebe ein Mysterium, göttliches Geheimniß war,
Nicht der großen Menge, nur dem Eingeweihten offenbar.

In der Palme dichten Schatten, in der Laube dunklem Raum
Feiert Liebe dort den alten, aber nie vergess'nen Traum,
Von dem wir nur selten hören halbvergeß'ne Kindersagen,
Märchen von Scheherazaden und Lord Byron's Liebesklagen.

Letzte Heimath der Romantik, letzter Traum der Weltgeschichte,
Wo das Leben wird zum Märchen und die Liebe zum Gedichte;
Du auch bist zerstört, es wandelt sich dein stilles Paradies
In profane Weltgeschichte, ein frivoles Stück Paris.

XIII.

Abschied des Indianers.

Vorwärts, vorwärts! Nimmer rasten, nimmer ruhen! fort und fort,
Bis zum letzten Saum des Waldes, zu des Berges finstern Ort!
Lang wohl sind die Sommertage, doch des Wilden Weg ist länger,
Weit wohl ist die Welt, jedoch des Wilden Welt wird immer enger.

Könnten wir auch fliegen, wandern, wie die Büffel; blitzschnelle
Segeln wie die Wolken segeln, strömen wie des Meeres Welle:
Vor uns schritte doch des weißen Mannes Fuß zu Raub und Mord,
Nähme uns die letzte Hoffnung und den letzten Zufluchtsort.

Weinet nur; es weint der Hirsch auch, wenn er von dem Pfeil getroffen,
Sterbend auf den Jäger wartet. Wollt ihr etwas Bess'res hoffen?
Nehmt mit Thränen eure Heimath; besser wär' es wohl mit Blut!
Doch gebrochen und zertrümmert ist des roten Mannes Mut.

Ja, der große Geist, der unsern Vätern helfend stand zur Seite,
Ist gestorben: wir sind fremder Menschen, fremder Götter Beute:
Fremder Menschen, die vom Hauche unsers Gottes keine Spur,
Die die Habsucht trieb zu unsrer friedlich stillen Waldesflur.

Weinet nur! es weint der Himmel auch im Herbst bitterlich,
Wenn der schöne warme Sommer aus dem grünen Wald entwich,
Also schwindet auch der Sommer uns und unserm ganzen Volke,
Und dem Herbst folgt böser Winter, und dem Sonnenschein die Wolke.

Feuertwasser, Feuerwaffen, wie das tief im Herzen brennt!
 Bibel, Kreuz und Pfaff und Kirche—was auch nur die Hölle kennt,
 Das war roten Mannes Unglück, roten Mannes Tod und Fluch:
 Nun das Ende liegt vor Augen und des Jammers ist genug.

Bald entstehen stolze Städte auf den längst vergess'nen Gräften
 Uns'rer Väter. Drausend fliegt das Dampfroß über diese Tristen;
 Und es streben die Gedanken, und es regen sich die Hände,
 Und die Habsucht und der Hochmut schürt und wühlt und scharrt das
 Ende.

Vorwärts, vorwärts! nimmer rasten, nimmer ruhen, fort und fort,
 Bis zum letzten Saum des Waldes, zu des Berges fernstem Ort!
 Lang wohl sind die Sommertage, doch des Wilden Weg ist länger;
 Weit wohl ist die Welt, jedoch des Wilden Welt wird immer enger!

XIV.

Ich sah und hörte nichts als Dich
 Stolz wälzt der Rhein sich durch das breite Thal,
 Froh blickt herab der Sommersonne Strahl;
 Die Burg, der Fels, das stille Kloster dort
 Vertraute Lauben an des Stromes Bord:—
 Weißt du es noch, es war ein köstlich Leben:
 O daß es nur zu schnell, zu schnell entwich:
 Das Leben schäumte, wie der Saft der Reben,
 Die schönste Zukunft sahn wir vor uns schweben,
 Die Jugend gitterte vor stolzem Streben,
 Ich sah und hörte nichts, als dich!

Es kam die Zeit, die große Freiheitszeit,
 Vom Volk gehofft, vom Dichter prophezeit;
 Die Welt schien trum'nem Auge neu geboren,
 Zum Größten auch die Menschheit auferkoren.
 Denkst du noch dran, dort auf den Barrikaden?
 Da ging es Schlag auf Schlag und Hieb auf Stich;
 Vorwärts, vorwärts! ihr wadern Kameraden,
 Jetzt ist die Erntezeit zu großen Thaten;
 Die Zukunft reißt auch uns die vollen Saaten!
 Ich sah und hörte nichts, als Dich.

Dort in der Alpen fernem Berggetümmel,
 Hoch auf dem Rigi, welch ein köstlich Bild!
 Klar spiegelt sich im See der blaue Himmel,
 Der Gletscher blüht, von roß'ger Glut umhüllt:
 An grünen Matten steigt das Auge nieder

Zum See und badet in den Wellen sich.
Und uns umtönen tausend Bunderlieder,
Das Heerdeläuten klinget auf und nieder,
Das Alphorn tönt im fernen Echo wieder:
Ich sah und hörte nichts, als dich.

Ich stand am Meer, horchte dem Lied der Bogen
Und blickte weithin über die silberne Flut;
Sah, wie die Segel in die Ferne zogen
Sah, wie in's Meer sank Sommersonnenglut.
Ich merkte, das war traurig Abschied nehmen,
Als eine Thräne aus dem Aug' sich schlich.
Noch, Freund! was hilft das Sehnen und das Grämen:
Jetzt gilt's, zu neuem Leben sich bequemen,
Den freien Flug mit Sorgen nicht zu lähmen!
Ich sah und hörte nichts, als dich!

Nern in des Westens Urwald steht die Hütte,
Dort lenke endlich hin die müden Schritte;
Dort findest Ruhe du im wilden Treiben,
Und gerne wirst du Gast der Wildniß bleiben.
Ob draußen auch die Welt noch stürmt und streitet,
Der letzte Stern der Hoffnung dort erblickt!
Hier ist dem Wand'rer ein Asyl bereitet,
In dem das Leben sanft zu Ende gleitet,
Wenn Tod dann seinen Schatten um mich breitet,
Dann ist der letzte Blick für dich!

Sonett.

• XV.

Dem Dichter laß sein Lieb! er hat sonst nichts,
Was ihm von alter Lust und Lieb geblieben
Den letzten Funken des erlosch'nen Lichts,
Die letzte Blume von dem Grab der Lieben.

Die letzten Blätter, die im Herbstwind stieben,
Wild wirbelt sie der Sturmwind auf und nieder;
So flattern auch umher die welken Lieder,
Schneeflocken gleich im Sturm umhergetrieben.

Ein jedes kleine Blatt war reich beschrieben
Mit Hoffnungen und lieben schönen Träumen,
So wie die Dichter Traumesmärchen lieben.

Leer ist es jetzt in meines Herzens Räumen;
Nicht Hoffnung mehr für hier und nicht für drüben—
Und nur von Nacht und Grab mehr kann ich träumen.

XVI.

Am Ufer.

Leise hauchet der Wind über die silberne Flut,
Langsam rollet ans Ufer Welle auf Welle;
Sieh, wie des Mondes Bild still auf den Wassern ruht!
Tausend von Funken leuchten in mondlichter Helle.

Das ist ein Zittern und Funkeln, ein Rauschen, Schwellen und Schweben,
Und doch Alles so still, ein einsames nächtliches Schweigen;
Geister scheinen die dämmernde Luft zu beleben,
Elfen schwingen den zaubrischen Sommernachtsreigen.

Seltames Bild und wunderbar nächtliche Szene;
Wie doch so anders das Bild, das ich soeben verlassen!
Wie doch so anders der festliche Jubel der fröhlichen Massen
Bei dem Klange der Becher und bei dem Feste der Töne!

Läßt sie verrauschen die Stimmen, in nächtliche Töne verflingen,
Decke dich gütige Nacht über den festlichen Raum!
O, mir möchte das Herz beim Jubel der Menge zerspringen,
Und das Leben erscheint mir wüßt und wie nederder Traum.

Wie die Wellen dort rauschen, wie die Wellen dort ziehn,
Wie des Mondes Strahlen tief in den Bogen glühn!
Ein Lied höre ich nur, es tönt mir seltsam ins Ohr;
Ein Bild schaue ich nur, es steigt aus den Wellen empor.

Schweige, du heilige Nacht, o schweigt ihr murmelnden Fluten,
Auch ihr Sterne, o schweigt! Der Traum ist jetzt ja zu Ende!
Schon der Morgen sich zeigt mit seinen purpurnen Gluten:
Ach! wenn der neue Tag auch neues Leben noch fände!

XVII.

Rückfahrt.

Klar ist der Himmel und klar ist der See, als köstliches Schauspiel,
Trunken badet das Aug' sich in der silbernen Flut,
Schnell wie ein Pfeil durchschneidet das Schiff die ruhigen Wellen
Unten das Rädergebräus, oben die Wolke vom Rauch.
Schäumend weicht das Wasser zu beiden Seiten des Rieles,
Springt und sprudelt empor unter dem peitschenden Rad,
Und es tönt die Maschine, es zittern die Balken und Wände,
Weithin wälzet der Rauch schwärzliche Schatten dahin.
Herren und Frauen sitzen dort oben auf sammetnen Polstern;
Puppengleich sitzen sie da, sehen sich gähnend nur an,
Warten darauf, daß die Negerfidel ertönet zum Reigen,
Feierlich tanzen sie dann, bücken sich, drehen sich steif.

Mich aber drängt es hinaus, das Lied der Wellen zu hören,
 Zu dem der Räder Schlag schlägt den gewaltigen Takt.
 Oft schon hört ich das Lied, doch klang es in anderen Tönen,
 Dichten konnt ich dazu jeden melodischen Sang,
 Hörte die Wellen singen von alten, traulichen Weisen,
 Was mir nur lieb war, das Lied sangen die Wellen mir vor.
 Hörte die sanften Lieder, die schmachtenben, klagenden Weisen,
 womit Bellini und Lind uns in der Oper entzückt;
 Hörte den rauschenden Sang der lust'gen, fidelen Studenten,
 Und ein vergeß'ner Choral klang aus den Wellen hervor.

Hörst! da brauste empor mit gewaltigen festlichen Tönen
 Immer und immer das Lied, das mir vor anderen wert,
 Immer und immer der Vollklang der herrlichen Marseillaise,
 Die mich bis hierher verfolgt, die in das Grab mir noch tönt.
 Also konnt' ich jegliches Lied den Wellen ablauschen,
 Jegliche Melodie, wie es dem Hörer gefiel.
 Immer geschwätzig rauschten die Wellen herauf und hernieder,
 Und ein reiches Konzert bot diese Wasserfahrt mir.
 Wenn ich dann schaute hinab in die grünen, die dunklen Fluten
 Dacht' ich an Manches, das einst tief mir das Herz hat bewegt,
 Dacht' an jene stillen und traulichen Ufer des Rheines
 Und an den friedlichen See, rings von den Alpen umkränzt.
 Was mir nur lieb und wert, ich sah's in den schäumenden Wellen,
 Träumte von jeglichem Glück, zauberte jegliches Bild
 In der Erinnerung hervor in golden und rosigen Farben,
 Und im zauberischen Bild träumt ich mich glücklich und gut.

Doch wie ist's jezt, daß mir die lieblichen Bilder verschwunden;
 Jede erscheint mir der See, wüstengleich, unfruchtbar kalt.
 Keine Fata Morgana taucht mehr aus den silbernen Fluten,
 Und der unendliche Kreis bietet ein Schreckbild mir dar,
 Selbst das Lied der Wellen—ich hör es rauschen und rauschen,
 Immer wie vordem, doch, ach! ich versteh es nicht mehr!
 Wo ist die Harmonie der süßen, verlockenden Töne,
 Die mich so oft um die Zeit schmeichelnd und losend betrog?
 Wild und verworren scheint mir das Lied; ich mag's nicht mehr hören,
 Und aus den Wellen empor starrt ein unendliches Nichts.

A POLITICAL PROPHECY OF THE FORTY-EIGHTERS IN AMERICA

BY JULIUS GOEBEL, JR., UNIVERSITY OF ILLINOIS

I.

Political prophecy is a term which occurs not infrequently in the historical literature of Germany, where it has a distinct meaning. While, in English, the word prophecy still seems to be confined chiefly to the religious sphere where it originated, in Germany it is applied also to the highest interest of a people, namely its national destiny.

A political prophecy of this kind, I venture to call *The New Rome*, by Charles Goepp and Theodor Poesche, published in 1853, of which this paper is to treat. It was thru this book that the American people, as contemporary reviews show, for the first time should become aware of the great influence which national prophets may exert, not only upon the intellectual and moral life of a great nation, but also upon its political ideals.

The question naturally arises here as to what the real nature of prophecy is, when freed of its biblical connotation. Rudolph Hildebrand, the eminent German philologist, in a paper entitled *Prophezeiungen* defines it as follows:

„Es giebt in allen menschlichen Verhältnissen, die als Ganzes in arbeitender Bewegung sind, einen Punkt oder eine Linie, wo die eigentliche treibende Kraft wohnt, und trifft man in glücklicher Stunde mit seinem Denken und Fühlen in diesen Punkt, so kann man den noch nicht gegebenen Fortgang der Bewegung des Ganzen im voraus sehen, soweit nicht äußere, unberechenbare Störungen ihn hemmen; man sieht die Linie entlang, die noch nicht da ist und doch in den Verhältnissen schon mit gegeben. In diesem Sinne wird denn auch noch täglich prophezeit, im kleinen wie im großen Leben.“¹

It is for this reason that we often speak of poets as prophets. A glance at the history of Germany will show, moreover,

¹ Hildebrand, *Tagebuchblätter*, p. 218.

that in times of great national disaster or crises there arise men who, even more than the poets, fulfill the mission of national prophets. At such times of national calamity, men like Fichte will step forth and will give solace by looking out beyond the present vicissitudes into the future. Thru four hundred years of German history, and even earlier, we meet with men of the prophet type proclaiming national unity, national regeneration and final world dominion of Germany. In the earliest times these prophecies crystalized about the person of single heroes, such as Frederick Barbarossa. The German people had felt that with his death the glory of the empire was past, and certain folk legends grew up concerning the mountain Kyffhäuser, where he was pictured as sleeping until the time was ripe for him to return and restore the pristine glory of the empire. These local legends gradually spread until in the beginning of the fifteenth century they had become national traditions. The *Friedrichsage* lived until the time of the Franco-Prussian war, and its influence upon German leaders not only of the Middle Ages, but also of modern times can easily be discerned.

Another hero in whom the national hopes and aspirations of the German people became embodied was Arminius. Again and again we find him the subject of German epics and dramas, the most notable of which was Kleist's *Hermannschlacht*. It is with the coming of Goethe and Schiller, and still later of Fichte, that national prophecy assumes its loftiest character in Germany. Goethe's *Epimenides* and Schiller's *Wilhelm Tell* are proof how these poets who had striven so long for the intellectual supremacy of their country also realized the full significance of the national political movement. And it was by his inspiring *Reden an die Deutsche Nation*, that Fichte aroused his people to shake off the shackles of the tyrant Napoleon.

I have already said that these national prophets promise not only national unity and regeneration, but also the formation of a new and more powerful world empire. We find that prophecies of this sort originate during and after the decline of the Holy Roman Empire. They are very significant in that

they show how deeply rooted was the conception of a great and all-embracing world federation. It is known how this phantom of an empire, rivalling that of ancient Rome, held the medieval world with an almost uncanny fascination. To this illusion was due in no small degree the unhappy fate of Germany for so many centuries.

A most remarkable prophecy of a future German world empire differing from the old Holy Roman Empire appears e. g. as early as 1669, in a chapter of the book *Der Abenteuerliche Simplicissimus*, by Christoph von Grimmelshausen.¹ In this tale, a half-witted fellow who imagines himself to be the God Jupiter, gives expression to some very lofty and noble ideas. He proposes in his capacity of a god to bring into existence a German hero who shall go forth and subdue the evil and help the good. England, Sweden, and Denmark, Spain, France, and Portugal will all come under the dominion of this hero (the incarnation perhaps, of Frederick Barbarossa) and through a parliament of the wise men of these countries he will ameliorate the conditions of the poor by abolishing all taxes. Absolute equality and freedom of religion will characterize his kingdom. Such in brief is the outline of the world empire of the half-witted fool.

During the eighteenth century which marks the lowest ebb of national patriotism in German political history, we find the idea of a future political empire almost forgotten. In its stead arise the conceptions of German intellectual supremacy and of a cosmopolitanism independent of state. It is very interesting to note that, while this latter conception takes a firm hold upon continental Europe; in England it is of practically no influence.²

Strange as it may seem, it is in France where the idea of cosmopolitanism first originates and takes a strong hold upon the intellectual life. From France the idea spread to Ger-

¹ Grimmelshausen, *Der Abenteuerliche Simplicissimus* (Neudrucke deutscher Literaturwerke, v. 26), Bk. III, c. 4 & 5, p. 209 et sq.

² This is but natural, for in a firmly established state with a pronounced sense of nationality, such as England, the vague political ideas of cosmopolitanism could find little favor.

many where it was heartily welcomed by that politically disorganized country. The spread of this idea and its influence in Europe is easily explained by the fact that French influence and culture were dominant in the intellectual world as well as in political spheres. With the passing of the eighteenth century the original conception of cosmopolitanism is gradually forgotten, on account of the revolution in France. From this time forth until the time of Napoleon III's *coup d'état* in 1852, France comes to be regarded as the leader of republicanism, a republicanism, to be sure, which to a certain extent, is cosmopolitan in character. France becomes now a haven of refuge for the political exiles not only of Germany, but also of Italy and Poland. The July revolution in 1830 immediately caused the republicans in Germany and Italy to break forth in open rebellion. A similar effect was produced by the Revolution of 1848.

After the quelling of this latter rebellion in Germany, hundreds of its leaders and their followers, filled with republican aspirations and subconscious reminiscences of former prophecies of a future world dominion, emigrated to France and Switzerland, where they seemed to find for a short time the realization of their hopes of a republic.

With the rise of Napoleon III it soon became evident to the refugees that their presence in France and even in Switzerland was not desired. In many cases they were summarily ordered to depart.¹ The *coup d'état* in December, 1851, absolutely shattered their hopes of a cosmopolitan republic in Europe. Although a great many of the exiles turned to England, yet the majority, and especially the radicals among them, decided to emigrate to the United States, which, in their opinion, was the only remaining republic in the world. Hopes of making Germany a republic were dashed to the ground. It is only in the light of their republican ideas that we can rightly judge the seemingly traitorous propaganda against Germany carried on by the Radicals in this country and as it found expression in *The New Rome*. To most of

¹ Rattermann, Article on C. Esselen, contained in this volume.

the forty-eighters the German *Nationalstaat*¹ meant a democratic state more or less after the pattern of the French republic, and to realize their ideal, they believed themselves justified in using every possible means.

II.

We have seen in the above, the many and various influences which helped to shape the intellectual development and the political thinking of the German liberals and how these forces culminated in the successive revolutions of 1821, 1830, and 1848, when thousands of patriotic men forced into exile, sacrificed their homes and their future for the sake of their political ideals. Let us now consider the nature of the movement of the forty-eighters in America, and the men who led it.

The emigration of the German political refugees to America began in the twenties of the nineteenth century, when the persecution of the demagogues which followed the Carlsbad Decrees drove a number of promising and highly intelligent men to this country. The most conspicuous of these men was Karl Follen,² who later became one of the principal leaders of the Abolitionists. On the whole, however, the exodus of the political refugees in the twenties was insignificant compared with the emigration which set in after 1830, following the various disturbances and revolutions in Europe of that year. Thousands of German citizens came to the United States during this period. The majority of them hailed from the principalities along the Rhine, such as Nassau and Hessen, and many of them settled in the newly opened lands of Missouri and western Illinois.³ But the great tide of immigration was still to come.

It was the Revolution of 1848 that brought literally hundreds of thousands of immigrants to this country, among whom there were men of the highest intellectual and social position. In contrast, however, to the immigrants from France, Italy and Hungary, who were for the most part aristocrats, the

¹ Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat*, p. 17.

² Kapp, *Aus und Über Amerika*, v. I, p. 309.

³ *Ibid.*

German settlers were democratic in character as was the entire political movement which had carried them to this country.

The German is by no means clannish, and whatever recognition he wins, he may ascribe to individual effort. The forty-eighters had an especially difficult task in winning recognition in the United States and their troubles were increased by the fact that many of their countrymen who had settled in America previous to them did not sympathize either with their ideals or their political aspirations. Consequently there arose between the two groups a great bitterness especially in political matters.¹ The earlier immigrants immediately dubbed the newcomers "Greenhorns," a term which was shortened to "Greens," while the latter retorted by calling their opponents the "Grays," as expressive of what they believed to be their musty and antiquated ideas.

In order to understand fully the feeling of antagonism between these opposing parties, it is necessary to consider briefly the doctrines and ideals of the forty-eighters. The typical forty-eighter was at the same time a radical and an idealist. Unable to carry out his revolutionary propaganda in Europe, upon his arrival in America, he transferred his program bodily to this country. America, from the beginning of the eighteenth century had been glorified in Germany as the land of freedom, and nothing could equal the disappointment of the refugee upon finding that this land of the free fostered one of the most abominable of human institutions. The fire of his wrath he now turned from the European despots to the American slave-holder. At the same time he keenly felt the necessity of a national regeneration if the American republic was to be saved from destruction.² Thousands of exiles who otherwise would have wasted their energies or come to ruin in this country became useful and influential citizens by finding a field for their activities in the abolition movement.³

¹ Koerner, *Memoirs*, v. I, p. 549.

² Heinzen, *Teutscher Radikalismus in Amerika*, *Neue Folge*, v. 2, p. 638, also Kaufmann, *Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkriege*, p. 104.

³ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 312.

No better example of this can be found than Karl Heinzen, the eminent Boston journalist and political thinker. Heinzen had been one of the foremost leaders of the revolutionary movement in Germany. Although exiled he had returned from New York to take part in the uprising in Baden. After the failure of this rebellion he fled again to New York and entered upon various journalistic ventures, during which he took a prominent part in politics. He finally settled in Boston and edited *Der Pionier*, the famous periodical, in which he gave utterance to his political program. It is interesting to note that this program differs but little from the radical program which he had previously advanced as a leader of the revolutionary party in Germany.¹ A comparison of these two programs may not be out of place as it will aid us in obtaining a better insight into the real nature of the movement.

PROGRAM OF THE GERMAN
REVOLUTIONARY PARTY ²

1. Germany to be an indivisible union.

2. Administration to be by the people themselves through a single chamber of deputies, and a ministry dependent on the majority in the house.

3. Common and direct franchise to all, with exception of prisoners and inmates of insane asylums.

4. Freedom of speech, press, teaching and assembly.

5. Abolition of the stand-

PROGRAM OF THE RADICALS
IN THE UNITED STATES ³

1. Total abolition of the presidency and of the office of state governor, and of the system of two houses; and the conversion of the federative republic into a republic one and indivisible.

2. Representatives subject to recall by their constituents at any time.⁴

¹ Friedrich Hassaurek had a still more radical and anarchistic program.

² Heinzen, *Teutscher Radikalismus in Amerika*, Neue Folge, v. 2, p. 638.

³ I have taken this from Koerner, *Memoirs*, v. I, p. 566. I have amended certain passages where Koerner's English was too unidiomatic.

⁴ Compare this with the present recall which we have in several states.

ing army and the establishment of a militia system.

6. Guaranty of jury trial in both civil and criminal cases.

7. Administrative appointments to be confirmed by the chamber of deputies.

8. Intervention of Germany in favor of republican governments. The establishment of a congress of peoples and of a European tribunal in place of the existing diplomatic system.¹

9. Abolition of feudalism and feudal dues.²

10. (Deals with the regulation of taxes).

11. Ownership of land to be regulated by the state.

12. Those incapable of laboring shall be assisted, and work secured for those who are able to work.

13. Establishment of a general public school system.

14. Establishment of a free postal system.

15. The state shall provide for free places of amusement and recreation for the people.

16. Emancipation of women.

3. Abolition of the policy of neutrality. The United States to intervene against intervention as practiced in Europe. Instant abolition of slavery.

4. All lands to be free and the poor settler to be assisted by the state.

5. No man to own more land than the state allows.

6. In all German schools, German teachers to be employed.

7. Establishment of a German university at the expense of the government.

¹ Compare this with the present peace movement and the Hague Tribunal.

² There were still relics of feudalism in Germany at this time in the form of tithes, "Frondienst," etc.

17. Abolition of the penal system and of capital punishment.

18. Absolute freedom of religion. Church property to revert to the state.¹

8. Abolition of penitentiaries. They shall be transformed into houses of reform.

9. The government shall own all railroads. The railroad to the Pacific shall be built at the cost of the state.

10. No official position to be allowed persons dependent on the Pope.

In a certain sense, this program of Heinzen's may be called prophetic,—and, while at that time it may have seemed visionary and even ridiculous,² nevertheless, many of the reforms proposed have since been carried out or are at present being advocated by such men as W. J. Bryan and Theodore Roosevelt. Heinzen, like many another reformer, was some fifty years in advance of his contemporaries.

It was inevitable that men like Heinzen who had played so prominent a role in European politics, should exercise a powerful influence upon the political attitude of their countrymen in America. Yet, in spite of their patriotic activity, they were at first not only underestimated as a group, but their individual efforts were seldom recognized. Adhering too rigidly to their principles and hence despising the common American practice of compromise, it was impossible for them to be popular with the practical politicians of their time.³ In addition to this fact they were convinced that the unscrupulousness and corruption of American political life was bound to undermine the very foundations of the republic, and they strove against this with might and main. Up to this time the German immigration had attached itself almost exclusively to the Democratic party,⁴ and even as late

¹ I have omitted certain sections which bore no relation whatever to the American program of the radicals.

² Koerner, *Memoirs*, v. I, p. 566.

³ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 314.

⁴ Von Holst, *Constitutional and Political History of the United States*, v. V, p. 159.

as 1850 it was considered a sort of heresy not to belong to it. Nevertheless, the Germans occupied an almost despicable position in this party. In fact, they were universally known as "voting cattle."¹ Nothing but the poorest offices, such as remote consulates, or post-offices, were given them, and in every respect their relation to the political leaders was that of servant to master. Even the German press in this country was on the side of the political bosses, and looked up to them with a sort of reverential awe. Imagine the effect of the merciless criticism, the result of the high ethical standards, which Heinzen and Esselen in their journals and publications directed against these political conditions and their advocates, the unscrupulous and corrupt politicians. Little wonder that the reformers met with tremendous opposition not only among the older generation of their countrymen but also among the American politicians who soon came to feel the force of the new ideals.

American materialism and German idealism were now brought into direct and sharp conflict. To be sure, in the end, German idealism was to triumph, but the bitterness of feeling on the part of the American politicians found its expression in the notorious Know Nothing movement, one of the most disgraceful chapters in the history of American politics.

The Know Nothing Party, also known as the Nativist and as the American Party, made its first appearance in the year 1854, although it had come into existence some time previous. Its first victory was won in Salem, Massachusetts in January, 1854, when a candidate who had not been publicly nominated was elected. Similar occurrences took place in rapid succession in other and larger cities. For a long time the origin and creed of this conspiracy against the foreigner were unknown,² and the great parties found themselves confronted by a secret and mysterious foe which they had to combat. The

¹ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 317.

² Woodburn, *Political Parties and Party Problems in the United States*, p. 84 says that their motto was the words attributed to Washington: "Put none but Americans on guard tonight."

one clew to the purpose of their activities was that their policy was clearly nativistic, anti-Irish in the North especially in New York, and anti-German in the South and West. Two parts of their program were particularly significant: public offices should be filled by native Americans only, and naturalization should be allowed only after four years of residence in this country.¹ The programs of the German radicals were seized upon with avidity by the Know Nothings, and, as Von Holst expresses it, were used as heavy artillery in their warfare.² In December, 1854, Senator Adams of Mississippi, brought forward a bill to amend the naturalization laws so that naturalization would be granted only after twenty-one years residence in this country.³ This bill, although it was never passed, indicated that while the movement in the North was directed chiefly against the Irish and the Catholics, and to a certain extent was inspired by patriotic motives, the nativists in the South saw in the Germans an antislavery element too dangerous to be tolerated.

The Know Nothing Party was of short duration, for once its secret was out its decline was rapid. Its members inspired fear only as long as they fought invisibly.⁴ A movement of this sort in the face of the overwhelming number of immigrants and citizens of foreign descent was doomed to failure. Its champions could not point to a time when this country began to be purely American and ceased to be European to a certain extent, or when it had ever been anything but a republic of immigrants.⁵ The national victory of the Know Nothings might easily have meant the fall of this republic. The direction of the movement against the Germans was another evidence, moreover, of the ignorance of its lead-

¹ Von Holst, *Constitutional and Political History of the United States*, vol. V, p. 81.

² *Ibid.*, p. 188.

³ *Congressional Globe*, Second Session, Thirty-third Congress, p. 24.

⁴ Von Holst, *Constitutional and Political History of the United States*, v. V, p. 187.

⁵ Heinzen, *Deutscher Radikalismus in Amerika*, Neue Folge, v. 1, p. 55.

ers concerning the historical achievements and the cultural influence of the German element in this country.¹

In order to arrive at a just estimate of the movement against the Germans of 1848, we must remember also that the better classes of Americans had not really learned to know the true character of the German refugees. Their knowledge was confined to the uneducated type of immigrants and even these they did not take the trouble to know thoroughly. Many Americans had forgotten the fact that the social and educational status of their immigrant forefathers had been no better than that of many poor Germans. That the educated German refugees were not known better to the Americans was however to a large extent their own fault.² They had no wish to be Americanized, and in their minds their coming to this country was nothing but a short sojourn until events had shaped themselves for their final return to Germany. It was not until the Know Nothing movement had played itself out, and the Republican Party had begun to assume a more important role in the politics of this country, that the German radicals found themselves, so to speak, and for the first time began to exert a practical influence in national politics. At the convention of the Republican Party in Philadelphia in 1856 the forty-eighters joined the party *en masse*,³ and the various elements which had, until this time, been passing their time in ceaseless bickerings, were at last united in one common cause. The election in 1860 found practically the whole German population on the side of the Republicans, and in the opinion of the leading forty-eighters it was chiefly through the efforts of the Germans that the election was finally decided in favor of the Republican cause.⁴ It is not to be supposed that this transition from German revolutionists in temporary exile to practical American politicians, was an

¹ The most vicious excrescence of this movement was the so-called "rowdies."

² Heinzen, *Teutscher Radikalismus in Amerika*, Neue Folge, v. I, p. 159.

³ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 318.

⁴ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 318.

easy or a rapid one. It was, perhaps, in 1854, that it first began to dawn upon the exiles that they were here to stay and must accordingly adjust themselves to the new conditions. How much it was to their credit, and what supreme evidence it was of their moral and intellectual power that they were able to win for themselves an independent position, and to understand American life as well as they did! But, during these years, German radicalism had been rife, and in September, 1852, had reached its height at the Congress of Wheeling.¹ *The New Rome* was the written expression of the doctrines propounded at this convention.

The radical elements among the German immigrants set themselves to the task of organizing an association of the liberally minded element, in order to bring it under one head. With this end in view, they held yearly assemblies in one or the other of the great cities, to which came delegates from all the various radical and progressive organizations.² At these Congresses there was scarcely any reform or theory which was not propounded, and no burning question which was not very completely discussed.³ To be sure there was much brought forward that was extremely impracticable, but many proposals and resolutions uttered here for the first time, later found a place on the platform of the great political parties.⁴ Everyone was allowed to express his ideas freely, and no matter how extreme or how fantastic, they would all receive consideration. Men like Heinzen, Goepp, Hassaurek, and Theodor Kaufmann took a prominent part in these conventions. It was at a meeting in Cleveland, that Heinzen gave utterance to his famous statement that the President of the United States was nothing less than a king in a dress suit.⁵

¹ Kapp, *Aus und über Amerika*, v. I, p. 319. Also Kaufmann, *Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkriege*, p. 110.

² Klauprecht, *Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohio-Thales*, p. 187.

³ Mueller, *Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers*, p. 204.

⁴ Ibid, p. 205.

⁵ Heinzen, *Teutscher Radikalismus in Amerika*, *Neue Folge*, v. I, p. 307 et sq.

At one of these assemblies, held in Philadelphia, we have the first inkling of a plan such as was later outlined at the Wheeling Congress. Professor Gottfried Kinkel, of German revolutionary fame, had been sent to this country by the German revolutionary committee in London, for the purpose of collecting money from the German-Americans to aid in the founding of a republic in Germany. He achieved a certain amount of success, which caused the anti-Kinkel faction in the revolutionary party to send to this country for a similar purpose, a certain exile from Baden, Amand Gögg by name.¹ He proposed to revolutionize Germany not so much with the aid of funds collected in this country as by the organization of immigrant associations who were to accomplish the desired result by the intellectual emancipation of the masses. In other words he dreamed of an inner rather than an outer revolution.² But, as funds were desirable in any case, he founded the *German Revolutionary League*, in Philadelphia, immediately upon his arrival in America. The chief purpose of this league was, of course, the intellectual emancipation of which I have already spoken. An equally important consideration was the collection of American gold to aid in the dethronement of European tyrants. At the meeting in Philadelphia, the following resolution was presented:

“That in the opinion of the present congress, every people upon throwing off the yoke of its tyrants ought to demand admission into the league of states free, that is, into the American Union; so that these states may become the nucleus of the political organization of the human family and the starting of the World's Republic.”³

This resolution was enthusiastically supported by a few of the more radical delegates, but the Congress as a whole, although coinciding with these views, believed that the adoption of the resolution would be injudicious. In spite of the support which Gögg received from many, the majority of

¹ Der Deutsche Pionier, v. VII, p. 118.

² Ibid, v. VIII, p. 91.

³ Poesche and Goeppe, The New Rome, p. 99.

the refugees were opposed to the undertaking, for they clearly saw, that to secure help for Germany from America was impossible.¹ In addition to this, it may be added, that Gögg had a much less pleasing personality than Kinkel, and that he was no such persuasive orator. Financial aid, therefore, did not come to him as easily as it had come to Kinkel. It was to stimulate interest in this project that another meeting was called at Wheeling, Virginia, in September, 1852.

This assembly met on the sixteenth of the month and was attended by some sixteen delegates, representatives of 1,112 revolutionary societies, chiefly of the northern states. The spirit of the Congress of Wheeling may best be illustrated by the following extract from the address of Charles Goepp one of the chief speakers of the meeting:²

“We demand the extension of American freedom. A freedom which can be victorious without the aid of American gold or the sacrifice of American lives. Just as Greece had her Trojan war which transformed her from a state of fishermen to a glorious light of civilization, just as the Crusades roused western Europe from the darkness of the middle ages, so America, thanks to the god of war, will, in all probability, have her Iliad, and her Crusades to win for her a place among nations as the center of humanity. A war to extend our institutions is not a war of conquest; for, in as much as the spirit of our government is the principle of self government, or rather of non-government, its expansion does not necessitate the introduction of violence, but rather the abolition of the latter. It is the purpose of our government to restore the sovereignty of the individual by striking off the shackles against which he has striven in vain.

“The American continent divides the ocean as Italy the Mediterranean, and just as ancient Rome overlooked the circle of lands which skirted that inland sea, so the United States shall overlook the whole of the world. The universal empire of the future belongs to them. An empire not of

¹ Heinzen, Teutscher Radikalismus in Amerika, Neue Folge, v. I, p. 65.

² Der Deutsche Pionier, v. VIII, p. 96.

conquest and of subjugation, not of inheritance, not of international frictions and hatreds, but of fraternity, of equality and of freedom. We implore it to fulfill its destiny and out of many worlds create a single one."

This peaceful and at the same time grandly conceived solution of the conflict between the old and the new world which Goepp proposed, was at first received with astonishment by the delegates. Astonishment changed to admiration, and enthusiasm ran high. Goepp's speech was embodied into a pronunciamento apprising the American people of the resolution of the Wheeling Congress to annex the world, and was translated into many languages.¹ Meetings were arranged for in various cities and the title of *The People's League of the Old and the New World* was adopted and universal annexation was decided upon as the program of the league.²

At the time of the adoption of this resolution, it was accepted more or less humorously by a part of the German population, particularly the "Grays," whereas the Americans regarded it as simply an expression of opinion of several cranks.³ With the published appearance of these principles in *The New Rome*, with its scholarly background, the derision abated, and men began to see that after all, the idea was not as fantastic as it had appeared upon first sight. Nor were these ideas by any means new, as was generally supposed at this time; for they had been given utterance only recently by Giuseppe Mazzini, the Italian patriot, in connection with his ideas concerning Young Italy, which crystallized about the conception of a world republic. Mazzini tells us about these ideas in his autobiography as follows:⁴

"At that time, (about 1830), even the immature concep-

¹ Der Deutsche Pionier, v. VIII, p. 93, also Mueller, Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers, p. 207.

² Poesche and Goepp, *The New Rome*, p. 100.

³ Kaufmann, *Die Deutschen im Amerikanischen Bürgerkriege*, p. 105.

⁴ Mazzini, Joseph Mazzini, *His Life Writings, and Political Principles*, (Ed. Garrison) p. 30 et seq. Mazzini was at this time confined in the prison at Savona, on account of his close connection with the Italian Carbonari. It was here that his first thoughts of Young Italy came to him.

tion (of Young Italy) inspired me with a mighty hope that flashed before my spirit like a star. I saw regenerated Italy becoming with one bound the missionary of a religion of progress and fraternity far greater and vaster than that she gave to humanity in the past.

“The worship of Rome was a part of my being. The great Unity, the One Life of the world had twice been elaborated within her walls. Other peoples, their brief mission fulfilled, disappeared forever. To none save her had it been given twice to guide and direct the world. There, life was eternal, death unknown. There, the Rome of the Republic, concluded by the Caesars, had arisen to consign the former world to oblivion, and borne her eagles over the known world, carrying with them the idea of right, the source of liberty. In later days she had again arisen, . . . and at once constituted herself . . . the accepted center of a New Unity, elevating the law from earth to heaven, and substituting to the idea of right, an idea of duty, a duty common to all men, and, therefore, the source of their equality. Why should not a New Rome, the Rome of the Italian people, portents of whose coming I deemed I saw—arise to create a third and still vaster unity; to link together and harmonize earth and heaven, right and duty; and utter not to individuals but to peoples the great word Association—to make known to free men and equals their mission here below.”

Many of the European exiles and the German radicals, as, for instance Christian Esselen,¹ had come in contact with Mazzini in Switzerland and heard his theories. Karl Heinzen met him later in London and became intimately acquainted with him. It is possible that Theodor Poesche, one of the authors of *The New Rome*, may also have been influenced by him. At any rate, the German reformers, ready to accept a similar program, saw in America a much better cen-

¹ Rattermann, Article on C. Esselen.

ter for such an activity than was offered by the Rome of Mazzini.¹

III.

Before proceeding with an analysis of the principles and doctrines contained in *The New Rome*, a few words concerning the authors may be in place.²

Charles Goepp was born September 4, 1827, at Gnadenfeld in Silesia, where his father taught in the seminary of the Moravians. He received his first schooling at Herrnhut in Saxony to which his parents had moved in 1833. In 1834, however, they emigrated to the United States, remained for a short time in New York, and soon after moved to Bethlehem, Pennsylvania, where the elder Goepp was for a long time supervisor of the estates of the Moravian church.

From 1837 on, Charles Goepp attended a private school, and in 1841-2 he entered the theological preparatory school of the Moravians. In pursuance of his father's wishes, he next matriculated in the Moravian Seminary of Niesky in the Lau-sitz, but in spite of the excellence of the instruction, the iron discipline was irksome, and two years later he returned to Pennsylvania. From this time on, he devoted himself to the study of Law, in Easton, Pennsylvania, and in the year 1848 entered actively into national politics, supporting the Free Soil candidates. In 1850, he entered into partnership with Joseph Minor and opened law offices in Philadelphia, but the untimely death of his partner two years later, brought this successful venture to a sudden close.

Goepp took a very live interest in the activities of the forty-eighters and was one of the leaders of the radicals at the Wheeling Congress. Like the other German reformers he joined the Republican Party, and was a zealous adherent of Frémont in 1856 and of Lincoln in 1860. After the outbreak of the Civil War, Goepp entered the field as lieutenant of the Easton "Jäger," and was later promoted to Captain

¹ It is difficult to say exactly how close were the relations between the German refugees and the great Italian patriot. But the evidence of the influence of Mazzini's ideals upon these men would lead us to conclude that they were considerable.

² For the facts of Goepp's life I am indebted to Koerner, *Das Deutsche Element*, p. 121 et seq.

and adjutant of the Ninth Pennsylvania volunteers. After three months of service he returned to private life and continued his law work in partnership with his brother Max. In 1863 he joined Friedrich Kapp in his law offices at New York and practiced there until Kapp returned to Germany in 1869. After the death of his wife, in 1870, Goepp traveled for some time in Europe, and following his return he was elected judge of the Marine Court of New York, a position which he very ably filled.

Goepp was in every respect an able and influential man, and his knowledge of both German and English placed him in a position to know and understand both peoples as few at that time were able to know them. His efforts in behalf of the forty-eighters were especially commendable. In addition to *The New Rome* Goepp was the author of a work on parliamentary practice and the translator of numerous German works.

Theodor Poesche,¹ the co-author of *The New Rome*, was born in the town of Zoeschen in Saxony, March 23, 1826. His father was a teacher and had destined his son for the ministry. Poesche accordingly attended the Gymnasium and later the University of Halle. Coming under the influence of the distinguished Professor Arnold Ruge, he was interested in the political movements of the time and actually became the leader of the one day revolt in Halle which was nipped in the bud by the arrival of the regular cavalry. Poesche was forced to flee to South Germany whence he emigrated to England, his presence having been discovered. In England, he joined for a time the colony of revolutionists in London where his friend Ruge was and where he doubtlessly met the celebrated Mazzini.

In 1852 Poesche sailed for New York and after several unsuccessful attempts to secure employment, obtained a position as teacher in a Philadelphia school. It was here that he met his future wife, the daughter of the celebrated revolu-

¹ I am indebted to Mr. Paul J. Pelz of Washington, D. C. for these facts of Poesche's life. Mr. Pelz worked up the biography from Poesche's papers. On account of its intrinsic value I have appended it to the present article.

tionist Eduard Pelz. He was married in 1854, and four years later moved to St. Louis to become the Head Master of a private school there.

The outbreak of the Civil War necessitated the dissolution of the school and Poesche returned to Philadelphia. Shortly afterwards he was appointed statistician in the newly organized Internal Revenue Bureau, which office he filled with distinction until the Democratic administration of Cleveland brought his activity in this department to a close. So great and distinguished was Poesche's service in this Bureau, that on the special request of the German ambassador, he was sent by the government to Germany to confer with Prince Bismarck on statistical matters. Later Poesche was appointed statistician on the Census Bureau. Poesche died on December 27, 1899. His great life work was a study of the Aryans, entitled, *Die Arier*, which appeared 1878.

During the years of the revolution and the great immigration to America, Goepp followed developments in Europe with great eagerness, especially Heinzen's agitation in Germany, and the efforts of the Hungarians to obtain their liberty. The revolutionary movements in Europe inspired him with the idea of making America the center, so to speak, of new revolutions and not alone an asylum for exiles. There should be a republic of peoples, and America was to be the hub of the universe. He set forth these views in a little pamphlet, *E Pluribus Unum*, and later expressed the same doctrines at the Wheeling Congress in 1852, as we have already seen. At the Congress of Philadelphia, he became acquainted with Poesche and with his book *Das Neue Rom*. This work had been written in 1850, but, unfortunately, the manuscript had fallen into the hands of the German police and could not be published.

Shortly after the Congress of Philadelphia, Poesche and Goepp decided to combine their books into one, and early in November, 1852, the work was completed. The first draft of the book was written by Poesche in German. It was then translated into English by Goepp. The first part of the book, which deals with the political phases of the question, was

largely the work of Poesche, whereas the second division, on social organization, was chiefly the result of Goepp's thought.

The New Rome opens with several pertinent arguments as to just why America should be regarded as the center of a world republic, equalling, and at the same time surpassing the ancient empire of Rome. The fact that the United States is in a position to own the whole continent and has command of two oceans, gives her an immense advantage over any other country. According to our two authors, the first step which the United States must take toward the acquisition of a world dominion are to be the annexation of Cuba and Haiti. These island states, at all times turbulent, were constantly requiring intervention on the part of the United States, and the unsuccessful revolution in Cuba in 1851, led by Lopez,¹ the sole purpose of which was to annex Cuba to the United States, seemed to strengthen the general desire that Cuba should be a part of this country. For all practical purposes the prophecy of the two Germans in regard to this island has been verified.

The proposal of our authors of annexing Canada does not seem at all strange to us who are familiar with the much quoted statement of Speaker Champ Clark. Even at that time reciprocity parties were at work in Canada. The United States at that time refused reciprocity, and Mr. Mackenzie, the Canadian statesman, explained this refusal by the fact that our government desired annexation.²

The easy victory of the United States over Mexico, and the acquisition of California, seemed to point the way to further territorial expansion in Central America. Then, as now, the population of these countries was of a low order of civilization and extremely illiterate, but in contrast to present conditions the inhabitants were at that time anxious for American government, and even offered the control of the government to General Winfield Scott, as he himself tells us in a speech made at Sandusky.³ As the two authors express it, a

¹ Koerner, *Memoirs*, v. I, p. 568.

² Poesche and Goepp, *The New Rome*, p. 13, footnote.

³ *Ibid*, p. 18.

mere pronunciamento would have effected the union which, they predict, it will take another war to accomplish. The annexation of the Isthmus, of Hawaii and the settlement of the valley of the Amazon, complete the program to which the United States were to apply themselves in the opinion of our authors. Two of these projects have recently been carried out, while the third still remains to be accomplished.

While this external expansion is going on the authors predict no less an increase within the United States itself. At that time the immigration was as numerous as it was excellent in quality, and the growth of the native population, was equally great. Poesche and Goepp could not foresee, however, the effect of the civil war upon our population; nor could they anticipate the adjustment of affairs in Germany and France, which cut off our immigration from these sources, the checks upon the Chinese immigration and, lastly, race-suicide, all of which have since been instrumental in hindering the rapid growth of the nation.

The New Rome points out,¹ that the chief problems of this predicted rapid growth of the United States will be the formation of a national character. This character will be determined by the character of the immigration to this country. The preponderance of the steadier and better educated Germans will in a large measure be decisive; the Romanic influence, exerting itself almost exclusively in matters of taste, cannot wield the power of the Teutonic element, and, accordingly, must remain passive. The Slavonic element is considered of lesser importance in the development of our national character.

In the problem presented by the amalgamation of the various races the negro loomed up at that time as the most alarming element. It must be remembered, that the negroes were then still enslaved, but *The New Rome* predicts their emancipation in the near future.² This does, of course, not mean the final solution of the problem, and the authors cannot be said to have found a particularly good one. Neither transporta-

¹ Poesche and Goepp, *The New Rome*, p. 56.

² *Ibid*, p. 57.

tion, nor extermination are considered by them worthy of consideration. The crossing of black females with white males is suggested by them as the best solution of the problem, for, by this process, the black females are improved without taint to the white race. The scheme is, of course, entirely impracticable, for it does not provide for the black males. Nevertheless, however absurd or impossible it may seem, to this day no better solution to the question has been proposed, and it still confronts us, though for obvious reasons with far less actual force than in the ante bellum days.

The authors next raise the question whether the people will be satisfied with simply uniting the various peoples on one continent, and whether the unity of all the races will not "call for a unity of the state."¹ "Will not the emigrants," they ask, "who have found under these institutions the goal of their hopes, which they vainly sought at home, determine to extend the shadow of these institutions so as to enable them to return to the lands of their birth and re-establish their social and industrial connections there without resigning the political advantages once secured? Will not their former compatriots determine to share these privileges, without paying for them the price of expatriation?" In the opinion of the authors political freedom and national wealth go hand in hand. Where there is power in the few the many cannot but suffer. Wealth is the offspring of trade. All that is necessary is to make political sovereigns of the European serfs, and the result will be that our trade with them will be as active as that among the Americans is. But if the welfare (i. e. the acquisition of wealth) of Americans and Europeans is the standard of right and justice, then it is the right of both or either to demand perfect freedom of mutual trade. Freedom of trade requires free government. "The people will never stop short of a mutual guaranty of republican governments, but republican government is only the insurance of the sovereignty of the individual, and that is the root and core of the American institutions of 1776 and 1787. The American Union must infederate into its political pale all the countries

¹ Ibid, p. 59.

with which it is brought into social contact. The American Constitution is the political expression of the present phase of human development; it must be coëxistent and coëxtensive with that which it expresses."¹

The authors are fully aware that their proposition of having the United States "infederate" the countries with which they trade "is as yet everywhere received with horror or with derision." Strangely enough they believe that the objection to their Utopian plan proceeds chiefly from what they consider a mistaken idea of nationality, which they call "a remnant of Europeanism which is yet imbedded in the American mind." Nothing will show better the fallacy of the philosophy of cosmopolitanism and its lack of historical appreciation than the method by which the authors proceed to "eradicate" the conception of nationality.

Man's impulse, they argue, is always fight, his afterthought friendship. Hence the beginnings of human intercourse consisted in fighting. The individual skirmishes continued until some particularly stalwart rowdy, by the terror of his prowess induced two or three others to combine against him. This was the origin of tribes which, of course, fought among each other as the individuals did. From the chiefs of the tribes arose the kings. The latter soon required a capital, a stronghold for themselves and a gathering place for their immediate followers. Together with cities language developed. For "not until men began to build cities, had their contrivances for the exchange of thought attained that degree of uniformity which entitled them to the name of language."²

Community of language is the well-spring of nationality. "The patriotism of nationality is found to arise in every instance, exactly when a fixed and matured language becomes the medium and the element of a fixed nationality. In the middle ages we have none of it. The empire of Charlemagne knew nothing of France, Germany, Italy, or Spain; the distinctions were then only between 'Christendom and Heathen-ess.' "

¹ Poesche and Goepf, *The New Rome*, p. 62.

² Poesche and Goepf, *The New Rome*, p. 64 et sq.

"In so far as the growth of nations," they continue, "was the growth of an understanding between people of the same tongue to unite for mutual defence and assistance, it was an advance in the motions of humanity. But, just as isolated individuals gradually became aware of each other's existence, so these fictitious individuals, the nations, were necessarily brought into contact with each other. The result in both cases was the same. They fought until they learned to talk together."¹

America, however, in the opinion of our authors, occupies a distinctly different position. Nations, they tell us, are unions based upon community of speech. This the Americans have renounced in favor of a union based on a unity of thought. "Thus," they assert, "fell nationality and arose the republic. The native Americans partly have been forced to doff the European part of their title; and they have done wisely. It is the duty of the American party to combat all European traditions which are incompatible with Americanism; above all, that of nationality. To vindicate individualism against nationality, is the office of America. That is, at the same time, the whole force and scope of the revolution; thus, the revolution which arose in and with America, must for ever return to it; and America, which began in revolution, must live in it and end with it. When the dominion of nationality is crushed, and the sovereignty of the individual is attained, everywhere and anyhow, the missions of revolutions and of America will both be accomplished."²

"Our 'form of government,' " they continue, "miscalled from a fallacious use of European terms, is a system of *non-government*, of the absence of all dictation; and the imposition of non-government is a contradiction in terms. We do not propose to force the Cubans to expell their Captain-General, but to prevent the Captain-General from forcing the Cubans to retain him. We do not compel the Japanese to trade with us, but the Japanese government to abstain from preventing the intercourse of the Japanese with us, if they

¹ Ibid, p. 67 et sq.

² Ibid, p. 71.

think proper to open it. We go behind nationalities to find the people. This is the head and front of our offending; this is what will give to the American Revolution the empire of the world."¹

The arguments here advanced show how little the authors knew about the historical origin of language and its intimate relation with the make-up of national character. Their dream of a new Rome seems to have carried with it the illusion of a uniform language, such as Latin was during the time of the Roman Empire and the early middle ages; but they forget that the despotic attempt of imposing a uniform language, uniform laws and customs upon the various conquered nationalities was one of the chief causes which brought about the fall of the Roman Empire. "A republic of thought" in which neither nationality nor community of speech, the very essence of nationality, have a place, is a philosophical abstraction born from the systems of Hegel and Feuerbach, of which our authors seem to have had a taste. The extreme individualism which the authors preach as constituting the historical mission of America, is certainly a form of non-government, which, strange to say, is at present again being advocated by certain lawless elements or "interests" in our country.

England, with her immense possessions is presented by Poesche and Goepp as the first power to be annexed under their plan of a world republic. The English at that time had no intention of permanently keeping their colonies. Australia, in particular, appeared as a ready object of annexation in view of the fact that its population was at that time preponderatingly American. This period of American supremacy on the island has long since ceased and the proposal of Poesche and Goepp would today be impossible.

England herself, it is pointed out is diminishing in power and the United States are rapidly superseding her. Two facts, the very serious decrease in the British population, and the bad financial condition of that country, call for reform, and the only effective remedy which our authors see is annexa-

¹ Ibid, p. 74.

tion. India and Africa are to be included, and they are to be won over through the aid of the American traders and consuls. American influence was strong in these countries as well as in Australia, and as it was before the union of Great Britain with India, Poesche and Goepp saw an opportunity for American intervention which was not unjustifiable.¹

Next to England, Germany appears to our authors as the most important country for the Americans. The social and political turmoil of that country called for some immediate remedy. The hope of another revolution had already passed, in as much as the leaders and all the prominent agitators had been exiled. The German immigration and the revolutionary leaders in London were all desirous of seeing intervention by the United States, but intervention alone did not satisfy Poesche and Goepp. Annexation was to them the sole panacea, for only in annexation to the United States did they see a positive guarantee of republicanism. The other Teutonic countries, Holland, Switzerland and Scandinavia are to be annexed at the same time.

Russia and the whole of the Slav nationality appear to our authors as the great rivals of the United States in their project. This empire, corrupt, and decayed to the very core, is held together by the Czar, in whom both the religious and the monarchical elements are combined. The United States, by its activities in the Pacific, is already attacking them in the rear, and the process of Germanization thru which Russia is passing will prove a great aid toward its final annexation; but the greatest struggle of all time will take place between these two competing nations, in which the United States is expected to issue victorious.

Strangely enough, the significance of the control of the Mongolian races is not appreciated by the authors, yet, the present trend of events would indicate that the key to the control of the Pacific rests with these peoples. Conditions in China are pointed out as favorable for a proposal of annexation and republican government. At present, the Chinese

¹ Poesche and Goepp, *The New Rome*, p. 94.

have attained the latter, but the former proposal they would never tolerate.

The absorption of the Romanic races by the United States of the World is also deemed inevitable. These races have long held the suzerainty of Europe, and France, in 1852, appeared as the most powerful obstacle in the way of the world republic, with the sole exception of Russia. Time and again Germanic victory has settled the question between Teutonic and Romanic supremacy, and thus it will be in this case; the Anglo-Germanic World Empire will overwhelm the Gallic rule.

Having finally disposed of the question of annexation, the authors proceed to discuss the social organization of the new state, and trace existing tendencies in their historic development. Poesche and Goepp see in the American tariff system the greatest danger to the expansion of the state not only externally, but also internally.¹ To them it is at once un-American, in denying "vivifying capacity to business," and at the same time is a restraint upon the freedom of the individual and what seemed worst of all to them, a preservative of nationality. As long as distribution remains normally active, the tariff is successful, but no sooner do we have overproduction, a natural phenomenon under this system, than there follows panic. This, our authors assert, will continue until there is a settlement between capital and labor.² On the whole, these financial crises have proved to be invigorating to business, and have invariably been followed by an improved system of intercourse which in turn serves to prevent panics.

There follow here a series of very remarkable prophecies which have either been fulfilled or are on the point of so being. Universal steam navigation, complete telegraph and cable systems which will unite the countries and thus do away with nationality, are predicted. On the heels of such complete intercourse will follow free trade, and after unfettered commerce, will come universal annexation. Such an event will necessitate better means of communication, and

¹ Poesche and Goepp, *The New Rome*, p. 134.

² *Ibid.*, p. 139.

the conquest of the air seems to offer the best solution to this problem.¹ How this idea must have been scoffed at in the fifties, we can well imagine, but today we have men like Zeppelin and Wright who are bringing it to fulfillment.

Poesche and Goepp, like the rest of the German reformers, had a goodly streak of modern socialism in their intellectual makeup, and they give evidence of it in several doctrines which they propose. They very earnestly advocate the abolition of feudal tenure, which they contend is the existing system in this country, and the substitution of pure allodial tenure.² Patent rights are to be abolished as being un-democratic, as is imprisonment for debt and the whole system of collecting debts. This latter reform was achieved long ago, but the surrender of patent rights by the American would scarcely be seriously considered by the typical American.

Thruout the entire discussion runs the thought that commercial intercourse is to be the great equalizer and pathfinder for annexation, and by means of it the World Republic will be made possible. The moral obstacles to the scheme of Poesche and Goepp will give way before improved means of intercourse, and the last political obstacles will be removed when the political preponderance of capital over labor is abrogated and the sovereignty of the individual is consummated.³

IV.

Sixty years have elapsed since the doctrines of *The New Rome* were first advanced at the Congress of Wheeling, and it is only by means of the perspective thus gained that we can come to a true conclusion concerning the real value of the schemes so ingeniously propounded. How little the opinions of contemporaries are to be esteemed in political prophecies, we have already seen from the case of the program of Karl Heinzen, whose proposals were condemned by the politicians of his day as wild and impossible of realization, but whose

¹ Ibid, p. 141 et sq.

² Ibid, p. 160 et sq.

³ Ibid, p. 171.

projected reforms are now almost universally being adopted. Thus, in judging the value of *The New Rome*, we must take into consideration not only the influence which it may have exerted at the time, but also the extent to which its prophecies have been verified.

It is indeed difficult to ascertain the meaning of this work for the Germans of this country. Suffice it that, although the "Grays" saluted it with a considerable amount of scorn, the forty-eighters, impregnated as they were with the same general thoughts of the book, saw mirrored in it the expression of their own political ideals.

As far as the realization of the prophecies of the two Germans is concerned, we find ourselves face to face with what is apparently an interesting paradox. We have on the one hand many of the details of the prophecies of Poesche and Goepp fulfilled, but we find on the other hand that the real underlying principle of the book, and the very principle which gives the work an exceptional value, has been overlooked in this country for over half a century. At the same time, however, we notice that it is at present being adopted by the chief reformers of English imperialism, the leaders of the home rule movement in the Great Britain. For it is they who advocate the principle of an empire which is at the same time a democracy. And it is this concept, and not merely the general imperialistic idea of *The New Rome*, which distinguishes the program of Poesche and Goepp from the so-called "Anglo-Saxon Imperialism," which is, in the last analysis, simply an organized system of exploitation of conquered territory. This has been the fundamental policy of the colonial expansion not only of Great Britain, but also of the United States. Let us briefly examine the essential features of this policy.

The English imperialistic idea, as we know it now, was first expressed by Carlyle, in the year 1843, when he advanced the doctrine that a more civilized and a more powerful nation has the right to oppress a weaker people, and that if the inhabitants of a country are unable to secure food and work, it is the duty of the fatherland to obtain such for them, even

by force, in other parts of the earth.¹ But, as he points out in *Chartism*, such a proceeding must be beneficial not only to the conquerors, but also to the conquered, if it is to be permanent.² The problem of overpopulation is to be solved by a well regulated immigration. He also dreams of making London the center of his future commonwealth, just as Mycale was the center of the Ionic movement in ancient Greece.

This doctrine of Carlyle's was for a long time disregarded, economic questions at that time occupying the British people almost exclusively. Indeed the prosperity of a colony was then considered as a sign of its approaching independence, and no effort was made to retain such prosperous colonies.³ During this period Canada was very active in working for its independence. With the rise of Lord Beaconsfield, however, English colonial politics began to assume an entirely different aspect. An imperial tariff, a military law, and a representative assembly in the capital were parts of the program which he endeavored to carry thru. In spite of the fact that his policy was clearly opposed to colonial freedom, he was greatly honored in the colonies, and for the first time the British imperial policy was placed on a firm basis. Seeley, who, in 1883, wrote on the expansion of England, was especially in favor of the assembly of representatives, for, as he said, the history of England is no longer the history of Parliament in Westminster, but is the history of the whole empire, and a system must be established to hold together the loose ends of the vast dominion. The future of England does not depend on India, according to him, but on the union of the English speaking colonies.⁴

The policy of Rhodes, the great imperialist, is too well known to require much discussion; suffice it to say that under his guidance, England reached the height of her imperial development. English influence was extended in South Africa, and the Boer war of 1900, which finally settled the question

¹ Die Grenzboten, vol. LVIII, p. 16.

² Carlyle, *Chartism*, p. 332.

³ Die Grenzboten, vol. LVIII, p. 18.

⁴ Die Grenzboten, vol. LVIII, p. 22.

of British hegemony in this region may be considered the direct consequence of his policies. The English imperial policy, is, as I have said before, in the last analysis, a policy of ruling and exploiting conquered territory. The exponents of this form of imperialism have, of course, surrounded it with a certain mystic and almost religious halo, to serve as a cloak for certain questionable practices under this policy; and the average Englishman, like the Hebrew prophet of old, believes the English race to be the chosen of God to propagate the gospel of "freedom, justice and peace" by means of its imperial policy. As one writer expresses it, "There is but one rule, and Cecil Rhodes is its prophet."¹

England has always looked with alarm upon the colonial growth of other nations, and the territorial expansion of the United States in 1898 caused the English the gravest concern. It is not our intention here to enter into a lengthy discussion of the American imperialistic policy, but simply to indicate the present tendencies. After the close of the Spanish-American war, the American nation found itself for the first time facing the problem of whether they should continue their former policies or discard them and adopt the principles so successfully carried out by Great Britain. The latter course was chosen, and then arose the new and difficult problem as to what was to be the status of these newly acquired lands. It scarcely seemed feasible to put these countries inhabited by a heterogeneous population of natives and Spaniards on the same political footing as the states or even the territories of the union, and it was inevitable that the United States should finally break away from the principles of political equality which had ruled its policies for over a century. The result was as anticipated. In the first case which came up before the Supreme Court, which was the final arbiter of the question, that of *De Lima v. Bidwell*,² it was ruled that upon the cession of Porto Rico to the United States, the island became a part of the United States, and that no duties could be levied until there was legislation to that

¹ Ibid, p. 198.

² 182 U. S. 1; 1901.

effect. The next case, of *Downes v. Bidwell*¹ the court held that Congress could impose discriminating duties upon Porto Rico as it was not a part of the United States within the meaning of the revenue clauses of the constitution of the United States. The newly acquired territories were not to be considered as territories in the generally accepted sense, but as conquered territory in the possession of the United States themselves.

Thus we find that the United States have adopted the Anglo-Saxon imperialistic policy of exploitation and the splendid future of a world republic extending its blessings to all nations, which Poesche and Goepp had dreamed for this country seems more remote and Utopian than ever. As we have already seen, the two forty-eighters had conceived an empire of sovereign states, with a general congress such as actually exists in the United States. But in no wise did their political program even hint at a policy such as the Anglo-Saxon principle of exploitation. The rulings of the Supreme Court seem to have precluded the possibility of our nation ever assuming the role which Poesche and Goepp had hoped it was destined for, lest the people should, after all, realize their error and provide legislation which will turn our future development in the right direction.

How long it will be before the American people do this, it is difficult to say. Certain reformers in Great Britain, on the other hand, have gradually been formulating, during the last decade, a program in many ways not dissimilar to that of Poesche and Goepp. The keynote of this proposed new policy is the formation of a parliament for the *English speaking* peoples of the empire. It is a noteworthy fact that they do not include the huge bulk of subjects who are of other nationalities. This policy, already advocated by Gladstone and Seeley in the earliest home rule agitations has again been forcibly expressed in the recent home rule bill introduced into Parliament on April 13, 1912. The English advocates of this program see in it the sole salvation of the empire and the one

¹ 182 U. S. 284; 1901.

remedy to prevent the gradual disintegration of their vast imperium.¹

In conclusion we may say that *The New Rome* is not only a document of the intense political idealism of the forty-eighters, but also the expression of their mistaken philosophy of abstract cosmopolitanism. No project was too grand for their consideration, or too expansive. But we must not forget that this document was written before Bismarck had taught his countrymen the lesson of realism in politics. The German, as Poesche and Goepp themselves point out, was, at that time, essentially universal in his thoughts and feelings. Suppressed by tyrannical princelings and cast down by the long political disruption of his country, he was obliged to satisfy himself by dreaming of Utopias, grand in conception, but, unfortunately, difficult of attainment. Nevertheless, it is well to remember, that Utopias, both social and political, have had a great influence upon the development of human affairs. What today may appear to be an ideal picture, impossible of realization, may tomorrow be an actual fact. *The New Rome* is such a Utopia, and the last of its kind. It marks a turning point in the history of the forty-eighters who soon afterward broke away from their dreams of a world republic and entered upon a new period of practical activity in this country. For, in spite of the mistaken idealism in which *The New Rome* was written, and in spite of the mistaken conception of nationality, which we may name as the fundamental fallacy of the work, the lofty principle to which *The New Rome* gives utterance, namely that of a democratic imperium, will live as an ideal toward which we must unceasingly strive. To be sure, it is the application of this principle to smaller and more restricted spheres which will give

¹ *The New Rome* is not only to be considered as a forerunner of present day imperialism, but also in many respects as a prophecy of the peace movement which is at present interesting to many of the leaders in political and intellectual life. The union of the world within one harmonious federation, and the abolition of national distinction according to *The New Rome* was calculated to do away with international bickerings, and to abolish war by abolishing its cause. Moreover, the federation of the world was not to be effected by blood and iron, but solely by peaceful methods.

this ideal of Poesche and Goepp's a lasting value. The United States by adopting this principle in its territorial expansion may thereby avoid the error of Great Britain. If present day tendencies are any indication, it would seem that imperial democracy will succeed the essentially vicious principles of Roman Imperialism, and the hopes of Poesche and Goepp may at some future day to a certain extent still be realized.

APPENDIX

THEODOR POESCHE VON PAUL J. PELZ

Theodor Poesche wurde am 23. März 1826 in Zoeichen bei Merseburg, Provinz Sachsen, als ältester Sohn des dortigen Dorfschulmeisters geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Halle und später die Universität daselbst.

Er war vom Vater zur Theologie bestimmt und begann auch das Studium derselben, sattelte jedoch bald zur Philosophie um. Er lernte dort Professor Arnold Ruge kennen, der großen Einfluß auf seine geistige Entwicklung hatte; ebenso war G. A. Wislicenus sein Freund.

Unter solchen Einflüssen war es kein Wunder daß der enthusiastische junge Mann sich mit aller Energie und hoher Begeisterung der 1848er politischen Bewegung als sehr tätiger Aufwiegler und Leiter anschloß. Er präsiidierte und redete bei öffentlichen Volksversammlungen, dirigierte die Massen, die sich in der politischen Bewegung sammelten, und der 23 jährige Enthusiast war während des einen Tages der Hallischen Revolution gewißlich der Hauptführer der Bewegung. Durch das Erscheinen der regulären Kavallerie wurde jedoch der eintägigen Revolution bald die Spitze abgebrochen, und Poesche fand es doch vorteilhaft am Abend zu verschwinden.

Er wanderte nach Süddeutschland und unterhielt eine Korrespondenz mit seiner Familie durch eine Verwandte in einer anderen Stadt, so daß sein Versteck unbekannt blieb. Als der Boden in Süddeutschland ihm auch zu heiß wurde, entschloß er sich nach England zu gehen, und fand dort bei Arnold Ruge in London, wohin dieser geflüchtet war, eine vorläufige Heimat. England war damals ziemlich voll von flüchtigen Achtundvierzigern und die Vereinigten Staaten schienen besser geeignet eine

Zukunft zu gründen, nachdem jede Hoffnung verschwunden war, daß in Deutschland bald eine freiere Luft wehen würde. Außerdem war Poesche in Preußen angeklagt und zu sechszehn Jahren Gefängnis „in contumaciam“ verurteilt worden.

Arnold Ruge blieb in England und wohnte später in Brigh-ton.

Poesche segelte im Jahre 1852 nach New York, und versuchte dort und in Boston eine Stellung als Lehrer zu erhalten, war jedoch nicht erfolgreich. Besser gelang es ihm in Philadelphia, wo er Beschäftigung als Lehrer in höheren Schulen fand.

Er wurde hier mit dem berühmten Homöopathen Dr. Constantin Haering bekannt und wurde einer der intimen Freunde der Familie. Unter den dort sich versammelnden Besuchern war auch der junge Advokat, Charles Goepf, der Sohn des bekannten Leiters der Herrenhuter Gemeinden, Dr. Goepf, in Bethlehem, Pennsylvania. Die beiden jungen Leute wurden bald befreundet, und als sie fanden, daß sie beide in Betreff der Zukunft der Vereinigten Staaten gleiche Ansichten hatten, so beschloßen sie, gemeinsam ihren Ideen über die Zukunft dieses Landes durch Publication eines Buches Ausdruck zu geben und das Resultat war das jetzt gänzlich vergriffene *The New Rome or The United States of the World*, New York, G. B. Putnam & Co., 1853.

Es war auch in Dr. Haerings Haus, wo Poesche seine Frau zuerst traf, die dort mit ihrem Vater, dem 48er Revolutionär und Schlesischen Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes, Eduard Pelz, der in New York wohnte, zum Besuch war. Nach einem Jahre wurden die jungen Leute einig und gründeten in Philadelphia einen Haushalt, von wo sie im Jahre 1858 nach St. Louis übersiedelten, wohin Poesche einen Ruf als Vorsteher einer deutschen Privatschule hatte. Unter Anderen befand sich hier auch General Franz Siegel, der damals als Professor fungirte. Als der Bürgerkrieg ausbrach, ging die Schule unter, und Poesche kam wieder nach dem Osten und versuchte New York und Philadelphia, fand jedoch in Washington in dem neu organisierten Internal Revenue Bureau des Schatzamtes als Statistiker Beschäftigung, in welchem Amte er ehrenvoll sich auszeichnete bis die demokratische Administration Cleveland's seiner Tä-

tigkeit ein Ende machte. Später hatte er eine Stellung als Statistiker im Census Bureau inne.

Poesche war ein intimer Freund von Karl Schurz, welcher eine hohe Achtung für ihn hatte und seine Talente und Fähigkeit zu schätzen wußte. Im Internal Revenue Bureau entwickelte sich Poesche als statistischer Expert der Art, daß Graf von Thielmann, der deutsche Botschafter in Washington, die Vereinigten Staaten offiziell ersuchte, ihn nach Berlin zu senden um da mit Fürst Bismarck über statistische Details, über die Deutschland Auskunft wünschte, persönlich zu konferieren, was dann auch geschah. Poesches Zusammenkunft mit dem großen Kanzler war für beide Conferenten sehr befriedigend, und Poesche hatte die Ehre von Bismarck öfters in seine Wohnung eingeladen zu werden. Er fungirte auch bei der Bismarckfeier in Washington, welche in der Concordia Kirche daselbst am 6. November 1898 gehalten wurde, als Präsident.

Das große Lebenswerk Poesches war seine Forschung über das Entstehen und Wachstum des größten aller Menschenstämme, die Arier und dasselbe wurde unter dem Titel: Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie, Jena, Hermann Costenoble, 1878, veröffentlicht. Eine Revision und Weiterführung des Werkes befindet sich in seinem Nachlaß.

Poesche starb nach einem mehrjährigen Magenleiden in Washington am 27ten Dezember 1899.

Die Anfänge Deutscher Einwanderung in Nordamerika.

Von Otto Lohr, New York.

Vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts ab trifft man Deutsche über die ganze atlantische Front Nordamerikas verstreut. Das Schicksal, das diesen Zeitgenossen des dreißigjährigen Kriegs nur eine Rolle zweiten Ranges in diesen Breiten zugebach, konnte nicht verhindern, daß ihrer eine stattliche Reihe bei der Erschließung der Nordhälfte der neuen Welt und bei der Verpflanzung der europäischen Zivilisation in die amerikanischen Kolonien mit Sand anlegte. Diese ersten Vertreter des Deutschamerikanertums, die zur Zeit, als in Germantown die erste rein deutsche Niederlassung entstand, zu einem guten Teil nach einem Leben voll Arbeit und Plage sich zu den Vätern versammelt hatten, bilden eine typische amerikanische Pionierschaft. In der Gesamtsumme ihrer Errungenschaften sowohl wie in bemerkenswerten Einzelercheinungen, sowie auf Grund dessen, was ausgesprochen deutsch an ihrer Lebensarbeit war, stehen diese Landsleute vollwertig neben den anderen Bevölkerungsteilen der Frühzeit der Kolonien, verdienen sie entsprechende Berücksichtigung seitens der Geschichtsschreibung. Selbst da, wo diese ersten deutschen Einwanderer in beschränkter Zahl oder in unscheinbarer Stellung waren, hat die Chronik besondere Dinge von ihnen zu vermelden. Die eigentliche deutsche Arbeit dieser Epoche verteilt sich auf wenig mehr als ein Menschenalter. Unter denen, die sie vollbrachten, waren einige führende Kolonisatoren und Beamte, ein paar Erforscher des Landes und Siedlungspioniere. Auf allerlei Gebieten des Neulandbetriebes waren sie überhaupt die ersten. Die Mehrzahl der Deutschen, der nur Aufgaben des täglichen Lebens zu lösen gegeben war, erwies sich als brauchbares Werkzeug des grundlegenden Zivilisationswerkes und der wirtschaftlichen Erstarbeit. Nicht das geringste ihrer Verdienste aber ist es, daß sie über die Bedürfnisse des Werktags hinaus eine reindeutsche Einrichtung geschaffen haben, die so recht eigentlich den Anfang deutschen Lebens auf amerikanischem Boden vorstellt. Jamestown in Virginien, die Wiege des angelsächsischen Amerikanertums, ist es, in der die ersten Landsleute (im Jahr 1608) uns begegnen, geschulte Sand-

werfer, die man in der Glasfabrikation beschäftigte. Im Jahr 1620 wurden vier Mühlenbauer aus Hamburg zur Errichtung von Sägmühlen in dieselbe Pflanzung geschickt. (In England herrschte damals noch der Brauch, Bauholz mit der Hand zu sägen). Drei von ihnen starben bald nach ihrer Ankunft, der letzte kehrte nach Haus zurück. Die Deutschen, die späterhin um die Mitte des Jahrhunderts in beträchtlicher Zahl in der Kavalerkolonie ansässig waren, scheinen hauptsächlich durch den Tabakhandel angezogen worden zu sein. Der gebildetste Bürger des Bezirks Northampton um die fünfziger Jahre war allem nach Dr. Georg Nikolaus Harke, ein Kölner von Geburt. Thomas Harman, von dem eine der hervorragendsten Familien des Oststrandes (Eastern Shore) abstammt, um 1641 in Brandenburg geboren, erhielt durch einen Beschluß der Volksversammlung am 24. Oktober 1684 das Bürgerrecht verliehen. Johann Sigismund Cluverius, Eigentümer einer großen Plantage im Bezirk York, stammte offenbar auch aus deutschen Landen. Die Deportation der holländischen Besatzung von Neuniederland nach dessen Wegnahme durch die Engländer (1664) dürfte eine Anzahl deutscher Angehöriger dieser an Wallensteins Lager erinnernden Soldateska in die Old Dominion gebracht haben, wo sie unter die Pflanzler verteilt wurden. Ähnliches gilt am Ende auch von den Verschiffungen der königstreuen Kriegsgefangenen zu Beginn der fünfziger Jahre (Vergl. Heinrich von Uechtritz auf Barbadoes). Die Feindseligkeiten, denen nach Ausbruch des Krieges zwischen England und Holland um dieselbe Zeit die „Dutchmen“ am virginischen Oststrand seitens der englischen Bevölkerung begegneten, mögen wohl dazu beigetragen haben, daß die Deutschen ihre Herkunft aus dem Reich besonders betonten. (Sonst ist diese Gepflogenheit im 17. Jahrhundert selten anzutreffen; Ausnahme machen Augustin Herrman, Pastorius und Leisler.)

Neuengland erhielt nachgewiesenermaßen seine ersten Deutschen im Jahr 1630 mit der Gründung der Kolonie in der Massachusettsbucht. Der Beweis für diese Tatsache, mehr noch für den Einfluß dieses ersten Häufleins, findet sich in einer der wertvollsten Flugschriften, die das neuenglische Kolonisationswerk gezeitigt hat, „The Planter's Plea“. In dieser kurz nach Abfahrt der Winthrop'schen Puritanerflotte in London gedruckten

Schrift, als deren Verfasser John White, der „Patriarch von Dorchester“ und der „Vater des Massachusettskolonie“ gilt, heißt es im 7. Abschnitt, in dem von den Plänen der Pflanzler die Rede ist: „....Es ist nicht unwahrscheinlich, daß zum Teil aus Rücksicht auf einige Deutsche, die mit ihnen hinübergewandert, und die weiteren, die ihnen zu folgen gewillt sind, selbst diejenigen, die sonst von selbst kein besonderes Verlangen nach Neuerung haben, um des Friedens und der Eintracht willen . . . ihre Zustimmung zu etlichen Aenderungen der Formen und Bräuche unserer Kirche nicht verweigern werden“. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier Persönlichkeiten mit hereinspielen, die bei den Anfängen der Baptistenbewegung Gebatter gestanden haben. Die Heranziehung der neuen Welt zur Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Dekumene knüpft sich zum Teil an deutsche Namen, an den deutschen Freundeskreis Miltons, die Haak, Hartlib, Oldenburg. Ueber die Person des jungen Winthrop, Gouverneurs von Connecticut, läßt sich eine Brücke von den Bildungsbestrebungen Neuenglands zu der Gelehrtenarbeit dieser Deutschen in Altengland, denen man ja auch die ersten Schritte zur Gründung der Royal Society zuschreibt, und bis zum Kontinent hinüber schlagen zur Gelehrtenwelt Deutschlands und zu Comenius. Anfangs der 60er Jahre hielt sich der Züricher Schiffsarzt Spöri vorübergehend in Rhode Island auf; sein Bericht über Neuengland gehört zu dem Wenigen aus deutscher Feder über die amerikanischen Kolonien der Frühzeit, das wir heute noch besitzen.

Neuschweden am Unterlauf des Delawareflusses im Bereich der heutigen Staaten Pennsylvanien, Delaware und New Jersey, zu dessen Begründung Gustav Adolf und nach seinem Tode Oronzio da Fonseca einleitende Schritte auf deutschem Boden getan und dessen europäische Verwaltung in den Händen eines deutschen Schatzmeisters und eines deutschen Buchhalters lag, hatte während seines 17jährigen Bestandes (1638-1655) einige Deutsche unter seinen Beamten. Auch eine Anzahl deutscher Kolonisten, meist Soldaten, fand sich mit ein, nach den neuesten Ermittlungen allerdings nicht so zahlreich, als man früher angenommen. Der erste Statthalter war Peter Minuit aus Wesel; sein Schwager Hendrick Huguen aus Cleve unter ihm und später Kommissar. Von 1640-43 unternahm die mit großen Kosten unternommene,

aber nie so recht lebenskräftig gewordene Kolonie einem jungen Offizier, Peter Gollender Ridder mit Namen, der sehr wahrscheinlich Deutscher war. Als letzter Faktor Neuschwedens waltete seines Amtes in musterhafter Weise, wenn auch nur kurze Zeit vor dem Zusammenbruch, Heinrich von Elswich, von Haus aus ein Lübecker Kaufmann. In den Listen der Bewohner der einzelnen Siedlungen am Delaware, die der neueste Historiker Neuschwedens, Amandus Johnson, aus den schwedischen Archiven ausgegraben, sind nur wenige ausdrücklich als Deutsche angeführt; meist solche, die den Besatzungen der einzelnen Forts angehörten, darunter ein paar Hamburger, ein Holfsteiner, ein Stralsunder, ein Brandenburger, ein Königsberger, ein Revaler. Also größtenteils Leute aus den Städten und Landschaften, die Willem Uffelman bei seiner Probearbeit zu gunsten einer deutsch-schwedisch-amerikanischen Pflanzungsgesellschaft besucht und bearbeitet hatte. Es verbleiben allerdings noch solche, deren Namen unzweifelhaft auf Deutsche schließen lassen; aber viele sind es nicht, zwei, drei Duzend, wenns hochkommt. Danach würde die Verhältniszahl der Deutschen in Neuschweden mit 1/10 festzusetzen sein. (Das gilt jedoch nur von den Deutschen, die mit den Schweden herüberkamen; im Zusammenhang mit der Kolonisation Neuniederlands ist jedenfalls auch der eine und andere Deutsche auf neuschwedisches Gebiet gelangt.) Johnson hat leider wenig oder fast gar nichts über die Verteilung der verschiedenen Nationalitäten zu sagen. Von einigem Interesse ist die hierhergehörige Bemerkung: „Die Unterweisungen der Offiziere waren schwedisch, deutsch und holländisch abgefaßt. Die holländischen und deutschen Offiziere, Soldaten und Siedler beherrschten das Schwedische einigermaßen und eigneten sich allmählich mehr davon an, aber alle die Geschichtsbücher und die meisten der noch erhaltenen Rechnungen sind holländisch oder deutsch geschrieben“. Die Labadisten Dankers und Sluyter (eigentlich Vorßmann), letzterer ein Deutscher aus Wesel, die auf ihrer Suche nach einem Zufluchtsort für ihre europamüde Sekte die Kolonien von Massachusetts bis Maryland durchforschten und eifrig Notizen machten, kamen 1679 auch an den Delaware, in dessen Nähe die Labadistenkolonie später sich auftrat. Sie trafen dort mehrere Deutsche, meist Holfsteiner, besonders den ehemaligen Medicus Otto Ernst Koch, nunmehr Rich-

ter und Besitzer der Insel Tinicum. Als Pastorius nicht ganz dreißig Jahre nach der Wegnahme Neuschwedens durch die Holländer nach Pennsylvanien kam, fand er allda „etliche Hochdeutsche . . . die bereits 20. Jahr diß Land bewohnet, und sich also gleichsam naturalisirt, nämlich Schlesiern, Brandenburger, Holfteiner, Schweizer etc. auch einen Nürnberger, Namens Jan Jacquet“. Den letzteren, Jean Paul Jacquet, dessen Vater aus Genf nach Nürnberg zugezogen war, hatte Stunvesant nach dem Abzug der schwedischen Beamten zum stellvertretenden Staatthalter (Vize-direktor) am Südfuß ernannt (so nannten die Holländer den Delaware im Gegensatz zum Hudson, dem Nordfuß).

Marylands erste Deutsche kamen größtenteils aus Virginien, Neuniederland und Neuschweden. Die bekanntesten unter ihnen sind die Familien Herrman und Gade, sowie Johann Lederer. Augustin Herrman, dessen wichtigste Lebenszeit in seinen Neuamsterdamer Aufenthalt fällt, ist als der erste Vermesser Marylands (und Virginien) bekannt und der Zeichner der ersten Karte dieser Kolonie, Arbeiten die mit einer großen Landschenk-ung im Bezirk Cecil belohnt wurden (Boehmia Manor). Er erhielt das Marylander Bürgerrecht im Jahr 1660. Johann Lederer vom Bezirk Calvert wurde 1671 naturalisirt; ein Hambur-ger von Geburt, hat er sich als Erforscher des virginischen Tales verewigt. Die Labadisten erwähnen den Wiener Commeghs und einen auf einer Plantage hausenden Hochdeutschen, der als Anwalt in den Gerichten tätig war.

Der erste Deutsche, der den Boden von Carolina betrat,—soweit wir von solchem genaue Kunde haben—war Johann Lederer. Das geschah im Jahre 1670. Im folgenden Jahr, vielleicht im Zusammenhang mit Lederers Erkundungsreisen und auf Grund seiner Berichte, erhielt die Kolonie Zuwachs aus New York, und zwar werden die betreffenden Binnentwanderer in den Akten als „Dutch“ bezeichnet. Nach Bernheim, dem Historiker der Deutschen in Carolina, der darin den Angaben der Chronisten gefolgt sein will, wären es sogar größtenteils „Dutch Lutheran“ gewesen. Damit ließe sich das Verschwinden verschiedener deutscher Lutheraner aus New York zum Teil erklären.

Eine deutsche Bevölkerung in bemerkenswerten und der Forsch-ung erreichbaren Massen besaß von allen nordamerikanischen Ko-

Ionien der Frühzeit einzig und allein New York. Diese Provinz mit ihrem gleichnamigen Hauptort, vor 1664 Neuniederland und Neumsterdam,—wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß ersteres ursprünglich größere und kleinere Teile von New Jersey und Connecticut umschloß—war im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts Haupteinwanderungsziel der Deutschen.

Der erste Weiße, der sich im Bereich des Staates dauernd niederließ, Heinrich Christiansen, stammte aus der deutschen Stadt Cleve. Dieser deutschamerikanische Urpionier war es, der Henry Hudsons angefangene Arbeit vollendete; wie dieser als Entdecker, so ist jener als Erforscher des Hudsongebietes anzusehen. Christiansens fast unmittelbar an Hudsons Entdeckungsfahrt sich anschließende elf Reisen nach der Hudsonmündung stellen die erste Pendelverbindung mit dem Mutterlande her. Sein tragischer Tod raubte ihm, der dem Pelzhandel, der Haupteinnahmequelle der Pflanzung, die Wege geebnet, sowohl die Früchte seiner Arbeit als auch ein gut Teil seines Nachruhms. Seine Ortsbezeichnung erinnert an ihn.

Die Anfänge bürgerlicher Ordnung und sachgemäßer Zivilisationsarbeit auf Manhattan knüpfen sich an den Namen Peter Minuit. Dieser tüchtige und ehrenfeste erste Generaldirektor von Neuniederland, einer der großen Kolonisatoren des 17. Jahrhunderts, war in Wesel zu Hause, offensichtlich französischer Abstammung, vertritt aber als Persönlichkeit und als Beamter durchaus holländische Kultur. Unter seiner Führung wurde der Handelsposten, das Stellbichlein der Jäger und Händler, der bisher vom Vaterland aus verproviantiert werden mußte, zur Pflanzstätte im zweifachen Sinn des Wortes, zur sich selbst ernährenden Ackerbaukolonie. Unter Minuits Beamten und Soldaten, unter den Händlern und Bauern waren Deutsche.

In die Amtszeit Minuits fällt die Errichtung des Patronats Kesselaerswijk bei Fort Orange (Albany). Das Menschenmaterial, aus dem sich die Grundschicht der heutigen Staatshauptstadt am Hudson bildete, dürfte, weil von dem vorsichtigen Amsterdamer Handelsheerrn Kesselaer zum großen Teil selbst ausgewählt, nicht das schlechteste gewesen sein, das in die neue Welt kam. Von etwa anderthalbhundert erwachsenen männlichen Einwanderern—aus einer Gesamtsumme von nicht ganz 250—die

zwischen 1630 und 1653 sich dort einfanden, läßt sich mit einiger Sicherheit der Herkunftsort angeben. Mehr als die Hälfte davon kommt aus den niederländischen Provinzen. Die Deutschen machen etwas weniger als ein Viertel aus. Die Skandinavier und Engländer (einen Ire und einen Schotten eingerechnet) bilden zusammen ein Siebentel. Ein Franzose und ein Kroat ergänzen das buntscheckige Nationalitätengemisch.

Mit dem Ende der dreißiger Jahre, da „Siedler von ausgezeichneter Beschaffenheit“ (Fiske) ins neue Niederland strömten, setzt auch eine deutlicher sichtbare Einwanderung deutscher Kolonisten am Hudson ein. Diese Zuwanderung, die ein gutes Vierteljahrhundert anhält, liefert die erste greifbare deutschamerikanische Bevölkerungsgruppe. Die Eingliederung ging im Rahmen der holländischen Kolonisationsbestrebungen vor sich, der dreißigjährige Krieg gab den düsteren Hintergrund dazu ab. Man war nachgerade auch in deutschen Landen auf Nordamerika bzw. Neuniederland aufmerksam geworden. Uffeling hatte nicht umsonst die Nord- und Ostseestädte von Emden bis Reval besucht, die deutschen Fürstentage und Kreisversammlungen bearbeitet. Neuschweden, für das man Geld und Leute warb, lag in derselben Richtung wie Neuniederland. Und wie Johann Moritz von Nassau, Staatthalter in Brasilien, im Jahr 1637 der westindischen Gesellschaft riet, vertriebene Deutsche, die in Holland Zuflucht suchten, in Südamerika unterzubringen, so ging Graf Solms mit dem Gedanken um, seine durch den Krieg versprengten Untertanen in Neuniederland anzusiedeln. Die Aufhebung des Pelzhandelmonopols seitens der westindischen Gesellschaft im Jahr 1639 lockte manchen Deutschen aus den Hansestädten nach Manhattan.

Eine Handhabe, den Einschlag des Deutschtums in Neuamsterdam genauer zu umgrenzen, gibt eine Art halbamtlicher Statistik, die wenn sie auch nicht die Gesamtbevölkerung umfaßt, so doch eine Verhältniszahl abzuleiten gestattet: die Liste der Trauungen der reformierten Kirche, die glücklicherweise in einer Abschrift vom Ende des 17. Jahrhunderts erhalten geblieben ist. Diese Liste gibt für die Jahre 1639-1664, die Zeit der Holländerherrschaft, die Namen von 626 Eingewanderten mit Herkunftshezeichnung. Von diesen sind 123 mit ziemlicher Bestimmtheit als Deut-

ische festzustellen (darunter 12 deutsche Paare). Danach stellten die Deutschen nicht ganz ein Fünftel der Einwanderungsziffer.*

Den Mittelpunkt dieses mit den Jahren entstandenen Deutsch-tums bildete seit dem Ende der vierziger Jahre die lutherische Gemeinde in Neuamsterdam, die vor der zweiten Hälfte der fünfziger an Brezche um Brezche in die Unduldsamkeit des kalvinistischen Regiments zu legen began. Führer und Ratgeber der deutschen Lutheraner war Paul Schrick von Nürnberg, ein wohlhabender Kaufherr. Er war es, der die Berufung des ersten lutherischen Pastors veranlaßte. Die frühesten Akten dieser lutherischen Organisation, die in der jetzigen St. Matthaeus-Gemeinde bis auf unsere Tage fortlebt, sind verschwunden. Aber soviel läßt sich aus zeitgenössischen Zeugnissen zusammentragen: die leitenden Persönlichkeiten bei der Bildung der Gemeinde und in den Kämpfen mit der tonangebenden Kalvinistenkirche waren Deutsche; die Pastoren Gutwässer, Fabricius, Arens waren (mit Ausnahme eines schwedischen Stellvertreters) Deutsche; die Gemeindeglieder waren in überwiegender Mehrzahl deutsch; die deutsche Sprache galt als Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die hochdeutsche Sprache beim Gottesdienst Verwendung fand.†

Wie dies heute noch der Fall, rekrutierten sich die ersten Deutsch-New Yorker aus allen Klassen der Gesellschaft; neben dem zielbewußten Unternehmer großen Stils, der abenteuernde Hadenichts, Kaufleute und Gewerbetreibende, Vertreter gelehrter Berufe, Bauern, Dienstboten, Seeleute und Soldaten. Diese Landsleute

* Im "Annual Report of the American Historical Association for the year 1909" untersucht Ruth Putnam (*The Dutch Element of the United States*, p. 205-218) dieselbe Quelle auf ihre ethnische Mischung, kommt dabei aber auf Ziffern, die nicht ganz einwandfrei sind. So zählt sie unter den ersten hundert Heiratskandidaten 1639-1643 16 Deutsche, im zweiten Hundert findet sie 9 (meine Zählung ergibt 11), im dritten Hundert wiederum 9 (statt 16), im 4. Hundert 10 (statt 17), im 5. Hundert 6-8 (statt 12), im 6. Hundert 5-6 (statt 19!), zusammen also (von Ende 1639 bis Mitte 1659) etwa 58 Deutsche (nach meiner Zählung 91!).

† Anmerkung. Die Belege hierfür, wie für die anderen Angaben dieses Artikels, findet man in "The first Germans in North America and the German Element of New Netherland," by Otto Lohr. G. E. Stechert & Co., New York, 1912.

stammten aus allen deutschen Gebieten Mitteleuropas, selbst aus der Schweiz, österreichischen Landen und deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Dreiviertel von ihnen waren Niederdeutsche, die in Sprache und Art den Holländern mehr oder minder verwandt, sich bald heimisch machten. In diesen wagemutigen und nicht selten welterfahrenen Männern aus den Seestädten, aus Ostfriesland, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen und den Rheinlanden lebte der Geist und strebte die Kraft, die im Hansagebiet Seewesen und Handel zu hoher Geltung gebracht und das Bürgertum auf eine glänzende Macht- und Kulturstufe gehoben hatten.

Bedeutung über seine Zahl hinaus erscheint dieses Deutschtum, wenn man die mannigfaltigen Errungenschaften und Verdienste seiner Hauptvertreter oder gewisser Kreise ins Auge faßt. Gerade das Deutsche an diesen gab ihnen nicht zu unterschätzende, die Gründungsarbeit des ausschlaggebenden holländisch-englischen Elementes unterstützende und ergänzende, Pioniereigenschaften. Deutsch war an ihnen der religiöse Unterton, das lutherische Bekenntnis, das im Kampf mit dem offiziösen holländischen Calvinismus diesem die ersten Duldungszeugnisse abrang, deutsch der hanseatische Geist im Großen und im Kleinen, deutsch der Gemein Sinn, deutsch der bürgerliche Freisinn und Unabhängigkeitsdrang, der an den drückenden Fesseln bureaukratischer Bevormundung und patriarchalischer Vorrechte rüttelte.

„Vielleicht keine Schicht der ersten Einwohnerschaft Neuamsterdams gelangte so auffallend rasch zu Reichtümern und gesellschaftlichen Ehren in der Adoptivheimat, als die Männer, die aus den alten Handelsstädten Deutschlands kamen. Zu vorderst in der Reihe, zu der u. A. die Häupter der Familien Van der Beek, Santford, Ebbing, Reisler und Schridt gehörten, stand Nicolaus de Meyer, ein geborener Hamburger“ (Edwin R. Purple in The New York Genealogical and Biographical Record, Vol. IX, 1878, p. 13). In dieser Liste fehlt Augustin Herrman aus Prag, vielleicht die eigenartigste Erscheinung unter diesen Handelsgrößen. Die Geschichte seines Lebens und Wirkens gibt interessante Aufschlüsse über die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Kolonien zu einander. Durch seine Heirat mit einer Tochter der mädchenreichen Familie Verleth kam er in verwandtschaftliche

Beziehung zu Van der Beek, Schridt und Gade. Seinen eigenen Angaben zufolge ist er der Begründer des virginischen Tabakhandels. Gerrman war Mitglied des Bürgerausschusses von 1647 und wurde wiederholt zu diplomatischen Sendungen verwandt, so 1652 nach Rhode Island, 1653 nach Boston, 1654 nach Virginien und 1659 nach Maryland. Vorkämpfer der fortschrittlichen Bürgerschaft im Streit mit den Statthaltern Kieft und Stuyvesant, war (neben Cornelis Melijn) der Deutsche Johann Petersen Ruyter aus Ditmarschen, der im Jahre 1639 mit seinem Freunde Jones Brondt eingetroffen war und dem Landwirtschaftsbetrieb den ersten starken Ruck gegeben hatte. Er gehörte den ersten Bürgerausschüssen von 1641 und 1643 an, war der erste Hauptmann der Bürgertwehr (im Indianerfeldzug 1644), Mitglied der Schulbehörde und nahm überhaupt an allen gemeinnützigen Veranstaltungen Teil. Eine letzte Ehrung, die man in Amsterdam ihm zugedacht, die Ernennung zum „Schout“ (Sheriff), traf erst nach seinem Tode ein, der im Indianeraufstand des Herbstes 1655 erfolgte.

Im Verwaltungskörper der Kolonie finden wir außer den schon Erwähnten noch: Ulrich Leopold aus Stade, Gysbert Opdyck aus Wesel, sowie den aus einer Kölner Familie stammenden aber in Holland geborenen Wilhelm Beekman. Letzterer, sowie der obengenannte Meyer, bekleideten nachmals das Amt eines Bürgermeisters der Stadt New York. Der Schiffs- und Kolonialarzt deutscher Herkunft ist eine aus den Akten und Relationen des 16. und 17. Jahrhunderts in außereuropäischen Weltteilen wohlbekannte Erscheinung. Wir treffen in der nordamerikanischen Frühzeit mindestens ein Duzend, so in Neuniederland Hans Kierstede aus Magdeburg, Paul van der Beek aus Bremen, Wilhelm Trophagen aus Lemgo. Juristische Bildung besaß der Hamburger Hieronymus Ebbing, als Notar amtierte Tillman van Bledt aus Bremen. Unter den Schulmeistern sind deutscher Geburt: Jacob Voosten in Esopus-Kingston und Engelbert Steinhäusen in Bergen; Hans Stein, Schulmeister in Neuamsterdam, war allem Anschein nach ebenfalls ein Deutscher. Der erste Lehrer der lateinischen Schule eben dort war Alexander Karl Curtius aus Litthauen. Auch der eine oder andere Prediger der reformirten Kirche scheint deutscher Abstammung gewesen zu sein.

Natürlich geht man nicht fehl, wenn man im soliden Mittelstand, unter Handwerkern und Geschäftsleuten, nach Deutschen sucht. Drei der meistgenannten alten New Yorker dieser Kategorie sind: der Gastwirt „Sergeant“ Litscho aus Cöslin in Pommern, der Schmied Burger Jorissen aus Hirschberg, Schlesien, und der Seilermeister Johann Harberdink aus Bocholt in Westfalen, dem zu Ehren John-Street in New York ihren Namen trägt und aus dessen Vermächtniß die holländische reformirte Kirche ein fürstliches Einkommen bezieht.

Von heute noch blühenden Geschlechtern des Landes gehen eine ganze Anzahl—wie ja schon aus diesem oder jenem früheren Hinweis ersichtlich—auf jene ahnungslosen deutschen Einwanderer der neuniederländischen Kolonialepoche zurück. Gute alte Namen sind darunter, denen man das Deutsche nicht mehr anmerkt, wie ja auch deren Träger allem Deutschen längst entwöhnt sind. Und Familien, die zum Teil mit den besten des Kontinents vermischt und verschwägert sind. Eine kurze Auslese aus dem bisher nicht verwendeten Namenmaterial: deutsche Ahnherren hatten die Familien: Bussing, Cramer, Ditmars, Dykman, Goffman, Lorb, Meßler, Meyer (Adolf Meyer aus Ulfen in Westfalen), Van Norstrand, Remsen, Schoemaker, Schureman, Swits, Van Busckirk, Ten Broeck, Wessel, Zabriskie.

Diese Untersuchung der Anfänge deutschen Einwanderung im Bereich der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika legt eine Neueinteilung des ersten Jahrhunderts der deutsch-amerikanischen Geschichte nahe, etwa in folgender Art:

1. Bereinzestes Vorkommen von Deutschen in den nordamerikanischen Kolonien, von 1608 ab.
2. Zusammenhängende, andauernde Einwanderung von Deutschen, regelmäßiger Zuzug in Neuniederland und Verteilung auf die Nachbarkolonien, Behauptung deutscher Eigenart, 1637-1664.
3. Anfang der Sekteneinwanderung und Gründung einer geschlossenen deutschen Siedlung in Germantown, Pennsylvanien, 1683.
4. Erste Masseneinwanderung, 1710.

LINCOLN AND GERMAN PATRIOTISM

BY PAUL SELBY

No period of American history is recalled with deeper interest or appeals more strongly to the patriotic sentiment of the larger portion of American citizens, both natives and foreign born, than does that embracing the dramatic events of our civil war. Yet this was preceded by a series of events which made the preparation for the tragic war period a possibility, and by consolidating the loyal element, without regard to race or nationality, insured the final preservation of the Union, freed from the stain of slavery and based on the principles recognized in the Declaration of American Independence: "That all men are created equal;" and endowed "with certain inalienable rights; that among these are life, liberty and the pursuit of happiness." With both of these periods no other name was so intimately interwoven as was that of Abraham Lincoln, and it is the purpose of this article to present evidence of the part borne by one of the most zealous and influential elements, in proportion to the population which it represented, in support of the cause on which Mr. Lincoln was the leading factor—the cause of freedom and union.

A NEW ERA IN NATIONAL HISTORY

The topic which it has devolved upon me to discuss, if treated to the fullest extent, would cover a broad field of both State and National history; hence, I have deemed it advisable to limit it to those events in which the sentiments and policy represented by Mr. Lincoln, and esteemed of vital importance to the Nation as a whole, met the earnest support of the German element of our population and marked the beginning of a new era in our National history. While this will involve the discussion of some issues of a political character in former days, they will not be treated merely from a partisan standpoint, but in recognition of the part which they bore in the accomplishments of far-reaching results and the establishment of permanent conditions in national history.

INFLUENCE OF THE KANSAS-NEBRASKA ACT

There is a practically unanimous sentiment among writers on American history that one of its most sensational periods was that which grew out of the introduction and final passage of the Kansas-Nebraska Act, in May, 1854. James F. Rhodes, in his "History of the United States from the Compromise of 1850," describes this act as "the most momentous measure that passed Congress from the day that the Senators and Representatives first met to the outbreak of the Civil War." And, coming nearer home, former Lieutenant Governor Koerner, up to the date of the passage of the measure a Democrat, in his "Memoirs," speaks of it as "really the commencement of the end of the slave power,"—a statement verified by history, but recognizing a result the very opposite of that which it was the hope and ambition of its author and its most zealous advocates to accomplish.

TESTIMONY OF THE LATE WILLIAM VOCKE

Up to the introduction of the slavery question in consequence of the adoption of the Kansas-Nebraska Act, it has been generally agreed that there was a practically unanimous tendency on the part of the two largest classes of foreign immigrants to the United States,—the Irish and the Germans—to ally themselves with the Democratic party; a tendency which was an important factor in perpetuating the maintenance of that party in power. While this was essentially true as regards the Irish immigrants—a condition that was little affected by the increased importance of the slavery issue—the following extract from an address delivered at Bloomington on May 29, 1900, by the late Hon. William Vocke, in connection with the celebration of the forty-fourth anniversary of the first Republican State Convention in Illinois, held in that city in May, 1856, will be of special interest. After referring to the events which led to the organization of the Republican party, Mr. Vocke then said to the attitude of the German element preceding that period:

"The immigrants from Germany, who had become naturalized here, had, before the attitude of the two parties to-

ward slavery became clearly defined, instinctively drifted toward the Democratic party, not only because there was a natural charm in the word 'Democratic,' but also because they found that the Know-Nothing party had, for a few years, achieved phenomenal successes, principally in the Northern States, but had been extensively recruited from the old Whigs. But when the issue between free labor and negro slavery was once presented, their education and great good sense prompted them to take a firm stand on the side of freedom. They had never been able to perceive why, under a free government, persons should be held in slavery, the subject of barter and sale like cattle, because their skin was black and their hair woolly. They keenly recognized that labor was degraded by the slaveholder at the expense of the free man. As citizens of this republic, which had become their's and their children's fatherland, they appreciated that they, with all the rest of the people, were responsible for its good government, but they did not busy themselves with the niceties of the question of State's rights or State Sovereignty, because in abjuring the allegiance they formerly owed to another sovereign, they had not become citizens of the particular State alone in which they had taken up their abode, but Americans enjoying the protection of that flag which waved over their entire country."

COMING OF A NEW ELEMENT

While this patriotic sentiment had, no doubt, been widely entertained and influenced many minds, there is reason to believe that the arrival of another element began to exert its influence in connection with a party based on opposition to slavery extension. This element was composed largely of those who had been in sympathy with, or active participants in, the revolutionary movements in some of the German States in 1848-49—some of the latter soon after becoming exiles from their native land. As has since been the case in connection with revolutionary movements in other European countries, the leaders, and many of their most enthusiastic followers in Germany, were made up of the more intelligent and progres-

sive class in their respective communities, including in many cases professors and students in educational institutions, who, after their arrival in America between 1850 and 1860, by their superior intelligence, activity and enterprise, exerted a large influence, even politically, upon the earlier comers of their nationality. A large proportion of those who came during this period, having agricultural tastes and aspirations, drifted into the Western and Northwestern States, and this not only accounted for the phenomenal growth of population in these regions, but also for the political revolution which followed. Referring to this period, and the conditions which "caused the Germans," in such large proportion, "to become Republican," the historian, James F. Rhodes, quoted from in an earlier portion of this paper, says: "Never in our history, and probably never in the history of the world, had a more pure, a more disinterested and more intelligent body of men banded together for a noble political object than those who enrolled themselves under the Republican banner."

EARLY ACTION BY GERMANS OF CHICAGO

It is but just that mention should here be made of the fact that the Germans of Chicago were among the first to announce their position in absolute hostility to the principles of the Kansas-Nebraska Act. Mr. Vocke, in his Bloomington address, says it was only "six days" after the bill was introduced by Senator Douglas, that "a mass meeting of Germans was held in Chicago under the leadership of Mr. George Schneider"—a patriot of the German revolutionary period, after coming to America editor of the *Illinois Staats-Zeitung*, and at the time of the delivery of Mr. Vocke's address an honored guest at the commemoration day exercises—"protesting against the passage of the bill, and, so far as I have been able to find," says Mr. Vocke, "this was the first indignation meeting directed against the repeal of the Missouri Compromise in the country. Shortly after the passage of the bill," adds Mr. Vocke, "the Germans of Chicago held another rally called by Edward Schlaeger, editor of a weekly German paper entitled the *German-American*,

Fritz Baumann and others, expressing their abhorrence of the measure. At this meeting its author, Stephen A. Douglas, was burnt in effigy." This act produced intense excitement, and while the event occurred in the vicinity of the meeting referred to, the statement has been made that it followed the placing of an effigy of Senator Douglas by his friends in front of the entrance at the place of meeting, an act which was regarded as an insult by his opponents without regard to nationality, and that the destruction of the effigy resulted from the indignation of the crowd upon the streets, but without special responsibility on the part of the participants in the meeting. On this occasion and one other in 1855, the office of the *Staats-Zeitung* was threatened with destruction by a mob, but was successfully defended by Mr. Schneider and his assistant employes.

THE MOVEMENT NATION-WIDE

That the same sentiment of hostility to the Kansas-Nebraska Act, and the extension of slavery into free territory, had already found a footing among the German-born citizens of other States, is shown by a brief article in the *Chicago Daily Democratic Press*, of February 20, 1854, under the title, "Germans on the Nebraska Question." In this article the *Democratic Press* makes a mention of a meeting of Germans held in Pittsburgh—"a large majority of whom are Democrats"—on the night of February 14, at which a series of resolutions was adopted, "protesting against Africanizing the free West." The *Press* adds:

"The Germans are moving all over the North and West, says the *Forest City Democrat*. They feel even more deeply than the native citizens. . . .

"The Germans in this city (Chicago) are nearly unanimous in their opposition to the measure. During the visit of the Legislature to Chicago last week, a committee of our German citizens waited upon Lieut. Gov. Koerner and placed in his charge a petition signed by several hundred against the repeal of the Missouri Compromise, which he was requested to lay before the Legislature."

Gov. Koerner makes no mention of this matter in his "Memoirs," but as the Legislature, then in special session, adjourned *sine die* about the same time (February 15) no action could have been taken in compliance with this position. Gov. Palmer, however, in his address at the Bloomington Memorial celebration in 1900, makes mention of a series of resolutions introduced by himself in the State Senate during this session, sustaining the principles of the Missouri Compromise and the Compromise Measures of 1850, and in opposition to the Kansas-Nebraska Bill, then pending in Congress. These resolutions were offered as a substitute for, and in opposition to a series already before the Senate in indorsement of the position of Senator Douglas, but Gov. Palmer says his resolutions were defeated. There is evidence, however, that on the 10th of May, 1854, at what is mentioned as "the second annual meeting of the American and Foreign Anti-Slavery Society," held at the New York Tabernacle—three weeks before the final passage of the Nebraska Bill—a resolution was adopted expressing gratification in view of "the great unanimity manifested by the German press and our German fellow-citizens throughout the country, in opposition to the Nebraska scheme so inimical to their Democratic principles, to their cherished hopes and to the renown of their adopted country."

The State Legislature of this period was the one which, having a bare Anti-Nebraska majority on joint ballot, after having recognized Abraham Lincoln as the leading representative of Anti-Nebraska principles by giving him within six votes of enough to elect him to the United States Senate, finally,—on Lincoln's advice to his friends,—elected Lyman Trumbull as successor to James Shields by a vote of 51 to 47 for Gov. Joel A. Matteson. While this result—though establishing the rank of Illinois in the list of Republican States—was a personal disappointment to Mr. Lincoln, inducing him to consider the policy of permanent retirement from politics, yet in the opinion of many it finally assured his election to the Presidency and his recognition as his country's purest and most unselfish patriot and the Nation's greatest statesman.

GERMAN FAITH IN LINCOLN

That Lincoln early won the confidence and trust of the more zealous Anti-Nebraska German element, is safely assumed from the inexorable logic of his speeches at Springfield, Peoria, Chicago and elsewhere in 1854, and his later participation in the steps which led to the organization of the Republican party. He was present at the meeting of editors of Illinois "opposed to the Nebraska Bill," which assembled at Decatur, on the 22d of February, 1856, "for the purpose of making arrangements for the organization of the Anti-Nebraska forces in this state for the coming (political) contest," and, probably for the first time, was there brought in personal contact with George Schneider, then editor of the Illinois *Staats-Zeitung*, but whose active efforts in opposition to the principles of the Nebraska Bill, as bearing so important a part in consolidating the German element in the Northwest in opposition to that measure, have been alluded to in earlier portions of this paper. In a brief address delivered on occasion of the commemoration day at Bloomington on May 29, 1900, Mr. Schneider, referring to conditions existing during the period of Anti-Nebraska agitation, said:

"The revolution of 1848 and 1849 in Germany for the unification of the Fatherland and the failure of this great effort sent thousands of the best men of Germany—men of culture and strong will-power—to this country, who were placed at the head of the best newspapers printed in the German language. From New York to the Great West, their influence was felt at once, and a great revival began among them. The principal places of this new uprising in thought and action were New York, Philadelphia, Chicago and St. Louis. All the principal papers in these cities opposed at once the extension of slavery in the new Territories, and, in fact, slavery itself. Our State was in advance of all of them and nearly every paper published in the German language in the State opposed the Nebraska Bill." (To be somewhat more specific regarding the attitude of the German press throughout the country as a whole at that time, a careful estimate has placed the number of papers of this class in the country at

eighty-eight—nearly, if not quite, all of which had been previously Democratic—but of which all but eight espoused the cause of the Republican party.)

LINCOLN OPPOSED TO KNOW-NOTHINGISM

Referring later on to the dissatisfaction produced among the German element by the policy of the Know-Nothing or American party, which had swept a number of the Eastern States, Mr. Schneider adds the following regarding an incident of the Decatur Convention:

“The Germans, who had just entered the new party with the only desire to oppose slavery, were in a most unpleasant and critical position, and their political future seemed dark. I entered the Decatur convention with a resolution in opposition to this movement, and I had resolved to fight with all my might and win or go down, and with me, perhaps, the new party.” (Then, after referring to his appointment on the committee on resolutions at Decatur, Mr. Schneider continues:) “I had to help form a platform against the proscriptive doctrines of the so-called American party. This portion of the platform raised a storm of opposition and, in utter despair, I proposed submitting it to Mr. Lincoln, who had appeared in the convention, and abiding by his decision. Mr. Lincoln, after carefully reading the paragraph, made the following remark:

“‘Gentlemen, the resolution introduced by Mr. Schneider is nothing new. It is already contained in the Declaration of Independence, and you cannot form a new party on proscriptive principles.’

“This declaration of Mr. Lincoln’s saved the resolution and, in fact, helped to establish the new party on the most liberal democratic basis. It was adopted at the Bloomington Convention and next, at the great, and the first National Republican Convention at Philadelphia on the 18th of June, 1856.”

Whatever of controversy occurred on this subject at Decatur, took place within the committee room, and when the platform was submitted to the convention, consisting of twelve

members, it was unanimously adopted. It is safe to say it was ever afterward a matter of just pride on the part of Mr. Schneider and other members of the convention, that a declaration of the principle of equal constitutional rights which had then been framed with the approval of Mr. Lincoln at Decatur, was repeated at Bloomington and again at Philadelphia, and its justice has never since been questioned. Mr. Schneider himself, referring to the results which followed the steps taken with Mr. Lincoln's aid at Decatur, says:

“The great majority of the Germans in all the States of the North, and even in some portions of the South, entered the new party that later made Lincoln President, and made it possible to carry on the war with success against slavery and create a new Union. The new light which appeared at Decatur and Bloomington spread its rays over the whole of the United States, and so the regeneration of the Union and the downfall of slavery dated from Bloomington; and the convention of which we hold today this memorial convocation of the few survivors, marks one of the great epochs in the history of the country; and with all this we must think of the man sent by Providence to carry this Nation through the agitation of war to its present high position among the nations of the earth.”

AN INCIDENT OF THE CAMPAIGN OF 1856

At the date of the Decatur editorial convention the late Gustavus Koerner of Belleville was associated with the administration of Gov. Matteson in the capacity of Lieutenant Governor, and possibly from a feeling of party loyalty, declined to accept a position as member of the State Central Committee of the new party tendered him by the editors, in a letter to the writer of this article expressing the opinion that the movement at that time was premature. Later, however, he identified himself with the movement, attended the National Convention at Philadelphia in June following as a visitor, participated actively in the campaign in support of Fremont for President and Bissell for Governor, and in the last month of the canvass reluctantly accepted the nomination

for Congress on the Republican ticket, but was defeated by a small majority in what had previously been a strongly Democratic District. In his "Memoirs" published since his death, Mr. Koerner relates the following incident connected with a visit by Mr. Lincoln to Belleville during this campaign:

"Pretty early in the canvass Mr. Lincoln came down to Belleville. . . . He was even at that time not much known in that part of the State. His great reputation as an extraordinary speaker he acquired two years later in his contest for the Senate against Douglas. Still he had a large and highly intelligent audience. A great many ladies—a novelty thus far at a political meeting in this region—had turned out, and we had provided for them long benches in front of the speaker. He spoke in an almost conversational tone, but with such earnestness and deep feeling upon the question of the day, that he struck the hearts of all his hearers. Referring to the fact that here, as well as in other places, he had found the Germans were more enthusiastic for the cause of freedom than all other nationalities, he, almost with tears in his eyes, broke out in the words, 'God bless the Dutch!' Everybody felt that he had said this in the simplicity of his heart, using the familiar name of 'Dutch' as the Americans do when among themselves. A smart politician would not have failed to say 'German.' But no one took offense."

THE FREMONT AND BISSELL CAMPAIGN

The first State election occurring in Illinois after the adoption of the Nebraska Act was that of 1854. Although the Republican party had not at that time been fully organized, yet a candidate for State Treasurer (the only State office to be filled by election that year) was put in nomination on what was called an Anti-Nebraska ticket, and was defeated by his Democratic opponent by less than 3,000 votes, thus showing a strong revulsion from the Democratic party as compared with previous elections.

The canvass of 1856 was vigorously conducted, and although James Buchanan, the Democratic candidate for President, received a plurality in the State of a little more than

9,000 over John C. Fremont, the whole Republican State ticket was elected, with Col. Bissell, as candidate for Governor, receiving a plurality of 4,732 over his Democratic opponent—a result due to the change in counties in the northern part of the State containing a large German population and which had previously been Democratic, some of them by large majorities. This applied especially to such counties as Boone, Bureau, Cook, DuPage, Jo Daviess, Kankakee, Kane, Lake, Lee and Will, most of which, as will be seen by the "Addendum," relating to foreign population, attached to this article, had a large German population. Gov. Koerner, in his "Memoirs," while recognizing these conditions in the northern counties, thus refers to those in the south: "It was only in a few counties, such as Madison, and above all St. Clair, that the large majority of the Democrats joined the Republican party, and this was largely owing to the preponderance of the German vote." While there were changes in other counties, St. Clair, probably at that time the strongest German county in the State, and only exceeded by Cook County in its aggregate of foreign population, was the only county south of McLean to give a plurality for Fremont and Bissell.

THE LINCOLN-DOUGLAS DEBATES

While the famous debates of 1858 between Lincoln and Douglas aroused a deep interest, not only in the home State of the debaters, but throughout the Nation, they also furnished to the general public a clear conception of the attitude of the most conspicuous leaders of their respective parties and the real issue before the people, and thus marked a new era in political history. It is appropriate that the attitude of each should be presented in his own language. In an address delivered in the Hall of Representatives at Springfield, on the evening of June 16, 1858, in response to the nomination for the United States Senate, which had been tendered him by the Republican State Convention on that day, Mr. Lincoln declared:

" 'A house divided against itself cannot stand.' I believe this Government cannot endure permanently half-slave and

half-free. I do not expect the Union to be dissolved—I do not expect the house to fall—but I do expect that it will cease to be divided. It will become all one thing or the other. Either the opponents of slavery will arrest the further spread of it and place it where the public mind shall rest in the belief that it is in course of ultimate extinction, or its advocates will push it forward till it shall become alike lawful in all the States, old as well as new, North as well as South.”

This speech was really the forerunner of the Lincoln-Douglas debates. In what was evidently intended by Douglas as a reply to this sentiment expressed by Mr. Lincoln on the perpetuity or extinction of slavery, in his last speech of the series at Alton, Mr. Douglas gave utterance to the following:

“He (Lincoln) says that he looks forward to a time when slavery shall be abolished everywhere. I look forward to a time when each State shall be allowed to do as it pleases. If it chooses to keep slavery forever, it is not my business but its own; if it chooses to abolish slavery, it is its own business—not mine. I care more for the principle of self-government, the right of the people to rule, than I do for all the negroes in Christendom. I would not endanger the perpetuity of the Union, I would not blot out the great inalienable rights of the white man for all the negroes that ever existed.”

That these statements of principle, so directly antipodal to each other, respectively received the earnest approval of two parties opposed to each other in political opinion, need not be doubted, and there is no question as to which speaker showed himself a true prophet. The real question is, which proved himself a sound logician and true patriot, looking to the welfare of the whole country? While few, if any, in this day, would dare to reiterate the sentiment expressed by Senator Douglas, and profess such indifference to human rights and the welfare of the humblest citizen, there will be a universal agreement that Abraham Lincoln recognized the rights of the people under free government and with surprising accuracy predicted the results of the future, in the accomplishment of which he became the most conspicuous and important factor. On the other hand, the evident purpose of

Senator Douglas to win the confidence of the "Solid South" and insure his election to the Presidency failed of its object.

Taking into consideration the difference between the mass of German residents of an early day in the Eastern and Middle States, and those who came after the revolution of 1848-49, locating chiefly in the Middle West and Northwest, the opinion is expressed by especially careful statisticians, that of the former two-thirds were Democrats while of the latter, west of the Alleghanies, two-thirds became Republicans.

This sentiment is supported by an article on the subject of "The German Vote and the Republican Party" from the pen of Fred. W. Holls, a prominent writer of German blood, in *The Forum* of 1895. Referring to the period here under discussion, Mr. Holls says:

"The class of Germans who came to this country for freedom from 1848 to 1859 was superior in intellectual force to any that preceded or followed. Accordingly they not only took the most lively interest in the affairs of their adopted country, but also remained in close touch with their Old-World home. German political speculation was never more liberal than in this very decade, and never was it more intensely national in its tendencies. The weakness of the disrupted, prince-ridden Fatherland was doubly felt under the newly strengthened reign of reaction and feudalism; and who can wonder that the revolutionary emigrants sought the inspiration of a truly national life, and that, landing on these shores, they felt themselves as Americans rather than as citizens of any particular State.

"The Republican party, being at once national and eminently idealistic, naturally attracted all these elements. Accordingly the young German leaders—Schurz, Kapp, Stallo and Salomon, with Lieber, Koerner, Hecker, Muench and other veterans—became Republican partisans and did excellent work upon the stump in both English and German."

And thus it was that these German patriots in their native land, naturally became zealous supporters of the cause of which Abraham Lincoln was the most distinguished and influential representative in the land of their adoption.

CHICAGO CONVENTION OF 1860—NOMINATION OF LINCOLN

The series of Lincoln-Douglas debates in 1858 was but the forerunner of the nomination of Abraham Lincoln for the Presidency in 1860, as the passage of the Kansas-Nebraska Bill, in 1854, had been the impelling force, from a hostile standpoint, in the organization of the Republican party. But for these debates Lincoln would not have achieved his nationwide reputation as the ablest representative of conservative opposition to the further extension of slavery into constitutionally free territory, which won for him recognition by a majority of the Republican National Convention at Chicago in May, 1860, as a fitting candidate for the Presidency—a conclusion which was confirmed by his election in November following, his four years, but finally successful, struggle for the preservation of the Union as free territory, and the vindication of his policy by his reelection in 1864.

In the accomplishment of this result the patriotic German element bore their full part, as shown by the returns of the election of that year from German populated States. This is evident on the part of the State of Illinois, which was represented in the National Convention by two prominent Germans—Gustavus Koerner, of Belleville, and George Schneider, of Chicago—while the voters in the German populated counties stood true to the Republican cause as they had done in 1856. In fact, without the support of this element in such States as Illinois and Wisconsin, it is safe to say that Mr. Lincoln could not have been elected.

Of the scenes witnessed at the Chicago Convention, Mr. Koerner, in his "Memoirs," says:

"The Chicago Convention I consider one of the most interesting incidents in my life. . . . Besides being among a highly excited multitude of people surging through all the principal streets, listening now and then to the innumerable speeches made every evening at all public squares, and from the balconies of the great hotels, and working for Lincoln wherever I could, I came in contact with the most eminent men of our party."

NOTIFICATION OF LINCOLN

Continuing his reminiscence, Mr. Koerner refers to a visit at the Lincoln home in Springfield on the day following the nomination, and preceding the arrival of the Committee to notify Mr. Lincoln of that event:

"I went down to Springfield on the regular train and arrived a few hours before the committee did. In company with E. Peck . . . I called on Mr. Lincoln at his handsome but unpretentious frame house, in a quiet part of the city." Then, after describing some assistance he gave in preparing for the reception of the committee, Mr. Koerner continues:

"We went to the parlor and gave Mr. Lincoln a good many particulars about the Convention, which, of course, interested him much. Some very humorous remarks were made about it, Mr. Peck being a very witty and lively talker. . . . About six o'clock in the evening the committee called, and, after the usual salutations,—Mr. Lincoln standing on the threshold of the back parlor and leaning somewhat on an arm-chair—the committee formed before him in the front parlor, and Mr. Ashmun very formally addressed him in a well-considered speech. Mr. Lincoln looked moved and rather sad, evidently feeling the heavy responsibility thrown upon him. He replied briefly but very pointedly. Somehow all of us felt more serious than the occasion called for. All appeared to have a foreboding of the eventfulness of the moment, and all felt that, in this contest, there was more than the mere possession of power and office at stake—nay, the vital principle of our national existence."

Later on, referring to the campaign and a Republican demonstration in Chicago at which Mr. Seward was the principal speaker, Mr. Koerner says: "As it turned out, amongst all the friends and admirers of Lincoln, none were more ardent and eager than the German Republicans."

ELECTION OF LINCOLN—BEGINNING OF CIVIL WAR

While the announcement of the election of Abraham Lincoln to the Presidency on November 6, 1860, was generally

received with intense enthusiasm throughout the North, it produced a feeling of consternation in the Southern States, though not wholly unanticipated, but in some cases even welcomed on the ground that it furnished a pretext for dissolution of the Union which, in some portions of the South, had long been in contemplation. In fact, steps looking to this end had even been taken before the election in anticipation of the result that followed. This was especially true of South Carolina, whose Governor, as early as October 5, 1860—one month before the Presidential election—had attempted to open confidential negotiations with the Governors of other Cotton States, in reference to a plan for secession in case of Lincoln's election. On February 4th, 1861, two days after the calling of a Peace Conference at Washington, at the suggestion of the State of Virginia to consider propositions of compromise and concession, delegates from seven Southern States which had already adopted ordinances of secession met at Montgomery, Ala., and by the 18th had inaugurated a provisional government under the name of the "Southern Confederacy," with Jefferson Davis as its head. In the meantime the Governors or other alleged officials of some of the seceding States, while professing to be looking merely to the protection of "State Rights," had taken possession of military posts and other property belonging to the General Government, while depending upon such disloyal officers as Gen. Twiggs in control of other properties to surrender the same in due time.

Mr. Lincoln, on assuming the duties of President on March 4, 1861, through the passive policy of Mr. Buchanan and the treasury of subordinates, thus found himself confronted by a hostile government already organized from a part of the Republic of which he had been legally chosen President, and the General Government, of which he was the constitutional head, robbed of its property and of the means for enforcing the law and protecting the rights of its citizens.

THE CAMP JACKSON AFFAIR

A conspicuous example of the methods followed by the secession leaders, as well as an evidence of the noble service

rendered by a class of patriotic citizens of foreign birth at a time of threatened revolution, is furnished in the history of the famous Camp Jackson affair in the immediate vicinity of St. Louis and on the border of our own State. This took place on May 10, 1861, after much intrigue and maneuvering on the part of the secession element in Missouri, under the leadership of Clayborne Jackson, the newly elected Governor of that State, which had for its object, with the active aid of Jefferson Davis, to obtain possession of the Government Arsenal and Jefferson Barracks. Various devices had been resorted to to accomplish that object, the last being the locating of a "camp of instruction" at St. Louis, with as many secessionists as could be gathered in a single regiment under Col. D. M. Frost. Capt. Nathaniel Lyon, in charge of the Arsenal, and Col. Francis P. Blair (at that time a Member of Congress, but giving close attention to conditions in his home city), who were in close touch with each other and kept informed of what was going on in the "camp of instruction" as well as at Jefferson City. In the meantime Lyon was busy organizing what was called a body of "Home Guards" under the call of President Lincoln—Gov. Jackson having returned to the President, with an insolent rejection, a call for a quota of State volunteers, such as had been addressed to the Governors of other States, after the firing on Fort Sumter. Under this call Capt. Lyon had organized five regiments, to which was added an equal number of "Reserves," making in all a possible force of 10,000 men.

On the afternoon of the day mentioned, Frost's force, occupying what was called Camp Jackson, was surrounded by the "Home Guard" and "Reserves," according to a secession statement, amounting to 7,000, and finding itself completely outnumbered, yielded to a demand for immediate surrender. John G. Nicolay, in his volume "The Outbreak of the Rebellion," gives the following account of a tragic incident which followed:

"So far everything had gone as harmlessly as if the affair were merely a gala parade; but now a most deplorable occurrence succeeded. The march, the halt, and the capture

greatly excited a vast crowd which the occasion drew together; and scarcely had the homeward march with the prisoners begun, when the troops were assailed by secession rowdies with abusive language, stones, missiles and finally a pistol shot or two. This provoked a return volley without orders, from one or two companies, by which, and the desultory shots succeeding, fifteen to twenty innocent bystanders and several soldiers were instantly killed. The untoward incident caused a dangerous ferment in the city, but the courageous efforts of the police prevented a general riot."

The number of lives lost is estimated by an authority friendly to the secession element at twenty-eight, including three prisoners and an infant in the arms of its mother, and the effort is made to place upon the Lyon force responsibility for the disaster, although there is good reason for believing that the secession mob was largely responsible. According to the same authority, with the exception of the First Regiment under command of Col. Frank P. Blair, which consisted chiefly of native Americans and Irishmen, "the regiments were composed almost exclusively of Germans."

After an unsuccessful effort to secure an agreement that would maintain the neutrality of Missouri, Gov. Jackson issued a proclamation calling 50,000 militia into active service to "repel invasion," but a few weeks later he was stripped of office and a fugitive from his capital city.

GERMAN SERVICE IN OTHER FIELDS

Referring to the patriotic service rendered by German-American soldiers in other fields during Civil War days, it is fitting here to quote from an article by the late Karl Blind in the *Westminster Review*, relating to reminiscences by Gen. Franz Sigel, one of the best known German soldiers:

"In his description of that war, he (Sigel) brings to mind the historical fact that, three days after the bombardment and surrender of Fort Sumter, the city of Washington was in imminent peril, through a conspiracy, of falling into the hands of Southern rebels, but that this catastrophe was prevented by the arrival of a detachment of infantry and cavalry from

Pennsylvania, the five companies of which were composed of Germans, both from the older and the more recent immigrant stock. With the possession of the seat of the Central Government, the slaveholders' Confederacy would certainly have obtained an immense advantage—all the more because Maryland was on the side of secession, especially Baltimore. In the latter city only a minority were Unionists, and there the Gymnastic Society did good service until the town was freed by the arrival of United States troops."

ESTIMATE OF GERMAN UNION SOLDIERS

In this article Gen. Sigel gives credit to the Germans for having furnished during the Civil War not less than 176,767 volunteers, of whom more than five thousand were officers, while sixty-nine were higher officers of various ranks, who had been appointed by the President or head of the Military Department at Washington. Among the officers mentioned in this list were Generals Blenker, Osterhaus, Fickler, Weber, Schurz and many others whose names are still familiar, and who served their adopted country in a manner to win distinction for themselves and their nationality.

LINCOLN-FREMONT ISSUE

During the first year of wartime there appears to have developed considerable dissatisfaction among the foreign-born troops in Missouri—especially the Germans—in consequence of the recall (or rather modification) by President Lincoln, of a proclamation issued by Gen. John C. Fremont, then in command in Missouri, declaring "the real and personal property of all persons in the State who should take up arms against the United States, confiscated to the public use and their slaves free." While this proclamation was regarded by conservative Union men, not only in the Border States but elsewhere, as going farther than the confiscation act which Congress had previously enacted, Gov. Koerner (then on Fremont's staff) says in his "Memoirs," that "it created the wildest enthusiasm on the part of the ardent Republicans." Later on, referring to Fremont's recall from his com-

mand, when succeeded by Gen. David Hunter, Mr. Koerner says of this event: "The excitement was tremendous. It amounted almost to mutiny. The Germans, and there were many thousands in the command, were particularly indignant." They were much devoted to Fremont's radical policy, but by appealing to their patriotism and loyalty and speaking in commendation of his successor, Gen. Fremont restored order.

It is but just to say here that the radical portion of the Republican press, including some of those in Mr. Lincoln's own State, criticised his policy at this time, but from an imperfect idea of the problems by which he was confronted. In his letter in reply to Horace Greeley, in August, 1862, he announced clearly his conception of his duty in his efforts to preserve the Union, and this he obeyed to the last. Had he yielded to the demand for a more radical policy for the abolition of slavery before circumstances justified that step as an exercise of war power, many of his critics of that day will now confess that it would have brought disaster to the Union cause.

President Lincoln always manifested the highest confidence in the patriotism of the German population, and especially in that of the German-American soldiers, during the period when it devolved upon him to determine the policy which should save the Union. In a letter written by him in January, 1862, to Gen. Halleck, who had provoked much hostility on the part of the Germans in Missouri, by his tactless policy in the treatment of Gen. Sigel, Lincoln said: "The Germans are true and patriotic, and, so far as they have got cross in Missouri, it is upon mistake or misunderstanding."

LINCOLN'S RE-ELECTION—END OF THE WAR

As Lincoln's first election in 1860 practically marked the beginning of the Civil War, his reelection in 1864, simply foreshadowed its close. While some Germans took a prominent part in nominating Fremont, as a Radical, for the Presidency in May, 1864, it is safe to say that, Fremont having withdrawn two months before the election, the loyal German ele-

ment was unanimous in this last opportunity to express at the polls its approval of the character and achievements of Abraham Lincoln.

A little more than one month after his inauguration came the climax of the war struggle, in the surrender of Lee at Appomattox, and a few days later he witnessed, at the capital of the Rebel Confederacy, evidence of the fulfillment of his prediction in 1858: "We shall not fail—if we stand firm we shall not fail. Wise counsels may accelerate or mistakes delay, but, sooner or later, the victory is sure to come." And he saw, too, the granting of the prayer in his last inaugural: "Fondly do we hope, fervently do we pray, that this mighty scourge of war may speedily pass away;" and with it the institution of slavery had been wiped out of existence—a result witnessed no more joyously by any than the patriot soldier who had imperiled his life that the Nation might live.

LINCOLN'S ASSASSINATION

Less than one week after the scene witnessed by Lincoln at Richmond, the whole Nation was horrified by the announcement that he had fallen a victim at the hand of a fanatical assassin, in revenge for the service he had rendered to humanity by removing the stain of slavery from the national escutcheon.

FOREIGN TRIBUTE TO HIS MEMORY

That no event in general history ever produced a more startling shock to so many nations is shown by the "Tributes of the Nations to Lincoln," as presented in the quarto volume of 930 pages, containing utterances from royalty, public officials, parliamentary bodies, the press and distinguished citizens of various countries of the world.

It is fitting here to present two brief quotations—the first from Baron Von Roggenbach, Minister of Foreign Affairs, of his Royal Highness, the Grand Duke of Baden, to the Department of State at Washington—this being before the days of the present German Empire:

" . . . What people, indeed, could more deeply and

painfully sympathize with the loss sustained by the American Commonwealth than the German people, who have watched every turn in the contest now so gloriously ended by the triumph of the Union arms, with an interest as though the issue were their own. Above all, however, all free hearts and all minds solicitous for the future of our civilization followed, with ever increasing sympathy, the constant and never-failing courage of the man who continued the same, unchanged in good as in evil days, and whose name will ever be inseparably linked in history with the merit of the final successful issue. He it was who valued the true friendship of the German people as highly as the more enlightened among ourselves are accustomed to value that of the American people. . . ."

The Hon. N. B. Judd, of Chicago, then the American Minister at Berlin, Germany, wrote as follows to Hon. Wm. Hunter, the Acting Secretary of State at Washington, under date of May 4, 1865, describing a meeting of Americans held in one of the most spacious church buildings in that city:

"The services were among the most significant and solemn ever held in Berlin. The attendance was so large that many were unable to obtain admission and remained outside in the church yard. His Majesty, the King, was represented by Major General Von Boyen, Aide-de-Camp. The President of the Minister of State and Minister of Foreign Affairs, Herr von Bismarck, was also present. So were the members of the diplomatic corps in full, a large number of members of the Prussian House of Deputies and very many of the distinguished men of science, letters and art. It was, indeed, a noble tribute to our Martyr President and the cause in which he died. . . .

"Whatever may have been done in the United States, Mr. Lincoln is being canonized in Europe. A like unanimity of eulogy by sovereigns, parliaments, corporate bodies, by the people and by all public journals, was never before witnessed on this continent."

EULOGY BY CARL SCHURZ

(From a Review of Nicolay & Hay's "Abraham Lincoln—A History," by Carl Schurz, in *Atlantic Monthly*, June, 1891.)

"As the state of society in which Abraham Lincoln grew up passes away, the world will read with increasing wonder of the man who, not only of the humblest origin but remaining the simplest and most unpretending of citizens, was raised to a position of power unprecedented in our history; who was the gentlest and most peace loving of mortals, unable to see any creature suffer without a pang in his own breast, and suddenly found himself called to conduct the greatest and bloodiest of our wars; who wielded the power of government where stern resolution and relentless force were the order of the day, and then won and ruled the popular mind and heart by the tender sympathies of his nature; who was a cautious conservative, by temperament and mental habit, and led the most sudden and sweeping revolution of our time; who, preserving his homely speech and rustic manner, even in the most conspicuous position of that period, drew upon himself the scoffs of polite society, and then thrilled the soul of mankind with utterances of wonderful beauty and grandeur; who, in his heart the best friend of the defeated South, was murdered because a crazy fanatic took him for its most cruel enemy; who, while in power, was beyond measure lampooned and maligned by sectional passion and an excited party spirit, and around whose bier friend and foe gathered to praise him—which they have never since ceased to do—as one of the greatest of Americans and the best of men."

ADDENDUM

SOME FOREIGN POPULATION STATISTICS

Some statistics of foreign population in the United States, as well as locally in Illinois, in 1850 and 1860, will be of interest in this connection as indicating the rapid growth of that element during the decade preceding the Civil War, as well as the leading nationalities represented.

According to the census of 1850, the total population of the United States at that period was 17,737,578, of which 2,210,839 (or a little over 11 per cent) was foreign born. In 1860 the total population was increased to 23,301,403, of which the total of foreign born was 4,130,175—a proportion of a little more than 15 per cent of the whole. While the proportion of increase in total population during the decade between 1850 and 1860 amounted to a little less than $3\frac{1}{2}$ per cent, the ratio of increase of foreign born in the same period exceeded 81 per cent—thus indicating the impulse which had been given to foreign immigration during this period.

The six States receiving the largest influx of foreign immigration between 1850 and 1860 were New York, Pennsylvania, Ohio, Illinois, Wisconsin and Massachusetts, the increase of each (in the order here named) exceeding 250,000 in 1860, and only one (Massachusetts) falling a little below 100,000 in 1850. While the proportion of this increase in the six States named within the ten years preceding 1850 amounted to $48\frac{1}{2}$ per cent (or nearly one-half of that for the entire Union) between 1850 and 1860, the ratio of increase in the same States amounted to 63.4 per cent, a little short of two-thirds of the entire increase of this class in all the States.

The aggregate of the alien population of these several States at the two periods mentioned is shown in the following table:

STATES	1860	1850
New York	998,640	346,839
Pennsylvania	430,505	135,634
Ohio	328,254	109,742
Illinois	324,643	214,050
Wisconsin	276,927	170,232
Massachusetts	260,114	99,205
Total.....	2,619,083	1,075,702

LEADING FOREIGN NATIONALITIES IN ILLINOIS

Of the foreign population coming to these States between 1850 and 1860—with the exception of Ohio and Illinois—the Irish accessions exceeded that of the Germans. In Illinois, however, the proportions were, for the ten years between 1850 and 1860, 130,864 Germans to 85,573 Irish. Here the percentage of Germans in 1860 was 7.65 per cent against 5.12 per cent Irish and 2.44 per cent English, other foreign nationalities being in still smaller proportion.

Coming down to smaller subdivisions in Illinois, with the exception of St. Clair, Monroe and Madison, the counties having the largest population in 1860 were in the northern half of the State and with few exceptions north of Kankakee. Of these Cook County took the lead with a population in 1860 of 144,954, of which 49 per cent, or within a fraction of one-half, was foreign born. St. Clair ranked as the second county in the State, with a ratio of $43\frac{1}{2}$ per cent foreign, and Monroe third, with $42\frac{1}{2}$ per cent. Other counties ranging above 20 per cent foreign were: Madison $34\frac{1}{2}$; Jo Daviess, $33\frac{3}{4}$; Kankakee, $33\frac{1}{2}$; DuPage, $32\frac{1}{2}$; Will, $32\frac{1}{2}$; La Salle, 29; Lake, $27\frac{3}{4}$; Adams, 26; Peoria, 25; and Kane, 21. While in Cook County a larger variety of nationalities have been represented than in any other county in the State, it is safe to say that in other northern counties a much larger portion were of German or Scandinavian nationality. In St. Clair there is equal reason to believe that the larger portion of foreign born citizens were of German birth.

(Owing to the absence of adequate statistics in the census tables for 1850 and 1860, it is impossible to present a statement of different nationalities, with the number of each, represented in separate counties. This period (1850 to 1860) is chosen for consideration and comparison with that immediately preceding on account of its large increase in foreign population, and the part it bore in the future history of the Republic.)

The city of Chicago is the only municipality or other territorial subdivision of Illinois of which the native and for-

foreign born population of the city at that time is given in separate figures in the census report of 1860. According to this report the total population of the city at that time was 109,260, of which 54,636 were classified as natives, and 54,624 foreign born—almost an exactly equal division. Of the foreign born 22,227 (a little over 42½ per cent) were of German nationality.

Quinchs Gründung und das Deutsche Element in der Entwicklung der Stadt.

Von Heinrich Bornmann.

Es war im Herbst des Jahres 1821, als John Wood, der erste Ansiedler und Gründer von Quinch, zum ersten Male nach dieser Gegend kam und den Ort als geeignet für die Anlage einer Stadt wählte. Er war von der Naturschönheit des Fleckens sehr eingenommen und der Ueberzeugung, daß der Platz wegen seiner geographischen Lage einen Sammel- und Ausgangspunkt bilden werde für die umliegende Gegend. So beschloß er sich hier „auf Lebenszeit nieder zu lassen“.

Im Herbst des folgenden Jahres kehrte John Wood wieder und errichtete die erste Behausung, eine Blockhütte, innerhalb der gegenwärtigen Grenzen von Quinch nahe der Mündung der Delaware Straße. Es war ein einfacher Bau aus roh behauenen Baumstämmen, ohne die Anwendung von Nägeln oder gesägtem Bauholz, mit einer Zimmerart und einem Bohrer als einzigem Handwerksgehirn und der Benutzung von Holzpflöcken anstatt der Nägel hergestellt.

Hier dürfte es am Platze sein, auf die Tatsache hinzuweisen, daß John Wood, der erste Ansiedler und Gründer der Stadt Quinch, mütterlicher Seits, von deutscher Herkunft war. Seine Mutter, Katharine Krause, war die Tochter deutscher Eltern und im Mohawck Thale, im heutigen Staate New York geboren. Sie heiratete Dr. Daniel Wood, der Hauptmann und Arzt in der Revolutionsarmee unter George Washington gewesen, und obwohl irischer Herkunft, doch der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Frau Wood starb als ihr Sohn, John Wood, erst fünf Jahre alt war; Englisch hatte sie nie gelernt.

Im Frühling des Jahres 1823 ließ sich Major Jeremiah Rose aus dem Staate New York mit seiner Gattin in demselben Ort nieder und teilte mit John Wood dessen Behausung. Die zweite Wohnung wurde im Frühjahr 1824 hier errichtet, von Willard Reyes aus Vermont, der schon früher mit John Wood bekannt geworden war. Im Herbst des nämlichen Jahres errichtete John Troulard, ein Franzose, die dritte Blockhütte.

In dem sogenannten „Military Tract“, wie dieser im Jahre 1812, also vor nunmehr hundert Jahren vom Congreß beiseite gesetzt wurde, um unter Soldaten verteilt zu werden, die sich in dem Distrikt niederliehen wollten, gab es zu jener Zeit nördlich von Gilead (einem Punkte 60 Meilen südlich von Quincy) keine Ansiedelungen von Weißen. Nur zwei andere weiße Männer, Justus Perigo und Daniel Zisle, wohnte innerhalb der Grenzen des heutigen Adams County. In Fort Edwards, der heutigen Stadt Warsaw, 40 Meilen nördlich von Quincy, waren Ver. Staaten Truppen stationiert, zum Schutze der Ansiedler gegen mögliche Ausfchreitungen der Indianer, die damals noch in großer Zahl in dieser Gegend hausten.

Unsere Pioniere waren genötigt 40 Meilen zur Mühle zu reiten, wenn sie einen Sack Korn mahlen lassen wollten. Doch ein Dr. Waser, der sich im Herbst des Jahres 1824 an der Creek (einem Bach) zwei Meilen südlich von John Woods Wohnung niedergelassen, wußte Rat. Er konstruirte eine Maschine zum Zermahlen des Kornes; zum Betrieb des Apparates bediente er sich der Wasserkraft. Das Korn wurde in einen Mörser getan und dann der Stößel, die Mörserkeule, in Bewegung gesetzt. Aus dem so erzielten, natürlich etwas groben Kornmehl wurden dann recht erträgliche „Goe Cafes“ (Maisfuchen) gebacken.

In Verbindung mit dieser ersten Mahlmühle in Quincy steht ein tragisches Ereignis, das mit zur Geschichte gehört, und deshalb auch hier Platz finden soll. Während einer Nacht, da die mit Wasserkraft getriebene Maschine im Gange war, erschien ein Waschbär auf der Wildfläche. Ob er von Hunger oder von Neugier geplagt war, muß dahingestellt bleiben. So viel aber ist gewiß: der Waschbär geriet bei seinen Untersuchungen zu nahe an das Getriebe, wurde von der Mörserkeule getroffen, in den Mörser gestoßen und dort von dem unaufhörlich tätigen Stößel zu Brei verarbeitet. In welchem Zustand am nächsten Morgen die „Grüße“ war, läßt sich leichter denken als beschreiben.

Vor der Gründung der Ansiedlung der Weißen befand sich ein Indianerdorf auf der Stelle des heutigen Quincy, das von Mitgliedern des Stammes der Sac Indianer bewohnt war. Diese hielten sich noch etliche Jahre in dieser Gegend auf, verursachten jedoch den Weißen keine besonderen Unannehmlichkeiten.

Im Herbst des Jahres 1824 kündigte John Wood im „Edwardsville Spectator“, einer zu Edwardsville erscheinenden Zeitung, an, daß in der nächsten Legislatur ein Gesuch um Bildung eines neuen County eingereicht werden würde. In Uebereinstimmung mit diesem Gesuch passirte die Legislatur am 13. Januar 1825 einen Gesetzentwurf über die Organisirung von Adams County, die Grenzen so festsetzend wie sie heute noch bestehen. Drei Commissäre wurden ernannt, um den Countysitz zu bestimmen, nämlich: Seymour Kellog von Morgan County, Joel Wright von Montgomery County und David Dutton von Pike County. Sie sahen sich im neuen County gründlich um, entschieden sich für diesen Ort als den besten für die Bequemlichkeit des Volkes, und gaben ihm den Namen *Quincy*, zu Ehren des damaligen Präsidenten John Quincy Adams, während das County den Namen Adams erhielt. Der als Countysitz erwählte Flecken hatte zwar nur drei Blockhütten, erfreute sich aber des Namens eines berühmten Mannes.

Die erste Beamtenwahl für das junge Adams County fand am 2. Juli 1825 statt. Es wurden 40 Stimmen abgegeben. Willard Rehes, Levi Wells und Peter Young wurden als County Commissäre gewählt. Sie ernannten Henry S. Snow zum Clerk. Dieser wurde nach einer Verordnung, datirt am 9. November 1825, damit betraut eine Vermessung des Ortes vorzunehmen, und ihn in Bauplätzen auszulegen. Es wurden demgemäß 230 Bauplätze von je 99 zu 198 Fuß ausgelegt. Die Straßen wurden in einer Breite von 66 Fuß vermessen, ausgenommen die Maine Straße welche eine Breite von 82 Fuß 6 Zoll erhielt. Ein Flächenraum von 400 Fuß im Gebiert, in der Mitte des Orts, wurde als öffentlicher Platz reservirt, der heutige Washington Park. Ein anderer Flächenraum von gleicher Größe wurde zum Friedhof bestimmt, der Platz, auf welchem heute das Gerichtsgebäude von Adams County steht.

Das war also der Anfang der Stadt Quincy, der so prächtig auf der Anhöhe gelegenen „Edelsteinstadt des Mississippi Thaless“. Ihr Wachstum vom Ende des Jahres 1825 bis zum Anfang des Jahres 1835, war freilich sehr langsam. Die Gründe hierfür waren verschiedenartig. Viele Meilen von Mühlen und von jedem Punkt entfernt, wo Lebensmittel oder Lebensbedürfnisse ir-

gend welcher Art erlangt werden konnten, waren die Bewohner gezwungen auf viele Gegenstände zu verzichten, die in älteren Gemeinwesen zu den „Notwendigkeiten des Lebens“ gerechnet werden. Ihr Kaffee bestand aus einem Aufsud von Oka Samen, einer Pflanze, die für diesen Zweck gezogen wurde. Das Getränk wurde mit wildem Honig versüßt, der in Ueberfluß in den Wäldern der Gegend gefunden ward. Die nächste Schmiede befand sich in Atlas, 40 Meilen unterhalb Quincy am Mississippi gelegen, wohin man die Pflüge auf dem Rücken von Pferden transportiren mußte, wenn man sie geschärft haben wollte.

Im Frühling des Jahres 1826 kam Asher Anderson mit einem Vorrat von Waren aus Maryland hierher und eröffnete den ersten Laden. Im Herbst des nämlichen Jahres wurde das erste Gerichtsgebäude aus behauenen Baumstämmen an der Maine und 5. Straße errichtet, und in diesem Gebäude wurde die erste Schule gegründet und gehalten.

Im Jahre 1828 kamen Charles Holmes und Robert Tillson hierher und etablierten sich als Kaufleute; im darauffolgenden Jahre errichteten sie an der Nordwestecke von Maine und 4. Straße das erste Holzgebäude, in welchem sie ihr Geschäft betrieben.

Michael Mast, im Jahre 1797 zu Forchheim in Baden geboren und im Jahre 1816 in dieses Land gekommen, war, so viel man weiß, der erste Deutsche der sich in Quincy niederließ und zwar im Jahre 1829. Seinem Handwerk nach war er Schneider, betrieb auch einen Laden, in welchem solche Waren feil geboten wurden, wie sie in jenen Tagen zu den gangbaren Lebensbedürfnissen gehörten. Wie die am 6. Juni 1825 geborene Frau Rosina Sohm, eine Nichte von Mast, dem Schreiber dieses seiner Zeit mittheilte, war Mast im Jahre 1816 als Redemptionist in dieses Land gekommen. Redemptionisten waren Einwanderer, die ihre Reisekosten nicht bezahlen konnten und von den Schiffskapitänen bei ihrer Landung in amerikanischen Hafensstädten verkauft wurden. Bei dem Käufer mußten sie dann so lange arbeiten bis sie die Kaufsumme abverdient hatten. Professor Hanno Deiler von der Tulane Universität in New Orleans hat das seiner Zeit so treffend geschildert, besonders in dem Werke „Die Weiße Sklavin“.

Während des Jahres 1829 und im Jahre 1830 wurden noch

etliche Kaufläden eröffnet, und J. L. Holmes errichtete die erste Mahlmühle, die mit Dampfkraft betrieben wurde. Damit ward, vorläufig wenigstens, der Einfuhr von Mehl ein Ende gemacht.

Im Jahre 1832 brach der Black Hawk Krieg aus, in welchem unter anderen auch John Wood und Michael Mast dienten. Zwei Jahre später wurde Quincy als Stadt incorporirt. Unter den fünf Vertrauensmännern (Trustees), die mit der Verwaltung betraut wurden, war auch der Deutsche Michael Mast.

Der Pionier unter den Möbel-Fabrikanten war jedenfalls Adam Schmitt, der aus Georgheim an der Bergstraße, Großherzogtum Hessen gebürtig, im Jahre 1834 nach Quincy gekommen war und hier eine Werkstatt eröffnete. Friedrich Wilhelm Janßen aus Leichlingen, Regierungsbezirk Düsseldorf, Königreich Preußen, welcher im Jahre 1835 nach Quincy kam, war ebenfalls Möbelschreiner und Meister in seinem Fach. Nachdem er anfangs für George Wood gearbeitet, eröffnete er im Jahre 1838 eine eigene Werkstatt, und bediente sich bei der Ausführung von Drechslerarbeiten der Pferdekraft. Im Jahre 1848 führte er die Dampfkraft im Betrieb seiner Fabrik ein. Franz Dufner, welcher im Jahre 1845 aus Ankum, Hannover, hierher kam, nachdem er in der alten Heimat die Möbelschreinerei erlernt hatte, eröffnete eine Werkstatt und betrieb viele Jahre lang die Fabrikation von Möbel. Sein Geschäft wird nun von seinen Söhnen weitergeführt. Franz Jasper aus Damme, Oldenburg, kam im Jahre 1845 nach Quincy und eröffnete ebenfalls eine Fabrik zur Herstellung von Möbeln, die er viele Jahre betrieb.

Als erster deutscher Herrenschneider darf gewiß Michael Mast genannt werden, denn er kam schon im Jahre 1829 hierher; und der nächste in diesem Fach war wohl Jean Philip Bart, aus Gaan im Großherzogtum Hessen gebürtig, der im Jahre 1834 nach Quincy kam.

Der Pionier unter den Fabrikanten von Hüten und Rappen, sowie Pelzwaren, war Georg Joseph Laage aus Sopsten, Westfalen, der im Jahre 1841 seine Werkstaat eröffnete. Christian Amis, aus der Schweiz gebürtig, der in der ersten Hälfte der vierziger Jahre hierher kam, war ebenfalls als Fabrikant von Hüten, Rappen und Pelzwaren tätig.

Die erste Brauerei in Quincy wurde von Anton Delabar

betrieben, der bereits im Jahre 1833 aus Schelingen in Baden hierhergekommen war. Casper Ruff, welcher im Jahre 1835 aus Weiler im Elsaß nach Quincy ausgewandert war, betrieb eine Zeitlang zusammen mit Wilhelm Gusser, und später in Gemeinschaft mit Theodor Brinkwirth an der 6. und State Straße die Washington Brauerei, die er später an die Firma Blank und Thies verkaufte. Später ging sie an die Firma Luther und Dürstein über, und endlich erwarb sie Gottlieb Schanz. Ferdinand Rammann der schon im Jahre 1845 nach Quincy gekommen war, betrieb Jahre lang an der 7. und York Straße eine Brauerei, die nun von seinen Enkeln unter Leitung von Wilhelm Ruff mit großem Erfolge betrieben wird. Im Jahre 1856 kamen die Gebrüder Matthias, Johann und Jacob Dietz, aus Baiern gebürtig, nach Quincy und gründeten eine Brauerei, die heute noch von den Söhnen der Genannten geleitet wird, und sich mächtig entwickelt hat.

Unter den Pionieren der Sodawasser-Fabrikanten war Daniel Kaiser, aus dem Großherzogtum Baden, vor sechzig Jahren wohl der erste. Dann kamen Gronn und Dürholt, und Lampe und Boschulte.

Die erste Sägemühle wurde von dem im Jahre 1833 aus Schelingen, Großherzogtum Baden, eingewanderten Anton Delabar in Gemeinschaft mit Heinrich Grimm, der im Jahre 1835 aus Weiler im Elsaß gekommen, errichtet und betrieben. Diese Mühle war an dem Bache an der 3. und Delaware Straße gelegen, und wurde mittels Wasserkraft betrieben.

Geirich Rupp, aus Unterrodach, Baiern, eröffnete hier im Jahre 1852 eine Fabrik zur Herstellung von Seife und Talgkerzen. In demselben Jahre eröffnete die Firma Vertschinger und Steinwedell eine Handlung in Eisen und Stahlwaren.

Unter den Sattlern und Geschirrmachern waren Bernhard Koch & Sohn (1840) die ersten. Dann kamen M. Ohnemus (1851) und Kull & Dufur (1855). Eine Großhandlung in Materialwaren (Groceries) wurde im Jahre 1855 von Albert und Louis Bude eröffnet.

Als Rektifizierer waren Jakob Reiss, Albert und Louis Bude, Johann und Peter Schell, und Johann

Rung vor 1855 hier tätig. Dampfkessel-Fabrikanten waren Georg Schardon und Valentin Stegmiller.

Backsteinbrennereien wurden vor 50 und 60 Jahren betrieben von Heinrich Sundermann, Johann Kurf, Heinrich Forsthoff, G. Koch, Wilhelm Weber, und Sander und Berufen.

Materialwaren-Händler waren vor achtzig Jahren: Michael Mast, Albert Dannede, Anton Konanz, Johann B. Merkmann, Eduard Weisenberg, Georg Schultheis, Leopold Arnzen, Anton Bubbe, Friedrich Bernbrock, Johann Kinkel, Franz Werner, Johann Vorbeck, Rathmann und Kramer.

Deutsche Pioniere unter den Apothekern waren Michael Doway, Ferdinand Flachs, Stutte und Arnzen, Rahrmann und Röchert.

Unter den alten Deutschen die vor 60 und 70 Jahren hier Küfereien betreiben, waren Pantaleon Sohm, Georg Waldhaus, Louis Rahmbur, Philip Thomas, Theodor Brinkhoff, Valentin Ertel, G. Söbbing, Hermann Wilpert, und Martin Kaltenbach. Zu jener Zeit waren hier vier Schnapsbrennereien im Gange, eine von Johann Schnell. Außerdem ein halbes dutzend Schweinepöfeleien, endlich ein halbes dutzend Mahlmühlen. Diese drei Industriezweige bedurften alljährlich viele Tausende von Säfern, und es waren damals „gute Zeiten“ für die Küfereien.

In Vorstehendem werden nur die Pioniere unter den deutschen Fabrikanten und Geschäftsleuten angeführt, wie sie vor 50, 60 und 70 Jahren hier tätig waren. Heute befindet sich fast das gesamte Geschäft und Fabrikwesens Quinchs in den Händen von Deutschen oder von Söhnen und Enkeln deutscher Pioniere. Von den sieben Banken dieser Stadt sind sechs durch das Kapital deutscher Aktionäre gegründet worden und werden noch unter deutscher Leitung geführt. Ein gleiches kann von den Ofengießereien gesagt werden. Es sind deren acht in Quinch und von fünfzehn derselben sind die Aktionäre mit wenigen Ausnahmen deutsch. Es gibt drei große Schaufästen-Fabriken in dieser Stadt, in denen auch die inneren Ausstattungen für Banken, Apotheken, und Geschäftshäuser jeder Art hergestellt werden, die sämtlich von Deutschen gegründet wurden und von Deutschen geleitet werden. Von

den 18 Apotheken in dieser Stadt werden 13 von Nachkommen alter deutscher Pioniere betrieben. Ein halbes Duzend großer Dry Goods (Ellenwaaren) Läden gibt es, wie sie solchen in den Großstädten dieses Landes nicht nachstehen, und sämtliche befinden sich in den Händen von Deutschen. Die vier Mahlmühlen von Quincy werden sämtlich von Nachkommen alter deutscher Pioniere betrieben. Die Baukontraktoren sind mit wenigen Ausnahmen Deutsche. Wohin man auch blicken mag, in fast allen Industrie-Unternehmungen und Geschäftszweigen, ist das deutsche Element stark vorwiegend, und die Stadt Quincy läßt sich ohne dieses Element nicht denken.

Interessant ist die Beachtung, wie die Angehörigen einzelner deutscher Volksstämme in größerer Zahl nach Quincy kamen, als diejenigen anderer Stämme. Da der erste deutsche Ansiedler aus Baden stammte und der nächstfolgende, Anton Delabar, aus demselben deutschen Staate, wodurch deren in der alten Heimat zurückgebliebene Freunde und Verwandten auf diese Gegend aufmerksam gemacht wurden, so ist es natürlich leicht zu begreifen, daß die Badenser unter den Einwanderern in dieser Stadt als die Ersten im Vordertreffen standen.

Doch folgten ihnen die Hessen-Darmstädter bald auf den Fersen ja, es scheint, dieselben kamen in noch größerer Zahl hierher, als ihre Nachbarn aus der alten Heimat, die Badenser. Wie ein alter Pionier, der im Jahre 1848 nach diesem County gekommen war, und sich an der Mill Creek niedergelassen hatte, dem Schreiber dieses vor Jahren erzählte, wohnten zu Anfang der Fünfziger Jahre nicht weniger als 25 Hessen-Darmstädter an jenem Flüschen. Dieselben schienen das zu beiden Seiten des Mill Creek befindliche Holzland, das sie klären mußten um Ackerbau zu treiben, dem Prairielande vorzuziehen, obwohl dieses mit bedeutend weniger Arbeit und Mühe urbar gemacht werden konnte. Es befanden sich zu einer Zeit, als diese alten deutschen Pioniere dort wohnten, nicht weniger als 9 Mühlen an jenem Bache, die mit Wasserkraft getrieben wurden und teils als Mahlmühlen, teils als Sägemühlen dienten. Daher jedenfalls der Name „Mill Creek“.

Im Jahre 1837 kamen dann die Hannoveraner in größerer Zahl hierher. Sie standen unter der Leitung von Vater Au-

g u s t B r i c k m e d d e, geboren zu Fürstenau, Hannover, welcher die erste katholische Gemeinde hier sammelte und die erste katholische Kirche baute, die Sankt Bonifazius Kirche. Natürlich zogen auch diese Hannoveraner in den darauffolgenden Jahren immer mehr von ihren Verwandten und Nachbarn aus der alten Heimat nach sich.

In den Jahren 1840 bis 1844 kamen die Thüringer in Scharen nach Quincy. Wie einer der Pioniere dieses Volksstammes dem Schreiber dieses mitteilte, befanden sich auf dem Segelschiffe mit dem der Betreffende herüber kam, nicht weniger als 80 Familien, die in der alten Heimat als Nachbarn und Freunde sich entschlossen hatten zusammen auszuwandern, und die sich dann zum größeren Teile in Quincy und Adams County niederließen.

Obwohl einzelne Westfalen schon früher nach Quincy gewandert waren, so kamen sie doch erst seit dem Jahre 1852 in größerer Zahl hierher, nachdem Pastor A u g u s t S c h m i e d i n g im Jahre 1851 einen Ruf nach Quincy angenommen und hier die Sankt Jacobi Gemeinde gegründet hatte. Er war aus Viefesfeld gebürtig, und ihm ist es besonders zu verdanken, daß so viele Auswanderer aus der Gegend von Herford und Viefesfeld ihren Weg nach Quincy und Adams County fanden. Besonders der südliche Teil dieser Stadt ist von den Deutschen besiedelt, deren Eltern oder Großeltern aus dem Kreise Herford, Westfalen, kamen.

Die verschiedenen anderen deutschen Volksstämme waren im Einzelnen nicht so stark vertreten, wie die obengenannten, obwohl sie zusammengenommen einen starken Bestandteil der Bevölkerung der Stadt Quincy bildeten. Gewiß trugen alle ihren redlichen Teil zur Entwicklung und zum Aufbau dieser Stadt bei.

Neu-Ostfriesland, jetzt Golden, Illinois.

Von H. H. Emminga, Golden, Ill.

Unter allen ostfriesischen Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten steht hinsichtlich des Alters, der Größe und unverwischten Friesenart ihrer Bewohner, bei denen die Muttersprache in der Familie und im gegenseitigen Verkehr unverändert beibehalten ist, unzweifelhaft die Gegend von Golden, Ill., in erster Reihe. Zwar waren die beiden ersten Familien, die sich hier niederließen, keine Ostfriesen, ihre Nachkommen sind aber unter diese aufgenommen und lassen sich in keiner Weise herauskennen.

Diese Ansiedlung liegt in der nordöstlichen Ecke von Adams County, dessen Gerichtssitz in Quincy am Mississippi ist, 138 Meilen oberhalb von St. Louis. Sie umfaßt eine Fläche von 44 Quadratmeilen. Zur Zeit der ersten Ankömmlinge war diese Prairie-Fläche mit Ausnahme der nordwestlichen Seite mit einem Kranz des stärksten Urwaldes umgeben. Die Prairie war fast eben, mit nur sanft wellenförmiger Lage für genügende Abwässerung. In Golden liegt die Wasserscheide; der Bear Creek (Bach) führt das Wasser dem Mississippi zu, während es nach Osten durch den Missouri und den Crooked Creek in den Illinois-Fluß abfließt. Der Boden hat mehrere Fuß tiefen, denkbar besten Humusboden, und ist bei regelrechter Kultur und Fruchtfolge geradezu unererschöpflich, ohne jemals eine Düngung zu erfordern. Unsere besten Farmer behaupten sogar, daß die Ertragsfähigkeit fortwährend zunimmt und beweisen dies auch durch bessere Kornernten.

kehren wir nun aber zurück zu der Zeit, in der die ersten Ansiedler den Fuß in diese Gegend setzten. Wenn die Winterstürme ausgetobt und die schnell durchbrechende warme Frühlingssonne die noch ruhende Natur belebte, dann sproßte, grünte und blühte es überall in sehr kurzer Zeit. Nirgends auf der weiten Erde konnte es einen schöneren Anblick geben als diese von keiner Kultur berührte Welt der Prairie. In einen farbenbunten Teppich war sie umgewandelt. Unter dem ersten Grafe schmeichelten die Weiden, und die Blüten der Erdbeeren versprachen einen Ueberfluß der süßen Frucht. Wilde Rosen, rote Lilien, Zeltäuglerjelieber, Sonnenblumen—eine unzählbare Menge fast aller Blumen-

arten schmückten die Felder bis in den Herbst hinein. Die Prärielerche schwebte über denselben und trillerte ihr Lied. Neben den Vienen fand der kleine flinke Kolibri den Honigkelch der Blumen immer gefüllt. Zaunkönige und Schwalben bateten munter und fröhlich um Freundschaft. Meisen, Finken, Drosseln und Spechte in sehr vielen Abarten wie eine große Zahl anderer Vögel ermunterten den Kolonisten, nicht zu sorgenvoll zu sein, sondern fröhlich und gottvertrauend in die Zukunft zu schauen. Wenn auch ihr Gesang sie nicht mit dem ihrer Geschwister in der alten Welt messen konnte, so waren diese in der Farbenpracht des Gefieders weit zurück. Rot, gelb, blau, grün in vielen Schattierungen einfarbig und bunt glänzte ihr Kleid in der hellen Sonne.

Nicht minder prächtig war der Urwald. Am Rande der Prairie stieg er langsam und majestätisch empor. Zuerst kamen niedrige Gebüsche, dann kleinere Baumarten, bis endlich alles dieses von den weit über hundert Fuß hohen Kronen der Urwaldstämme überragt wurde. In erster Reihe kamen die Sykamoren und Pappeln, bis zu acht Fuß im Durchmesser; dann Eichen, von denen es neun Arten gab, ferner Sycora, Pecan, und Walnuß, Ulmen, Linden, Eschen, Ahorne, Platanen, Akazien, Kastanien, die von 3 bis 6 Fuß stark waren, dann Birken, Maulbeerbäume, Weiden, Kirschen, mit nur etwas leichteren Stämmen, von den vielen kleineren Baumarten gar nicht zu reden. Cedern, Fichten und Tannen sind hier nicht heimisch, wachsen aber ebenso gut wie die vorhandenen Holzarten. Alle Beeren-, Obst- und Nußarten wuchsen wild, dazu noch viele Arten, die in der alten Heimat ganz unbekannt waren. Nur wenige Früchte derselben waren nicht genießbar, sogar viele von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Weintrauben und Kirschen lieferten einen ausgezeichneten Wein.

Im Frühjahr bot der Waldesraum ein überaus prächtiges Bild. Vorn waren die niedrigen Haselnußbüsche, Stachel- und Johannesbeeren-, Himbeeren- und Brombeerensträucher; dann folgten Apfel-, Pflaumen- und Persimmon-Bäume, vermischt mit Hagedorn- und anderen Beeren tragenden Büschen, die mit Schlinggewächsen und Weinlaub überdacht waren, und auf diese alle schauten dann die hohen Kronen der Waldesriesen herab. Wenn dieser Reichtum der Natur dann im neubelebten üppigsten

Wachstum und im vollen Blütenflor des Frühlings in allen Farben prangte, so war das in der That ein paradiesischer Anblick.

An offenen Stellen waren Weinreben, deren Stämme am Boden oft bis zu zehn Zoll im Durchmesser maßen, bis in die höchsten Kronen der Bäume hinaufgerankt. Hohle Bäume wurden von den Bienen mit Honig buchstäblich angefüllt. An den Seiten der tiefen Bäche, die sich durch die Wälder hinzogen, lagen Steinkohlenlager von bester Qualität offen zutage. Bausteinlager von beliebiger Stärke waren leicht zugänglich.

Indianer und Büffel waren schon weiter nach Westen verdrängt; Bären, Wildkazen, Wölfe, Füchse und andere kleine Raubtiere waren von den ersten Pionieren, die in den 30er Jahren aus dem Süden des Landes kamen, fast gänzlich ausgerottet. Nur die Schlangen waren noch eine große Plage. In erster Linie war es die Klapperschlange, deren Biß tödtete, wenn nicht sogleich Gegenmittel zur Hand waren. Das erste Mittel war der reichliche Genuß von Kornbranntwein, so lange er nicht berauschte, auch, die Wunde mit dem Hinterteil eines Kuhnes zu bedecken, bis die Tiere nicht mehr sterben. Diese Schlangenart, die bei annähernder Gefahr mit ihrem Schwauze ein rasselndes Geräusch abgeben, war bis zu fünf Fuß lang und armsdick. Kupferschlangen und Vipern, zwar nicht so groß, waren nicht minder gefährlich. Doch fielen sie die Menschen nur in Nothwehr an. Die Schwarze Schlange, bis zu acht Fuß lang, wenn auch nicht giftig, schreckte die Leute am meisten, denn sie verfolgte diese mit großer Schnelligkeit. Schweineheerden räumten aber bald unter diesem Gewürm auf, bis es schließlich nur noch in einer erträglichen Menge vorhanden war. Es ist Thatfache, daß Schweine hauptsächlich Klapperschlangen verfolgen und mit Vorliebe ohne Schaden zerreißen und fressen. Anderes Vieh ging den Schlangen gefliessentlich aus dem Wege, wurde es aber gebissen, so mußte es sterben. Es wird aber erzählt, daß Büffel und Hirsche schnell einem Sumpf zueilten, und in demselben so lange verblieben, bis das Gift von dem Schlamm entzogen war.

Mit der Austrottung der Raubtiere vermehrten sich die Hirsche und mischten sich gerne unter das Vieh in der offenen Prairies, um friedlich mit diesem zu grasen. Hasen und Eichhörnchen gab es in großer Zahl. Wilde Gänse und Enten, Truthühner, Feld-

oder Prairiehühner, Rebhühner, Tauben, Schnepfen usw. ärgerten den Jäger bei der ungeheuren Menge, daß er schließlich nicht mehr erlegte als zum Selbstgebrauch. Adler kamen nur selten vor, wohl aber Habichte und sehr große Eulen. Die Löcher in den Flußbetten, die im Sommer nicht austrockneten, waren mit Fischen aller Art belebt, darunter der Catfish, eine Art halb Fisch, halb Aal und sehr schmackhaft. Schildkröten und Ochsenfrösche so groß wie ein Fuß, deren Brüllen man weithin hörte, und die als Delikatesse sehr gesucht waren, fehlten nicht, aber auch nicht weniger die Fischotter.

Das Land zwischen dem Illinois-Fluß und dem Mississippi wurde am 6. Mai 1812 vom Kongreß zu einem sog. Militärdistrikt bestimmt, wo jedem Soldaten, der dem Lande fernerhin wenigstens neun Monate treulich dienen würde, durchs Loos 160 Acker Land zugewiesen werden sollten. Dadurch wurde es den Ansiedlern vorderhand verschlossen, bis die Verteilung an die Soldaten erfolgt war. Fast keiner derselben nahm sein Land in Besitz, man fand es sogar nicht der Mühe wert, sein Eigentum aufzusuchen, um es zu besetzen. Zu Spottpreisen wurde es veräußert, öfters in Tausch für ein Pferd, ein Gewehr, ein Paar Stiefel oder dergl. So kam das meiste Land schließlich in die Hände von Spekulant, öfters auch durch scheinbare, falsche Hypothekeneintragungen, weil die wirklichen Eigentümer verschwunden waren, und niemand das Gegenteil beweisen konnte.

Der erste Landankauf wurde am 27. Juni 1843 von einem Deutschen in Neu-Östfriesland abgeschlossen. Er hieß Johann Gerhard Kurf und war gebürtig aus Schale im Regierungsbezirk Münster. Er kaufte das südwestliche Viertel der Section 4 zu 160 Dollars, also zu einem Dollar per Acker. Carl Friedrich Heinicke aus Os nabrück heiratete seine Tochter Anna Catharina Adelheid am 14. Oktober 1843 und teilte am selben Tage mit ihm das Land. Sie errichteten ihre Blockhäuser, die ersten Gebäude in der offenen Prairie. Aber irrtümlich waren sie auf dem südöstlichen Viertel „to sitzen kamen“, wie man mir erzählte. Drei Jahre nachher entdeckte das der wirkliche Eigentümer, und das Versehen wurde dann wieder berichtigt, indem Kurf und Heinicke jeder seine bewohnten 80 Acker zu 150 Dollars ankauften, und den Betrag in drei gleichen jährlichen Beträgen zu bezahlen sich

verpflichteten, wie die Eintragung vom 24. Februar 1846 besagt. Es waren die ersten zwei deutschen Familien, und ihr Besitz wurde der Mittelpunkt der neuen Ansiedlung. In der südwestlichen Ecke wurde die erste Kirche später errichtet, und noch heute ist hier der Ort der Erbauung für die erste Muttergemeinde.

Im Jahre 1848 kamen die ersten Ostfriesen an. Es waren zwei Familien, Gerd Ljark's Franken aus Ihlowverehn und Jan Gerdes Buß aus Ludwigsdorf. Am 15. März hatten sie die alte Heimath verlassen und waren am 9. Mai in New Orleans und am 18. Mai in Quincy angekommen. Es mag sich nun unwillkürlich die Frage aufdrängen, wie denn diese Landsleute gerade nach dieser großen wilden Prairie verschlagen wurden, ohne daß sie irgendwelche Bekanntschaft dort hatten. Die alte Frau Buß erzählte mir die Umstände, die sie hierher führten. Anfangs hatten sie den Plan, nach der Saathoff'schen Ansiedlung in Texas, westlich von San Antonio, zu reisen. Davon abgeraten, fuhren sie den Mississippi hinauf nach St. Louis, um einen Bekannten aus Finkenfehn, namens Renke Schröder, aufzusuchen, der 25 Meilen landeinwärts in Waterloo, Ill., wohnte. Wie sie nun das Dampfboot in St. Louis verlassen hatten und am Hafen standen, trat ein deutscher Farmer zu ihnen, da er sah, daß es „Neudeutsche“ waren, und frug teilnehmend über woher und wohin. Auf ihre Antwort entgegnete er: „Ach, ich wohne ja dort und ihr könnt gerne mit mir fahren, aber nehmt einen guten Rat: Wenn ihr dort keine besonderen Freunde habt, so geht nicht hin; es ist dort sumpfig und sehr ungesund. Ich gehe selber fort von dort, sobald ich nur mein Eigentum verkaufen und zu meinem Gelde kommen kann. Geht weiter den Fluß hinauf nach Quincy, dort wohnen viele Deutsche und dort ist eine gesunde Gegend“.

Dieser offenbar gut gemeinte Rat eines Fremden bewog sie dann, mit dem nächsten Flußdampfer weiter zu fahren. Und wie schon gemeldet, standen sie am 18. Mai 1848 am Ufer in Quincy. Dort waren immer Deutsche bereit, neuen Ankömmlingen in uneigennütziger Weise zur Seite zu stehen. Unsere Landsleute begegneten nun Johann Rurf, einem Backsteinbrenner, Sohn von unserm ersten Ansiedler. Der schaffte ihnen vorerst Obdach und Arbeit, riet ihnen aber, die unererschöpflichen Wiesenländereien für Kolonisation bei seinem Vater anzusehen.

Die Folge war, daß Jan G. Buß die südwestliche Viertelsektion, die durch Versehen liegen geblieben war, am 13. Juni 1849 für 248 Dollars erwarb. Er hatte 100 Pistolen, aber sein Freund Franken hatte nur noch zwei dieser Goldfische festhalten können. Eine Pistole war gleich \$3.90. Franken kaufte sog. Schußland, eine Meile südlich am Waldestrand, das auf längeren Kredit zu haben war.

Ein Blockhaus für Menschen und ein Strohschuppen für Tiere war das erste Erforderniß. Die älteren amerikanischen Pioniere hatten öfters ein Blockhaus zum Verkauf, da sie schon imstande waren, sich ein besseres zu bauen, und die „grünen“ Deutschen, die nicht so fix die Art handhaben konnten, nahmen gerne die Gelegenheit wahr, diese alten Gebäude für einige Dollars auf Abbruch zu kaufen. Das Anfahren der Balken und das Auflegen derselben zu den vier Wänden des Hauses wurde gerne von den Ansiedlern getan. Selbst die Amerikaner kamen freiwillig herzu und leiteten als alte Pioniere die Arbeit. Wenn sie die Sprache unserer Leute auch nicht verstehen konnten, so konnten sie ihnen doch mit einem Lächelndem Willkommensgruß bezeigen.

Diese alten Pioniere verstanden zur Not ein Haus ohne Nägel oder Eisenwaaren fix und fertig herzustellen. Art, Säge und Bohrer waren genügende Gerätschaften. Gewisse glattsplattende Holzarten lieferten die Bretter. Ein großer Feuerherd in dem einen Giebel mit großem Schornstein aus Soden oder Brecksteinen an der Außenseite aufgeführt, machte den Raum behaglich bei der ärgsten Witterung im Winter. Diese Wohnhäuser waren eben nicht klein, öfters bis 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, da an schlanken Bäumen für die Balken ja kein Mangel war. Der Raum wurde selten abgeteilt. Die von der Heimat mitgebrachten Kisten wurden der Länge nach aufgestellt und machten vortreffliche Schränke, die Herrichtung von Bettstellen und von Tisch und Bänken erforderten eben keine große Kunst. Besuche waren immer willkommen, selbst von größeren Gesellschaften, die sogar über Nacht blieben, denn ein Nachtlager war schnell bereitet. Gastfreundschaft wurde niemals abgesagt, selbst Fremdsprechenden nicht. Alle hielten zusammen in Freud und Leid. Keiner hatte, worauf er sich brüsten konnte, jeder war sich aber wohlbewußt, wie bald er die Hülfe seines Nachbarn möchte nötig haben. Mißgunst,

Neid, Eigendünkel und das Bestreben, sich über den andern zu erheben—diese schleichenden Gespenster der Hölle, waren in den friedlich-einsamen Nachbarschaften noch nicht eingesehrt. Mit der Bibel in der Hand und einem gemeinschaftlichen Vaterunser konnten sie sich in aller Einfachheit erbauen. Pharisäertwesen und Schriftgelehrtentum waren fern. Aber ach, nun ist diese gute alte so schöne Zeit dahin!

Ein Pferd, ein Joch Ochsen, Wagen und Brechpflug bildeten eine vollständige Ausstattung für den Kolonisten und angehenden Farmer. Ein Pferd und zwei Ochsen hatten schwer zu ziehen, um mit einem schmalen Pflug die Prairie zu brechen. Die starke Sode war ein dichter Filz von Gras und Pflanzenwurzeln, dazu kamen einzelne Stammwurzeln, besonders eine Garzpflanze, einer Art Sonnenblume, so dick wie ein Bein. Bei weiterem Emporkommen benutzte man breitere, sich selbst regierende Brechpflüge, von drei bis vier Joch Ochsen gezogen. Es war eine gute Leistung, im ersten Jahre 30 Acker Land in Kultur zu bringen für Weizen, Mais und Hafer. Im nächsten Jahre wurde dann die Fläche um 10 bis 20 Acker vermehrt. Die Einzäunung bestand aus im Zickzack aufeinander gelegten Kiegeln, gespaltenen Holzstämmen, die man im Winter aus den besten Bäumen herstellte.

Ein solcher Anfang war freilich nicht sehr beneidenswert. Die oben genannte Wittve Buß erzählte mir ihre ersten Erlebnisse. Sie kamen mit einem alten Wagen und einem Pferd von Quincy hier an. Sie kauften ein altes Blockhaus, das in üblicher Weise unter Hülfe der Nachbarn herübergeschafft wurde. Den nächsten Tag borgten sie den Schimmel ihres Nachbarn Heinecke und fuhren im Vollgespann hinaus, um die Bruchsteine des abgebrochenen Schornsteins zu holen. Der Platz war ein paar Meilen entfernt und lag im Walde. Sie hatte ein Tor zu öffnen, und als ihr Mann, der früher als Schiffer nicht gelernt hatte, mit Pferden umzugehen, hinein gefahren war, fuhr er gegen einen hohlen Baum an, in dem ein Bienenstock war. Die Bienen fielen über ihn und die Pferde her. Er rettete sich im Busch, die Pferde gingen durch und ließen sich mit der Deichsel an einem Baum fest. Ihr Pferd riß sich los und wurde gerettet, aber der Schimmel wurde so zerstoßen, daß er tot auf dem Platze

blieb. Das Gesicht des Mannes war schrecklich aufgeschwollen; die englischen Nachbarn kannten aber gute Hausmittel, flugs holten sie Blätter und Kräuter aus dem Walde, um Linderung zu schaffen und Gefahr zu verhüten. Nachbar Heinecke nahm ihr Pferd anstelle seines verunglückten Schimmels, obwohl es sehr zu seinem Nachtheil war.

Die Wände der Blockhäuser waren leicht mit Lehm zu verstopfen und waren dann dicht und warm, aber das rohe Bretterdach ließ sich nicht verkitten. Da man keine Stubendecken hatte, konnte man durch die Risse frei in den Himmel blicken. Bei Regen und Unwetter war das sehr unangenehm und man hatte dann den Regenschirm über das Bett zu spannen. Die nach Nahrung suchenden Schlangen krochen überall hinein; eine kletternde Sorte fiel von oben durch das Dach herunter, zuweilen auf das Bett. Die tägliche Nahrung bestand vorzugsweise aus Maisbrod und Speck; nur Sonntags gab es Weizenbrod. Niemand hatte bares Geld; die Geschäfte wurden durch Tauschhandel erledigt. Um einige Dollars Steuern bezahlen zu können, brachen sie Steinkohlen aus im Bach und fuhren sie 30 Meilen weit nach Quincy zum Verkauf.

Aus der Familie der Frau Buß sei noch mitgeteilt, daß der Großvater der Frau Buß in Egels bekannt war als Wodschießer. Ein Girschbock aus dem nahen Walde zu Egels beschädigte einst seine Früchte und er erlegte das Tier. Die Tat blieb nicht verschwiegen und er sollte schwere Strafe bezahlen. Da ging er zu Fuß nach Berlin und bat den alten Fritz um Gnade, welche der großmütige König auch gern walten ließ.—Die einlaufenden günstigen Berichte über die Schönheit und den hohen Kulturwerth des Landes hatten unsere Freunde nun den Angehörigen der alten Heimat gesandt. Das bewog einige, den Fortgewanderten zu folgen. Zwei Familien verließen im Herbst des Jahres 1849 die Heimat; als sie aber St. Louis erreichten, war der Mississippi weiter hinauf zugefroren, und sie hatten den Winter über dort zu bleiben, denn Eisenbahnen gab es noch nicht. Der alte Fleßner und sein Schwiegersohn Franzén entschlossen sich, allein zu Fuß ihre Freunde zu erreichen und einstweilen ihre Familien zurückzulassen. Um nicht zu verirren, hielten sie sich nahe am Flußufer, schlugen sich durch Büsche und kletterten über Berge. Ehe sie das Ziel erreich-

ten, brach der Alte totmüde zusammen und blieb bei einem Farmer. Franzgen steuerte allein in die Prairie hinein. Plötzlich rief er: „Hier ist ein deutscher Kollbaum, hier muß Jan Buß wohnen!“ Und er hatte recht geraten.

Nachdem die Familien im Frühjahr 1850 nachgekommen waren, kamen im Laufe des Sommers noch zwei weitere Familien von drüben hinzu, von denen nun Albert L. Sildebrandt der einzige Ueberlebende ist. Er ist 93 Jahre alt, noch gesund an Körper und Geist, dazu von seltener Gedächtniskraft; ihm verdanke ich viele Nachrichten über die erste Zeit der Besiedelung. (Seitdem am 1. Februar 1912 gestorben).

Im Jahre 1851 kamen wieder drei Familien und von 1852 ab folgten sie in Schaaren. Unter diesen waren auch meine Eltern und die Verwandtschaft meiner Mutter, die Franzgens. Die Seereise von der Heimat nach New Orleans dauerte 12 Wochen. Zweimal mußten sie wegen Sturmschadens nach England zurückkehren. Auf der Reise ging Proviant und Trinkwasser zu Ende. Die Leute wurden krank, das Ungeziefer nahm überhand in solchem Maße, daß die Läuse an den Masten hinauf krochen. Mag Amerika gut oder schlecht sein, hieß es, wir kehren nicht zurück! In St. Louis traf sie wieder das alte Schicksal, sie mußten den Winter über dort bleiben.

Für das tägliche Brot gebrauchte man Mehl, aber die Mühlen lagen weit entfernt. Bis man Ochsen-Tretmühlen einrichtete, hatte man zu Wasserbetrieben an den Bächen zu reisen. Wenn dann der Vater mit seinen Maissäcken zur Mühle fuhr, mußte man nicht, wann er wiederkehrte. Im Sommer fehlte es an genügender Wasserkraft, im Winter waren es Stürme, Ueberschwemmungen, die den Weg abschnitten. Auf vieles Zureden—mein Vater war eben gänzlich mittellos—kam mein Vater herüber und baute eine Windmühle, die er 1854 fertigstellte. Der Bau erforderte zwei Jahre, denn er hatte die Arbeit allein zu tun. Baumstämme gab es ja umsonst, aber es war eine schwere Arbeit, so lange die Art zu schwingen. Wurde er dann gar mutlos, so war es meine brave sel. Mutter, die im rechten Gottvertrauen an seiner Seite stand und ihm die Säge ziehen half.

Daß bei diesem einsamen Pionierleben in einer gänzlich wilden und fremden Gegend, im denkbar schroffsten Gegensatz zu der

früher gewohnten Lebensweise das Heimweh sie zum Krankwerden pachte, ist leicht zu verstehen, wenn es auch an Nahrung und Kleidung nicht fehlte. Dazu fehlte ihnen Kirche und Schule. Methodistische Reiseprediger waren die ersten, die unsere Ansiedler besuchten, und die man in den ersten Jahren gerne hörte. Am Sonntag ward ein Lesegottesdienst abwechselnd in den Häusern gehalten, die ihnen eine wirkliche Erbauung bot, so daß unsere Alten noch oft mit Rührung davon erzählten. Im Jahre 1852 wurde die erste lutherische Gemeinde mit 14 Familien organisiert und errichtete eine Blockhauskirche, die ihnen ein Amerikaner für 22 Dollars auf Kredit verkaufte. Aber nach 15 Monaten starb ihr erster Pastor und die folgenden 15 Monate waren sie wieder ohne einen Seelsorger. Ein Mann meldete sich zu 17 Dollars Gehalt den Monat, aber das konnten sie nicht aufbringen. Das Eigentum wurde zwangsweise verkauft und das Pfarrhaus brannte ab.

Die betreffenden Eintragungen im County-Gericht geben den Namen des Ortes unter „Neu-Ostfriesland“ an. Dort kamen damals interessante Dinge vor. Man konnte die Deutschen ja nicht verstehen. Z. B., finden wir in den Steuerbüchern als Eintragung für den Namen Buß: Bop, Boose, Bosß, Bussa, Dutz Bosß. Und so mit anderen Namen. Kam der Steuerabschätzer gar in Verzweiflung, so schrieb er auch wohl „a Dutchman“ (ein Deutscher), und die Sache kam auch in Ordnung. Die Steuern waren nicht schwer, aber doch war ihre Bezahlung nicht leicht, denn man hatte ja kein Geld. Mein Vater, der ein Mühlenbauer war, bezahlte das erste Jahr 18 Cents, dann 46 Cents. In einer Nachlassenschafts-Abrechnung finde ich die folgenden Begräbniskosten: Holz zum Sarg \$1.25, Machen desselben, \$1.25, Hemdkleid \$1.00, Pastor \$1.00, Lehrer 60 Cents, zusammen \$5.10. Es war für unsern ältesten Pionier, der am 30. Oktober 1857 starb.

Eine Plage war das Sumpf- oder sog. kalte Fieber. Keiner blieb davon verschont; es fehlte in keinem Hause in den ersten 20 Jahren. Die Verwesung der neugebrochenen Prairiesode verpestete die Luft; dazu waren die Sümpfe da, die merkwürdigerweise auf den Anhöhen gelegen, wo die Büffel einen festen Boden getreten und den mitgenommenen Schlamm am Rande abgeschüttelt hatten. Gutes Brunnentwasser ist hier sonst in nur geringer Tiefe sehr leicht zu erreichen.

Es war dies der Grund, weshalb die ersten amerikanischen Ansiedler sich von der ungesunden Prairie fern hielten und in den Wäldern und an den Bächen ihre Wohnstätten aufschlugen, auch wohl zum besseren Schutz gegen die Winterstürme, die ungestört über die weite Ebene segten. Unseren Deutschen ging aber der fette Grassboden über alles.

Die Prairien lieferten Weide und Heu in solchem Ueberfluß, daß nur ein kleiner Teil benutzt werden konnte. Im Herbst war aber ein Prairiebrand der Schrecken der Ansiedler. Vom Winde getrieben, brauste haushoch die Feueraglut daher, genährt von dem hohen, trockenen Grase. Nur auf einer kultivierten Fläche Landes konnte man dann das Leben retten.

Noch von einem andern Uebelstande muß ich berichten. Mag es etwas romantisch klingen, wahr ist es doch. Mit den Familien kamen oft viele einzelne junge Männer herüber, nicht aber die Mädchen. Das ging nicht auf die Dauer, aber schließlich gleicht sich alles aus. Die starken und gesunden, resoluten Mägde in der alten Heimat scheuten auch das große Wasser nicht und kamen endlich auch in größerer Zahl herüber. War eine solche eingetroffen, gab es Freier rund umher, und es war eher keine Ruhe, bis sie einem die Hand gereicht, und fast immer war auch die Verbindung eine glückliche.

Nun ist das alles aber anders geworden. Wir brauchen die Mädchen nicht mehr zu importieren, sondern können den Markt selber versorgen. Es scheint fast, als wenn das Angebot schon größer wäre als die Nachfrage. Die wilde Prairie ist verschwunden, und anstatt ihrer sieht man nun wogende Getreide- und hohe Mais Kornfelder. Die Blockhäuser haben schönen, sogar prächtigen und kostbaren Häusern Platz gemacht. Unsere jüngere Generation würde ein angespanntes Joch Ochsen als eine nie gesehene Merkwürdigkeit betrachten. Sie schämt sich schon, mit der Familie auf einem Landwagen zu fahren. Selbst elegante Fuhrwerke werden nun von dem Automobil verdrängt. Das Land ist zweihundertfach im Preise gestiegen, und Vielen ist der Reichtum ein Unding, das ihnen über Nacht in den Schooß gefallen ist und mit dem sie nicht umzugehen wissen. Drei lutherische Gemeinden bestehen jetzt hier, die z. B. jährlich über \$2500 allein für Missionszwecke geben. Eine neue Kirche wurde in diesem Jahre in Gol-

den errichtet, die \$25,000 kostete, obwohl die betreffende Gemeinde, nicht die größte ist. Heute wohnen 265 ostfriesisch redende Familien in Neu-Ostfriesland, das aber leider nicht den Namen beibehalten hat. Seit Jahren haben diese Familien einen großen Teil ihres Zuwachses nach anderen ostfriesischen Ansiedelungen in Illinois und nach westlichen und nordwestlichen Staaten abgegeben. Zwei Eisenbahnen, die 1855 bezw. 1863 erbaut wurden, kreuzen sich in Golden, unserm blühenden ostfriesischen Städtchen.

Nur über eine Veränderung haben wir uns zu betrüben: das Verschwinden des früheren prächtigen Urwaldes. Alles Land wird abgeholzt, nur um Weide für das Vieh zu schaffen. Holzmangel wird schon jetzt fühlbar.

So vieles Interessante aus der Vergangenheit von Neu-Ostfriesland könnte noch erzählt werden, doch wird der Raum es wohl nicht gestatten. Der Schreiber dieses gedenkt die Ortsgeschichte von Golden mit einem Familien-Register in einem Buch heraus zu geben und bittet seine Landsleute um bezügliche bemerkenswerthe Nachrichten oder Schriftstücke. Das beste Material liegt noch vielfach in der alten Heimat verborgen; es sind Briefe, welche von den ersten Auswanderern geschrieben wurden. Sie sollten ans Licht gebracht werden.

Neuere Historische Erscheinungen in der Deutsch-Amerikanischen Literatur.

Von Dr. Wilhelm A. Gritsch.

Seit Kurzem haben sich auf meinem Arbeitstisch mehrere deutsch-amerikanische Werke angesammelt, auf die es sich wohl lohnt, die Leser der Geschichtsblätter, besonders deutsch-amerikanische Geschichtsforscher, aufmerksam zu machen, da sie im Stande sind unsere Geschichte zu fördern und manches Interessante zu Tage bringen. Das erste mir zugekommene Buch führt den etwas absonderlichen Titel: „Aus der alten Kaffeemühle“, Geschichten aus der Studentenzeit von Alfred Tra. Wer nicht zu den Eingeweihten gehört, weiß mit dem Titel nicht viel anzufangen; schlagen wir aber das Titelblatt um und lesen die Vorrede, dann erfahren wir, daß das alte College-Gebäude der evang.-lutherischen Synode zu Springfield, Illinois von den Studenten so benannt wurde und unter diesem Namen ihnen recht vertraulich geworden ist.

A. Grimm (Alfred Tra) hat seine Studienjahre dort zugebracht und sucht uns nun recht amüßant, nach seiner humoristischen Weise, seine und seiner Freunde Erlebnisse in den alten Räumlichkeiten und Lehrsälen mitzuteilen. Das Beste in dem Buche sind aber die Darstellungen, welche er uns von seinen Lehrern giebt, namentlich von Professor Aug. Krämer, den er so liebevoll schildert, daß er uns für ihn gewinnt und wir ihm auch gut sein müssen. Auch mit Professor S. Wyneken macht er uns bekannt und erzählt viel Schönes von ihm. Das Buch ist so anziehend geschrieben, daß man bedauert, wenn man damit zu Ende ist und noch gern weiter lesen möchte. Ein Bildnis von Professor A. Krämer und mehrere andere Illustrationen verleihen dem Buche noch weiteres Interesse.

Von dem Nestor der deutsch-amerikanischen Geschichtsschreiber, S. A. Matternann, sind weitere Bände seiner Gesammelten Schriften im Druck erschienen. Band X und XI bringen wieder viel Interessantes. Manches wird den Lesern der Geschichtsblätter schon bekannt sein, aber es ist auch viel Neues darunter und so

bequem alles bei einander zu haben. Frau Therese Albertine Louise von Jakob-Robinson, besser bekannt unter ihrem Dichternamen „Talbj“, die von unsern ins Weite gehenden Geschichtsschreibern zu wenig beachtet wurde, hat von Rattermann eine desto bessere Würdigung erfahren.—Wir dürfen es hier nicht unterlassen auf das stimmungsvolle Bild: „Talbj, ein deutsches Frauenleben“, welches Franz Löhner von dieser berühmten Deutsch-Amerikanerin, die er persönlich kannte und schätzte, entworfen hat, hinzuweisen. Dasselbe erschien in den Beiträgen zur Geschichte und Völkertunde von Franz von Löhner, im 2ten Bande, Frankfurt a. M., Rütten und Loening.

Der XII. Band bringt die hübsche Biographie Stallos, wie sie nur der Freund dem Freunde schreiben konnte. Dann folgt eine ganze Anzahl biographischer Skizzen, durch welche die Leser mit vielem Neuen bekannt werden dürften. Wir können dem unermüdblichen Forscher und Sammler für seine Lebensarbeit, die so viel zu Tage gefördert hat, wirklich nicht genug danken.

Der XVI. Band enthält: Abhandlungen, Vorträge und Reden, alle belehrend und interessant und so recht geeignet in den kommenden Wintertagen beim warmen Ofen gelesen zu werden. So mögen denn Rattermanns Werke unseren Landsleuten bestens empfohlen sein.

Pastorius und die Gründung von Germantown, Pa.

Replik an Herrn Wilhelm Kaufmann.

Ihre Entgegnung auf meine, „Ehrenrettung des Franz Daniel Pastorius“ habe ich soeben in der „Penn Germania“ in englischer Sprache gelesen und mir die Lehre daraus gezogen, daß ich für Polemiken zu alt geworden bin, um die mir nur noch kurz zugemessene Zeit meines Lebens damit zu verträdeln. Eine kurze Bestätigung, daß ich sie gelesen und geprüft habe, muß ich Ihnen aber doch widmen.

Alles, was für den Druck geschrieben und gedruckt wird, gehört der Öffentlichkeit und hat einen bestimmten Zweck oder sollte doch einen Zweck haben. Dieser Zweck wird, je nach Absicht des Verfassers, entweder offen ausgesprochen oder in mehr oder minder dunkle Schleier eingehüllt. Das ist eine alte allgemein anerkannte Regel. Nach dieser Regel scheint es mir, daß der Aufsatz: „Pastorius und der wirkliche Anfang der deutschen Einwanderung“, gegen den ich meine „Ehrenrettung des Pastorius“ schrieb, den Zweck haben sollte, diesen Führer der ersten rein deutschen Einwanderung, sowie seine Genossen, die ihnen bisher zugesprochene Bedeutung herabzusetzen, und zwar stützten Sie Ihre Argumente auf mancherlei Nebensächlichkeiten.

Der Antisflaverei-Protest.

Was anders sollte Ihre Herabwürdigung des Antisflaverei-Protests von Pastorius und seinen Mitkolonisten, den Deutschen von Germantown, bedeuten, als eine Geringschätzung dieses ewig denkwürdigen Dokuments? Der Pastorius'sche Protest ist eine Tat, gleichgültig ob er an die Assembly oder an die Quäkergemeinde gerichtet war. Dabei darf nicht außer Auge gelassen werden, daß zu jener Zeit ganz Pennsylvanien eine Quäkergemeinde bildete, und daß die Mitglieder der Assembly sämtlich der Quäkergemeinde angehörten. Dieser Protest wird zur Großtat, wenn wir bedenken, wie klein das Häufchen der Deutschen war, das sich kaum fünf Jahre vorher unter die alle Herrschaft führenden Engländer niedergelassen hatte und sich gleichsam nur als geduldet betrachten durften. Aber sie hatten den wahrhaft heroischen

Mut, ihren englischen Quäkergenossen eine Wahrheit ins Gesicht zu sagen, die diese stillschweigend hinnehmen mußten. Diese Großtat abzuschwächen, benutzen Sie die höhnische Phrase, Pastorius sei damit „an die unrechte Schmiede gekommen“.

In ihrer Erwiderung auf meine „Ehrenrettung“ schreiben Sie: „daß die Provinzial Gesetzgebungen häufig den Kanal der Petition und in einigen Fällen solche der Empfehlung benutzt hätten, um die Aufmerksamkeit der Londoner Autoritäten darauf zu lenken“, verfehlen aber zu sagen, daß damit nie etwas ausgerichtet worden sei. Das zu schreiben hätten Sie nicht nötig gehabt, denn ich sagte ja schon nach Professor Turner, „daß zwischen 1702 und 1775 von der pennsylvanischen Assembly mehrfach Versuche gemacht worden seien, den Sklavenhandel zu beschränken“, um aber Ihre „rechte Schmiede“ zu retten, lassen Sie den Schlußsatz aus: „daß fast immer die Boards of Trade diese Beschlüsse mit ihrem Veto belegt hätten“. Das hätten Sie doch auch hinzufügen sollen!—Was so eine verloren gegangene „rechte Schmiede“ oft Gedanken machen kann!

Ich weiß nicht, ob die von Ihnen angeführte Nachricht, daß im Jahre 1750 die Assembly von Virginia eine Empfehlung zur Einschränkung des Sklavenhandels an die Behörden in London geschickt hätten, auf Tatsache beruht; aber das weiß ich, daß Thomas Jefferson im Jahre 1768 in der Virginia Assembly einen Beschluß beantragte, den Sklavenhandel in Virginien zu verbieten, daß aber dieser Antrag durch den Vertreter der Krone mit dem Veto belegt wurde und deshalb nicht zur Abstimmung gebracht werden konnte.*

Drei Deutsche Proteste gegen die Sklaverei.

Wir Deutschen aber sind stolz darauf, daß es drei Proteste gegen das fluchwürdige Institut der Sklaverei in diesem Lande vor dessen Unabhängigkeit gibt, die alle drei von Deutschen herrühren: 1. Der vielbesprochene Protest von Pastorius und seinen Germantowner Genossen vom Jahre 1688; 2. Der Protest der deutschen Salzburger in Ebenezer, Georgia, vom Jahre 1738 und 3. der Protest der Deutschen von Yadkin in Rowan County, Nord Carolina, vom Jahre 1774. Von diesen wurde der Ebenezer Pro-

* Henry A. Washington, *Life and Works of Thomas Jefferson*, Vol. I, p. 3 and Vol. IV, p. 387.

test direkt nach London an die Board of Trade geschickt. Das war nach Ihrer Ansicht, Herr Kaufmann, gewiß „die rechte Schmiede“, aber ebenso erfolglos wie der an die Quäfergemeinde gerichtete Protest des Pastorius. Nicht uns Deutschen geziemt es, diese drei Samenförner gering zu schätzen oder gar zu verachten, aus denen in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Frucht reifte, welche mit „Blut und Eisen“ diesen Schandfleck von der Stirn Kolumbias ausgelöscht hat.

Ein Zugeständniß an Pastorius.

Nachdem Sie in Ihrem von mir kritisirten Artikel Pastorius „den zagen und sanften Stubengelehrten“ genannt haben, „der in Germantown in sieben Sprachen dichtete und philosophierte, aber eigentlich niemals aus seinen vier Pfählen herauskam und der so wenig von den Tugenden zeigt, welche wir bei Männern jener Zeit besonders suchen: Tatkraft und erweiterten Wirkungskreis“—gestehen Sie in Ihrer Erwiderung auf meine „Ehrenrettung des Pastorius“ diesem doch zu, daß er ein „ausgezeichneter und ehrlicher Verwalter der kleinen (deutschen) Ansiedlung, welche er begründete“, gewesen sei, „das Muster eines friedlichen Bürgers und wahren Patriarchen“, aber—und hier fügen Sie hinzu—„unter den vielen braven und männlichen Pionieren, welche Pennsylvanien schufen, wird er wohl kaum als einer der ersten und hervorragenden Leiter gezählt werden“.

Zeiten und Gelegenheiten machen Männer und Helden. Während der 35 Jahre, die Pastorius in Pennsylvanien gelebt hat, gab es weder dort noch in den übrigen amerikanischen Provinzen Gelegenheit, einen Franklin oder Washington aufzuwachsen zu sehen. Der Mensch aber ist an seine Tage gebunden. Wer da im Kleinen das Beste erstrebt, ist ebenso würdig zu achten, als derjenige, dem die Gelegenheit zu größeren Taten geboten wird. In diesem Lichte betrachtet, zeigt nicht der bereits besprochene Protest gegen die Sklaverei eine „Tatkraft“ und das „Streben nach erweitertem Wirkungskreis“ „außerhalb der vier Pfähle?“

Es ist ferner gewiß allgemein bekannt, daß aus den kleinen und unscheinbar geringen Anfängen des Pastorius und seiner Mitkolonisten in kaum einem halben Jahrhundert die mächtige Flutwelle der deutschen Emigration hervordruch, die sich über Pennsylvanien ergoß und diese Provinz fast zu einem deutschen

Staat erhob! Sollten die von Pastorius' Vater im Druck publicirten Briefe unseres Patriarchen gar keinen Einfluß auf diese deutsche Emigration geübt haben? Es war doch das erste aus Amerika stammende Buch, das in Deutschland sein Erscheinen machte.

Auf meine Annahme Bezug nehmend, es sei nicht denkbar, daß Pastorius als Nichtbürger im Jahre 1687 der pennsylvanier Assembly hätte angehören können, sagen Sie, Seidensticker habe das geschrieben. Seidensticker sagt nichts derartiges, sondern berichtet nur, Watson, der Annalenschreiber von Philadelphia melde dies, fügt aber sogleich hinzu, „sonst sei nichts darüber bekannt!“ * Auch Professor Learned hat in seiner Biographie des Pastorius dieses mitgeteilt, sich ebenfalls auf Watson's Annalen stützend.

Die Deutschen unter den Holländern.

Sie kommen wieder auf das alte Thema zurück, daß es bereits vor Pastorius' Zeit viele Deutsche in diesem Lande gegeben habe, und nennen die Besiedelung von Neu Niederland (New York) und Neu Schweden (bezw. deren Kolonie am Delaware) die Vorläufer des von Pastorius gegründeten Germantown und bestreiten diesen ersten Sammelpunkt der deutschen Einwanderung. Sie gehen dabei weitläufig zu Werke, indem Sie eine ganze Bibliothek von Büchern nahmhaft machen, aus denen Sie Ihre Ueberzeugung geschöpft haben. Dies alles habe ich in meiner „Ehrenrettung des Pastorius“ Ihnen ja bereits zugestanden und gesagt, daß unter den Holländern und Schweden zahlreiche Deutsche gewesen seien, vielleicht ein Drittel oder gar die Hälfte. Mehr bezeugen auch die von Ihnen aufgezählten Werke und Bücher nicht.

Aber nun bezeichnen Sie mir den geographischen Ort, die genaue Stelle auf der Landkarte, wo vor Pastorius' Zeit in diesem Lande ein von holländischer oder schwedischer Beimischung unvermengter Ort, eine Stadt oder Flecken rein deutscher Organisation gefunden werden kann! Den Finger auf die genaue Stelle gedrückt, lieber Freund! Und dann nennen Sie mir aus den zahlreichen Holländern und Schweden, d. h. den Deutschen darunter, den Namen des Mannes, den Sie an Pastorius Stelle als den Patriarchen der deutschen Einwanderung besonders bezeichnen wollen. Her mit dem Namen!

* Deutscher Pionier, Jahrgang III, Seite 11.

Daß, nachdem Neuniederland und Neu Schweden von den Engländern den Holländern entrissen worden war, in New York deutsche Niederlassungen entstanden, ist bekannt. Als solche werden Neuhurg am Hudson und die kleineren Orte im Mohawktal und am Schoharie genannt. Diese sind oder waren ursprünglich deutsch, allein die Zeit ihrer Entstehung datirt erst ein Vierteljahrhundert nach der Gründung von Germantown (nach 1709 oder 1710), und Rotherthal und Weiser und die übrigen Gründer dieser Ortschaften kamen auch nicht früher ins Land.

Sie versuchen mein Argument zu Gunsten von Germantown dadurch zu entkräften, daß Sie Neu Niederland (eine ganze Provinz) und Neu Schweden (ebenfalls eine Provinz) die zu Holland und Schweden gehörten, auf die gleiche Stufe stellen, wie das Städtchen Germantown. Kein Mensch, und am allerwenigsten ich, beanspruche die ganze Provinz Pennsylvanien als eine deutsche Kolonie. Von allen vernünftig Denkenden wird nur der Stadtkreis von Germantown geltend gemacht. Wo in Neu Niederland ist vor 1683 das Seitenstück oder Vorbild von Germantown? Eine Stadt ist Stadt und nicht ein ganzes Land, in dem zerstreut einige Menschen leben oder gelebt haben.

Dann sagen Sie, die beiden Provinzen und der begrenzte Stadtkreis ständen den Autoritäten gegenüber in dem gleichen Verhältniß. Dieses Argument ist unhaltbar. In Neu Niederland und allen Ansiedlungen und Ortschaften wurden die Behörden von Holland ernannt und diese Autoritäten stempeln sie als holländisch. Neu Amsterdam war eine holländische Stadt. Dasselbe Verhältniß gilt auch für Neu Schweden, und Upland war eine schwedische Stadt, bis die Holländer die Provinz raubten.

Mit Germantown ist das Verhältniß ganz verschieden. Ger-

* Es wird wohl zumeist angenommen, die letzte Stamm- oder Grundsilbe sei nicht deutsch sondern englisch. Das Wort *Town*, vielmehr *Taun* hat sich nur in den Vereinigten Staaten infolge der hier gebräuchlichen Schreibweise verenglischt. Es stammt aus dem Worte *Haun*, niederdeutsch *Tun*, eine Grenze, das in den letzten drei Jahrhunderten sich auf bloße Einfriedigungen beschränkt hat. Im 17. Jahrhundert und selbst später noch war das Wort in *Jaungericht*, d. i. Orts- oder Dorfgericht, lebendig. Die alten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien, Maryland und Virginien schrieben es auch immer *Taun*, *Taunship* usw., abwechselnd mit Stadt: *Friedrichstaun* und *Friedrichstadt* in Maryland.

mantown ist eine von Deutschen gegründete Stadt, wie schon ihr rein deutscher Name bedeutet.* Diese Stadt erhielt, wie ich in meiner „Ehrenrettung“ bereits berichtet habe, von der Assembly Pennsylvaniens einen Freibrief (charter) als Stadt, mit bestimmten Gerechtsamen, Gerichtsbarkeit und Siegel zuertheilt, sogar mit der Erlaubniß, die Verwaltungs- und Rechtspflege in deutscher Sprache führen zu dürfen. Wo, Herr Kaufmann, befindet sich in Neu Niederland das gleiche Beispiel? Gerade dies bestimmt Germantown oder, wie Pastorius lateinisch schreibt, Germanopolis, zur ersten deutschen Stadt in den heutigen Vereinigten Staaten.

Was die sporadische Einwanderung von Deutschen in dieses Land betrifft, so beginnt dieselbe nicht mit den Holländern, sondern sie war bereits ein halbes Jahrhundert früher, selbst im Weichbild der Vereinigten Staaten da, ehe Hendrick Hudson den Noord River und den Delawarefluß entdeckte. Sie beginnt bereits mit den Spaniern und mit den Franzosen, als Admiral Coligny eine Hugenottenansiedlung in der Gegend des heutigen Charleston, Süd Carolina, begründen wollte (1562-1564). Wenn Sie also den ersten Deutschen suchen wollen, der in dieses Land kam, dann müssen Sie noch viel weiter zurückgreifen!

Ein Vergangenheits- und Zukunfts- Intermezzo.

Da Sie Pastorius als den deutschen Patriarchen dieses Landes absolut nicht gelten lassen wollen, so kann ich Sie vielleicht auf die Fährte des allerersten Deutschen und zwar eines in der Geschichte bedeutungsvollen Mannes hinleiten, der dann das Patriarchenvorrecht vor allen übrigen mit vollem Rechte und unbestritten in Anspruch nehmen kann.

Ich will dabei nicht auf die Geschichte der einst deutschen Provinz Venezuela zurückgreifen, die von 1528 bis 1556 deutsches Lehen war und von den deutschen Handelsfürsten des späten Mittelalters, den Welsern in Augsburg und Ulm erobert und besiedelt wurde. Sie würden mir sagen, das liege außerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten. Aber auch Neu Niederland lag zur Zeit, die Sie behandelten, außerhalb des englischen Amerika, bis England es eroberte. Damals, zu den Zeiten William Penns, war das englische Amerika, von welchem die Ver. Staaten

ihre Existenz ableiten, ein schmaler Streifen längs des Atlantischen Ozeans bis zu dem Gipfel des Alleghany-Gebirges, von Canada bis zur damals unbestimmte Nordgrenze von Florida. Das Gebiet westlich von den Alleghanies bis zum Mississippifluß gehörte Frankreich und führte den Namen „Neu Frankreich“. Nach den sogenannten französisch-englischen Kriegen 1753-1763 wurde dieses Gebiet im Frieden von Versailles an England abgetreten und gelangte so, wie etwa hundert Jahre vorher Neu-Niederland, mit in den Länderkomplex, der später nach dem Unabhängigkeitskrieg das nordwestliche Territorium der Vereinigten Staaten bildete.

Seitdem erweiterten diese ihre Herrschaft noch durch mehrfache Ankäufe, durch den Beitritt von Texas, den mexikanischen Krieg, sowie durch Entdeckungen und Verträge zu dem gewaltigen Reich, das jetzt in seiner Abrundung die 48 Staaten der Union umfaßt und vom Atlantischen Ozean bis zum Stillen Meer sich erstreckt. Aber beim Essen kommt bekanntlich der Appetit. Onkel Sam war hungrig, und während er noch durch den rebellionskrieg sich der Entreißung eines Teiles seines Gebietes gewehrt hatte, wurde Alaska gekauft. Damit war die Ausdehnung eines Reiches auf dem nordamerikanischen Kontinent mindestens vorläufig zu Ende gekommen. Aber sein Appetit war noch nicht gesättigt. Sein gieriger Blick schweifte über das Weltmeer, und da er den Engländern es abgesehen hatte, daß der Hai die kleineren Fische verschluckt, so sperrte er seinen Rachen auf und verschlang unter mindestens zweifelhaftem Vorwand die hawaiischen Kanaken-Inseln, und noch später, nachdem der steden gebliebene Bau des Panamakanals von ihm Frankreich abgekauft worden war, die nöthig gewordene Abtretung des Panama Kanalstreifens.

Als unter allerlei heuchlerischen Vorwänden wegen der Cubanischen Wirren, die Onkel Sam eigentlich gar nichts angingen, der Krieg mit Spanien vom Zaun gebrochen war, wobei der viermal stärkere Bruder Jonathan den entkräftigten Spanier an die Wand gedrückt hatte, da war der Heißhunger so übermächtig geworden, daß Spanien zwangsweise die viertausend Meilen entfernte Inselgruppe der Philippinen mit acht Millionen braunen Malaien u. A. abgekauft, d. h. geraubt wurde. Auch ward,

trotz der heuchlerischen Erklärung, daß der Krieg gegen Spanien nicht zwecks Landerobierung geführt würde, Spanien die Insel Porto Rico abgenommen und damit das erste Aufzugs- oder Heerdei in das westindische Nest gelegt.

Ist damit nun die Ländergier Onkel Sam's zu Ende. Ich bezweifle es! Schon seit sechszig Jahren kitzelt uns der Gaumen nach dem Verschlucken von Cuba und den westindischen Inseln. Vor etwa vierzig Jahren, als der hochlöbliche Grant Präsident war, wäre es uns fast gelungen, die Insel Santo Domingo zu verspeisen, und ich sehe es prophetisch kommen, daß über kurz oder lang Onkel Sam alle die vorwiegend mit Negern bewohnten westindischen Inseln, Cuba eingeschlossen, verschlucken wird. Damit wäre dann der vor sechszig oder siebenzig Jahren erklärte Spruch: "The whole, the boundless continent is ours!" seiner Erfüllung bedeutend näher gerückt.

Und wann dann die Vereinigten Staaten sich auf die westindischen Inseln ausgedehnt haben und die Negerinsel Santo Domingo unser sein wird, dann wird auch der erste deutsche Patriarch dieses Landes dort zu Tage treten, der bereits ein ganzes Jahrhundert vor den Deutschen unter den Holländern in Onkel Sams Reich gelebt und gewirkt hat: Sebastian Renz aus Ulm. Das wäre dann der erste und ausdrücklich namhaft gemachte Patriarch des Deutschtums in den Vereinigten Staaten — der Zukunft. Sebastian Renz kam bereits im Jahre 1496 als Verwalter der Welser Faktorei dorthin, und im Jahre 1526 wurde er sogar Statthalter (Gouverneur) von Santo Domingo. Freilich haben die mit Renz dorthin gekommenen Deutschen in ihrer Nachfolgerschaft eine schwarze Hautfarbe bekommen, aber wen genirt das?

Wenn Sie nun lange genug leben, lieber Freund, bis die Vereinigten Staaten auch Cuba und die westindischen Inseln in ihren Wagen aufgenommen haben werden, dann müssen Sie nothgedrungen Ihre Prioritätsfahne von Neu Niederland herabziehen und sie in Neu Spanien, bzw. auf Santo Domingo wieder aufpflanzen, denn dort werden Sie den wahren Patriarchen des Deutschtums in diesem Lande bereits zur Lebenszeit des Kolumbus namhaft machen können.

Schluß.

Aber Scherz beiseite! Bis das hier geschilderte mögliche Ereigniß eintritt, halte ich noch fest an Pastorius und der Gründung von Germantown, als der folgenreichsten Erscheinung in der deutschen Einwanderungsgeschichte dieses Landes und lasse den Gruß Pastorius für die vielen Millionen Deutschen hierlands gelten: „Salve posteritas!“ Begrüßt deutsche Nachkommenschaft in Amerika!

S. A. Mattermann.

Cincinnati, den 9. August 1912.

ART AND NATIONAL CULTURE¹

BY JULIUS GOEBEL

If we admit that the fine arts, like poetry, cannot attain their highest degree of perfection until they have become an expression of national culture that is characteristic and original, the question suggests itself: to what extent, if at all, has American Art reached this standard? Instead of venturing, myself, at this moment an answer to this important question, which involves the further question, whether we already possess a national culture, I prefer to quote the opinion of an unprejudiced foreign critic. In a sympathetic review of the American Art Exhibition which was held in the Academy of Fine Arts at Berlin a few years ago, a well known art critic had the following to say: "If the present exhibition was to furnish us with the evidence of the existence of a real American Art, the evidence must be considered insufficient. We see a number of single more or less distinguished artists, but what concern have they with the peculiar character of America? There is in this exhibition nothing of a pronounced American character, nothing of a basic tone, common to all exhibited works. The artists of this new nation are not representative of a new race, they are still Englishmen, Frenchmen, Germans, or at best, cosmopolitans,—but as yet, in no way Americans."

What this critic fails to find in the pictures of a Whistler, Chase, Robinson, Metcalf, and others, is not technical skill or other qualities purely artistic, but the presence of that very something which constitutes, in my opinion, the highest degree of perfection in art; and his keen eye also discovers the cause of the defect—the absence of an original, fully developed national culture.

There are, of course, those who believe that all art is international in character, and that it is the special mission of American art to be cosmopolitan in nature. Beautiful

¹ Address, delivered before the Art Institute of Chicago.

and consoling as this may sound, it is, nevertheless, one of those empty abstractions, born in the schoolroom or in the study, and thoughtlessly repeated by those who have only vague conceptions of the close relationship between nationality and creative genius. The truth is that a cosmopolitan art is but a higher form of mimicry, and that only that art will appeal to a nation and to the cultured of other peoples, which presents the truly human in characteristically national forms.

What is true of art is equally true of literature. When during the forties of the last century, the cry for a national literature was raised in America, Mr. Longfellow wrote in his diary: "Much is said nowadays of a national literature. Does it mean anything? Such a literature is the expression of national character. We have a composite one, embracing French, Spanish, Irish, English, Scotch and German peculiarities. Whoever has within himself the most of these is our truly national writer. In other words, whoever is most universal is most national. Emerson's poems are not so enthusiastically received by the public as I thought they would be."

It is rather difficult to imagine this checkered cosmopolitan poet, who would be a Frenchman, a Spaniard, an Irishman and a German all at the same time, and it is still more difficult to imagine the universal, though national, poetry of this extraordinary being, whom Mephistopheles would have called Mr. Microcosm. However, Mr. Longfellow may have had in mind himself and his own poetry, and for this reason he may have spoken so patronizingly of Emerson, whom, strange to say, we consider today one of our few truly national writers.

How much more deeply and to the point than the academic views of our literary eclectic are the opinions on this question of Margaret Fuller, a contemporary of Longfellow, who must be considered one of our greatest critics and national prophets. She, too, is confident that a national genius will rise and work in this hemisphere, "but not till the fusion of races among us is more complete. It will not rise until this

nation shall attain sufficient moral and intellectual dignity to prize moral and intellectual, no less highly than political, freedom and the acquisition of wealth. Nor then shall it be seen till from the leisurely and yearning soul of that riper time national ideas shall take birth; ideas craving to be clothed in a thousand fresh and original forms. We cannot have expression till there is something to be expressed."

What this great prophet demanded as indispensable to the development of national literature and art, is the creation of a national culture. And with an insight born from a profound study of history, she devined also the true nature of this national culture. The political and social organizations of a nation do not constitute its higher culture. Nor is it to be found in the achievements of the human mind, which make only for exterior civilization. For this exterior civilization furnishes only the prerequisites, the mere body of that higher national culture, the animating soul of which manifests itself in the creation of original, imperishable values in the highest sphere of human activities, values that are radiant with a beauty never before seen, reverberating a tone of feeling never before experienced. And this higher culture is not the exclusive possession of a few exclusive circles, it is the very blossom of the intellectual life of the entire nation. While the creative geniuses of a people will always be few in number, they are the seers and prophets of their nation, because its entire mental and moral forces are concentrated in them. Hence the secret of the magic influence of the genius, and the mysterious echo of his manifestations in the heads and hearts of his contemporaries.

But the question may already have suggested itself: Has the American nation, which is composed of so many ethnic elements, already reached the complete fusion necessary for the creation of a higher national culture? That we are in the midst of the process of creating and shaping such a culture, no one will deny. But we should be guilty of national vanity, were we to pretend that our national culture had advanced beyond the preliminary stages. Nor must we close our eyes to the difficulty of the problem which confronts us.

Among nations that are racial units, such as the Greeks or the Germans, the formation of a higher culture may be described as the unconscious unfolding of their very soul, the documents of which we possess in their literature, their art, their music and their philosophy. With a composite nation, such as ours, the same process of creating a higher culture is, on the other hand, to a large extent a conscious and dirigible one.

It is evident that this means a great advantage. While it must be left to the historian to determine, by a careful study of the psychology of our various racial elements, the character of our future national culture, the real leadership in the development of the latter is placed in the hands of the representatives of literature and the fine arts. For these, including the art of music, are not only the manifestation and expression of national culture, but the most powerful, if not the only agencies of its creation and development.

It is a significant fact that all cultural periods in the history of mankind have been initiated by an intense activity of the imagination. Hence, we may say, that the real progress of humanity is dependent, in the final analysis, upon the creative faculty of man, as it manifests itself chiefly in literature and art. It is here, in the secret workshop of the imagination, the most divine of human faculties, where visions of a new and higher life arise, and where the new messages are heard and shaped, that will re-echo in the hearts of the nation. Indeed we are justified in claiming that it is not during the barren periods in which pure intellect reigns supreme, but during the times when imagination is valued and cultivated that humanity has taken its greatest strides forward.

While the truth of these statements may be readily conceded, if we remember the revolutionary and almost feverish activity preceding the classical periods of literature in Germany during the latter part of the eighteenth century; or in England previous to Shakespeare; or in Italy before the Renaissance; it does not seem at first sight as if the fine arts

played a similar role in the cultural pioneer work of the creative imagination.

A careful study of the history of painting and sculpture, however, reveals the fact that these arts are no less closely interwoven than is the art of poetry, with the entire intellectual and cultural status of a people at a given time. Far more imitative in character than poetry, these arts produce their creations on the basis of a close observation of the eye of the phenomenal world. In fact the history of the graphic and plastic arts has quite aptly been called the history of artistic vision extending from the crude outlines of primitive periods to the naturalistic impressionism of the present. Still it would be wrong to say that a picture is the direct reproduction of the exterior object. It is always the visual image of the artist which is reproduced and which stands, as it were, between the object and the artist. Hence the difference of vision in the works of art belonging to different historical periods. We may smile at the crude, stiff outlines, the lack of perspective, and the strange color treatment of early mediaeval pictures, but we must not forget that the artists as well as their contemporaries saw in these pictures the realization of their visual images, augmenting and supplying by their imagination, just as children do, that which seems to us lacking.

It is in the gradual development of the artistic vision, in the process of approximating the visual image, the mere physiological inner picture, to the exterior world; it is in the development of an original way of seeing the world about us, and thus recreating and interpreting it for us, that the fine arts participate in the development of a national culture. And it is a fact that the painters are much quicker than the imagination of the poet to see and represent the world in a new light. Not until the great Rembrandt had interpreted, through his wonderful pictures, the beauty and poetry of everyday life and had shown the magic effect produced by light, do we find a similar interest in the details of reality in English fiction. For nearly a century afterwards the cry "ut pictura poesis" was the esthetic watchword of literary criticism.

I have said before that we are in the fortunate position of being able to direct the development of our national culture and art. The cultural heritage of all ages and nations has been left us in order to begin a new life in the higher spheres of human endeavor.

But I am not unmindful of the many dangers which beset our path. That we must for a time be the imitators of the art, the poetry, and science of other more advanced nations is to be expected under the circumstances. It is to be expected, also, that we finally free ourselves from all intellectual and artistic bondage and become independent. And here again we can learn from history and the experience of other nations.

We shall not become independent and original as long as we believe that art and literature can be made to order. In the proud feeling of having conquered in less than a century a whole continent and having suddenly risen to a place among the world powers, we believe that it needs but our conscious effort, or the magic power of money, to conjure up in a short time what it took other nations many centuries to acquire. We resemble in a certain way the Romans, who, after they had conquered the world, concluded that a classical literature was a nice and necessary national asset to have, and who set about to manufacture one after the pattern of the Greeks. We are suffering as a nation from precociousness and overconsciousness, the arch foes of artistic and literary development. There are nations as well as individuals who never had a childhood, who never lived in the golden twilight of that wonderful dreamland, where the youthful soul, trembling with joy and awe, first beholds the visions of future achievements. We possess the naïveté of the upstart, but we are sadly lacking the naïveté of childhood, without which—paradoxical as it may sound—there is neither art nor literature. For what is true of the Kingdom of Heaven is true of the Kingdom of Art: "Except we become as little children we shall not enter it."

One of the permanent truths, discovered by one of Germany's greatest critics, the result of many experiments and

failures and of long observation, as well as deep study of the creative powers, is the truth that the genius is always naïve. This truth could not be discovered until it had been found that the creative imagination does not tolerate the dictates of conscious and cold calculation. In a beautiful poem, called "My Goddess," Goethe, the great poet and artist, glorifying the imagination as the beloved and favorite daughter of Jove, sent to mortal man, cautions us to meet her with the devotion and tenderness which we accord our sweethearts and wives, and concludes with the warning: "But be careful that Calculation, the old mother-in-law, does not offend her, the tender soul."

Wherever this warning has not been heeded, the result has been bombast and stiff conventionalism in literature, and frosty, lifeless allegories in the fine arts. To be sure, this sort of art will be immensely pleasing to the Philistine, because he can understand it easily, and it gives him the superior feeling of being an art critic.

That it is possible for us moderns to overcome the reflectiveness and overconsciousness of our nature, is best shown by the example of Goethe, in whose life and development art played a great role. We may not be able to reform our deplorable educational system with its empty, soulless mechanism, and its morbid cult of mere intellectualism, but we are able to counterbalance its disastrous effects. Every teacher of drawing or design has it in his power to develop, in the susceptible minds of our neglected children, clearness of vision, appreciation of form and love of beauty for its own sake; and to stimulate and nourish, if only on a small scale, the delight in the creative process of the imagination. No art is possible without a naïve pleasure in the sensuous beauty of God's wonderful creation, for all beauty is, according to an older German critic, "a ray of truth of the absolute light which strikes our soul with a force that we cannot resist."

What we need is the development of our innate love of beauty, of that sensuousness of our nature which has been crippled and suppressed by centuries of wrong teaching. There is no need of alarm at this on the part of our moral-

ists. For there is an esthetic conscience which may serve as the model for the conscience of many moralists, because it finds its reward in itself and not in any future reward or punishment.

How great and wonderful is the task set for the American artist! There is a throbbing, glowing, and blossoming life about us; a life of a richness, a variety, and a beauty such as the world has never before witnessed. To catch and interpret for us the innermost spirit of this glorious American life as it breathes in the endless variety and untold beauty of our landscapes, in the magnificence of our mountain and seashore scenery, as it dwells about the smokestacks and skyscrapers of our large cities, as it reveals itself in the unparalleled energy and force of our industries, our commerce, and traffic, and finally manifests itself in the manifold types and characters of our mixed population,—that is what we expect from the American artist as his message to our future national culture.

Deutschlands Franklin gegen puritanische Kopfhängerei.

Von H. A. Rattermann.

Die folgende „patriotische Phantasie“ Justus Möser's fand ich unlängst in der Berlinischen Monatsschrift vom März 1785. Sie paßt so ganz auf unsere muserischen Zustände in diesem Lande (in Deutschland sind sie glücklich vorüber oder vielmehr niemals zur Geltung gekommen), daß ich die Abhandlung des deutschen Franklin zum Nutzen und Frommen aller Sauertöpfe, denen zeitweilig ausgelassene Fröhlichkeit stets ein Greuel ist, und die jedesmal schauern, wenn ein heiteres Wörtchen einen fröhlichen Imbiß und geselligen Trunk begleiten, mit einigen Aenderungen hier zum Besten gebe:

„Wenn ich Herrscher wäre, es sollte mir anders gehen: die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zwei-, dreimal im Jahre auf der Kirmes oder auf Fastnacht völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieße nicht Herr Kommissarius! Unsere heutige Mäßigkeit macht lauter Schleicher, die im Geheimen morgens ihr Gläschen und abends ihr Rännchen trinken; anstatt daß die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten einem Donnerwetter mit Schloßen gleich, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit mehrt. Dagegen würde ich aber die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht total berauschen, ohne Varmherzigkeit in's Zuchthaus schicken.

Mit allen ihren Lehren und Predigen haben es die Moralisten endlich so weit gebracht, daß die Leute welche vorhin des Jahres einen Anker,* aber an einem Tage herunterzackten, sich jetzt täglich mit einem geringeren Maße, aber des Jahres nicht mit einem Stückfaß** begnügen. Hier möchte ich wohl einmal fragen, ob wir bei diesem Tausch gewonnen haben? Als Polizei-Kommissarius sage ich nein! So viel Freuden uns auch der Schöpfer und die Natur gibt, und so gern es der Himmel sehen muß, daß

* *Anker*, ein kleines veraltetes Flüssigkeitsgefäß etwa so groß wie in diesem Lande ein Bier-Meg.

** *Stückfaß*—Orthoft, Amerikanisch Hogshhead.

wir sie mit Dank und Mäßigung genießen, so offenkundig finde ich, daß die Leute bei dem geheimen Genießen zu Grunde gehen: die vorhin des Jahres nur ein- oder zweimal Kopfweh zu erleiden hatten, sind nun das ganze Jahr leberleidend oder dyspeptisch. Ich finde, daß es für die Polizei leichter ist, einmal des Jahres Anstalten gegen einen wilden Dschen zu treffen, als täglich die Kälber zu hüten.

Außerdem ist es noch zu verwundern, daß die Freuden und Ergötzungen unserer Vorfahren ordnungsmäßiger gewesen sind, als die unsrigen. In der ganzen bekannten Welt sind von den ältesten Zeiten her gewisse Tage dem Menschen freigegeben worden, daß er darin vornehmen konnte, was er wollte, insofern er nur keinen Andern schädigte. An solchen Tagen ruhte das Amt der Obrigkeit völlig und der Fiskus konnte nichts besseres thun, als mitmachen. Man findet alte Stadtordnungen, nach welchen an zwei Tagen des Jahres alle Arten von Glücksspielen erlaubt wurden. Die Obrigkeit duldete die Fastnachtszechereien und Mummereien bis in die Kirchen und sorgte bloß dafür, daß die unbändigen Menschen keinen Unfug anfangen, das Uebermaß der Lust wehrte keiner. Man erinnert sich der Saturnalien wie der Narrenfeste. Man weiß, was zur Carnevalszeit in und außer den Klöstern erlaubt war, und man sieht, ohne ein Montesquieu zu sein, daß aller Welt Obrigkeit, den Patriarchen zu Constantinopel nicht ausgenommen, den Grundsatz befolgte, die Thorheit muß wenigstens einmal im Jahre ausgähren, damit sie das Faß nicht sprengt.

Dieser Grundsatz herrschte ebenfalls bei unseren Vorfahren in anderen Theilen. Bei gewissen seltenen feierlichen Gelegenheiten zeigten sie sich in verschwenderischer Pracht, wenn sie auch täglich in einem schlichten Wamse gingen. Gaderten sie mit-einander, so schonten sie so wenig ihre Zungen, wie sie ihre Fäuste schonten; und wenn sie sich freuten, so wollten sie bersten vor Lachen. Damit schonten sie ihre Feierkleider und entwehrten sich des schwindelartigen Grams und der Gefahr, durch eine plötzliche Freude zu sterben. Wir hingegen opfern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf, ohne eine rechte Freude zu genießen, verfolgen unsere Feinde mit der artigsten Manier, und schwindeln bei allen plötzlichen Zufällen. Wir sind Werktagsmenschen geworden.

Doch Scherz bei Seite. Wenn ich Herrscher wäre, die Leute sollten mir zu gewissen Zeiten mehr Freuden haben, damit sie zu anderen Zeiten fleißiger und ordentlicher würden. Ich weiß, wie dem Handwerksmann der Sonntagsbraten schmeckt, wenn er die ganze Woche mit Gemüse sich beholfen hat; und wie zufrieden er mit dem Gemüse ist, wenn er an den Sonntagsbraten denkt. Nach diesem wahren Grundsatz würde ich jedem Dorf, wenn nicht alle Monate, doch alle Vierteljahr einen Festtag erlauben, um den täglichen Genuß, welcher zuletzt auch oft den Vesten zum Uebermaß verführt und desto gefährlicher ist, je unbemerkter er im Finstern schleicht und mit der lieben Gewohnheit, der zweiten Natur, über Weg geht, so besser einschränken zu können. Eine Polizeiordnung, die ihre Aufmerksamkeit dahin wenden würde, siele bestimmt erfolgreicher aus, als diejenige, welche alle Arten von Schereien und Gelagen verbietet und damit die durch keine Ge'esse zu bezwingenden heimlichen und öfteren Genüsse befördert, auch wohl selbst das Salz der Freude, das dem geplagten Menschen Reiz und Ausdauer zur Arbeit geben soll, ganz unschmackhaft macht.

In gewissen Ländern und besonders am Rhein, läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wann der Fiedler in der Schenke auf die Tonne steigen darf; und nun fängt alles an zu tanzen. In der ganzen Woche aber findet man keinen Menschen in der Schenke. In England hingegen, wo das Tanzen am Sonntag verboten ist, sieht man in Spelunken des Abends, bis tief in die Nacht hinein Tänze, darunter denn die Tagesarbeit leidet. In Genf findet man die Handwerker alle Abende, wenn es die Witterung erlaubt, eine Stunde auf öffentlichen Plätzen, um sich von der ermüdeten Anstrengung des Tages zu erholen und das Volk ist fleißig in seinem Verufe. So ist es überall, wo die Gesetzgebung auf Erfahrung gebaut wird, Freude und Arbeit vermischt, und die eine dient der andern mit mächtiger Hand.

In andern Ländern, wo die Feiertage abgeschafft, die blauen Montage eingezogen, die Fastnachtslustbarkeiten verboten, die Reichen- und Rindelsbier zu genau eingeschränkt, alle Behrungen untersagt, alle Kirneshfreude durch den nie schlafenden Trisfus gestört und überhaupt alle Lustbarkeiten des Volkes, so viel im-

mer möglich, unterdrückt sind, sieht man die Leute viel häufiger in den Schenken, stiller und trauriger, aber öfter betrunken und auch weniger fleißig arbeiten. Ihre Wirthschaft geht bei aller Einschränkung zurück, und der niedergeschlagene Mensch schafft mit seinen Händen das nicht, was der lustige schafft. Die Bürger sehen den Gesetzgeber wie die Kinder einen grämlichen Vater an; sie versammeln sich in Winkeln und thun mehr Böses, als sie bei größerer Freiheit gethan haben würden. Sie dünken sich sicher, so oft sie sich nur nicht die Gälse brechen.

Bisher hat man noch kein vernünftiges Polizeireglement für die Lustbarkeiten des Volkes angeordnet, welches hauptsächlich daher rührt, daß die Gesetzgeber lieber selber tanzen, als andere tanzen lassen wollen. Es würde aber doch in dem Falle nöthig sein, wenn meine Wünsche erfüllt werden sollten. Nach denselben würden die Schenkwirthe nur dann geduldet, wenn sie geräumig eingerichtet und mit allem versehen wären, was vernünftiger Weise das Volk ergötzt, ohne Erzeße zu begehen. Der Wirth sollte seine Vorschrift haben, was er geben und nicht geben dürfte. Die Tage der Lustbarkeit sollten bestimmt, und an denselben immer die nöthige Hülfe, um Unordnung zu steuern, bei der Hand sein. Die Spiele sollten geregelt und angemessen sein. Die alten Männer und Frauen sollten zugegen sein und die Ordnung befördern oder Richter sein und alles entscheiden können, was der Ceremonienmeister anderswo entscheiden kann. Wer sich widersezt, sollte sofort dem Amt überliefert; der Betrunkene nach Hause gebracht werden. Die betrunkene Frau aber sollte man noch vorher öffentlich ausklatschen. Auf diese Weise glaube ich, daß die verderblichen Winkelschenken geschlossen, das ruinierende Leben im Wirthshause aufgehoben, der Mann, der die Erholung am meisten verdient, zum besten Genuß einer ordentlichen und angenehmen Freude verholfen und überhaupt ein Nationalgeist erzielt werden könnte, der vom höchsten Nutzen sein würde. Dabei verstünde sich von selbst, daß an den so bestimmten Feiertagen alle Frohnen und Arbeiten aufhören und sie so gewählt werden müßten, daß nichts Nöthiges dadurch aufgehoben würde“.

Das sind goldne Gedanken und zwar genau so empfunden, als ob sie auf unsere gegenwärtigen Zustände in den freien republikanischen Staaten Nord-Amerikas gemünzt wären. Sie sind je-

among his beloved books and manuscripts, oblivious of the doch bereits 125 Jahre alt und wurden zu einer Zeit geschrieben, als noch die Heimath Möser's, das Osnabrücker Land, unter englischer Regierung stand und mit puritanischem Druck belastet wurde. Das Osnabrücker Gebiet verblieb noch über ein halbes Jahrhundert unter englischer Herrschaft, streifte jedoch inzwischen schon den ihm gewaltsam aufgenöthigten puritanischen Geist und muckerischen Wahn ab, durch starre Geseze und Kopfhängerei die Menschheit tugendhaft machen zu wollen. Amerika war damals schon von der englischen Herrschaft befreit, aber den puritanischen Wahn ist es noch bis auf den heutigen Tag nicht losgeworden; oder besser gesagt, er wurde ihm erst in den letzten fünfzig Jahren wieder neu eingeimpft.

Biographisches

BERNHARD ZIEHN

BY GEO. P. UPTON

Bernhard Ziehn, accomplished scholar in musical literature and the foremost master of musical science in this country, was born in the old historical city of Erfurt, Thuringia, January 20th, 1845; came to Chicago in 1868; was married in 1877; had one daughter, Isolde, who died in 1887 and a son, Robert Sebastian, still living; died September 8, 1912. Such are his vital statistics.

Bernhard Ziehn was a teacher by temperament, by training and by love of the profession. As a boy he passed through the common and higher schools and then for three years taught school at Mühlhausen. He came to Chicago in the prime of his young and sturdy manhood and taught musical theory and history, mathematics and the German language in the German Lutheran School. It was not until 1871 that he made the study of musical science his life-work, and from that time until almost the very day of his death he devoted himself to that study with an untiring industry, far reaching grasp, and profound knowledge which seems well nigh incomprehensible to the ordinary student of music. The list of works produced by him bear witness to his zeal and enthusiasm as well as to his scientific attainment:

System der Uebungen für Clavierpieler und ein Lehrgang für den ersten Unterricht (German and English). Complete in two books. Hamburg: Hugo Pohle, 1881.

Alte Clavierstücke (I, Präludium und Fuge, in C moll, von Joh. Chr. Bach; II, Burleske in B dur, von Joh. Ludwig Krebs; III, Presto, in B moll, von Carl Heinrich Graun). Bearbeitet und herausgegeben von Bernhard Ziehn. Hamburg: Hugo Pohle, 1883. Series I and II contain remarks on the correct execution of the "Verzierungen" (i. e., musical ornaments) in classic works.

Harmonie und Modulationslehre. Berlin: R. Sulzer, 1888.

Ibid., reprinted in 1910 (Berlin: Chr. F. Vieweg).

Manual of Harmony (Vol. I). Milwaukee: William A. Kaun, and Leipzig, Carl Fr. Fleischer, 1907.

Five and Six Part Harmonies (German and English). Milwaukee: William A. Kaun, and Berlin, Richard Kaun, 1911.

Canonical Studies. A new Technic in Composition. Milwaukee: Wm. A. Kaun Music Co., 1912.

Some of Ziehn's Contributions to Musical Periodicals:

(a) Allgemeine Musik-Zeitung:

„Betrachtungen über den Choralatz nebst Vor- Zwischen- und Nachbemerungen, im Anschluß an die vorgeblich Bach'sche Lufas-Passion“ (1891, No. 27-39).

„Zweiter Beitrag zur Lufas-Passion-Forschung“ (1893, No. 14-18).

„Raff's „Wagnerfrage“ und „Leonore“ (1894, No. 19-26).

„Gehört die unvollendete Bach-Fuge zur „Kunst der Fuge“ oder nicht?“ (1894, No. 33-34).

„Ueber „AltterthümeIn“—Einige Zusätze zu „Raff's Wagnerfrage und Leonore“ (1894, No. 50-52).

„Herr Hugo Riemann und Bach's unvollendete Fuge“ (1895, No. 33-34).

„Ueber Dr. Hugo Riemann's „Geschichte der Musiktheorie im 9-19. Jahrhundert“ (1900, No. 1-7).

„Die alterirten Septimenakkorde mit ihren strengen Auflösungen“ (1902, No. 21-22).

„Ueber den ersten Akkord im Scherzo der neunten Sinfonie von Bruchner“ (1903, No. 28-29).

„Der Nestor der Amerikanischen Dirigenten“ (1904, No. 30-31).

„Ueber neuere und neueste Harmonielehren“ (1906, (44-48).

(b) Die Musik:

„Ueber die Kirchentöne“ (III, 3, pp. 163-75).

Musical science was the one absorbing passion of his life and to that passion he devoted himself uncommercially, unrelentingly and triumphantly. He felt he had a message for the musical world and nothing was permitted to interfere with it. I remember him best as toiling in his little apartment

stress and tumult of the great city without, careless of popular praise, flattery or financial consideration, eager only to work out great problems which lie at the very root of music, to correct grave errors and to promote the real interest of his art by the application of scientific criticism. He was always the strict pedagogue and yet was progressive and kept abreast of the trend of musical composition. With the keen insight of the trained teacher he detected errors which had endured so long unquestioned that they were accepted as truths and swept them with conclusive evidence, as well as traditions which had become objects of reverence in the musical world. Biographers, historians and theorists all suffered at his hands. He did this work kindly yet mercilessly. He was a good fighter withal as witness his sturdy defense of Bruckner and Hugo Wolf. Hugo Kaun well says that the fundamental traits of his character were truth and honor. It is no wonder then that he was a solitary man. This great city was hardly aware of his existence. His musical was cloistered. And all the time he was studying abstruse problems he had to get his daily bread by teaching with great success, as such scholars as Hugo Kaun, Frederick Stock, Wilhelm Middelschulte, Fanny Zeisler, Dr. Sturm, the late Hans von Schiller and numerous others demonstrate. His *Five and Six Parts Harmonies*, *Harmony and Modulation Studies* and *Canonical Studies* show that there is not a volume of musical science or a compilation of modern music, or one of the classics, with which he was not familiar. He knew the latter, his Bach and Beethoven, by heart. For the call of music to him came from the brain, the soul and the heart.

As a man, Bernhard Ziehn was singularly modest in the exhibition of his knowledge. He had strong opinions but was respectful of the opinions of others and candid and discriminating to criticism. Though a musician to every fibre of his being he had none of the mannerisms of petty jealousies too often found in the profession. Apparently stern and rugged of exterior, a musical Bismarck, impertinent of sham and pretense, brusque of speech, and caring nothing for conventions, yet at bottom he was a lover of the beautiful in na-

ture and art and had a tenderness of human sentiment, which manifested itself in the quick and joyous expression of the eye, the strong grasp of the hand, or a chance word which revealed his inner nature. In his younger days his resentment against cruelty, injustice and human suffering nearly led him into anarchism but as time went on this feeling softened down into a kindly socialism. As Kaun again eloquently says: "We who stood near him in life and loved him as a tender father can never forget him." On the last Christmas day he spent on earth he sent me a card with this inscription:

"Forever, since there is no time in Eternity,
And mere wishes, though kindly, are vain,
This message is but to remind you friend
That the absent are with you again."

And a few days before he passed away I had this brief message from him: "The Old Guard never surrenders." Truly, he did not surrender. He died triumphantly and his life was perfected by his death. And perhaps, "the absent are with us again."

GEO. P. UPTON.

Chicago, January 1, 1913.

William Conrad Seipp.

William Conrad Seipp, eines der Mitglieder der Deutsch-Amerikanisch Historischen Gesellschaft von Illinois und ein lebenslängliches Mitglied derselben, war der Sohn von Conrad Seipp, einem der bedeutendsten Geschäftsleute deutscher Abstammung und Gründer der Seipp Brewing Company. William Conrad Seipp wurde am 4. Januar 1851 geboren und erhielt seine Jugend-erziehung in den öffentlichen Schulen Chicagos. Seine geschäftliche Erziehung erhielt er in der großen Brauerei, die unter der Verwaltung seines Vaters stand. Von 1871 an bekleidete er nacheinander die Stelle des Sekretärs und dann des Vize-Präsidenten der Gesellschaft, worauf er beim Tode seines Vaters die Stelle des Präsidenten übernahm, welches Amt er bis zum Jahre 1892 beibehielt, in welchem Jahre er sich von der Tätigkeit in der Brauerei zurückzog und seine Aufmerksamkeit seinen ausgedehnten Grundeigentumsinteressen widmete. In der Zwischenzeit beteiligte er sich an der Gründung der West Side Brewing Company und diente dieser Gesellschaft in den Jahren 1880 bis 1892 als Sekretär, Vize-Präsident und Präsident, auch war er von 1890 bis 1892 Präsident der Consolidated Malting und Brewing Company. An den öffentlichen Angelegenheiten nahm Herr Seipp regen Antheil, war von 1879 bis 1881 Schatzmeister der Stadt Chicago und im nächsten Jahre wurde er als Schatzmeister für Cook County erwählt, welche Stelle er vier Jahre bekleidete, worauf er sich im Jahre 1886 auch von öffentlichen Aemtern zurückzog. Der plötzliche Tod des Herrn Seipp am 18. März 1912 kam als ein erschütternder Schlag für seine Familie, die weitverbreitete Verwandtschaft und seine vielen Freunde.

Herr Seipp war zweimal verheirathet. Seine erste Frau war Fräulein Emma Gud, Schwester des verstorbenen Herrn Louis Gud. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, Philip W. Seipp, der älteste Sohn, welcher Makler an der Board of Trade ist; Edwin W. Seipp, ein Architekt; Clarence C. Seipp, ein Civil-Ingenieur und William C. Seipp, Jr., welcher sich mit dem Grundeigentums-handel befaßt. In zweiter Ehe war er mit Fräulein Phoebe Rehm vermählt, welche ihn überlebt.

William C. Seipp war ein unternehmender, freisinniger Mann, der regen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten nahm und viele Wohltätigkeitsanstalten in freigebiger Weise unterstützte. So schenkte er, wie aus seinem Testament hervorging, dem Deutschen Hospital \$20,000, dem Altenheim \$10,000, dem Alexianer Brüder Hospital \$5,000, dem Michael Reese Hospital \$5,000, dem Uhlisch Waisenhaus \$5,000, der Deutschen Hilfs- und Unterstützungs-Gesellschaft \$5,000, dem St. Joseph's Hospital \$5,000, und dem Art Institute \$5,000. Er war Mitglied vieler Chicagoer Gesellschaften und Clubs, wie der Germania, des Grimmer und South Shore Country Club. Historischen Forschungen brachte er lebhaftes Interesse entgegen, auch war er immer bereit mit freigebiger Hand solche Unternehmungen zu unterstützen.

Herr William Conrad Seipp fand seinen letzten Ruheplatz auf dem Oakwoods Friedhofe am 20. März 1912, tief betrauert von seinen vielen Verwandten und Bekannten und den Freunden, denen er im Leben ein wirklicher Freund gewesen.

Max Eberhardt.

Integer vitae scelerisque purus—

Am 15. Juni dieses Jahres hat mit dem Ableben des Stadtrichters Max Eberhardt das Deutschthum Chicagos einen Mann verloren, dessen Name Jahrzehnte lang viel genannt worden ist in Verbindung mit fast allen gemeinsamen Bestrebungen seiner Stammesgenossen, und der sich stets redlich bemüht hat, das Wohlwollen, welches ihm von allen Seiten bezeigt wurde, auch zu verdienen.

Im Jahre 1843 zu Germersheim in der Pfalz geboren, war Max Eberhardt schon als zehnjähriger Knabe nach den Vereinigten Staaten gekommen. Um so höher war es anzuschlagen, daß er sich hier nicht in dem landläufigen Sinnes des Wortes „amerikanisirt“ hatte, sondern in seinem Denken und Fühlen deutsch geblieben war, vielleicht fast ein wenig zu deutsch.

Seine Eltern hatten ihm eine gute Schulbildung angedeihen lassen und er ist unablässig bestrebt gewesen, den Schatz seines Wissens zu mehren. Von der Natur in schöngeistiger Richtung veranlagt, hat auch der Umstand, daß er die Juristerei zum Beruf wählte, ihn von seiner Vorliebe für die Reim- und Dichtkunst nicht abzubringen vermocht. Zum Rufer im Streit um die Tagesfragen machte seine stille Art ihn wenig geeignet, weit mehr zum Stubengelehrten, und seine Entwicklung zu einem solchen wurde noch dadurch gefördert, daß er—in Cincinnati—als angehender Anwalt zu Bernhard Stallo in die Praxis kam, der ja ebenfalls in erster Linie Gelehrter war und nur nebenher auch noch Volksmann und Politiker. Zur Bedeutung eines Stallo hat es nun unser Eberhardt freilich auf keinem dieser Gebiete gebracht. Aber er ist ein braver Mann gewesen, einer, auf den die anerkennenden Worte der Ode seines geliebten Horaz gar trefflich gepaßt haben, welche diesen Zeilen vorangestellt sind: „untad'ligen Wandels, von Frevel rein!“

Und diesem guten Manne hat auch das Schicksal sich freundlich erwiesen, indem es ihn auf wohlgeebneter Straße durch das Leben wallen ließ. Nachdem Herr Eberhardt sich in Chicago niedergelassen, wurde er hier als noch verhältnißmäßig junger Mann

zum Friedensrichter gewählt. Als nachher infolge einer einschlägigen Gesetzesvorschrift die Friedensrichter nicht mehr gewählt, sondern auf Empfehlungen des Kollegiums der höheren Gerichtshöfe vom Gouverneur ernannt wurden, da genoß Eberhardt bereits einer so guten Meinung, daß solche Ernennung ihm von Termin zu Termin immer wieder zuteil wurde, ohne Unterschied der jeweils am Ruder befindlichen politischen Partei. Hervorgehoben zu werden verdient, daß—als die Friedensgerichte aufgehoben und durch das nunmehrige Stadtgericht ersetzt wurden—einzig und allein mit Rücksicht auf Eberhardt abgewichen wurde von einer Art Uebereinkunft, daß keiner der bisherigen Friedens- und Polizeirichter für einen der neuen Richterposten sollte als Kandidat aufgestellt, bezw. erwählt werden. Der Vorgang erinnerte einigermaßen an die biblische Legende von der Errettung des Lot aus Sodoms Sündenpfuhl und bewies, daß in seiner an Versuchungen aller Art so überreich gewesenen Stellung als Friedens- und Polizeirichter Max Eberhardt all' die Jahre hindurch seine Hände rein zu halten verstanden hatte.

Bis des zunehmenden Alters Last und körperliche Bresthaftigkeit ihn allmählich verhinderten mitzutun, hat Richter Eberhardt einen großen Teil seiner dienstfreien Zeit willig allerlei gemeinnützigen und besonders deutschen Bestrebungen gewidmet. Er war lange Präsident der Deutschen Gesellschaft, stand als Beamter auch mit an der Spitze der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft, wurde, als sich hier eine Ortsgruppe des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes bildete, auch von dieser zum Präsidenten erkoren, u. s. w. Bei größeren deutschen Veranstaltungen war Richter Eberhardt, als Festredner, fast den „ständigen Einrichtungen“ beizuzählen.

Wie regen Geistes der Verstorbene gewesen, erhellt aus dem Umstande, daß er all' diesen mannigfachen Abhaltungen zum Trotz nach Muße erübrigte für die Betätigung auf dem Gebiete der Dichtkunst sowohl wie für gelehrte Abhandlungen über juristische Themata. Für einige dieser Arbeiten ist er von höheren Lehranstalten durch Verleihung der Doktortürde ausgezeichnet worden.

Daß auch das Familienleben des Herrn Eberhardt ein schönes und befriedigendes war, verstand sich bei einem Manne von

seinen Eigenschaften fast von selbst, und so kann man wohl sagen, es habe dieses Menschendasein, inmitten des Getümmels der Großstadt, von dem es umgeben war, zu einem förmlichen Idyll sich gestaltet.

Eine Kampfnatur war der Verstorbene nicht, aber es ist ihm auch nie zugemutet worden, sich als solche zu erweisen; ihm ward das stille und bescheidene Glied zuteil, welches ein Bibelwort den Friedfertigen verheißt.

Am 18. Juli hat man den Entschlafenen unter zahlreicher Beteiligung auf Rosehill zur letzten Ruhe gebettet.

Adolph Arnold.

Adolph Arnold, eines der ältesten Mitglieder der Deutsch-Amerikanisch Historischen Gesellschaft von Illinois, starb am 6. August 1912 und wurde am 9. August auf dem Graceland Friedhofe zur letzten Ruhe gebettet.

Adolph Arnold wurde im Jahre 1849 zu Guben, Brandenburg, geboren und kam kaum zehn Jahre alt im Jahre 1859 mit seinen Eltern nach den Vereinigten Staaten und zwar direkt nach Chicago. Nur kurze Zeit konnte der junge Mann die hiesigen Schulen besuchen, da er gezwungen war, für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen, doch was er vielleicht dabei an seiner Erziehung versäumte, das ersetzte ihm die praktische Lebenserfahrung in der aufgeregten und wechselhaften Zeit während und nach dem Bürgerkriege, sodaß er als Mann im späteren Leben in reger, geistiger Weise seiner vollen Pflicht genügen konnte. Das Jahr 1866, fand ihn kaum 17 Jahre alt, bereits in dem Fleischergeschäft thätig, welchem Unternehmen er seine volle Energie bis zu seinem Lebensende widmete.

In wie weit sein Geist in richtiger, menschlicher Weise seinen Ausweg suchte, das zeigt sein Verhalten seinen vielen Angestellten gegenüber, denen er in jeder Weise ein Freund in Rat und Tat war. Es war sein eifriges Bestreben, seinen Angestellten und Freunden zu einem eigenen Heim und zur Unabhängigkeit zu verhelfen, weshalb er vielfach Anleihen für solche Zwecke machte, die sie nach eigenem Belieben zurückzahlen konnten. Was seine sonstige Wohlthätigkeit anbetrifft, so ist nicht viel darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen, denn seine Gaben erfolgten in einer solchen Weise, daß der Zweite nie direkt etwas davon erfuhr. So war der Mann, der aus Nichts ein großes Unternehmen schaffte, das heute eins der größten seiner Linie ist und von seinen Söhnen im Sinne des Vaters fortgeführt wird.

Direkt am politischen Leben beteiligte sich Adolph Arnold nicht, doch nahm er regen Anteil an öffentlichen Angelegenheiten und fehlte nie, wenn es sich um ein gemeinnütziges Unternehmen handelte. Auch stand er deutschem, gesellschaftlichem Wesen nicht fremd gegenüber. Er war Mitglied der Lessing Freimau-

rer-Loge, No. 557, Meister vom Stuhl derselben, Mitglied des Consistorium und der Schreiner, Mitglied des Orpheus Gesang-Vereins, sowie Mitglied mehrerer anderer deutschen Gesellschaften, die den freisinnigen Mann in stiller Trauer vermissen.

Im Jahre 1873 heiratete Adolph Arnold Fräulein Minnie Kossack, die ihm sechs Kinder gebor, von welchen drei in jugendlichem Alter starben. Seine Frau wurde ihm im Jahre 1886 durch den Tod entrißen, doch vermählte er sich im Jahre 1890 zum zweiten Male und zwar mit Fräulein Minnie Gloy, welcher Ehe zwei Kinder entsprossen.

Emsig tätig von frühester Jugend, voller eiserner Lebenskraft und Energie, begabt mit einem offenen, freien Blick, voller Menschenkenntnis und warmer Nächstenliebe, so gestaltete sich das Leben dieses echt deutschen Mannes zu einem vollen Ganzen, bis ihm der Tod ein vorzeitiges Halt zurief.

Leon Mandel.

Leon Mandel, ein Mitgründer und Jahresmitglied der Deutsch-Amerikanisch Historischen Gesellschaft von Illinois, starb am 4. November 1911 in Atlantic City, N. J., wohin er sich zur Wiedererlangung seiner Gesundheit begeben hatte, und wurde am 7. November in einem Privat-Mausoleum auf dem Rosehill Friedhofe zur letzten Ruhe beigesetzt.

Leon Mandel, am 10. September 1841 in Kerzenheim in Bayern geboren, kam kaum 11 Jahre alt im Jahre 1852 mit seinen Eltern nach Chicago, wo er, mit Ausnahme der Zeit von 1876 bis 1892, die er in New York im Interesse seiner vielseitigen Geschäfte verbrachte, bis zu seinem Lebensende seinen Wohnsitz aufschlug. Nur ganz kurze Zeit konnte er dem Schulbesuche widmen, denn bereits im Jahre 1853 trat er als „Cash Boy“ in den Dienst der Schnittwarenfirma Roß & Foster, damals das größte Geschäft westlich von New York. Bereits zwei Jahre später, im Jahre 1855, eröffnete er mit seinen zwei Brüdern an Clark und Van Buren Straße ein Geschäft, welches mit großer Umsicht und Energie betrieben, bald eins der besten in Chicago war. Der Erfolg war ein bedeutender und das Geschäft bis zum Jahre 1871 so weit emporgewachsen, daß die jungen Geschäftsleute den Bau eines eigenen Gebäudes an State und Harrison Straße in die Hand nahmen. Ehe sie jedoch das Geschäft dort eröffnen konnten, legte das Chicago Feuer dieses Gebäude wie auch den ganzen Geschäftsteil der Stadt hinweg, und mittellos standen die Brüder am Grabe ihrer bisherigen Erfolge. Dieses Unglück, das so manche Hoffnungen zerstörte und so manches Unternehmen vernichtete, konnte den Mut und das Selbstvertrauen der jungen Kaufleute nicht untergraben und bereits nach wenigen Tagen sehen wir sie wieder fleißig an der Arbeit, den erlittenen Schaden auszumergen. Seit dieser Zeit ging der Fortschritt des Unternehmens mit Riesenschritten vorwärts und das Geschäft entwickelte sich zu einem der beliebtesten Kaufplätze der Stadt und gewann einen Ruf weit über die Grenzen des Landes hinaus.

Im Jahre 1901 verlegten die Gebrüder Mandel ihr Geschäft in das Gebäude an State und Madison Straße, wo es sich in dem

von Zeit zu Zeit vergrößerten Gebäude weiter entwickelte, sich noch immer der alten Beliebtheit erfreut und ein Denkmal der eiserne Energie und Arbeitskraft der drei Brüder Mandel ist. Leon Mandel war in gewissem Sinne der Geist des Unternehmens und ihm besonders ist der große Erfolg zuzuschreiben, den das Geschäft aufzuweisen hat.

Neben seiner emsigen geschäftlichen Tätigkeit fand Leon Mandel doch die Zeit, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Lebte er doch in einer Zeit der wichtigsten Entwicklungsperioden des Landes und der Stadt Chicago und kann es nicht Wunder nehmen, daß der rege Geist des fähigen Mannes aus den vielseitigen Verhältnissen seine Lehre nahm, was sich in seinem späteren Leben widerspiegelte. Er beschäftigte sich lebhaft mit den Bedürfnisfragen öffentlicher und höhere Erziehung. So gab er der Universität von Chicago Mandel Hall, die ihm zu Ehren so genannt wurde. Er war ein Kunstkenner und freigebiger Unterstützer des Institutes für freie Künste, er stand an der Spitze der Bewegung für die Schaffung einer beständigen Großen Oper—er ist der wirkliche Gründer der jüdischen Handfertigkeitsschule, in der Prof. Vamberger der Welt zeigen konnte, welchen Nutzen eine derartige Schule mit sich bringt.

Leon Mandel war ebenfalls der Gründer des Standard Clubs, war Vorsitzender der Bau-Kommission während der Erbauung des Michael Reese Hospitals und war an allen Wohlthätigkeitsunternehmungen theilhaft. Trotz seines wachsenden Reichthums und Ansehens und der sich stets mehrenden Pflichten blieb er der Freund Aller, die mit ihm in Berührung kamen, und viele seiner früheren Angestellten sehen auf ihn als den Gründer ihrer Unabhängigkeit und ihres Erfolges zurück. Seine Wohlthätigkeit ist auch in seinem Testamente ausgedrückt, worin er außer anderen Gaben an Personen außerhalb seines Familienkreises \$50,000.00 für einen Unterstützungsfond für die Angestellten der Firma und \$50,000.00 an verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten zur Vertheilung brachte.

Leon Mandel heirathete im Jahre 1869 Fräulein Isabella Foreman aus Philadelphia, welche ihn mit den sieben der Ehe entsprossenen Kindern überlebte.

Zwölfte Jahresversammlung

der Deutsch-Amerikanisch Historischen Gesellschaft von Illinois, abgehalten am 12. Februar 1912 im Schiller-Gebäude in Chicago Abends 8 Uhr.

Der Präsident, Herr Dr. O. L. Schmidt, eröffnete die Versammlung und Herr E. W. Raß fungierte unter Einwilligung der anwesenden Mitglieder, als protokollierender Sekretär.

Ueber das verflossene Jahr berichtete der Präsident wie folgt:

Nach dem Tode des Herrn Mannhardt wurden, unter Mithilfe mehrerer Freunde, besonders des Herrn Rattermann, dessen Mitwirkung ganz speziell dem Einflusse des Herrn v. Waderbarth zu verdanken ist, das Aprilheft und später auch das Juli- und Oktoberheft der Geschichtsblätter herausgegeben. Die beiden letzten Nummern besonders hatten einen reicheren Inhalt, wie viele der früheren Hefte, und kamen deshalb auch etwas theurer zu stehen.

Die Bibliothek der Gesellschaft, die sich in der Wohnung des Herrn Mannhardt befunden hatte, wurde mit vielen Büchern, die das Eigentum des Herrn Mannhardt gewesen, in das Gebäude der Chicago Historical Society überführt, wo dieselbe aufbewahrt wird, bis weitere Verfügung darüber getroffen werden kann.

Im Weiteren wurde auf den Bericht der letzten Sitzung des Verwaltungsrates zurückgewiesen. Am 1. Januar 1911 hatte die Gesellschaft nach unsern Büchern 4 Ehrenmitglieder, 43 Lebenslängliche Mitglieder, 241 Jahresmitglieder in Chicago und 120 auswärts wohnende Mitglieder, an welche alle die Vierteljahresschrift regelmäßig versandt worden war. Außerdem wurden die Hefte noch an 23 Personen und 50 Zeitungen frei versandt. Die wirkliche Mitgliederzahl betrug 408 Personen, wovon im Laufe des Jahres jedoch 12 in Chicago wohnende und 6 auswärts wohnende resignirten.

Während des Jahres verstarben die folgenden Mitglieder: die Herren F. Donh, Emanuel Felsenthal, Philip Raas, Emil Mannhardt und Fritz Hof von Chicago und Selmar Pabst von Highland und R. Buerkin, J. Kespöhl, Edward Levi und G. A. Denning von Quinch, Ill.—10 Mitglieder.

68 in Chicago wohnende und 18 auswärts wohnende Mitglieder versäumten es, ihre Beiträge für 1911 zu entrichten, so daß die Gesellschaft in Wirklichkeit nur 294 Mitglieder zählt.

Am 1. Januar 1911 befand sich in der Kassa der Gesellschaft eine Summe von \$ 110.52

An Mitgliedsbeiträgen gingen ein, einschließlich \$100.00
vom Schwaben-Verein \$1141.63

was eine Gesamteinnahme ergibt von \$1252.15

Ausgezahlt wurden

für Porto, Expres und Austausch auf Checks	\$ 82.34
für Druckkosten	725.18
für Kollektionen und andere Auslagen	37.80
für Vorträge	55.00
für Gehalt an Herrn Mannhardt	258.44
für Vergütung an Herrn Baum	50.00

im Ganzen \$1208.76

was am 1. Januar 1912 einen Betrag von . . . \$ 43.39

in den Händen des Schatzmeisters ließ, nachdem alle Rechnungen bezahlt waren.

Der Verwaltungsrat hatte in seiner letzten Sitzung beschloffen, im Jahre 1912 statt der vier Vierteljahresschriften, einen einzigen größeren Band herauszugeben; der Inhalt sollte mehr allgemein deutsch-amerikanischen Interessen dienen, um weitere Verbreitung zu finden. Auch sollten in dem Jahrbuch einige Artikel in englischer Sprache enthalten sein, um auch das nicht deutsch-sprechende Publikum zu erreichen.

Der Bericht wurde mit Beifall angenommen.

Herr Raab stellte dann den Antrag, daß die Anwesenden zu Ehren der verstorbenen Mitglieder sich von ihren Sitzen erheben sollten. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und die Anwesenden erhoben sich in ehrfurchtsvollem Schweigen zu Ehren der Verstorbenen.

Es stellte sich heraus, daß der Bericht der „Elften Jahresversammlung“ nicht im Protokollbuch eingetragen war, und Herr Dilg stellte daher den Antrag, daß dieser Bericht nachträglich an passender Stelle im Protokollbuch eingetragen werde, da das Protokollbuch eine Geschichte der Gesellschaft selbst sei. Der Antrag wurde unterstützt und einstimmig angenommen.

Im Verlaufe einer allgemeinen Besprechung wurde darauf hingewiesen, daß das Interesse der Deutschen für deutsch-amerikanische Geschichte immerfort angeregt werden müsse und es versprochen verschiedene der anwesenden Mitglieder, ihr Möglichstes zu thun, neue Mitglieder zu gewinnen.

Der nächste Punkt der Tagesordnung war die Wahl von Verwaltungsratsmitgliedern an Stelle der ausscheidenden, sowie die Wahl der Beamten der Gesellschaft für das kommende Jahr.

Herr Raab stellte den Antrag, daß zuerst die Wahl der Verwaltungsratsmitglieder vorgenommen werde, welches angenommen wurde.

Durch Ablauf ihres Termines schieden die folgenden Herren aus dem Verwaltungsrate: Heinrich Bornmann, Quinch, Otto Kieselbach, Menbota, Dr. E. P. Raab, Belleville, H. v. Waderbart und J. E. Habicht von Chicago. Herr Habicht hatte bereits vorher resignirt, da er auf längere Zeit aus der Stadt abwesend sein würde und so seinen Verpflichtungen als Mitglied des Verwaltungsrates nicht nachkommen konnte.

Da fünf Verwaltungsratsmitglieder zu erwählen waren, so stellte Herr Kalb den Antrag, daß die Herren Heinrich Bornmann, Cuinen, Dr. E. P. Raab, Belleville, und H. v. Waderbarth, Chicago, für zwei Jahre wiedergewählt und die Herren Ph. S. Dilg und Friz Rebel für zwei Jahre als Mitglieder des Verwaltungsrates der Gesellschaft erwählt würden. Herr Seifert unterstützte den Antrag, welcher einstimmig angenommen wurde, worauf der Präsident die genannten Herren als Mitglieder des Verwaltungsrates für zwei Jahre als erwählt erklärte.

Bei der Wahl der Beamten übernahm Herr Kalb den Vorsitz, worauf Herr Seifert, unterstützt von Herrn Dilg, den Antrag stellte, daß Herr Dr. O. L. Schmidt als Präsident der Gesellschaft wiedergewählt werde. Der Antrag fand lebhafteste Zustimmung und wurde mit einstimmigen Beifall angenommen.

Für das Amt des ersten Vize-Präsidenten schlug Herr Kalb den Herrn Dewes vor. Der Antrag wurde von Herrn Seifert unterstützt und einstimmig angenommen, worauf der Präsident Herrn Dewes als ersten Vize-Präsidenten der Gesellschaft als erwählt erklärte.

Herr Dr. Schmidt stellte dann den Antrag, daß Herr v. Waderbarth zum zweiten Vize-Präsidenten der Gesellschaft erwählt werde. Herr Dewes unterstützte den Antrag, welcher einstimmig angenommen wurde.

Als Schatzmeister der Gesellschaft wurde Herr Consul A. Höltinger einstimmig wiedererwählt.

Der Präsident machte dann darauf aufmerksam, daß der Sekretär der Gesellschaft, den Statuten gemäß, vom Verwaltungsrat ernannt werde.

Hieran knüpfte sich eine lebhafteste Besprechung, an welcher sich die Herren Kalb, Seifert, Dilg, Dewes, Girtten, Rebel, Epohn, H. von Waderbarth, Dr. Schmidt und Max Baum beteiligten, und man kam zur Ansicht, daß es zum Nutzen der Gesellschaft sei, die Stelle des Finanz-Sekretärs zu besetzen und die Auswahl des Sekretärs und die Besetzung dieser Stelle dem Herrn Dr. Schmidt zu überlassen.

Herr Kalb stellte dann den Antrag, Herrn Dilg zum Finanz-Sekretär zu erwählen. Der Antrag wurde von Herrn Seifert unterstützt und einstimmig angenommen, worauf der Präsident den Herrn Ph. S. Dilg als Finanz-Sekretär der Gesellschaft für das laufende Jahr als erwählt erklärte.

Es folgte dann eine weitere allgemeine Besprechung über deutsch-amerikanische Verhältnisse und deutsch-amerikanische Geschichtsforschung, wie auch über Mittel und Wege das Wohl der Gesellschaft zu fördern. Es herrschte die allgemeine Ansicht, daß deutsch-amerikanische Geschichtsforschung von größtem kulturhistorischen Interesse sei. Doch da die Stunde bereits vorgerückt war und keine weiteren direkten Geschäfte vorlagen, stellte Herr Dewes den Antrag auf Vertagung, welcher Antrag angenommen wurde.

E. W. Kalb,

Sekretär der Versammlung.

Beamten der Gesellschaft.

Verwaltungsrat:

1. Jahr:

F. J. Delves
E. W. Kalb
Dr. O. L. Schmidt
Otto C. Schneider
Rudolf Seifert

2. Jahr:

H. Bohrmann, Quincy
Dr. E. P. Raab, Belleville
H. v. Waderbarth
Fritz Nebel
Ph. H. Dilg

Beamten:	Dr. O. L. Schmidt	Präsident
	F. J. Delves	1. Vize-Präsident
	H. v. Waderbarth	2. Vize-Präsident
	A. Solinger	Schatzmeister
	Ph. H. Dilg	Finanz-Sekretär

Mitglieder und Abonnenten-Liste.

Ehren-Mitglieder:

Professor Hermann Onden, Gießen
Professor E. W. Greene, Champaign, Ill.
H. A. Rattermann, Cincinnati, O.

Lebenslängliche Mitglieder:

Adams, Hon. Geo. E.
Arend, Wm. Mil.
Bartholomay, Henry Jr.
Baldentved, Wm.
Brand, Virgil
Busch, Otto C.
Delves, F. J.
Eberhard, Dr. Waldemar
Frankius, Fritz von
Günther, Dr. O.
Grommes, J. W.
Hummel, Ernst
Kalb, E. W.
Klenze, E. F.
Koop, Julius
Longhorst, H. A.
Löhr, Justus
Mablener, A. F.
Mannhardt, Wm.
Matthai, Dr. Ph. H.
Mees, Fritz
Ortseifen, Adam

Baeple, Hermann
Bendthorff, Herm.
Koseneg, A. A. v.
Rudolph, Frank
Schaff, Gotthard
Schneider, Otto C.
Seifert, Rudolph
Seipp, Mrs. Conrad
Spoehr, E. A.
Theurer, Jos.
Tried, Jos.
Uihlein, Ed. G.
Vode, Henry
Wader, E. H.
Weiß, John H.
Wieboldt, Wm. A.
Wolf, Adam
Dayton, O.
Neber, Eduard
Greenbille, O.
Rakemberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten:

- | | |
|----------------------------------|---------------------------------|
| Albany, N. Y. | Blum, Simon S. |
| N. Y. State Library | Boehmer, Wilhelm |
| Baltimore, Md. | Borchardt, Alb. F. |
| Gesellschaft zur Erforschung der | Brammer, F. S. |
| Geschichte der Deutschen in Ma- | Brandt, Horace L. |
| ryland. | Brand, Rud. |
| Belleville, Ill. | Braun, David F. |
| Andel, Casimir | Breitung, Alb. |
| Edhardt, Wm., Jr. | Brentano, Hon. Theo. |
| Kath, Elias | Bühl, Carl |
| Merd, Frau Chas. | Büttner, Emil |
| Naab, Dr. C. P. | Bunte, Gustav A. |
| Berlin, Deutschland | Christmann, Dr. Geo. A. |
| Kgl. Universitäts-Bibliothek. | Claussenius, Geo. W. |
| Bibliothek des Kgl. Preuß. | Cutting, Prof. Starr W. |
| Ministeriums für geistliche, Un- | Dabelstein, Sophus |
| terrichts- und Medizinal Ange- | Deuß, Edmund |
| legenheiten. | Deutsch-Amerikanischer National |
| Bismarck, N. D. | Bund, Zweig Chicago |
| State Histor. Society | Diehl, F. |
| Bloomington, Ill. | Dierks, Herm. |
| Behr, Heinrich | Dilg, Phil. S. |
| Reich, Paul F. | Ebel, Emil |
| Bonn, Deutschland | Eberlein, Fred |
| Kgl. Universitäts-Bibliothek | Eitel, Emil |
| Bridge-ton, Mo. | Eitel, Carl |
| Preuß, Dr. Arthur | Ernst, Leo |
| Bryn Mawr, Pa. | Fleischer, Chas. S. |
| Jessen, Prof. Dr. Karl Detlev | Frankel, Julius |
| Chicago, Ill. | Franz, Hugo |
| Anderfon, W. G. | Frommann, Emil |
| Abele, Dr. Ludwig | Gaertner, F. E. |
| Arnold, John P. | Georg, Adolph |
| Bachelle, G. v. | Germania Bibliothek |
| Baum, Max | Girten, M. F. |
| Baumann, Friedr. | Gerstenberg, C. |
| Baur, John | Glogauer, Frik |
| Baur, Seb. | Göb, Frik |
| Beder, A. W. | Grand, Leopold |
| Bergshoff, Herm. G. | Graue, Joh. Geo. |
| Berkes, Gustav A. | Greenebaum, Elias |
| Birk, Jacob | Greisenhagen, O. F. |
| Blum, Aug. | Guntner, C. F. |
| | Grumbacher, Louis |

Habicht, F. C.
 Hahl, A. L.
 Halle, E. G.
 Harnisch, Dr. F. C.
 Harrsch, Ed.
 Henne, Phil.
 Hettich, Wm. A.
 Heuermann, G. W.
 Hehm, Dr. A.
 Hoefer, Frau Katharine
 Hörner, John C.
 Höltinger, Consul A.
 Höltinger, Dr. J. J.
 Höltinger, Dr. Otto
 Hundt, Carl
 Huttman, G. W.
 John, Rev. Dr. A.
 Josetti, Arthur
 Kersten, Hon. Geo.
 Klee, Max
 Knoop, Ernst G.
 Koch, Theo. A.
 Kölling, John
 Köpfe, Chas. C.
 Kohn, Louis O.
 Kraft, Fred W.
 Krause, John M.
 Kuhlmei, Albert
 Ladner, Dr. C.
 Ladner, Oberst Franz
 Lauth, J. P.
 Lefens, Thies J.
 Legner, W.
 Leicht, Edm. A.
 Lüders, Aug.
 Mannhardt, Hans
 Mattern, Lorenz
 Maß, Otto G.
 Mayer, Oscar F.
 Metz, G.
 Meher, Chas. C.
 Müller, Gustav A.
 Nebel, Friß
 Newberry Library
 Nigg, C.
 Orb, John A.

Pappe, Max
 Pietzsch, C. F.
 Pipers, Frau G.
 Public Library
 Ramm, C.
 Recher, D.
 Rhode, A. C.
 Rose, Edm.
 Rubens, Harry
 Rudolph, Joseph
 Rüdheim, Louis
 Sala, Louis
 Sartorius, Ludwig
 Saurenhaus, Dr. Ernst
 Schapper, Fred. C.
 Schmidt, C. W.
 Schmidt, Fred. W.
 Schmidt, Julius A.
 Schmidt, Dr. L. C.
 Schmidt, Dr. O. L.
 Schmidt, A. C.
 Schmidt, Wm.
 Schießwohl, Phil.
 Schoellkopf, Hy.
 Schulze, Paul
 Schulze, Wm.
 Schwaben-Verein
 Schwafer, Wm.
 Siebel, Prof. J. C.
 Staiger, C. M.
 Suder, G.
 Teich, Max
 Terry, Prof. Dr. B. C.
 The Swedish American Historical Society
 Thielen, J. W.
 Traeger, John C.
 Turngemeinde Biblio.
 Uhrlaub, Ad.
 Wackerbarth, G. von
 Wagner, C. W.
 Wagner, Friß
 Weinberger, A. F.
 Wiener, Dr. Alex
 Wild, Dr. Theo.
 Wisom, Felix

- Zimmermann, W. F.
 Zimmermann, Dr. A. G.
 Zelinski, Dr. W. F. von
 Clementon, Pa.
 Schadt, Rev. Thos. A. J.
 Cincinnati, O.
 Wilde & Co., A. C.
 Chpreß Hill, Tex.
 Lohmann, F. S.
 Davenport, Iowa
 Fide, Hon. C. A.
 Matthey, Dr. Carl
 Turngemeinde
 Des Moines, Iowa
 Historical State Dep.
 Dresden, Deutschland
 Kaufmann, Wilh.
 Duluth, Minn.
 Anneke, Perry C.
 East St. Louis, Ill.
 Abt, Paul W.
 Bethmann, Robt.
 Evansville, Ind.
 Scholz, F. J.
 The Willard Library
 Fort Wayne, Ind.
 Machviz, Hermann
 Goettingen, Deutschland
 Kgl. Universitäts-Bibliothek
 Frankfurt am Main
 Städtische Bibliothek
 Franz, Prof. Alexander
 Golden, Ill.
 Emminga, S. S.
 Gotha, Deutschland
 Herz. Landes-Bibliothek
 Grand Rapids, Mich.
 Friedrich, Jul. A. J.
 Greifswald, Pommern
 Rügen-Pommerscher Geschichts-
 verein
 Hannover, Deutschland
 Kgl. Landesbibliothek
 Heidelberg, Deutschland
 Universitäts-Bibliothek
 Highland, Ill.
 Hagen, August J.
 Hobart, Ind.
 Bruebach, Georg
 Indianapolis, Ind.
 Public Library
 State Library
 Keller, Joseph
 Iowa City, Iowa
 State Historical Society
 Joliet, Ill.
 Gehring, Louis
 Ithaca, N. Y.
 Cornell University
 Kiel, Holstein
 Kgl. Universitäts-Bibliothek
 Königsberg i. Pr.
 Kgl. Universitäts-Bibliothek
 Leipzig, Deutschland
 Koberg Buchhandlung
 Madison, Wis.
 State Historical Society of Wis-
 consin
 Manitowoc, Wis.
 Baensch, Emil
 Marburg, Deutschland
 Universitäts-Bibliothek
 McHenry, Ill.
 Strüh, Dr. Carl
 Milwaukee, Wis.
 Public Library
 Franz, Dr. Louis
 Moline, Ill.
 Meese, Wm. A.
 New Haven, Conn.
 Yale University Library
 New York City
 Public, Germ. C.
 Langmann, Dr. Gust.
 Meßner, Ph.
 Steiger, Ernst

- Steiger & Co., C.
Public Library
Niles Center, Ill.
Schmidt, Reb. S.
Normal, Wis.
Engel, Reb. Otto
Oak Park, Ill.
Hansen, S. C.
Kaul, Heinr.
Peoria, Ill.
Cremer, W.
Jobst, Val.
Kleene, F.
Lueder, Frits
Rostoten, Dr. D. J.
Philadelphia, Pa.
University of Pennsylvania
German American Hist. Society
Deutscher Pionier-Verein
Posen, Deutschland
Kaiser Wilhelm Universität
Princeton, N. J.
University Library
Quincy, Ill.
Bornmann, H.
Busch, Julius W.
Did, Frä. Emma
Fid, Adam
Christ, Phil.
Heidemann, A. S.
Kampen, E. W. C.
Krißtemeyer, Emil
Menke, F. W.
Mohrenstecher, O. A.
Denning, Frau S. A.
Pape, L. W.
Public Library
Ruff, W. J.
Rupp, Fred
Schott, Frau J. W.
Sprid, S. C.
Widasch, P. W.
Sommer, Aldo
Steintwedel, Wm.
Van den Boom, J. S.
Wolf, Fred.
Rock Island, Ill.
Haas, Jos. L.
San Diego, Cal.
Hormuth, Joseph
Springfield, Ill.
State Historical Library
St. Louis, Mo.
Mercantile Library
Public Library, Varr Branch
Rothensteiner, Reb. John
Washington University
St. Paul, Minn.
Matt, Jos.
Topeka, Kans.
State Historical Society
Urbana, Ill.
Goebel, Prof. Julius
Utica, N. Y.
Oneida Historical Society
Waukegan, Wis.
Vocher, J. A. S.
Washington, D. C.
Congress-Bibliothek
Weissbaden, Deutschland
S. Römer, Buchhandlung.

Kleine Notizen.

In Parkersburg in West Virginien hat der Gesangsverein „Germania“ sein fünfzigjähriges Bestehen am 6., 7. und 8. September mit drei großen Konzerten, Reden, Umzug und Volksfest gefeiert. Am 22. November fand eine Nachfeier statt zu Ehren der dem Verein vom deutschen Kaiser verliehenen goldenen Medaille, die von Herrn C. W. Vente von Wheeling überreicht wurde.

Am 7. Dezember begingen in Blue Island bei Chicago Dr. H. H. Schmitt und Frau, 76 und 70 Jahre alt, die goldene Hochzeit.

Auf der nächsten Jahres-Versammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft am 12. Februar d. J. wird Dr. Professor Dr. Julius Goebel, von der Universität Illinois einen Vortrag über den **„deutschen Ursprung des amerikanischen Freiheits-Gedankens“** halten, ein Thema, das sicher Viele anziehen wird.

Am April d. J. wird Prof. Herriott von der Staats-Universität von Iowa einen Vortrag halten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

2. **The Americanizing Influence of the Foreign Press in America.**
Address delivered by Emil Baensch of Manitowoc at the Fifty-seventh Annual Convention. Wisconsin Press Association, Milwaukee, July 8th, 1910.
8. **Denkmal der Deutsch-Amerikaner in Dayton, Ohio.**
15. **Verhältnisse in einer kleinen Stadt von Missouri vor 50 Jahren.**
(Aus „Bahnfrei“)..... Von Julius Kaufmann, Philadelphia.
21. **Geschichte der Deutschen Quincy's. XXXIX...** Von Heinrich Bornmann, Quincy.
25. **General W. T. Sherman as a College President.** By David French Boyd.
30. **Die Steuereinkünfte.**
31. **Die Deutschen in der Politik im Staate Indiana.** Bericht des Comites für Deutsch-Amerikanische Geschichtsforschung auf dem siebenten Staats-Convent des Deutschen Vereins von Indiana..... Von Dr. B. A. Fritsch in Evansville, Fortaker.
33. **Vom Büchertisch.**
34. **Die deutsch-russischen katholischen Ansiedelungen in Ellis County im Staate Kansas.**
37. **Die Deutsch-Amerikaner und die deutsche Revolution.**
Von C. F. Koch, Philadelphia.
47. **The German-American Turner Lyric.**
(Aus „Bahnfrei“)..... Von Professor M. D. Learned.
49. **Humor und Pathos bei Fritz Reuter.** (Aus „Für Hans und Herb.“
Von Dr. H. H. Fick, Superintendent des deutschen Unterrichts der Stadt Cincinnati.
53. **Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung.**
55. **†Wilhelm S. Wagner.**
56. **†Emil Geisler, Davenport.**
Nachruf..... Von Dr. August Richter.
59. **Zum Abschied.**
60. **Zur Deutschkunde in „Deutscher Erde.“**
61. **Mitglieder- und Abonnenten-Liste.**



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir leben für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Preis per Jahr \$3.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Vornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. G. B. Raab,
H. v. Waderbarth,
F. G. Habicht.

Für zwei Jahre:

R. J. Dewes,
Mar Eberhardt,
G. W. Kalb,
Dr. D. L. Schmidt,
Otto G. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. D. L. Schmidt, Präsident.
R. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
H. v. Waderbarth, 2. Vize-Präs.
Konj. A. Holinger, Schatzmeister.
Emil Mannhardt, Sekretär.

Comités:

Finanz-Comite. — Dr. D. L. Schmidt,
R. J. Dewes, Otto G. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Mar Eberhardt, H. v.
Waderbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung. —
H. v. Waderbarth, Otto G. Schneider, Rudolf Seifert,
Dr. D. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Frik

Glogauer, Dr. D. J. Kosfoten, Peoria, Ill.
H. Vornmann, Quincy; Wm. A. Meele, Moline.
Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung. —
Der Sekretär, der Präsident, H. Vornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt,
G. W. Kalb, A. Holinger.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

65. Erste Jahresversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.
67. Der Deutsch-Amerikanische National-Bund.
Seine Ziele und was er bisher geleistet Von Dr. Hm. A. Fritsch.
71. Das National-Denkmal der Deutsch-Amerikaner.
Aufruf.
72. Charles Sealsheld über General von Steuben.
73. Address Delivered at the Unveiling of the Steuben Statue, Washington, D. C., December 7th, 1910, by Hon. Richard Bartholdt of Missouri.
79. Peter Mühlenbergs Jugendjahre..... Von E. F. Luch.
81. Der deutsche Ursprung des amerikanischen Freiheitsgedankens.
Auszug aus dem Vortrag, gehalten am 13. Februar 1911 auf dem elften Stiftungsfest der Deutsch Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.
Von Prof. Dr. Julius Goebel.
84. Geschichte der Deutschen Quincy's. XXXX..... Von Heinrich Bornmann.
87. Verdiente Ehrung.
88. Das erste Schützenfest in Illinois.
122. Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung.
Fortsetzung.
124. † Heinrich Emil Mannhardt. †



Deutsch = Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft
von Illinois.**

Preis per Jahr \$5.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Vornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. G. P. Raab,
H. v. Waderbarth,
F. G. Habicht.

Für zwei Jahre:

F. J. Dewes,
Max Eberhardt,
G. W. Kalb,
Dr. D. L. Schmidt,
Otto G. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. D. L. Schmidt, Präsident.
F. J. Dewes, 1. Vice-Präs.
H. v. Waderbarth, 2. Vice-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister

Comites:

Finanz-Comite. — Dr. D. L. Schmidt,
F. J. Dewes, Otto G. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comite. — Max Eberhardt, H. v.
Waderbarth, der Sekretär.

Comite für Historische Forschung. —
H. v. Waderbarth, Otto G. Schneider, Rudolf Seifert,
Dr. D. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz

Glogauer, Dr. C. J. Kostoten, Peoria, Ill.
H. Vornmann, Quincy; Wm. A. Reece, Moline;
Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comite für Literarische Leitung. —
Der Sekretär, der Präsident, H. Vornmann.

Druck-Comite. — Dr. Otto L. Schmidt;
G. W. Kalb, A. Holinger.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

129. Dr. Oswald Seldensticker und die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung.
Von H. A. Rattermann.
168. Der deutsche Einfluß auf die Organisation und Entwicklung der amerikanischen Schule.
Vortrag zur Jubiläums-Versammlung des „Deutsch-Amerikanischen Lehrertages“
in Louisville, am 30. Juli 1895.
172. Aphorismen.
172. Dem Andenken Benjamin Franklins.
Rede gehalten bei der Feier des zweihundertsten Geburtstages Franklins in Cincinnati, 17. Januar 1906..... Von H. A. Rattermann.
180. Eine in Amerika geborene Dichterin Deutschlands. Susanna von Bandemer, geborene Franklin.
Vortrag gehalten im Deutschen Literarischen Klub von Cincinnati am 16. Mai 1906.
Von H. A. Rattermann.
202. Aphorismen..... Von H. A. Rattermann.



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir leben für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft
von Illinois.

Preis per Jahr \$3.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 809 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Organized April 6, 1900.

Verwaltungsrath:

Für ein Jahr:

H. Bornmann,
Otto Kieselbach,
Dr. G. P. Naab,
H. v. Waderbarth,
H. G. Habicht.

Für zwei Jahre:

H. J. Dewes,
Mar Eberhardt,
G. W. Kalb,
Dr. D. L. Schmidt,
Otto G. Schneider,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. D. L. Schmidt, Präsident.
H. J. Dewes, 1. Vize-Präs.
Hy. v. Waderbarth, 2. Vize-Präs.
Consul A. Holinger, Schatzmeister.

Comités:

Finanz-Comité. — Dr. D. L. Schmidt,
H. J. Dewes, Otto G. Schneider, A. Holinger.

Archiv-Comité. — Mar Eberhardt, H. v.
Waderbarth, der Sekretär.

Comité für Historische Forschung. —
H. v. Waderbarth, Otto G. Schneider, Rudolf Seifert,
Dr. D. L. Schmidt, Dr. Phil. H. Matthei, Fritz

Glogauer, Dr. D. J. Koskoten, Peoria, Ill.
H. Bornmann, Quincy; Wm. A. Meese, Moline.
Otto Kieselbach, Mendota; der Sekretär.

Comité für Literarische Leitung. —
Der Sekretär, der Präsident, H. Bornmann.

Druck-Comité. — Dr. Otto L. Schmidt,
G. W. Kalb, A. Holinger.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

205. **Die Deutschen in der amerikanischen Geschichtschreibung.**
 Nach einem Vortrag gehalten bei der 25. Jahresversammlung der American Historical Association, in New York am 30. November 1909.
 Von Prof. Dr. Julius Goebel.
212. **Eine Ehrenrettung des Franz Daniel Pastorius** Von H. A. Mattermann.
222. **Die Erinnerung an Emil Rötke.**
 Denkrede gehalten im Deutschen Literarischen Klub von Cincinnati am 26. Feb. 1896.
 Von H. A. Mattermann.
241. **Anton Gaspar Hefing.**
 Ein Charakterbild aus der Sturm- und Drangzeit der Deutschen in Amerika.
 Von E. Denk.
250. **Theodor Erasmus Hilgard.**
 Deutsch-amerikanischer Dichter und juristischer Schriftsteller.
 Von H. A. Mattermann.
260. **Denkrede zur Feier des hundertsten Geburtstages von Ferdinand Freiligrath.**
 Gehalten im literarischen Klub von Cincinnati am 15. Juni 1910.
 Von H. A. Mattermann.
275. **Quincy's Deutsche im Arztege für die Union** Von Heinrich Bornmann.
288. **Bilder aus der Geschichte der deutschen Einwanderung** Von Heinrich Mehner.
 (Schluß.)
296. **Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege** Von Wilhelm Kaufmann.
299. **Der Brand von Chicago** Von Dr. Fr. W. Sch, Cincinnati.
301. **Heinrich Mehner's verdiente Ehrung** Aus dem Nachlaß von Emil Mannhardt.
302. **Druckfehler-Berichtigungen.**
303. **Inhalts-Verzeichniß zum ersten Bande.**

89072934813



b89072934813a



B89072934813A